

Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 79

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2009



325 Jahre
Waldkirche Linnep

Dorfkirche im Sommer

*Schläfrig singt der Küster vor,
schläfrig singt auch die Gemeinde.
Auf der Kanzel der Pastor
betet still für seine Feinde.*

*Dann die Predigt wunderbar,
eine Predigt ohnegleichen.
Die Baronin weint sogar
im Gestühl, dem wappenreichen.*

*Amen, Segen, Türen weit,
Orgelton und letzter Psalter.
Durch die Sommerherrlichkeit
schwirren Schwalben, flattern Falter.*

Detlev Freiherr von Liliencron

„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.
info@lintorf-die-quecke.de · www.lintorf-die-quecke.de

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen – Amt für Kultur und Tourismus –
und die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.
Einzelpreis: € 5,00



ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

| | | | |
|--|-----|--|-----|
| <i>Detlev Freiherr von Liliencron</i> Dorfkirche im Sommer | | <i>Walter Flex</i> Wildgänse rauschen durch die Nacht | 107 |
| <i>Otto Wilms</i> Die Linnepfer Waldkirche | 3 | <i>Richard Baumann</i> 100 Jahre Sozialdienst katholischer Frauen Für die schwächsten Glieder der Gesellschaft | 108 |
| <i>Manfred Buer</i> Breitscheid | 10 | <i>Ursula Leffers</i> 100 Jahre kfd (Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands) in St. Peter und Paul, Ratingen | 114 |
| <i>Manfred Buer</i> Der Hof „Unterschmalt“ im Breitscheider Norden | 12 | <i>Richard Baumann</i> Vor 40 Jahren verließen die letzten Schwestern das St. Marien-Krankenhaus in Ratingen | 118 |
| <i>Friedhelm Hesselmann</i> Chronik des Wirthsnovender Hofes in Breitscheid | 14 | <i>Ludwig Blumenkamp</i> De Blasiusseje | 120 |
| <i>Monika Henrich</i> Erinnerung an Landwirt Peter Großhanten | 25 | <i>Maria Molitor</i> Die wertvolle Kanon | 122 |
| <i>Maria Molitor</i> Die Dröppelminna | 27 | <i>Ewald Dietz</i> Dor reite Kniff Wie et früher be-i de Jru-eteldere toujing | 124 |
| <i>Paul Fleming</i> Wie er wolle geküsset seyn | 30 | <i>Andreas Preuß</i> 100 Jahre Stromversorgung in Lintorf und Umgebung | 127 |
| <i>Barbara Lüdecke</i> Die Familie Heintges aus Lintorf | 31 | <i>Ernst Rieder</i> Ein Industriegebiet entwickelt sich neu im Lintorfer Norden | 131 |
| <i>Barbara Lüdecke</i> Lintorfer im Kommunikationsregister der reformierten Gemeinde Ratingen von 1666 | 41 | <i>Gina C. Hoffstadt</i> 60 Jahre „Blumen Enk“ in Ratingen-Lintorf | 141 |
| <i>Manfred Buer</i> Vom Dorfschmied zum Schnapsfabrikanten Die bekannte Unternehmerfamilie Stein hatte ihre Ursprünge in Selbeck und Lintorf | 45 | <i>Peter Helmut Laufs</i> 50 Jahre Prinz-Eugen-Corps Lintorf | 142 |
| <i>Manfred Buer</i> Who do you think you are? Der beliebte BBC-Fernsehkoch Rick Stein war 2008 auf den Spuren seiner Familie in Lintorf | 60 | <i>Andreas Preuß</i> 100 Jahre Tell-Kompanie Lintorf | 143 |
| <i>Willi Haufs</i> Eine niederländische Landarbeiterfamilie wird in Ratingen heimisch | 64 | <i>Friedrich von Schiller</i> Mit dem Pfeil, dem Bogen ... | 148 |
| <i>Ludwig Soumagne</i> Alleen | 67 | <i>Edi Tinschus</i> Erinnerungen und Spurensuche Meine Schulwege und unsere Nachbarschaft in Hösel | 149 |
| <i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XXIII. Der Aaper Wald im hohen Mittelalter (10. März 1202) | 68 | <i>Maria Molitor</i> Dor Buur es du-et | 154 |
| <i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Vor 400 Jahren: Ratingen und der Jülich-Klevische Erbfolgestreit | 73 | <i>Friedel Bonn</i> Ärm Lütts Kuh | 156 |
| <i>Friedrich Ahrens</i> Streifzug durch Rater Postgeschichte 200 Jahre Postexpedition, Postwärteramt, Postamt, Postbankfinanzcenter (1. Teil) | 76 | <i>Heinz Weitz</i> Erenneronge an minn alde Heimatstadt Ratingen (Fortsetzung) | 157 |
| <i>Michael Lumer</i> 125 Jahre voller Energie Durch die Geschichte von Balcke-Dürr | 89 | <i>Manfred Buer</i> „Amsel aus der Rheinprovinz“ Eine Schäferhündin aus Ratingen wurde weltbekannt | 160 |
| <i>Wolfgang Diedrich</i> Die Firma HAVERA produzierte im Rater Süden Sprudel und Limo vom Feinsten | 98 | <i>Erika Münster-Schröer</i> „Als Polizeibeamter in Polen“ Vor 70 Jahren – Der Zweite Weltkrieg begann am 1. September 1939 | 162 |
| <i>Hans Müskens</i> Die St. Arnold-Gruppe Ratingen im Bund Neudeutschland | 101 | <i>Hermann Tapken</i> Soziale Situation und Lebensläufe Rater Juden nach 1900 (Schluss) | 165 |

| | | | |
|--|-----|---|-----|
| <i>Hans Müskens</i> Jonas Rosner (1914 - 2008) Ein Lehrer in Lintorf | 182 | <i>Michael Baaske</i> Kindernachmittag Am Sondert mit dem Spielmobil Felix Angebot des Ratinger Jugendamtes im Übergangs- wohnheim für Aus- und Übersiedler 1997 bis 2003 | 240 |
| <i>Elfi Lütcke</i> 1892 - 2009 Das Adam-Josef-Cüppers-Berufskolleg im Wandel der Zeit (Schluss) | 183 | <i>Walburga Fleermann-Dörrenberg</i> Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, nimmt mich auf (Matthäus 18,5) Lüder Lüers und sein Lebenswerk – 50 Jahre Kindernotheilfe | 244 |
| <i>Hans Müskens</i> „Das gelbe Schloss“ 40 Jahre Anne-Frank-Schule | 191 | <i>Bläck Fööss</i> Kölscher Stammbaum | 246 |
| <i>Heinrich Hoffmann</i> Der Struwelpeter | 195 | <i>Manfred Buer</i> Nachtrag zu dem Artikel „Eine deutsch-französische Freundschaft – Der Beginn der Partnerschaft zwischen Ratingen und Maubeuge“ von Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann in den „Quecken“ 76 bis 78 | 247 |
| <i>Fränzie Brockskothén</i> 41 Jahre Hauptschule in Lintorf Die Heinrich-Heine-Schule schloss ihre Pforten | 196 | <i>Manfred Buer</i> Bürgermeister Harald Birkenkamp wurde wiedergewählt | 248 |
| <i>Heinrich Heine</i> Mein Kind, wir waren Kinder ... | 198 | <i>Dieter Wellmann</i> Ratinger Wahrzeichen in neuem Glanz Die „Ratinger Jonges“ restaurierten den Dicken Turm | 249 |
| <i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall | 200 | <i>Manfred Buer</i> Geheimnisvolles um den Dicken Turm | 252 |
| <i>Maria Molitor</i> Die fuddelije Döschdeck | 202 | <i>Alfred Dahlmann</i> Laudatio auf Hans Willi Poensgen zur Verleihung der Dumeklemmerplakette 2008 | 254 |
| <i>Werner Frohnhoff</i> 60 Jahre aktiver Sänger im Männer-Gesangverein „Eintracht 02“ Lintorf Meine Erinnerungen | 203 | <i>Jürgen Wilhelm</i> Laudatio auf Dr. Bastian Fleermann zur Verleihung des Albert-Steeeger-Preises | 257 |
| <i>Joachim Zeletzki</i> Fünzig – Nur eine Zahl oder mehr? Eine Zeitreise durch Lintorf | 207 | <i>Manfred Buer</i> Grete Gärtner | 261 |
| <i>Fritz Rolauffs</i> Wie ich die Währungsreform erlebte | 212 | <i>Manfred Buer</i> Werner Beutling | 262 |
| <i>Heiner Faßbender</i> Und was kam dann? | 213 | <i>Manfred Buer</i> In eigener Sache | 264 |
| <i>Hartmut Krämer</i> Ein Lintorfer Original | 217 | | |
| <i>Hanns Peter Keller</i> Und Ort und Stunde hohl | 218 | | |
| <i>Rudi Steingen</i> Zum 20. Todestag des Lyrikers Hans Peter Keller | 218 | | |
| <i>Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann</i> Volkram-Anton Scharf (1906 - 1987) Bekanntester Duisburger Künstler war auch Kunstpädagoge an den Ratinger Innenstadtgymnasien | 219 | Buchbesprechungen: | |
| <i>Elfi Lütcke</i> 30 Jahre Club Ratinger Maler | 228 | <i>Klaus Wisotzky</i> Rheinischer Städteatlas – Lieferung XVII Nr. 89: Ratingen | 268 |
| <i>Hans Müskens</i> Ihre Botschaft ist nicht zu überhören: 25 Jahre Ratinger Kinder- und Jugendchor | 230 | <i>Monika Degenhard</i> Familienbuch der reformierten Gemeinde Linnep 1682 - 1790 | 269 |
| <i>Wolfgang Diedrich</i> Von der Ratinger Rentnerband zum Senioren-Orchester – Seit über 25 Jahre bringen die jung gebliebenen Musiker Freude | 232 | <i>Bastian Fleermann</i> Festschrift „100 Jahre Tellkompanie Lintorf 1909“ | 269 |
| <i>Heinz Erhardt</i> Moderne Sinfonie | 234 | <i>Richard Baumann</i> Erinnerungen an Sabschütz Ein Dorf in Oberschlesien | 270 |
| <i>Franz Naber</i> Spurensuche – Integration in Ratingen und anderswo. Eine Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen vom 18. Januar bis 22. Februar 2009 | 236 | * * * | |
| <i>Michael Höver</i> Rede zur Eröffnung der Ausstellung | 238 | <i>Hans Müskens</i> An der Krippe | 271 |
| | | <i>Werner Bergengruen</i> Kaschubisches Weihnachtslied | 272 |
| | | Bildnachweis | |

Die Linneper Waldkirche

Vorgeschichte, Baugeschichte und Beschreibung eines Baudenkmals,
das in diesem Jahr seinen 325. Geburtstag feiern kann



So steht es in Stein gemeißelt über dem Portal dieser Kirche, deren Bau als Gotteshaus der reformierten Gemeinde Linnepe Anno 1682 begonnen worden ist. Damals bestand die Gemeinde bereits seit mehr als 120 Jahren. Sie war hervorgegangen aus einer um 1556 entstandenen Hausgemeinde auf dem Adelssitz Linnepe. Solche Hausgemeinden hatten sich in der reformationsfreudigen zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf einer ganzen Reihe von bergischen Herrnsitzen gebildet, z.B. auf dem Hause zu Spiek, in der Delling zu Olpe, auf dem Hause Bawir zu Erkrath, auf dem Hause Dorff, auf dem Hause Rade und Engelsfeldt und anderen. In allen Fällen waren es die Aufsitzer, die die reformierten Gemeinden gründeten, ihnen die Räumlichkeiten für die Gottesdienste zur Verfügung stellten und die Prediger beriefen.

Die Gründer, Förderer und Schutzherrn der „nach Gottes Wort reformierten Gemeinde zu und bey Linnepe“ – so nannte sich die Gemeinde in jener Zeit – waren zuerst die Grafen von Neuenahr, insbesondere der sehr einflussreiche Graf Hermann. Er war Graf von Moers, Herr zu Krefeld, Bedburg, Friemersdorf, Flysteden, Roesberg, Rodemachern und Esch an der Sauer, Prokurator auf Schloss

Linnepe und als solcher auch Herr zu Alpen, Wülfrath und Limburg. Er war einer der bedeutendsten Humanisten seiner Zeit, Kaiserlicher Rat, Mitglied des Domkapitels zu Köln und trotzdem ein Anhänger der calvinistischen Lehre. Sein reformatorisches Werk wurde fortgeführt von den Freiherren von Isselstein, die ab 1584 auf dem Hause Linnepe das Sagen hatten.

Die reformierten Gottesdienste auf dem Schloss fanden bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) relativ unangefochten statt. Dann aber begann eine Zeit der Bedrängnis und der Unterdrückung, die Anno 1666 sogar in einem richterlichen Versammlungsverbot gipfelte.

Wie kam es dazu?

Der Westfälische Friedensvertrag, der den Dreißigjährigen Krieg beendete, garantierte allen Glaubensgemeinschaften die freie Religionsausübung unter der Voraussetzung, dass sie im Stichjahr 1624 ihre Gottesdienste in einem öffentlich zugänglichen Gebäude gefeiert hatten, also entweder in einem Bethaus, einer Kapelle, einer Schule oder in einer Kirche. Die Linneper Reformierten konnten nun beim besten Willen nicht nachweisen, dass ihr Gottesdienstort, das Schloss, für jeder-

mann zugänglich war. Somit galt dieser Toleranzartikel für ihre Gottesdienste nicht. Sie wurden damit illegal und waren der Willkür der Behörden ausgeliefert. 1669 stellte ein Richter in Ratingen sogar die Teilnahme an Gottesdiensten auf dem Schloss für jedermann, außer der Aufsitzerfamilie, unter strenge Strafe.

Die Zeit der Unterdrückung währte bis zum Jahre 1672. Durch einen Vertrag, den sogenannten „Religionsvergleich vom 26. April 1672 zu Cölln an der Spree“, zwischen dem Schutzherrn der Evangelischen, dem Kurfürsten von Brandenburg, und dem Schutzherrn der Katholiken, dem Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg, wurden – getrennt nach Konfessionen – diejenigen Orte in den niederrheinischen Herzogtümern Kleve, Jülich und Berg und in den Grafschaften Mark und Ravensberg neu festgelegt, in denen die Religionsausübung in Zukunft erlaubt und garantiert wird. Für Linnepe, das ausdrücklich in der Übereinkunft erwähnt ist, bedeutete das die Aufhebung des Versammlungsverbotes und die Wiederherstellung des Rechts, reformierte Gottesdienste auf dem Schloss abzuhalten.

Dennoch, die schwere Zeit der „Gemeinde unter dem Kreuz“ –

wie man damals sagte – hatte ihre Spuren unter den Gemeindegliedern hinterlassen: Man beschloss, baldmöglichst eine Kirche zu bauen, damit man nicht wieder bezichtigt werden könnte, den Gottesdienst in einem Privathaus auszuüben. Dieser Wunsch traf sich mit den Absichten des Schlossherren zu Linnep, des Freiherrn Vincent Schott von Isselstein, der die Versammlungen in seinem Hause wegen der grassierenden Pestepidemie mit Unbehagen sah. Um den Kirchenbau zu fördern, stellte er der Gemeinde das Grundstück zur Verfügung. Damit war zwar schon ein guter Anfang gemacht, aber woher sollte die bitterarme Gemeinde das Geld zur Bestreitung der Baukosten nehmen?

In dieser Not verfiel man auf den Gedanken, eine Geldsammlung bei den reformierten Glaubensgenossen in den Niederlanden und in dem zu Brandenburg gehörigen Herzogtum Kleve durchzuführen. Die klevische Kollektengenehmigung war bald eingeholt, und in

den Niederlanden konnte man auf eine gewisse Gefebfreudigkeit hoffen, zumal die Freiherren von Isselstein als ursprünglich holländisches Adelsgeschlecht über gute Beziehungen dorthin verfügten. Außerdem war der Bruder des damaligen Linnepers Pfarrers ein weithin bekannter Professor an der Universität von Leyden. Also machte sich der besagte Pfarrer Theodorus Schaeff auf zu einer Kollektenreise ins Klevische und in die Generalstaaten mit dem Ergebnis, dass die damals bedeutende Summe von 3.268 Clevischen Thalern und 14 Stübern zusammenkam. (Das Kollektenbuch mit vielen interessanten Eintragungen befindet sich im Kirchenarchiv.) Damit war der Rohbau der Kirche finanziell gesichert.

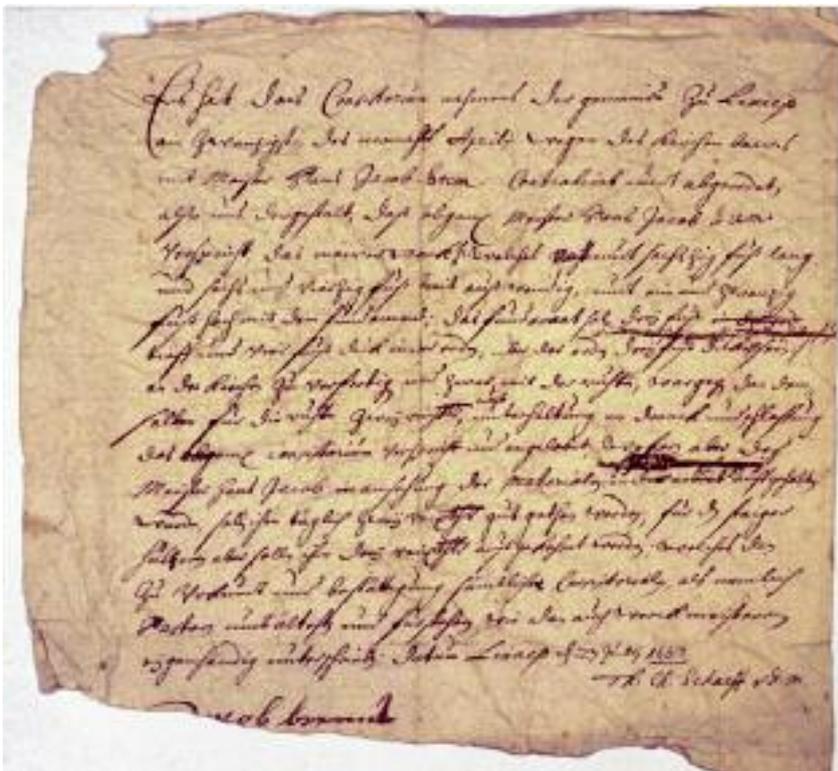
Mit Eifer ging man an die Verwirklichung des Bauvorhabens. Kaum aber waren die Außenmauern begonnen, da ordnete die Herzogliche Regierung zu Düsseldorf die zwangsweise Stilllegung aller Bauarbeiten an mit der Begründung, der Kurfürst von Branden-

burg habe die Zusatzvereinbarungen zum Religionsvertrag von 1672 noch nicht unterzeichnet, und solange das nicht geschehen sei, könne man den Weiterbau nicht gestatten. Erst als die Ratifizierungsurkunde aus Berlin in Düsseldorf eingegangen war, am 5. August 1683, wurden die Bauarbeiten wieder freigegeben. Schon drei Monate vorher hatte die Gemeinde vorsorglich einen neuen Bauvertrag mit dem Rohbauunternehmer abgeschlossen. Er lautet auszugsweise:

Es hat das Consistorium namens der gemeinde zu Linnep am zwanzigsten des monaths Aprilii wegen des Kirchenbawes mit Meister Hans Jacob Brem contrahiret und abgerondet; also und dergestalt, daß obgenannter Meister Hans Jacob Brem verspricht, das mawerwerk /: welches acht undt sechzig fuß lang undt sechs undt vierzig fuß breit außwendig, undt ein undt zwanzig fuß hoch mit dem fundament; das fundament sol drey fuß tieff undt vier fuß dick in der erde, über der erde drey fuß hoch sein :/ an der Kirche zu verfertigen und zwar mit der ruhte, wogegen dan demselben für die ruhte zwey reichsthaler, mit unterhaltung an drank und schlafung das obgemelte consistorium verspricht undt angelobet; wofern aber der Meister Hans Jacob in ansehung der materialien, in der arbeit auffgehalten wurde, sollen ihn täglich zwey reichsthaler gut gethan werden; für die steigerhölzern aber sollen ihn drey reichsthaler außgekehret werden; welches dar zu verkundt undt bestätigung sämtliche Consistorialen, als neemlich Pastoren undt ältesten undt fürstehern, wie dan auch werkmeistern eygenhändig unterschrieben.

Datum Linnep, den 27 July 1683

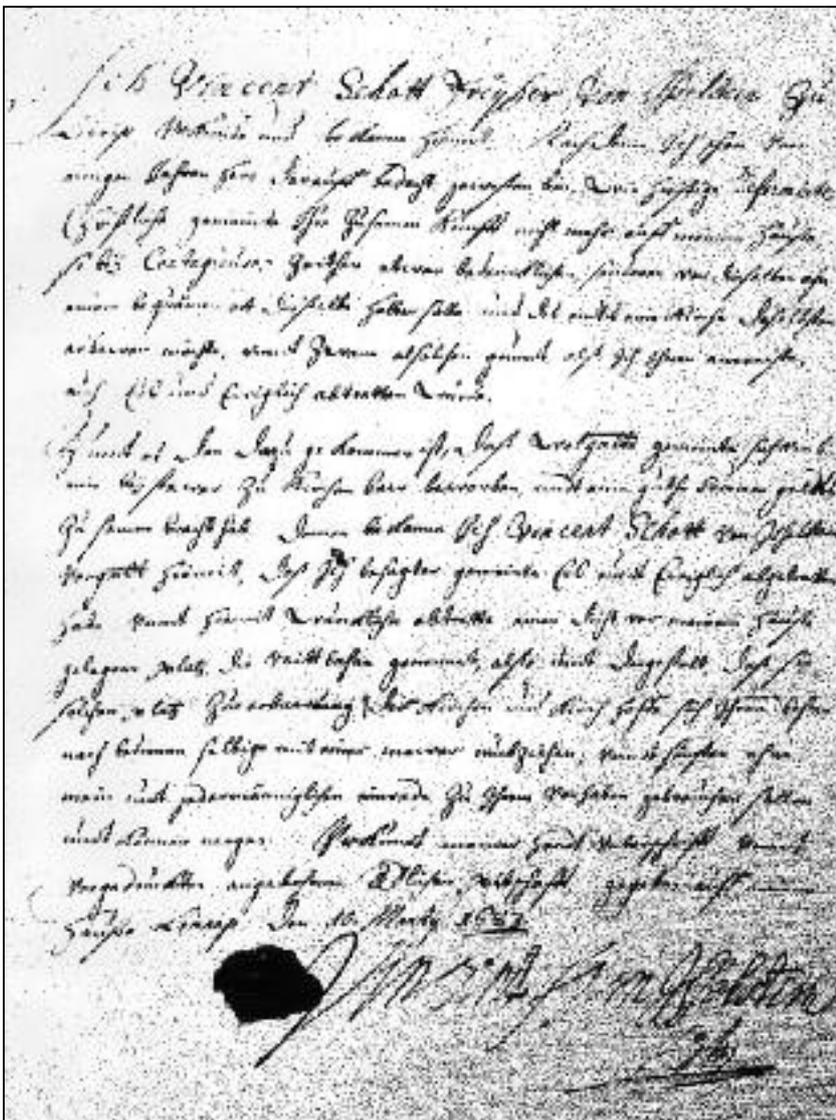
Nun wollte auch der Freiherr Vincent Schott von Isselstein, Herr zu Linnep, nicht zurückstehen und sein Interesse an einem schnellen Fortgang der Bauarbeiten dokumentieren. Er entschloss sich, der Gemeinde das bis dahin nur lose zur Verfügung gestellte Kirchengrundstück endgültig zu schenken. Die Schenkungsurkunde, deren Original im Gemeindearchiv aufbewahrt wird, lautet:



Der Bauvertrag zwischen der reformierten Kirchengemeinde Linnep und dem Baumeister Bremt vom 27. Juli 1683.

(Unterzeichnet von dem Baumeister Jacob Bremt und dem damaligen Prediger der Gemeinde Theodor Christian Schaeff, der den zeitgenössischen Titel „Vocis Dei Minister“ d.h. Diener am Wort Gottes, abgekürzt V.D.M., führte)

Ähnliche Arbeitsverträge mit Leistungsbeschreibungen wurden mit dem Zimmermeister Johann Streudter, dem Hersteller der Kirchenpforte, Hans Hermann Impenberg, dem Glasermeister Tobias Schmidt und dem Kalklieferanten Christian Groß Kamp geschlossen. (Archiv der Evgl. Kirchengemeinde Linnep)



Ich Vincent Schott Freyherr von Isselstein zu Linnep verkunde und bekenne hiemit: Nachdem ich schon vor einigen Jahren hero darauf bedacht geweßen bin, wie hiesige Reformirte Christliche gemeinte Ihre Zusammenkunft nicht mehr auf meinem Hauße, so bey contagieusen Zeithen etwan bedenklichen, sondern vor demselben ahn einem bequämen ort dießelben halten solle, und des endts eine Kirche daselbsten erbauen möchte, und zwarn auf alsolchen grundt, alß Ich ihnen anweise, auch Erb und Ewiglich abtreten würde.

Undt es dann dazu gekommen ist, daß vorgemelte gemeinte, sich um eine Beysteuern zum Kirchenbau beworben, undt eine guthe Summe geldts zusammenbracht hat. Dannen bekenne Ich Vincent Schott von Isselstein vorgemelt hiemit, daß Ich besagter gemeinte Erb undt Ewiglich abgetretten habe undt hiemit wirklich abtrette einen dicht vor meinem Hauße gelegenen platz, die reittbahne genennet, alßo und dergestalt, daß sie solchen platz zur erbauung der Kirchen und Kirchhoffe sich ihrem besten nach bedienen, selbigen mit einer maur umbziehen, undt sönsten ohn mein undt jedermänniglichen einrede zu ihrem vorhaben gebrauchten sollen undt können mögen.

Uhrkundt meiner Handt unterschriefft undt vorgedruckten angebohrenen pitschaft, gegeben auf meinem Hauße Linnep den 10. Marty 1683

Damit hatte das Haus Isselstein seinen Beitrag geleistet. Nun war es an dem Konsistorium und der Gemeinde, dafür zu sorgen, dass die Fertigstellung der Kirche vorangetrieben wurde. Im Spätherbst 1684 war der Rohbau mit seinen 92 cm dicken Bruchsteinmauern und mit einem Dachstuhl aus dünnen Sparren, die an ihren Fußpunkten durch eiserne Zugbänder gehalten wurden, fertiggestellt. Da man wegen Geldmangels nicht weiterbauen konnte, entschloss man sich, die Kirche im Rohbauzustand, ohne Putz an den Wänden, ohne Kirchengestühl, ohne Kanzel und ohne Glocken einzuweihen. Am 5. November desselben Jahres fand der erste Gottesdienst in der Waldkirche statt.

Es sollte noch mehr als vierzig Jahre dauern, bis nach und nach die Inneneinrichtung der Kirche beschafft werden konnte, und das auch nur dank einiger hochherziger Stiftungen und weiterer Kollektenreisen. Für eine Orgel aber mangelte es trotzdem immer noch an Geld. Erst 144 Jahre später sah sich die Gemeinde in der Lage, bei dem Grevenbroicher Orgelbauer Fabritius ein Instrument zu bestellen. Am 3. April 1826 erklang endlich auch in der Waldkirche Orgelmusik.

Soweit die Vorgeschichte und die Baugeschichte.

In den mehr als dreihundert Jahren ihres Bestehens hat die Waldkirche einige Veränderungen erfahren. 1810 wurde eine Sakristei angebaut, das Dach wurde mehrfach erneuert, das Glockentürmchen musste verstärkt werden, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde eine Heizung eingebaut und der ursprünglich aus Holzdielen bestehende Boden wurde durch Steinfliesen ersetzt, die von Heizkanälen erwärmt werden. Die äußere Gestalt des Gotteshauses aber ist im Wesentlichen erhalten geblieben.

Wenn man eine uralte Kirche betritt, dann erwartet man, Kunstgegenstände, Kruzifixe, Heiligenfiguren, Christusdarstellungen und Ähnliches zu sehen. Nichts davon in der Waldkirche. Statt dessen zieren Gedenktafeln und Bibelsprüche die Wände.

Das hat seinen besonderen Grund:



Die Waldkirche heute (nach einer Federzeichnung von Rudolf Kunze)

Die „nach Gottes Wort reformierte Gemeinde“ – so bezeichneten die Linnerer ihre Glaubensrichtung – hielt sich wortgetreu an die Gebote und Verbote der Bibel. Und wenn im 2. Buch Moses, Kapitel 4, Vers 20 geschrieben steht:

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden oder des, das im Wasser und unter der Erde ist“, dann galt das für sie ohne Wenn und Aber. Und doch ist

jedes Detail des Altars, der Kanzel, der Bestuhlung, der Empore und des Orgelprospektes mit Kunstverstand und handwerklichem Geschick ausgeführt worden. Insgesamt bietet die Kirche einen gediegenen und feierlichen Anblick. Und jedes einzelne Stück hat seine eigene Geschichte.

Auf den Innenaufnahmen ist die ursprüngliche Sitzverteilung der Gottesdienstbesucher dargestellt. Sie ist ein Abbild der Sitzordnung bei den Gottesdiensten im Hause

Linnep. Zu keiner Zeit wurde sie als Ausdruck von Privilegien betrachtet. Im Gegenteil, in der Gemeinde gab es für niemanden Sonderrechte, auch nicht für die Schlossherrschaft. Allein das von allen Gemeindegliedern frei gewählte Consistorium bestimmte über Tun und Lassen. Jegliche Einmischung – von welcher Seite auch immer – wurde streng zurückgewiesen.

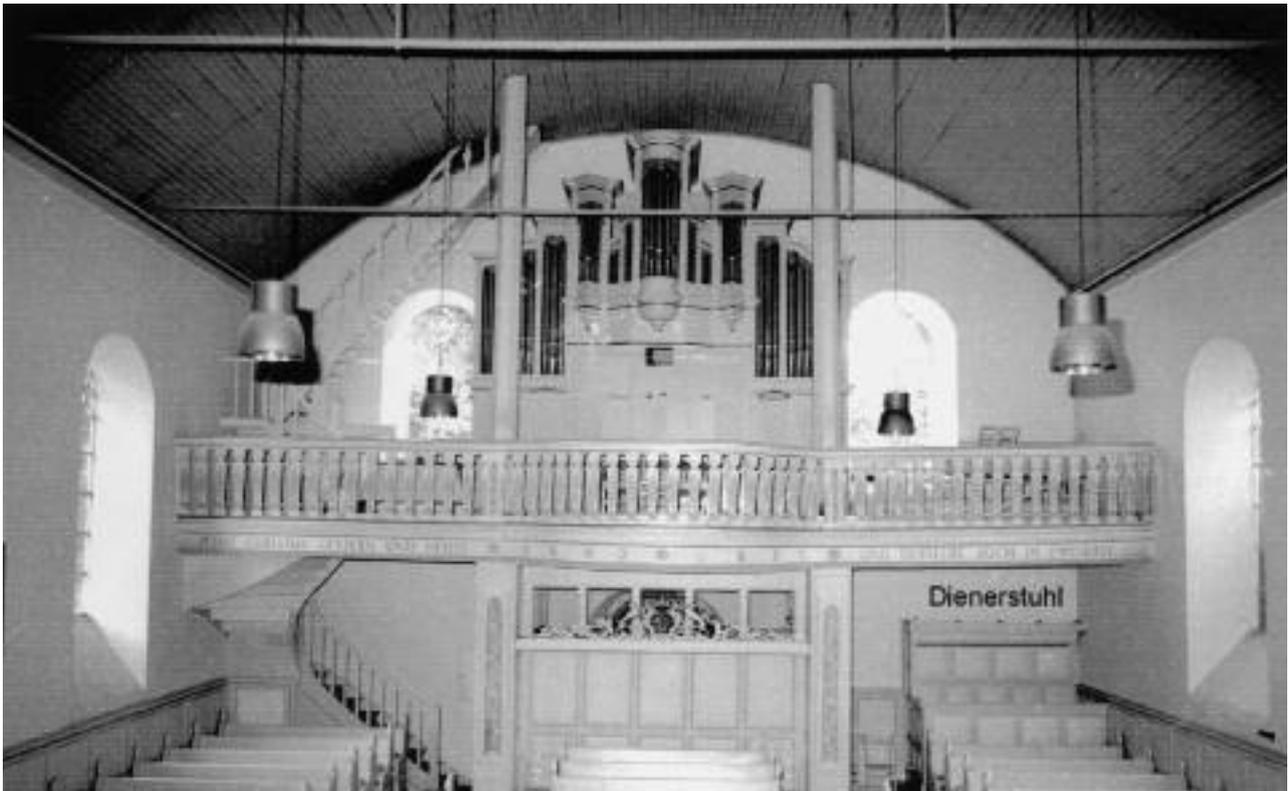
Die Sitzordnung hat sich in den 300 Jahren des Bestehens der Waldkirche natürlich geändert. Die längst angeordneten Plätze beiderseits des Altars dienen heute dem Presbyterium und dem Kirchenchor.

Bei der Betrachtung des puritanisch kargen Innenraumes fallen sofort die vier Tafeln an den Seitenwänden des Kirchenschiffes ins Auge. Es sind sogenannte Totenbretter von Familienangehörigen des Hauses Isselstein aus der Zeit des ausgehenden 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts.

Nach niederländischem Adelsbrauch wurden die Wappentafeln (Totenbretter) bei der Einsegnung der Verstorbenen am Fußende des Sarges aufgestellt und vor dem Begräbnis abgenommen, um als Erinnerungstafeln in der Kirche zu verbleiben.



Innenansicht, in Richtung auf den Altar, mit eingezeichneter Sitzverteilung
Auf dem Foto von 2002 sind die Totentafeln noch an der Stirnwand beiderseits der Kanzel angebracht



Innenansicht, in Richtung auf die Empore, mit Markierung des „Dienerstuhls“, der den Linneper Schlossbediensteten zugewiesen war

An der linken Seitenwand befindet sich in Höhe des Altars eine üppige Wappentafel. Sie erinnert an Jacob Graf von Wassenaer, Freiherrn von Obdam, Henssbruch, Spierteich, Hochmeer, Zutwyck, Kernhem, Lage, Twickelo, Linnepe und Wülfrath, Ritter des Königlich Dänischen Ordens vom Elephant. Erster General der Reiterei vom Staat der Vereinigten Niederlande, Gouverneur der Stadt Herzogenrath und deren darunter gehörigen Festungen.

Er war vom 24.10.1708 bis zu seinem Tode am 24.5.1714 Herr zu Linnepe, hat jedoch nicht auf dem Schloss residiert und ist auch nicht in Linnepe begraben worden.

Er hat den Innenausbau der Kirche wesentlich gefördert und beeinflusst. Zu seiner Zeit wurden die Kanzel und die Empore eingebaut. Unter der Balustrade der Empore sieht man eine Grafenkrone mit einem stilisierten „W“, wahrscheinlich ein Hinweis darauf, dass der begüterte niederländische Graf der Stifter war.

Der Bibelspruch an der linken Seitenwand, eine feine Stickarbeit, ist ein Geschenk der Freifrau Dorothea von Owstien. Sie entstammte der bekannten Ratinger Industriellenfamilie Brügelmann, der das Haus Linnepe in der Zeit von 1833 bis 1855 gehörte. Der Ehemann der Spenderin, Julius

Georg Freiherr von Owstien, war preußischer Kavalleriemajor. Er wurde 1854 nach Görlitz versetzt. Sie folgte ihm, nachdem sie 1855 ihr väterliches Erbe, das Haus Linnepe, an den Reichsgrafen Ferdinand von Spee verkauft hatte.

Im Boden hinter dem Altar liegt eingesenkt eine große Grabplatte mit fünf Wappen. Lange Zeit hat man geglaubt, dass sie an einen Angehörigen des adligen Hauses Issselstein erinnert. Deshalb hat man ihr bei der letzten Renovierung der Kirche den Ehrenplatz hinter dem Altar zugewiesen. Ursprünglich lag sie im hinteren Teil des Kirchenraumes. Allerdings lie-



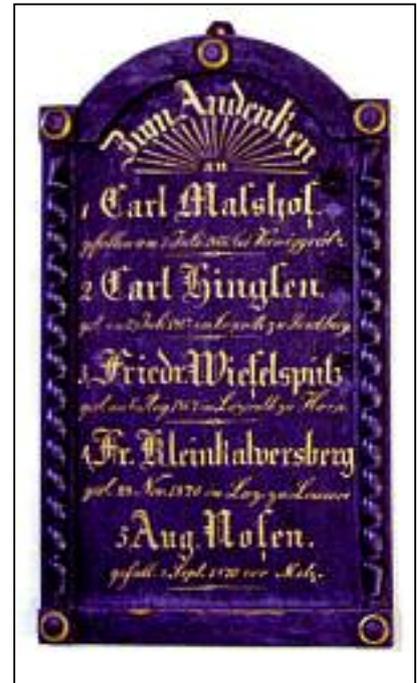


Ben die Wappen Zweifel daran aufkommen, ob es sich um ein Issselsteinisches Familienmitglied handelt. Man versuchte mit den Methoden der Beweissicherung die Aufschriften der Grabplatte, die durch die Jahrhunderte verwittert waren, zu entziffern. Das Ergebnis war verblüffend. Die stark verwitterte Schieferplatte war die Grabaufgabe der „woedel und tugend reichen Frau Maria Schubart“ (gestorben am 9. Oktober 1693), der Ehefrau des Rittmeisters Glasing, der zu jener Zeit im Auftrage der Bergischen Regierung die Wildpferdezucht in den Wäldern südlich von Breitscheid beaufsichtigte.

Die Tatsache, dass eine Bürgerliche und nicht eine Angehörige des Landadels unter einer aufwendigen Grabplatte in der Kirche beigesetzt worden ist, ist bezeichnend für die Denkweise der Reformierten, die bibelgemäß davon ausgingen, dass vor Gott alle Menschen gleich sind, mögen sie sich in der Welt auch noch so sehr nach Stand und Vermögen unterscheiden. Das Kriterium dafür, ob jemand in der Kirche begraben wurde oder nicht, war folgerichtig nicht eine Frage des Standes, sondern allein der Verdienste, die sich jemand um die Gemeinde erworben hatte. So ruhen mehr Bürgerliche als Adelige unter dem Kirchenboden. Und einige Linnepers Herrschaftsangehörige sind nicht in der Kirche, sondern auf dem dahinter gelegenen Kirchhof bestattet worden, z.B. der Freiherr und die Freifrau von Hacke, geb. Freiin von Issselstein, deren Totenbretter allerdings in der Kirche hängen (siehe unten). Sie kümmerten sich zu Lebzeiten kaum um die Gemeinde, und nicht nur das: Der Oberst Freiherr von Hacke ließ seine Truppe mehrfach sonntags während des Gottesdienstes „mit hellem Trommelschlag“ vor der Kirche aufmarschieren, wodurch die Predigt unterbrochen werden musste, ein „Ärgernuss“ für die

Kirchenbesucher, wie es im Protokollbuch des Consistoriums nachzulesen ist. Verständlich, dass man dem Obersten und seiner Frau das Grab im Gotteshaus verweigerte.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich in vielen Gemeinden der Brauch, ihren im Krieg gefallenen Gemeindeangehörigen in der Kir-



Die älteste Gedenktafel in der Linnepers Waldkirche



Johann Wilhelm Freiherr von Hacke, Ihrer Durchlaucht zu Pfalz b. d. Infanterie bestellter Obrist (+ 24.11.1720)

Lowise Freifrau von Hacke, geb. Freiin von Issselstein. (+ 18.9.1720)

che ein Denkmal zu setzen. Dazu mag der Umstand Anlass gewesen sein, dass viele Kriegstote in fremder Erde und nicht auf dem heimischen Friedhof ruhen. Die Linneper konnten sich aufwendige Denkmäler nicht leisten, und so schlossen sie sich dem Brauch an, indem sie Gedenktafeln in ihrer Waldkiche aufhängten.

Für die Opfer des Zweiten Weltkrieges existieren keine Andenkentafeln. Stattdessen wird im Archiv ein Buch aufbewahrt, in welchem die Lebensdaten, ein kurzer Lebenslauf und ein Lichtbild von jedem im Krieg gefallenen oder vermissten Gemeindeglied enthalten ist.

Wie durch ein Wunder ist die Waldkirche im Zweiten Weltkrieg von Schäden verschont geblieben, obwohl in der Nähe einige Flugabwehrstellungen lagen, die bekanntlich bevorzugte Bombenziele waren. Nach Kriegsende fanden die britischen Besatzungstruppen in dem Posaunenengel auf dem Glockentürmchen ein willkommenes Ziel für Schießübungen. Sieben Durchschüsse von Handfeuerwaffen zeugen davon. Als man den Engel später im Zuge einer Kirchenrenovierung neu vergolden ließ, hat man die Einschusslöcher bewusst nicht zuschweißen lassen. Man wollte die Erinnerung an eine schwere Zeit bewahren.



Der Geusenengel mit seinen Einschusslöchern

Überhaupt hat es mit dem Posaunenengel seine besondere Bedeutung: Man findet diese Art der Turmzier häufig auf Kirchtürmen in

den Niederlanden. Das ist nicht nur ein Hinweis darauf, dass die betreffende Kirche ein reformiertes (niederländisch-calvinistisches) Gotteshaus ist, es ist auch ein Relikt aus dem Freiheitskampf der Niederländer gegen die spanische Vorherrschaft seit 1566. Damals nannte man die schlecht ausgerüsteten Holländer verächtlich „Die Geusen“ (abgeleitet von dem französischen Wort „Les gueux“, zu deutsch Hungerleider, Bettler). Später wurde daraus ein Ehrenname, und auch der Posaunenengel wurde zum „Geusenengel.“

Die Linneper Reformierte Gemeinde, die sich bis zur Französischen Revolution in der Patenschaft der holländischen Synode befand, hat damals den Geusenengel als Zeichen der Verbundenheit mit den dortigen Glaubensbrüdern auf dem Glockenturm ihrer Kirche angebracht.

Otto Wilms verfasste mehrere Aufsätze und Schriften zur Geschichte Breitscheids, über die Herren auf Schloss Linneper sowie die Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Linneper. Er verstarb im Januar des Jahres 2002.

Otto Wilms



Clemens Graf von Spee erzählt ...

Ein zweitägiges Kirchenfest feierte die Evangelische Kirchengemeinde Linneper am 27. und 28. Juni 2009. Sie gedachte an diesem Wochenende der Fertigstellung ihrer Waldkirche vor 325 Jahren. Eingeleitet wurde das Fest am Samstagabend durch ein Konzert des Ensembles „Trutz Nachtigall“, das geistliche und weltliche Musik der Renaissance und des Frühbarock erklingen ließ. Das Vokalensemble hat sich vor allem der Pflege geistlicher Lieder **Friedrich Spees** gewidmet.

Nach dem Gottesdienst am Sonntagmorgen, der ausnahmsweise nicht in der Kirche, sondern im Hof des Schlosses stattfand – vor der Fertigstellung der Waldkirche fanden die reformierten Gottesdienste immer im Schloss statt – gab es um die Kirche herum festliche Bewirtung für alle Gäste und Spiele für Kinder. Zweimal führten die

Konfirmanden ein Stück zur Entstehungsgeschichte der Waldkirche auf.

Einen besonderen Höhepunkt des Festes konnten dann die Besucher am frühen Nachmittag in der voll besetzten Kirche erleben: **Clemens Graf von Spee** war aus dem Schloss herübergekommen, um etwas aus der Geschichte des Hauses Linneper und seiner Bewohner zu erzählen. In launigen Worten berichtete er auch von dem stets guten Verhältnis der seit dem 19. Jahrhundert katholischen Schlossherren und der evangelischen Kirchengemeinde.

Gemeindemitglieder, aber auch Gäste von außerhalb, Spaziergänger und Wanderer genossen an den beiden Tagen des Kirchenfestes die idyllische Atmosphäre rund um die 325 Jahre alte Kirche bei schönem Sommerwetter.

M.B.

Breitscheid

Das Gebiet des heutigen Ratinger Stadtteils Breitscheid war vermutlich bis ins Frühe Mittelalter unbesiedeltes Wald- und Sumpfland. Der Name Breitscheid könnte wie auch einige Flur-, Hof- und Wegenamen des Ortes darauf hindeuten (Nachsilbe -scheid = breite Grenz- und Wasserscheide auf der Ruhrhöhe zwischen Rhein und Ruhr, oder aber auch aus ahd. „scit“ = Scheit = Holz, also etwa „große Waldfläche“¹⁾).

Als erste Siedler drangen wahrscheinlich im 7. und 8. Jahrhundert die Franken in dieses Urwaldgebiet ein, führten Rodungen durch und legten die Sümpfe trocken. Auf den Rodungslichtungen entstanden Hofstätten, welche die Urzellen für die alten Breitscheider Höfe waren, aus denen eine Streusiedlung entstand, die ja eigentlich bis in unsere Zeit nie über einen Ortsmittelpunkt verfügte.

Seit dem frühen 14. Jahrhundert ist der Name Breitscheid urkundlich nachzuweisen, zunächst als Name eines Edelgeschlechtes, das sich vermutlich nach dem damals noch freien Hof Breitscheid benannte. 1304 schwört ein **Otto von Breitscheid** dem Grafen von Berg Urfehde. Im Lehnsregister der Abtei Werden findet sich um 1400 ebenfalls ein Otto von Breitscheid. Doch zu ihren Lebzeiten wohnte auf dem Breitscheider Hof schon kein Mitglied dieses Edelgeschlechtes mehr, der Hof war vielmehr ein Zinsgut des Stiftes Gerresheim geworden und hatte seine Freiheit verloren. Der Ortsname Breitscheid wird in Urkunden 1400 als Breitscede, dann als Breiydscheyde und 1555 als Breedscheide erwähnt.

Nach der Einführung der Ämter in der Grafschaft Berg und dem Bau der Burg Landsberg (1276 - 1291) als Grenzfestung gegen die Stifte Essen und Werden wurden die Honschaften Breitscheid (mit Selbeck), Mintard und Laupendahl Teil des Unteramtes Landsberg im alten bergischen Amt Angermund. Im Jahre 1715, als **Erich Philipp Ploennies** das Herzogtum Berg im Auftrage seines Landesherrn



Das Wappen von Breitscheid zeigt ein schwarzes, springendes Pferd auf goldenem Grund. Es wurde 1937 von dem Düsseldorfer Heraldiker **Wolfgang Pagenstecher** entworfen.

Dabei handelte es sich um eine Auftragsarbeit der Verwaltung des 1930 neu gebildeten Amtes Ratingen-Land. Gleichzeitig entstanden auch die Wappen von Lintorf, Eggerscheidt, Hösel und Homberg. Das Pferd steht symbolisch für das einst riesige herzogliche Wildpferdegestüt, das sich bis zum Jahre 1814 in den Markenwäldern unserer Heimat befand. Breitscheid lag geografisch etwa im Mittelpunkt dieses Gebietes.



Ausschnitt aus der von **Erich Philipp Ploennies** (1672 - 1751) im Jahre 1715 gezeichneten Karte des Herzogtums Berg (Oberamt Ratingen) mit einigen Breitscheider und Selbecker Höfen

Johann Wilhelm II. erstmals kartografisch erfasste, gehörten die Selbecker und Breitscheider Höfe zum Oberamt Ratingen. Aus dem alten Amt Angermund (von Ploennies auch „Küchenamt“ genannt)

1) **Heinrich Dittmaier** „Rheinische Flurnamen“, Röhrscheid-Verlag, Bonn, 1963, und **Heinrich Dittmaier** „Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes“, Verlag Ph. C. W. Schmidt, Neustadt a.d. Aisch, 1956

und dem alten Amt Ratingen war ein neues großes Amt Ratingen geworden, das aus einem Unter- und einem Oberamt bestand.

Von alters her war Selbeck eng mit Breitscheid verbunden und bildete sogar lange mit ihm zusammen eine Gemeinde. Auch kirchlich bestand diese enge Verbindung. Die Kirche St. Laurentius in Mintard war die Urfarre der katholischen Bauern in Breitscheid, Selbeck und Hösel. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde Selbeck nach dem 1892 erfolgten Bau der neugotischen Kirche St. Theresia eine selbstständige Pfarrgemeinde, zu der bis 1957 auch die Breitscheider Katholiken gehörten. Nach der Errichtung des neuen Ruhrbistums, zu dem nun auch der Mülheimer Stadtteil Selbeck zählte, wurde eine eigene Breitscheider Gemeinde ins Leben gerufen, die lange Zeit von Kreuzherren-Patres betreut wurde. Die Gottesdienste fanden zunächst in einer Notkirche statt, bis dann im Jahre 1975 die neue St.-Christophorus-Kirche geweiht werden konnte. St. Bartholomäus in Hösel war schon 1913 Rektoratspfarre geworden, nachdem man 1911 eine Kirche an der Eggerscheidter Straße gebaut hatte.



St. Laurentius in Mintard ist die Urfarre für die Katholiken in Breitscheid, Selbeck und Hösel. Der Turm stammt aus dem 11. Jahrhundert



Die Verwaltung des Amtes Ratingen-Land befand sich von 1930 bis 1950 im Gebäude der ehemaligen Bürgermeisterei Eckamp an der Ecke Hauser Allee/Mülheimer Straße in Ratingen

Als die Reformation auch im Bergischen Land ihren Einzug gehalten hatte, gehörten die protestantischen Bauern in Selbeck, Breitscheid und Hösel zur reformierten Gemeinde Linnepe.²⁾ In Hösel gibt es zwar seit 1930 ein eigenes protestantisches Gotteshaus, die Adolf-Clarenbach-Kirche, und einen Pfarrer, selbstständig wurde die evangelische Kirchengemeinde Hösel aber erst im Jahre 1956.

1806 wurden das Herzogtum Berg und seine Ämter durch Napoleon aufgelöst. Von 1806 bis 1813 war unsere Heimat unter französischer Verwaltung. Das Großherzogtum Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf wurde gebildet. Im Jahre 1808 wurde es in vier Departements aufgeteilt: Rhein, Ruhr, Ems und Sieg. Das Rhein-Departement umfasste die drei Arrondissements Düsseldorf, Essen und Elberfeld. Zum Kanton Ratingen, das im Arrondissement Düsseldorf lag, gehörten fünf Mairien (Bürgermeisterämter). Selbeck und Breitscheid waren der Mairie Eckamp und Lintorf der Mairie Angermund zugeteilt worden. Im Jahre 1816 wurde das ehemalige Herzogtum Berg preußisch. Aus Mairien machte man nun Bürgermeistereien. Selbeck und Breitscheid gehörten zur Bürgermeisterei Mintard im Kreis Düsseldorf (ab 1872 Landkreis Düsseldorf). Nach der preußischen Kommunalverfassung erhielt Breitscheid mit dem Ortsteil Selbeck den Status einer „Untergemeinde“ ohne kommu-

nale Selbstverwaltungsorgane. Das sollte sich erst durch die große Gebietsreform von 1929/30 ändern.

Am 1. August 1929 trennte man Selbeck von Breitscheid und wies es der Stadt Mülheim zu. Breitscheid wurde im darauffolgenden Jahr eine selbstständige Gemeinde. Zum ersten Bürgermeister der neuen Gemeinde wurde **Wilhelm Giertz** von der Zentrumsparterie gewählt. Breitscheid war nun Teil des neu gebildeten Amtes Ratingen-Land, das seinen Sitz in Ratingen an der Ecke Hauser Allee/Mülheimer Straße hatte. Dieses Amt war aus den Restgemeinden verschiedener Bürgermeistereien entstanden, die durch die Umgemeindung von 1929 aufgelöst worden waren. Angermund und Lintorf (frühere Bürgermeisterei Angermund), Wittlaer und Kalkum (frühere Bürgermeisterei Kaiserswerth) sowie Eggerscheidt und Hösel (frühere Bürgermeisterei Eckamp) bildeten mit Breitscheid das neue Amt, das nach dem Zweiten Weltkrieg in Amt Angerland umbenannt wurde und seit 1950 seinen Verwaltungssitz in Lintorf hatte. In einer neuen Gebietsreform wird 1975 das Amt Angerland aufgelöst. Lintorf, Hösel,

2) **Otto Wilms** „Geschichten aus der Geschichte der Honschaft Breitscheid - Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Evangelischen Gemeinde Linnepe“ in „Quecke Nr. 63“ (1993)

Eggerscheidt und Breitscheid werden nach Ratingen eingemeindet. Nach 45 Jahren verliert Breitscheid seine Selbstständigkeit wieder und ist heute mit etwa 5.600 Einwohnern der drittkleinste Stadtteil Ratingens.

Alte Breitscheider und Selbecker Höfe (Auswahl):

Ihmesberg, Hummelsbeck, Windhöfel, Stein, Breitscheider Hof, Hasthaushof, Neuvianshof, Pannenberg, Kimpel, Möllscheid, Sandbrink, An der Tenten, Unter- und Oberschmalt, Novener Hof, Fredenberg, Baurstein, Niederstein, Schellberg, Klaumannshof, Groß- und Kleinkemm, Ehrkamp, Rosenberg, Bocksmaul, Fußbein, Apeltrath, Am Rosendahl, Am Hasenbruch.

Viele dieser Höfe existieren heute noch, auch wenn sie nicht mehr alle landwirtschaftlich genutzt werden.

Im Mittelalter waren die meisten dieser Höfe abhängig vom Stift Gerresheim. Andere Grundherren waren der Johanniter-Orden in Wesel, das Kloster Saarn oder die Herren auf Linnepe.³⁾ Auch heute noch sind die Grafen von Spee auf Linnepe und Heltorf Eigentümer vieler Höfe und Kotten.

Die „Quecke“ wird in loser Folge über die Breitscheider und Selbecker Höfe berichten.

Manfred Buer

3) **Theo Volmert** „Schloß Linnepe und seine Bewohner“ in „Quecke Nr. 51“ (1981)

Otto Wilms „Ein Breitscheider, der Geschichte gemacht hat“ in „Quecke Nr. 64“ (1994)

Quellen:

- 1) **Otto Wilms** „Breitscheid - aus der Geschichte einer bäuerlichen Siedlung“, in „Quecke Nr. 62“ (1992)
- 2) **Jakob Germes** „Ratingen im Wandel der Zeiten“ Kapitel VI „Die kommunale Neugliederung 1974 und die neuen Stadtteile Ratingens“ (Wolfgang Welling, Eckart Mundt und Theo Volmert), 5. Auflage, Ratingen 1985
- 3) **Manfred Bachert** „Aus der Geschichte Breitscheids“ in „Quecke Nr. 50“ (1980)

Der Hof „Unterschmalt“ im Breitscheider Norden

Wie bereits in dem kurzen Beitrag über die Geschichte Breitscheids erwähnt, wurden die alten Breitscheider und Selbecker Höfe zum ersten Mal durch **Erich Philipp Ploennies** in seiner „Topographia Ducatus Montani“ von 1715 kartografisch erfasst. Bisweilen mutet uns die von Ploennies verwendete Schreibweise der Hofnamen etwas seltsam an. In den Vorbemerkungen zu seinem Kartenwerk gibt Ploennies dazu folgende Erklärung: „Dieweilen ich gar selten Leute um mich gehabt, welche lesen und schreiben gekonnt, weshalb ich gedachte Namen nach der Leute wunderlichen Ausspruch auch ausdrücken müssen.“ Der aus Speyer stammende Pfälzer Ploennies hatte Schwierigkeiten, das Platt der Lintorfer, Breitscheider und Selbecker Bauern zu verstehen!

Als Bezeichnung für die beiden Höfe „Schmalt“ benutzt Ploennies den Ausdruck „Schmalter“, zeichnet aber unter diesem Namen deutlich zwei Höfe ein. In der Huldigungsliste von 1730, also einem Verzeichnis aller Haushaltsvorstände, ledigen Frauen und Witwen unserer Heimat, angelegt auf Betreiben des **Kurfürsten Karl Philipp** zur Eventual-Erbhuldigung für seinen Bruder Franz-Ludwig,

Erzbischof und Kurfürst von Mainz, da Karl Philipp befürchten musste, keine männlichen Erben zu bekommen, finden wir die Namen „Jann am Oberschmalt“ und „Leeff Nerierts am Unterschmalt“. Etwas später, in der Liste der Rottpflichtigen für den Breitscheider Rottzehnten von 1759, stehen die Namen „Hans Wilhelm Unterschmalt“ und „Adolff Obenschmalt“. Eine durch das preußische Militär um 1840 angelegte Karte unserer Gegend zeigt einen Hof „Schmalt“ mit mehreren Gebäuden, während eine Umgebungskarte Ratingens von 1880 wieder deutlich zwischen zwei getrennten Höfen „Unterschmalt“ und „Oberschmalt“ unterscheidet.

Im Jahre 1900 heiratete **Wilhelm Molitor** aus Lintorf die Breitscheiderin **Gertrud Rosendahl**. Wilhelm Molitor, geboren 1877 in Osterfeld, war der Patenonkel des Lintorfer Schreinermeisters und Möbelschneiders **Willi Molitor**. Gertrud Rosendahls Vater war in einer Heiligenhauser Schlossfabrik beschäftigt und machte eines Tages eine Erfindung, die er sich patentieren ließ. Er verkaufte sein Patent und konnte für den erzielten Erlös seiner Tochter den Hof „Unterschmalt“ als Mitgift mit in die Ehe geben. Wilhelm Molitor war ein



Der Hof „Unterschmalt“ in den 1950er-Jahren

großer, stattlicher Mann, der bei der kaiserlichen Garde in Berlin gedient hatte. Mit seiner Frau bewirtschaftete er nun den Hof. Er wurde fortan in der Familie „der Schmalter“ genannt.

Die Molitors bekamen den Auftrag, die Kaserne in Mülheim mit Milch zu versorgen. Da die auf dem eigenen Hof erzeugte Milch nicht ausreichte, kauften sie Milch von anderen Höfen auf. Auch Wilhelms Bruder **Bernhard**, der Vater Willi Molitors, belieferte den Schmalter Hof mit Milch.

Nach sechs Töchtern wurde dem Ehepaar Molitor endlich als letztes Kind der lang ersehnte **Hoferbe Wilhelm** geboren. Dieser wurde im Zweiten Weltkrieg als Soldat verwundet und geriet in Gefangenschaft, aus der er aber noch 1945 zurückkehrte. In der Kriegszeit bewirtschaftete der Vater mit seiner Tochter **Enna** den Hof. Diese war resolut und furchtlos und konnte mit den Pferden umgehen wie ein Mann.

Wilhelm Molitor jun. heiratete im Jahre 1950 **Elisabeth Wolfgarten** von der Leibeck in Heiligenhaus. Im gleichen Jahr verstarb sein Vater, 1965 dann die Mutter. Das junge Paar trat nun das Hoferbe an. In den folgenden Jahren wurden zwei Söhne geboren, von denen der Jüngere wieder den Namen Wil-



Der Hof beherbergt eine Pferdeponen



Auszug aus einer Umgebungskarte von Ratingen aus dem Jahre 1880



Der Schmalterhof heute: Wohnhaus

helm bekam. Da die Landwirtschaft nicht mehr so rentabel war, nimmt der Schmalterhof seit 1982 Pensionspferde auf, wird aber weiter landwirtschaftlich genutzt. Wilhelm Molitor jun. starb bereits am 30. Mai 1988. Sein Sohn **Wilhelm Molitor III.** ist zwar gelernter Landmaschinenmechaniker, führt den Hof aber weiter. Auch er ist verheiratet und hat zwei Söhne. Und wieder heißt der jüngere Sohn **Mark Wilhelm**, also **Wilhelm IV.** Als ebenfalls gelernter Landmaschinenmechaniker wird er wohl den Schmalterhof in der vierten Molitor-Generation fortführen, allerdings unter Bedingungen, die der heutigen Zeit angepasst sind.

Manfred Buer
(anhand der Aufzeichnungen und Recherchen von Maria Molitor)

Chronik des Wirthsnovender Hofes in Breitscheid

Der Wirthsnovender Hof liegt im Nordwesten des heutigen Ratinger Stadtteils Breitscheid. Durch seine Ländereien fließt der Breitscheider Bach, früher auf alten Karten auch „Wirtzbach“ genannt. Die heutige Anschrift lautet: Baumschulenweg 2. Der Name Wirthsnoven wird 1697 zum ersten Mal im Kirchenarchiv der reformierten Gemeinde Linnep erwähnt.¹⁾ Dort heißt es: Bey Wirth zu Ofen und Willem ten Ofen in Britscheit. Seither waren die Bezeichnungen vielfältig: „Oevens goet“, Gut Tenoven, zu (then) Noffen oder Gut Wirthsnoven. Es ist anzunehmen, dass ein Willem zu Ofen um 1680 Bauer und Wirt zu Ofen war, daher Wirthsnoven. In den folgenden Jahrhunderten blieb dieser Name erhalten. Gleichzeitig erscheint jedoch auf alten Karten ab 1800 der heutige Name Wirthsnovender Hof. Für den Begriff „Ofen, Noven“ haben wir noch keine eindeutige Erklärung. Es gibt verschiedene Möglichkeiten.²⁾ Bezeichnung aus dem Lateinischen, der damaligen Verwaltungssprache, veranlasst durch die Äbtissinnen des Stiftes Gerresheim „NOVEM = 9; NOVUS = neu“; Ofen = Funktion zum Kalkbrennen, Eisen-schmelzen, Ziegelbrennen; Ofen = Topographische Gegebenheit, eventuell offener Raum, Platz oder waldfreies Gebiet. Es könnte auch

sein, dass es sich bei der Bezeichnung „Ofen“ um den Standort einer ehemaligen „Töpferwerkstatt“ handelt. Denn in der „Quecke“ 64 ist zu lesen, dass es im Breitscheider Raum im 12. und 13. Jahrhundert viele kleine Töpfereien gegeben hat.

Die Anfänge

Aus vielen Quellen wissen wir, dass es das Ovens Gut – Gut zu Ofen – Gut Tenoven schon 200 Jahre früher gegeben hat. „DAT OVENS GOET“ wird bereits in einer Heberolle des Stiftes Gerresheim von 1450 erwähnt.³⁾ Obwohl der Schriftzug auf dem Originalpergament stark verblasst ist, nehmen wir an, dass es sich um unseren Hof handelt. Denn auf der gleichen Heberolle werden benachbarte Höfe genannt, die gut lesbar sind.

Mit Sicherheit war um 1450 das Stift Gerresheim (gegründet 870) Grundeigentümer des Hofes. Zum Stift Gerresheim gehörten zwölf Fronhöfe, von denen der Hof Dern als größter Hof der Haupthof war. Er lag nördlich des Stiftes.⁴⁾ Dort gibt es noch heute die Straßenbezeichnungen „Am großen Dern“, Dernbusch oder Dernkamp.

Auf dem Haupt- und den Fronhöfen tagte das Hofgericht unter dem Vorsitz des Fronverwalters.

Hier wurden Angelegenheiten der Aufsitzer der Unterhöfe = Hufe geregelt sowie deren Abgaben festgelegt und empfangen. Die hohe Gerichtsbarkeit (die sich mit Verbrechen befasste) war dem Landesherrn vorbehalten.⁵⁾

Die Hof- oder Lehnsleute waren verpflichtet, sich an den Gerichtstagen auf ihrem Haupthof einzufinden und ihre Abgaben zu leisten. Diese bestanden in alter Zeit teils aus Naturalien, teils aus Geldbeträgen. Eine weitere Abgabe war die Kurmede. Sie fiel beim Tode des Aufsitzers an und musste vom Nachfolger direkt an das Stift Gerresheim entrichtet werden. Sie bestand meist aus dem besten Stück Vieh, wurde später aber auch in Geld bezahlt. Das „Ovens Gut“ war „pferdekurmedepflichtig“.

1) KAL, Akte 113. Die Quellenangaben haben die folgenden Abkürzungen: HSTAD = Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, St. G. = Hauptstaatsarchiv Düsseldorf Stift Gerresheim, KAL = Kirchenarchiv Linnep, FA = privates Familienarchiv.

2) Ausführung Dr. R.A. Mostert, Mülheim.

3) HSTAD – St. G., Akte 21,1.

4) Hugo Weidenhaupt: Kanonissenstift Gerresheim.

5) Hartmut Heikaus: Hofgerichte und Hofrecht.



Der Wirthsnovender Hof der Familie Hesselmann liegt am Baumschulenweg 2 in Ratingen-Breitscheid. Er wird bereits als „dat Ovens Goet“ um 1450 in einer Heberolle des Stiftes Gerresheim erwähnt

Neben dem Grundherren (Stift Gerresheim) hatte auch der Landesherr (seit 1217 die Grafen von Berg) das Recht, je nach Größe und Ertrag eines Hofes eine sogenannte Schatzsteuer zu erheben. Diese musste an bestimmten Tagen an die Kellnerei Angermund abgeführt werden. Darüber sind Aufzeichnungen in Lagerbüchern erhalten.⁶⁾ Eine weitere Verpflichtung mussten die Aufsitzer noch erfüllen: zu festgesetzten Zeiten mussten sie das zum Haupthof gehörige Land mitbearbeiten.

All diese Abgaben und Verpflichtungen wurden von den Aufsitzern der Hufe, die oft nur 30 Morgen groß waren, als schwere Belastung empfunden. Wenn auch die Hofleute im Laufe der Jahrhunderte ein erhebliches Besitzrecht erlangt hatten, das ihnen eine Eigentümerähnliche Stellung einräumte, so blieben doch alle Forderungen der Grund- und Landesherrn bis zur Napoleon-Zeit erhalten. Bei allen Übergaben und Vormundschaftsbelegungen musste die Zustimmung der Äbtissinnen zu Gerresheim eingeholt werden.

Das Hofgericht Dern trat von altersher am Sankt-Andreas-Tag (30. November) zusammen, ab 1566 wird jedoch der Mittwoch nach Ostern als Gerichts- und Zinstag genannt. Später tagte das Hofgericht mehrmals im Jahr, die Äbtissinnen konnten den Termin beliebig festlegen.⁷⁾ Über alle Verhandlungen fertigte der Rentmeister oder sein schreibkundiger Stellvertreter ein Hofgerichtsprotokoll an. Weil es in der damaligen Zeit noch keine verbindlichen Rechtschreibregeln gab, brachten die Schreiber die Namen der Beteiligten so auf das Papier, wie sie diese hörten und sprachlich üblich waren. So kam es oft zu abweichenden Namen.⁸⁾ In den Hofgerichtsprotokollen des Oberhofes Dern wird das Gut als Oevens Goret, Gut Tenoven, Gut Noven oder Gut Noffen regelmäßig mit 23 anderen Höfen des Hofverbandes Dern erwähnt. 1507 erscheint ein Oeven als Abgabepflichtiger; 1520 ein Wilhelm in Aeven. Die Hofgerichtsprotokolle sind in den Folgejahren lückenhaft.⁹⁾ Im Jahre 1588 zahlt der Inhaber des „Gutes Zuvoven“, Wilhelm, je 2 Albus für die Jahre 1587 und 1588. Der Albus war seit dem 14. Jahrhundert eine

im gesamten Rheingebiet verbreitete Silbermünze. Wilhelm then Oven zahlt 2 Albus; 1615 Wilhelm zum Ovens zahlt 2 Albus; 1617 Aleff zum Oven¹⁰⁾ bittet die Äbtissin als Lehnsherrin um die Belehnung des Hofes, die ihm auch gewährt wird. Er leistet zu Gott und auf das Evangelium den üblichen Hofeid. Die Äbtissin (von Gerresheim) als Lehnsherrin erwartet in diesem Dokument, dass man ihrem Dekret vom 29.3. (1617) Folge leistet, sonst droht sie, so zu entscheiden, wie die Gegenseite mehrfach gefordert hatte. Daraufhin erscheint „Aleff zum Oven“, um den Bestimmungen des Dekretes nachzukommen. Er bietet sich an, das Lehen zu empfangen und bittet darum, ihn zur Belehnung zuzulassen. Aleff als Vormund wird die Belehnung zuteil; er leistet zu Gott und auf das Evangelium den üblichen Hofeid.

1621: Der (Inhaber) Aufsitzer des Gutes, Wilhelm „zum Oven“ zahlt 2 Albus; desgleichen geschieht in den Jahren 1625, 1642, 1645 und 1660.

Von 1507 bis 1660 finden wir in den Abgabelisten fast ausschließlich als Aufsitzer Willem, Wilhelm zum Oven. Dabei lässt sich eine Generationenfolge kaum erkennen. Es gibt eine sehr frühe Erwähnung Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Familie Willem ten Ofen (Wilhelm zu Noffen) auf dem späteren Wirthsnovender Hof bekannte sich zur kleinen, reformierten Gemeinde Linnep. Zu dieser Gemeinde Linnep gehörten die Gläubigen aus den Honschaften Breitscheid, Mintard, Selbeck und Hösel. Im Contractus Rusticorum in rave Exercitii religionis, einem Vertrag zwischen der Gemeinde Linnep und dem Wülfrather Prediger Johannes Goldbach aus dem Jahr 1652¹¹⁾ tritt ein Willem zu Noffen als Wahrbürge auf mit den Worten: „Beken ich Wilm zu Noffen, diß wahr zu sein.“

1660 gibt es einen Vertrag, in dem die Übergabe des Hofes von Wilhelm ten Noffen auf Peter ten Noffen dokumentiert wird.¹²⁾ Dieser Peter zahlt jedoch nur einmal 2 Albus, 1676 erscheint wieder Wilhelm zu Ovens als Abgabepflichtiger.

Das 17. Jahrhundert war für die Bevölkerung in unserer Gegend

eine sehr schwere Zeit. Von 1615 bis 1665 forderte die Pest unendlich viele Opfer. Außerdem litten die Bürger unter den Kriegswirren des 30-jährigen Krieges (1618 bis 1648). Häufig überfielen räuberische Truppen die Dörfer, 1632 zerstörten die Pappenheimer (ein Regiment Wallensteins unter Führung von Graf Pappenheim) Lintorf und Mintard. Sie steckten die Kirchen in Brand, so gingen in diesen Jahren wertvolle Aufzeichnungen verloren. Das Stift Gerresheim ist jedoch weitgehend verschont geblieben, so dass wir in den Hofgerichtsprotokollen des Oberhofes Dern immer wieder Zinsabgaben der Aufsitzer des späteren Wirthsnovender Hofes finden konnten.

Im 17. Jahrhundert versuchten die Bewirtschafter der Höfe ihre Agrarflächen im Einvernehmen mit den Landesherrn zu erweitern. Dazu rodeten sie Waldstücke. Sie mussten für dieses „Rottland“ einen jährlichen Rottzehnt an den Landesherrn zahlen.¹³⁾

Die Novener Höfe, nämlich der spätere Wirthsnovender Hof und der spätere Bauersnovender Hof gehörten beide zum Kirchspiel Mintard. Sie hatten aber unterschiedliche Grundherren. Das Ovens-Gut, Gut Tenoven, gehörte schon im 15. Jahrhundert zum Stift Gerresheim, Hofgericht Dern. Der Nachbarshof Tenoven gehörte zum Hofgericht Lintorf, das der Kellnerei Angermund unterstellt war. Im 17. und 18. Jahrhundert lebte auf dem Hof eine Familie Baur, daher wohl der Name Bauersnoven. Diese Familie Baur ist nach der Reformation katholisch geblieben, denn in der reformierten Gemeinde Linnep sind in den Kirchenbüchern keine Aufzeichnungen zu finden. Seit 1829 ist die Familie Kockerscheid Eigentümer von Bauersnoven.

Das Konsistorium der reformierten Gemeinde Linnep tagt 1697, um

6) HSTAD – Lagerbücher Jülich-Berg, Amt Angermund 64/65.

7) Hartmut Heikaus: Hofgerichte.

8) HSTAD – St. G. Akte 5c.

9) HSTAD – St. G. Akte 5b.

10) HSTAD – St. G. Akte 5c.

11) KAL, Nr. 4.

12) HSTAD – St. G. Akte 5b

13) HSTAD – St. G. Domäne Akte 65a.



Der Hof Baursnoven ist der unmittelbare Nachbar des Wirthsnovender Hofes und wird von der Familie Kockerscheidt bewirtschaftet

einen neuen Schulmeister zu wählen. Dazu sind einige „Haußvätter“ der Gemeinde, u.a. auch „Willem ten Ofen in Britscheid“, geladen. Weil noch kein geeigneter Schulraum zur Verfügung stand, soll der Unterricht im „Hauß beim Wirth zu Ofen“ abgehalten werden.¹⁴⁾ Wahrscheinlich war dieses Gebäude zur damaligen Zeit neu errichtet und hatte einen größeren Raum. Es gibt einen Hinweis, dass der Schulunterricht schon in den Jahren ab 1683 mit etwa 30 Kindern unter dem Lehrer Sonnenschein bei der Familie ten Ofen, später Wirthsnoven in Breitscheid stattgefunden hat.¹⁵⁾ Ein dendrochronologisches Gutachten soll noch Auskunft über den Zeitraum der Erbauung des Hauses geben. Der Hof und die Familie zu Ofen werden von nun an in den Kirchenbüchern der reformierten Gemeinde Linnep als Wirthsnoven oder Wirthsnoffen bezeichnet. Im Jahre 1680 beginnen die Aufzeichnungen der reformierten Gemeinde Linnep. Es gibt von da an gut geführte Kirchenbücher über Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Sterbefälle. Daher können wir nun die Generationenfolge auf dem Wirthsnovender Hof genau zusammenstellen.

1693 wird Willem ten Ofen als Erbesessener in der Honschaft Breitscheid erwähnt. Er war von der reformierten Kirchengemeinde Linnep eingeteilt, an bestimmten Tagen und zu festgelegten Zeiten die Glocken der Linnepener Kirche zu läuten, so etwa 1693 am 31.

März, mittags, oder am 11. April, abends, am 30. Mai, mittags. Weitere Termine zum Glockenläuten: 1694, 1699 und 1705.

Der Hofnachfolger Hans-Wilhelm, geboren 1680, betätigt sich ebenfalls als Glockenläuter. Er heiratet 1701 Agnes zu Stein und zieht 1707 auf den Steinshof in Selbeck (heute Niederstein), der damals zur Grundherrschaft Broich gehörte.

1707 verkaufen die Eheleute Hans-Wilhelm und Agnes ten Ofen¹⁶⁾ mit „Wissen und Willen“ ihres Vaters Wilhelmen ten Ofen das

Nutzungsrecht und Inventar des Hofes an Johann Mauritz Clauermann und seine zukünftige Frau Margarethe, geborene Stein, für einen Kaufpreis von 1.000 Reichsthalern. Mauritz Clauermann, geboren 1684, ist der jüngste Sohn des benachbarten Clauermannshofes (heute Kahlenbergsweg 71 in Breitscheid). Er heiratet im gleichen Jahr, zieht nach Wirthsnoven und nennt sich fortan zu Noffen, Mauritz Wirth ten Offen, Mauritz zum Ofen.

Das 18. und 19. Jahrhundert

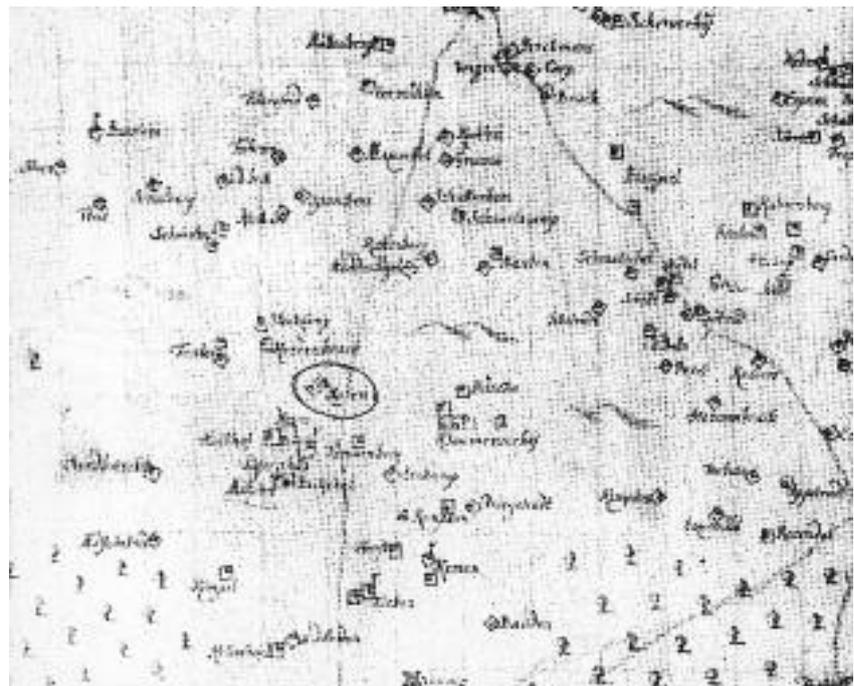
Um 1709 gehörten zum Wirthsnovender Hof Waldgebiete in der Saarer Mark, Grundeigentümer war das Stift Gerresheim.¹⁷⁾ Mauritz zu Noffen gibt neben anderen Aufsitzern mit seiner Unterschrift die Einwilligung, dass der Küster zu Mintard, Johannes Strack, in der Saarer Mark ein Häuschen errichten darf, wenn der Markenherr ebenfalls seine Zustimmung gibt. In den Jahren 1710 und 1733 beantragt Moritz Wirths-Tenoven beim Holzgeding in Lintorf Holz,

14) KAL, Akte 113.

15) Otto Wilms: Linnep - Geschichte der Schulen.

16) HSTAD - St. G. Akte 795

17) HSTAD - St. G. Akte 59, Küsterei Mintard.



Ausschnitt aus der von **Erich Philipp Ploennies** (1672 - 1751) im Jahre 1715 gezeichneten Karte des Herzogtums Berg (Oberamt Ratingen) mit einigen Breitscheider und Selbecker Höfen

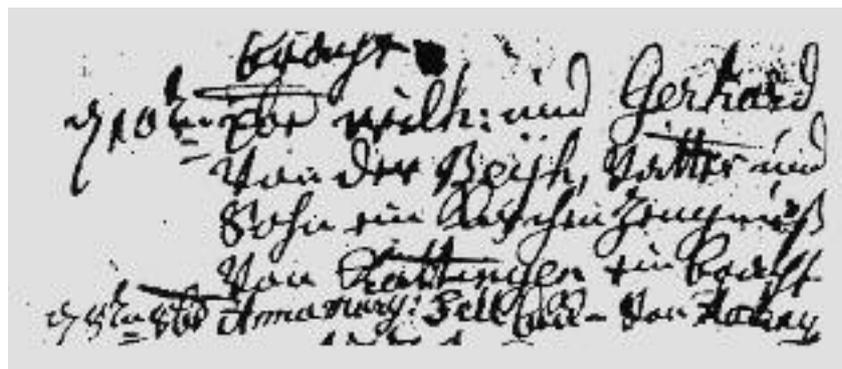
um Reparaturen an Scheunen und Backhaus auszuführen.¹⁸⁾ Nachdem ein Gemarkenförster die Notwendigkeit anerkannt hatte, wurde ihm dieses Holz, allerdings eine kleinere Menge, genehmigt.

Moritz Tenoven und seine Frau Margarete¹⁹⁾ haben offensichtlich auf dem Wirthsnovender Hof mit finanziellen Schwierigkeiten gelebt. Schon 1710 nehmen sie von den Eheleuten Jörben und Agnes Gutzenhoff zu Hösel eine beträchtliche Geldsumme auf, um ihren Kurmuds- und Zinsverpflichtungen gegenüber dem Stift Gerresheim nachzukommen. Erst nachträglich holen sie dafür die Genehmigung der Äbtissin und des Konvents ein.

Zu manchen Höfen im Kirchspiel Mintard gehörte jeweils ein Kotten mit einigen Morgen Land. Eventuell war dieses Häuschen für Familienmitglieder gedacht. Denn das Novener Häuschen wird 1748 als Wohnsitz von Hans-Willm zu Wirthsnofen erwähnt. Häufig hatten die Hofleute auch den Großknecht mit Familie dort untergebracht und ihm die Möglichkeit gegeben, für den Lebensunterhalt seiner Familie Stall und Garten zu bewirtschaften. So wurde unter Moritz Wirths-Tenoven auch der Kotten Wirts Ort, Im Orth, Wirthsnovender Häuschen errichtet. Denn bei Umbauarbeiten im Jahre 2005 wurde ein Eichenbalken mit der Jahreszahl 1739 freigelegt. Dieser Kotten gehörte bis 1859 zum Wirthsnovender Hof, beim Verkauf wurde er von der Familie Momm erworben. Heute wird er von der Familie Koenen bewohnt, seine Anschrift ist Baum-schulenweg 6.

Moritz zum Oven (Wirthsnofen) hat bis 1754 gelebt. Aus den Aufzeichnungen der reformierten Gemeinde Linnep geht hervor, dass er regelmäßig Abgaben und Spenden an die Gemeinde entrichtet hat. Mit seiner Frau Margarete hatte er zehn Kinder.

Moritz zum Oven wird im Protokollbuch der Gemeinde Linnep (Akte 170) häufig erwähnt. Er hat als „Mitteltister“ (Presbyter) manche Aufgaben in der Gemeinde übernommen. Als Abgesandter der Gemeinde nahm er zusammen mit dem Prediger an Tagungen in Hilden, Dinslaken und Urdenbach teil. Eine erwähnenswerte Bemerkung



1769 wird Gerhard von der Bey mit seinem Vater Wilhelm aus Ratingen in die reformierte Gemeinde Linnep aufgenommen

zung in einem Protokoll von 1746 lautet: Mauritz zu Noffen hat seine Bußbezeugung „vor das ärgerliche Leben, so er hat auf Fastnacht zugelassen in seinem Haus“, vor dem Consistorio (Presbyterium) abgelegt.

Der Erbnachfolger von Moritz Wirthsnofen ist der Sohn Hans-Willm zu Wirthsnofen, geboren 1708. Wir haben zwar keinen Übergabevertrag gefunden, wissen aber, dass dieser Hans-Willm zusammen mit seinem Vater Moritz in einer Gerichtsakte des Gerichtes Brügggen (Ratingen, Angertal) erwähnt wird.²⁰⁾ Diese Akte besagt, dass Moritz Wirthsnofen, Hans-Willm und seine Ehefrau Maria, geborene Brinkheid, zusammen erschienen sind. Sie haben von Tönnnes zu Niederstein und Peter zur Mühlen eine erhebliche Summe Geld aufgenommen. Somit steht fest, dass das Wirthsnofen-Gut in dieser Zeit sehr stark verschuldet war an die Familien Niederstein und Mühlen.

Die regelmäßigen hohen Abgaben und die Folgen der Kriegswirren mit ihren Einquartierungen und Plünderungen (Spanischer Erbfolgekrieg und Siebenjähriger Krieg) sind denkbar als Begründung für die schlechte Lage der Bauern.

Dazu hat die Landbevölkerung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts unter extremen Witterungsbedingungen zu leiden. Es wird von neun außergewöhnlich strengen Wintern berichtet, immer wieder gab es Hagelschläge und Überschwemmungen, die die Ernte vernichteten, und 1766 herrschte zum Beispiel eine extreme Dürre.²¹⁾

Hans-Willm und seine Frau Maria, geborene Brinkheid aus Gladbeck, haben 1750 in Linnep geheiratet

und hatten in den Jahren 1751 bis 1757 vier Söhne. Über den Tod dieses Ehepaares haben wir in der reformierten Gemeinde Linnep keine Aufzeichnungen gefunden. Denkbar ist, dass die beiden in die Heimat der Ehefrau gezogen sind.

Der älteste Sohn, Jan-Willm, geboren 1751, bleibt auf dem Hof und heiratet 1787 Sybilla Catharina, geborene Niederstein. Das Ehepaar hatte vier Töchter, zwei sind 1787 und 1790 auf Wirthsnovener geboren; bei den beiden jüngeren Töchtern von 1791 und 1793 wird als Geburtsort das Gut zur Mühlen in Mülheim-Selbeck angegeben. Diese Tatsache besagt, dass die Familie Wirthsnovener 1790 zum Mühlenhof gezogen ist (heute Mülheim-Selbeck, Fliednerstraße). 1824 wird der Tod von Wilhelm Wirthsnovener zur Mühlen beurkundet.

In einem notariellen Vertrag von 1825 wird das beträchtliche Vermögen der Eheleute Wilhelm und Sybilla Wirthsnovener auf die vier Töchter verteilt.²²⁾ Damals gehörten zum Mühlenhof (92 Morgen) noch das Gut Mühlenweg und die Kotten Schüttenbaum und Stocksiepen. Weil es in dieser Linie keinen männlichen Nachfolger gibt, erlischt der Familienname Wirthsnovener. Die Bezeichnung Wirthsnovender Hof bleibt dagegen erhalten.

18) HSTAD – St. G. Jülich-Berg Gemarken VI 1

19) HSTAD – St. G. 1c Akte 804.

20) HSTAD – St. G. Bergische Gerichte I Nr. 1 Angermund- Landsberg.

21) Heinz Schmitz: Angermunder Land und Leute, Band 2.

22) HSTAD – Notare Rep. 2527 Nr. 527

1769 wird Gerhard von der Bey (auch Terbey genannt) mit seinem Vater Wilhelm aus Ratingen in die reformierte Gemeinde Linnep aufgenommen.²³⁾

Er heiratet 1769 in Linnep Anna Maria Bauerstein. Das Ehepaar lebte zunächst von 1769 bis 1701 auf Bauerstein, denn die gemeinsamen Kinder sind dort geboren. Bauerstein existiert heute nicht mehr, es war ein Nachbarhof vom Hof Niederstein, auf dem westlichsten Teil des heutigen Golfplatzes in Mülheim-Selbeck gelegen. Weil der Wirthsnovender Hof 1790 durch den Wegzug von Wilhelm Wirthsnoven nach Mühlen freigeworden war, zog Gerhard von der Bey mit seiner Frau Anna Maria und den Kindern dorthin.

Von diesem Zeitpunkt an kann man beim Wirthsnovender Hof erstmalig von Familienbesitz sprechen. Fest steht: Gerhard von der Bey (Terbey), geboren 1740, 1823 gestorben, ist der Ur-Ur-Ur-Großvater des Verfassers. Die verwandtschaftlichen Beziehungen von 1790 bis zum heutigen Datum werden noch genauer erläutert. 1794 stirbt Anna Maria von der Bey, geborene Bauerstein, 1799 heiratet der Witwer Gerhard Agnes Schinnenburger, geboren 1773. Das Ehepaar hat bis 1815 insgesamt zehn Kinder, die alle auf Wirthsnoven geboren sind. Wichtig für die Familienfolge ist die Tochter Anna Gertrud, geboren 1806. Sie heiratet Peter Bemen-

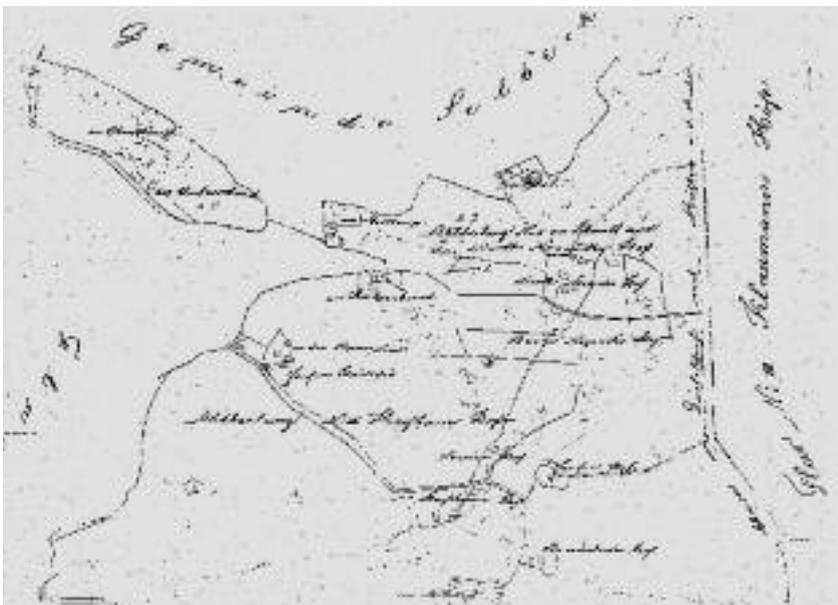
burg, den Vater des Gerhard Bemenburg, der 1859 einen großen Teil des Wirthsnovender Hofes kauft.

Zu Lebzeiten von Gerhard und Agnes von der Bey hatten die Klöster und Stifte weitgehend an Einfluss verloren.²⁴⁾ In einem Dekret unter Napoleon erhielten die Hofleute im Herzogtum Berg das volle Eigentumsrecht, allerdings unter der Bedingung, dass es in jedem Falle zu Ablöseverhandlungen kommen musste. Kurmuds- und Zinsverpflichtungen sollten abgeschafft werden. Dafür sollte zwischen der Obrigkeit und den Hofleuten ein annehmbarer Tilgungsbetrag ausgehandelt werden.

In diese Verhandlungen war auch Gerhard von der Bey auf dem Wirthsnovender Hof einbezogen.

In den Jahren 1805 und 1806 wurden vor dem Gericht Mintard in mehreren Verhandlungen die Ablösesummen der zehntpflichtigen Höfe aus der Honschaft Breitscheid festgelegt.²⁵⁾ Von dem geschätzten Zehntwert eines jeden Hofes musste ein Siebtel als Ablösesumme gezahlt werden. So hatte Gerhard von der Bey für den Wirthsnovender Hof (geschätzter Zehntwert 2.612 Reichstaler, 48 Stüber) eine Ablösesumme von 373 Reichstalern, 15 Stübern und 6 Hellern zu zahlen, wofür wegen der schwierigen Finanzlage infolge der Kriegszeit Ratenzahlungen vereinbart wurden. Zu Zeiten Na-

poleons (ab 1800) begannen auch die ersten Kataster-Aufzeichnungen (siehe Karte), auf denen der Wirthsnovender Hof mit seinen Nachbarhöfen dokumentiert ist.²⁶⁾ Zu dem Namen Gerhard von der Bey zu Wirthsnoven gibt es in diesen Jahren eine Variante: Gerhard Terbey zu Wirthsnoven. Zweifelsfrei handelt es sich um den gleichen Hofeigentümer.²⁷⁾ Denn 1826 gibt es ein Anschreiben der preußischen Regierung in Düsseldorf an Gerhard Terbey, Wirthsnoven. Der Name wurde gestrichen und korrigiert in Gerhard von der Bey. Auch bei dem Namen Bey gibt es die andere Schreibart Bay. Nach alter mündlicher Überlieferung soll der Fachwerkteil der heutigen Scheune in den Jahren 1808/1809 von Gerhard Terbey erbaut worden sein. Zuvor hat es wahrscheinlich einen älteren Scheunenbau gegeben. Einige aufgereichte Feldsteinreste in der näheren Umgebung der heutigen Scheune lassen dies vermuten. Das alte Backhaus, neben Brunnen und Wohnhaus gelegen, ist jedoch wesentlich früher errichtet worden. Denn schon Moritz Wirthsnoven hat für die Reparaturen am auffälligen Backhaus um 1708/1710 Holz beantragt.²⁸⁾ 1823 stirbt Gerhard Terbey – von der Bey – 83-jährig auf Wirthsnoven. Sein Sohn Gerhard aus erster Ehe (geboren 1774 auf Bauerstein) kommt 1823 mit seiner Frau und drei Kindern nach Wirthsnoven. 1812 hat er auf Bauerstein Anna Christina (geborene Unterschriever, geboren 1783) geheiratet. Agnes Terbey zieht mit ihren noch nicht volljährigen Kindern nach Perkmanns (heute Mülheim-Selbeck, Heidendoren 35) und stirbt dort 1836. In dem Güterverzeichnis von 1826²⁹⁾ wird die Größe des Gutes Wirthsnoven mit seinen einzelnen Parzellen aufgeführt: 87 Morgen, 18 Ruthen und 40 Fuß. Die Parzellen tragen auch heute noch die gleichen Namen: Garten-



Katasterkarte aus dem Jahre 1802

23) KAL – Aufnahme.

24) Hartmut Heikau: Hofgerichte IV

25) HSTAD – Rentei-Alben 645

26) HSTAD – Kataster Düsseldorf Flur II H 393

27) HSTAD – Kataster Düsseldorf Nr. 66/84.

28) HSTAD – Kataster Düsseldorf U 442.

29) FA – Güterverzeichnis 1826/1840.

Guts- und Holz-Verkauf.

Am Mittwoch den 9. Febr. curr.,
Mittags 12 Uhr,

läßt der Landwirth Herr Joh. v. d. Bey zu Wirthsnofen, beim Wirth Großkemm zu Breitscheid, 12 Aern. Eichen und 20 Aern. Buchen, im Ost stehend, und sein zu Breitscheid gelegenes Gut Wirthsnofen, bestehend aus Wohnhaus, Oeconomie-Gebäuden, Hof, Baumhof, Garten, Ackerland und Holzung, in allem circa 95 Morgen, in Parzellen und nachher im Ganzen öffentlich verkaufen.

Ratingen, den 6. Januar 1859.

gez. J. Hamm, Notar.

Verkaufsanzeige des Ratinger Notars Justin Hamm in der Duisburger „Rhein-Ruhr-Zeitung“ vom Januar 1859

rüggen, Bohnenkamp, Am Est, Mehlsiepen. Zum Hof gehörten Waldungen in der Saarer Mark, insgesamt sieben Parzellen. Im Anhang an das Güterverzeichnis von 1826 reklamiert Gerhard von der Bey die Einstufung der Bodenklassen, die dann auch im Verzeichnis von 1840 korrigiert werden. 1840 wird in einem weiteren Güterverzeichnis die Parzelle Mehlsiepen genannt. Gerhard von der Bey kaufte sie (etwa zwei Morgen) von seinem Nachbarn Philipp Kessel auf dem Jaufferer Hof. Diesen Hof gibt es nicht mehr, er lag an der heutigen K19 gegenüber dem Neuvianschhof, heute Tenterweg 4. 1840 stirbt Christina von der Bey, 1852 Gerhard von der Bey. Im Erbauseinandersetzungsvertrag 30 von 1852 (Nr. 793), Notar Hamm, Ratingen, wird der Wirthsnovender Hof auf die drei Erben verteilt: Johann von der Bey, geboren 1812; Friedrich von der Bey, geboren 1815; Maria Obermühlenbeck, geboren 1819; geborene von der Bey (wohnhaft auf dem Hesselmanshof in Menden).³⁰⁾ Der geschätzte Wert des schuldenfreien Hofes in der Größe von 92 Morgen, 19 Ruthen, 50 Fuß eingetragen in die Grundgüter-Mutterrolle der Gemeinde Breitscheid, Artikel 84, betrug 10.000 Thaler, die auf die Erben zu je einem Drittel verteilt werden sollten. Der älteste Sohn Johann über-

nahm den Hof Wirthsnofen mit totem und lebendem Inventar, sowie Holzungen in der Saarer Mark im Werte von 8.750 Thalern.

Sein Bruder Friedrich erhielt 40 Morgen Holzungen in der Saarer Mark im Werte von 1.250 Thalern, dazu eine Bargeldsumme von 2.083 Thalern. Die Schwester bekam ihr Drittel in Bargeld (3.333 Thaler) zugesprochen. Insgesamt musste Johann von der Bey eine Summe von 5.416 Thalern aufbringen, um seine Geschwister auszubezahlen. Vermutlich war diese Summe für den Hof wirtschaftlich nicht tragbar, so dass es am 9. Februar 1859 zu einem öffentlichen Verkauf kam. Denn Johann von der Bey zahlte den Erbanteil an seine Schwester auch erst nach dem Verkauf aus. Den öffentlichen Verkauf zeigte der Notar Justin Hamm in der Duisburger Rhein-Ruhr-Zeitung an.³¹⁾ Der Verkauf fand statt beim Wirt Großkemm zu Breitscheid. Diese Wirtschaft wurde 1964 abgerissen und auf dem Grundstück das evangelische Gemeindezentrum Linnep (Breitscheid) errichtet (Ehrkamper Bruch 1). Ein Geometer hatte zuvor eine Hofkarte über den gesamten zum Verkauf stehenden Hof erstellt.³²⁾ Insgesamt 91 Morgen, 122 Ruthen, 33 Fuß. Nach mündlicher Überlieferung kamen Gerhard Bemenburg und sein Va-

ter Peter Bemenburg verspätet zum öffentlichen Verkauf, weil sie angenommen hatten, dieser fände am Amtsgericht in Ratingen statt. Bei ihrer Ankunft in Breitscheid waren schon etliche Ländereien verkauft. Gerhard Bemenburg von Perkmann in Selbeck (heute Heidendoren 35) kaufte den Kernanteil des Gutes Wirthsnofen. Gerhard Bemenburg, geboren 1827, ist der Sohn von Peter Bemenburg und seiner Frau Gertrud, geborene Terbey. Somit erwarb er den Hof, auf dem seine Mutter 1806 geboren war. Außerdem war der Verkäufer Johann von der Bey ein Halbvetter des Käufers Gerhard Bemenburg (der gemeinsame Großvater war Gerhard Terbey). Mit dem Vertrag³³⁾ vom 9. Februar 1859 kaufte Gerhard Bemenburg mit seinem Vater als Bürgen Haus zu Wirthsnofen nebst Stallung, Scheune, Backhaus, Hof, Garten, Obsthof, Wiese, Hütung.

Ackerland

| | |
|------------|--------------|
| 30 Morgen | |
| 113 Ruthen | 4.560 Thaler |

Ackerland Am Est

| | |
|-----------|------------|
| 4 Morgen | |
| 20 Ruthen | 575 Thaler |

Holzung Am Est

| | |
|------------|------------|
| 4 Morgen | |
| 171 Ruthen | 695 Thaler |
| 60 Fuß | |

(Das besagt, dass es um 1859 am Est noch ein Waldgebiet gab!)

Insgesamt

| | |
|------------|--------------|
| 38 Morgen | |
| 304 Ruthen | 5.830 Thaler |
| 60 Fuß | |

Alle anderen Ländereien, die ehemals zum Hof gehört hatten, gingen an Breitscheider und Selbecker Bürger, unter anderem an Wilhelm und Peter Kockerscheidt, Wilhelm Backhaus, Johann Großhanten, Ludwig Kramer. Johann Momm aus Selbeck kaufte Wirthsnofen nebst Scheune, Stallung, Backhaus, Hof, Garten, Wiese und Holzung – 6 Morgen, 145 Ruthen, 10 Fuß für 1.080 Thaler. Die Gesamtverkaufssumme des Gutes Wirthsnofen betrug 12.500 Thaler.

30) FA und HSTAD – Erbvertrag 9793.

31) Stadtarchiv Mülheim-Ruhr, Rhein-Ruhr-Zeitung Duisburg.

32) FA – Hofkarte 1859.

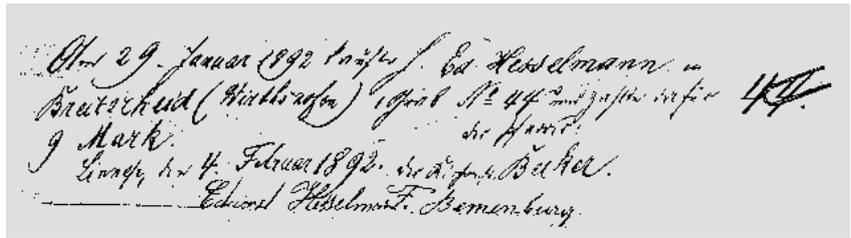
33) FA – Notarvertrag Rep. 13198.

Die Holzungen in der Saarer Mark, etwa 49 Morgen, die 1852 noch zum Gut Wirthsnofen und zum Erbteil von Johann von der Bey gehörten, sind 1859 nicht mehr erwähnt. Offensichtlich sind sie in der Zwischenzeit verkauft worden. Gerhard Bemenburg hatte von seinem Vater Peter Bemenburg Kapital aufgenommen, wofür er regelmäßig Zinsen zahlte, wie einige Quittungen beweisen.³⁴⁾ 1861 kauft Gerhard Bemenburg von Ludwig Cramer³⁵⁾ Ackerland Am Est, Flur 3, 2 111/9, mit einer Größe von vier Morgen, 78 Ruthen, für 600 Thaler. 1861 kauft Gerhard Bemenburg von Peter Kockerscheidt³⁶⁾ Ackerland Am Est Flur 3, 197/9, 4 Morgen, 30 Ruthen, für 525 Thaler.

Durch den Kauf 1859 ist der Wirthsnovender Hof direkt in Familienbesitz gekommen, denn der Käufer Gerhard Bemenburg ist der Urgroßvater des Verfassers dieser Chronik. Wir können aber schon viel früher von Familienbesitz sprechen, weil Gerhard Bemenburg ein Enkelsohn von Gerhard Terbey war, der den Hof von 1790 an bewirtschaftet hat. Somit können wir also sagen, dass der Wirthsnovender Hof seit über 200 Jahren in Familienbesitz ist. Das Ehepaar Gerhard (geboren 1827) und Maria Bemenburg (geboren 1836), geborene Behmenburg von Stein/Selbeck, verheiratet seit 1856, zog nach dem Ankauf auf den Wirthsnovender Hof. Sie hatten in den Jahren 1856 bis 1877 neun Kinder, von denen aber beim Tod von Gerhard Bemenburg 1878 nur noch der Sohn Peter (geboren 1860) und die Töchter Wilhelmine, geboren 1864, Marie, geboren 1870, und Gertrud Christine, geboren 1875, lebten. 1887 starb die Mutter Maria Bemenburg und im Folgejahr auch der Sohn Peter. Somit lebten 1888 nur noch die drei Töchter auf dem Hof.

Die Hesselmanns

Eduard Hesselmann kommt 1889 auf den Wirthsnovender Hof. Als Sohn des Ackerers Eduard Hesselmann sen. kommt er aus einer alten Bauernfamilie, die über Jahrhunderte einen Hof in Mülheim-Menden (Wöllenbeck) bewirtschaftet hat. Eduard Hesselmann jun. ist 1859 auf dem Neikmannshof in Mülheim-Styrum geboren.



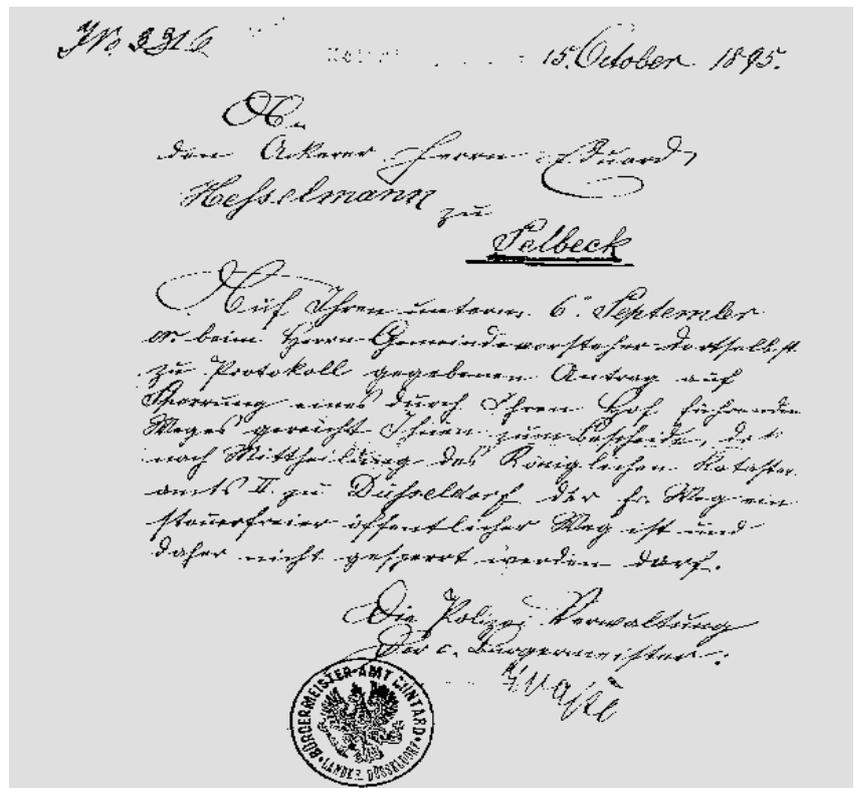
Am 29. Januar 1892 kauft Eduard Hesselmann für 9 Mark ein Familiengrab auf dem Linneper Friedhof

Eduard Hesselmann sen. verkaufte diesen Hof 1891 an die Fa. Thyssen. Heute gehört das Anwesen dem RWW Mülheim. Nach einer umfassenden Renovierung dient es dem Wasserwerk zu Repräsentationszwecken und heißt „Haus am Wasser“. 1889 heiratet Eduard Hesselmann Wilhelmine Bemenburg, die älteste der drei Töchter auf dem Wirthsnovender Hof, geboren 1864. 1890 Geburt der Tochter Martha. Die zweite Tochter auf dem Hof, Maria, geboren 1870, heiratet 1889 Friedrich Hesselmann, den älteren Bruder von Eduard Hesselmann und zieht mit ihm auf den Bögelmannshof in Mülheim-Saarn (heute Otto-Pankok-Str. 45-47). 1891 ersteigert Eduard Hesselmann³⁷⁾ ein Stück Ackerland am Est, Gemeinde Breitscheid Flur 3, Parzelle 209/9, mit einer Größe von 1 ha,

48 a, 41 qm, für 2.350 Mark. Verkäufer war die Familie Fleckes, die dieses Land 1859 von Johann von der Bey gekauft hatte. Die Versteigerung fand statt unter dem Notar Portmann/Ratingen in der Wirttschaft Landskrone (heute Linneper Weg, neben der Linneper Kirche). Bei diesem Kaufvertrag fällt auf, dass der Kaufpreis in Mark angegeben ist und nicht mehr in Thalern und Groschen. Außerdem werden die Grundstücke nicht mehr in Morgen, Ruthen und Fuß aufgeführt, sondern wie noch heute üblich in ha, a und qm.

1892 stirbt Wilhelmine Hesselmann, und Eduard Hesselmann

- 34) FA – Zinsquittungen.
- 35) FA – Kaufvertrag Nr. 14659.
- 36) FA – Kaufvertrag 1495.
- 37) FA – Kaufvertrag 8767.



Antwort der Polizei-Verwaltung der Bürgermeisterei Mintard auf den Antrag, den durch den Hof Wirthsnofen führenden öffentlichen Weg zu verlegen

kauft das Familiengrab auf dem evangelischen Friedhof Linnepe. 1893 kauft Eduard Hesselmann den Wirthsnovender Hof.³⁸⁾ Die Verkäufer sind: 1. die Schwägerin Maria, Ehefrau seines Bruders Friedrich Hesselmann (Bögelmannshof in Mülheim-Saarn) und Schwester seiner verstorbenen Frau Wilhelmine, 2. Schwägerin und spätere Ehefrau Gertrud Christine und 3. seine minderjährige Tochter Martha. Diese wurde durch den Ackerer Wilhelm Backhaus (Mülheim-Selbeck) als Vormund vertreten. Dieser Kaufvertrag Nr. 10298 wurde vor dem Justizrath Portmann in Ratingen abgeschlossen. An Maria Hesselmann gingen 3.600 Mark, an Gertrud Christine Bemenburg 3.600 Mark und an Martha Hesselmann 4.334 Mark, die aber als Hypothek eingetragen wurden. Dazu verpflichtet sich Eduard Hesselmann, folgende Schuldenbeträge zu übernehmen: 3.000 Mark an Friedrich Behmenburg zu Niederstein, 1.275 Mark an Johann Behmenburg (Grünwald-Duisburg) und 1.800 Mark an seine Mutter Helene, die als Witwe bei ihrer Tochter in Mülheim-Mellinghoven lebte. Der Gesamtkaufpreis für den Wirthsnovender Hof belief sich auf 16.532 Mark. Die Größe des Hofes betrug 1894: 11 ha, 24 a, 56 qm.³⁹⁾

1889 heiratet Eduard Hesselmann seine Schwägerin Gertrud Christine, geborene Bemenburg, geboren 1875. Eduard Hesselmann beantragt, den jetzigen Baumschulenweg, der von der Kölner Straße durch seinen Hof zum Markenweg (Hohlweg) führte, wegen Belästigung und Gefahren zu sperren. Weil er dazu keine Genehmigung erhielt, legte er den Weg im Nordwesten um den Hof herum, so dass er gegenüber der Einfahrt Bauernhofen auf den ehemaligen Markenweg, jetzt Baumschulenweg, traf. Dabei halfen ihm Arbeiter der Zeche Selbeck. 1898 Geburt von Sohn Friedrich (genannt Fritz, dem späteren Hofbesitzer), 1906 Geburt von Tochter Helene, die 1932 Fritz Hollenberg heiratet. In den Jahren 1898/99 begann Eduard Hesselmann einen Obstbaumhof anzulegen. Er holte die Bäume mit Pferd und Wagen bei seinem Onkel Carl Hesselmann in Witzhelden bei Leichlingen – Carl Hesselmann (1830 bis 1901) war neben seiner Lehrertätigkeit ein

anerkannter Pomologe und Förderer des bergischen Obstbaus, der bis heute ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor in diesem Raum ist. Bei seinen Studien entdeckte er einen Apfelsämling, den er später mit Genehmigung des Kaisers Kaiser-Wilhelm-Apfel nannte. Bäume dieser Apfelsorte sind auch heute noch in Baumschulen erhältlich. Der spätere Obstverkauf war für den Hof in den nächsten 50 Jahren eine bedeutende Einnahmequelle. Die letzten Birnenhochstämme wurden 2006/07 gerodet. Die Hofkarte, die 1859 anlässlich des Hofverkaufs angefertigt wurde, erhielt 1900 und 1901 eine Korrektur. Demnach hat Eduard Hesselmann folgende Ländereien verkauft:

an Wilhelm Momm
Flur 3, Parzelle 216/70
Ca. 2 Morgen im Wirtsorth

an Wilhelm Langen
Flur 3, Parzelle 307/9
4 Morgen am Est (heute Grundstück neben der Tankstelle)

an Friedrich Rosendahl
Flur 3, Parzelle 319/8
1 Morgen Kölner Straße
(siehe Hofkarte von 1859)

1909 stirbt die Ehefrau Gertrud Christine. 1912 verkauft Eduard Hesselmann an den Rentmeister Hugo Voaßen aus Ratingen einen Streifen Land am Est Flur 3, Parzelle 2/3/8/9/10, ca. 25a, für 1.000 Mark.⁴⁰⁾ Dieses Land ging später an die Familie W.v. der Heiden und wurde in Pacht vom Wirthsnovender Hof bewirtschaftet. 1912 heiratet der Witwer in dritter Ehe Wilhelmine, geborene Brettmann, ge-

boren 1864, die von einem Kotten in Hassel, Metzkausen-Meisenburg, kam. Ihr Bruder Fritz führte als gelernter Schmied eine Zeit lang auf dem Wirthsnovender Hof Schmiedearbeiten aus. Er benutzte dazu das alte Backhaus, das nach dem Tod von Gertrud Christine 1909 nicht mehr benutzt wurde. Fritz Brettmann baute Pferdekarren und Wagen und beschlug Pferde für die Nachbarschaft. Er starb 1929. 1913 wird die Gemeinde Breitscheid größtenteils elektrifiziert, und auch der Wirthsnovender Hof wird an das Netz angeschlossen.

Die Zeit des Ersten Weltkrieges 1914 bis 1918 war für den Wirthsnovender Hof eine sehr schwierige Zeit. Der Bauer Eduard Hesselmann war jahrelang sehr krank und oft im Krankenhaus, der Sohn Fritz wurde schon mit 17 Jahren zum Militärdienst eingezogen. So war eine ordentliche Bewirtschaftung des Hofes kaum möglich. Die Situation besserte sich erst nach Kriegsende mit der Heimkehr des Sohnes.

Der Hof seit den 1920er-Jahren

1927 erfolgte die Übergabe des Hofes von Eduard auf den Sohn Fritz Hesselmann.⁴¹⁾ Zu diesem Zeitpunkt lagen auf dem Hof erhebliche Belastungen: Übergabe-

38) FA – Kaufvertrag 10298.

39) FA – Grundstücksverzeichnis Breitscheid Band 1, Art. 3.

40) FA – Verkauf 1912, Nr. 341.

41) FA – Übergabevertrag 1927, Nr. 340.



Der Wirthsnovender Hof um 1920

Amtsgericht.
Breitscheid 3/33

Ratingen, den 17. August 1934.
Fernruf: 3072.

Auf dem Grundbuchblatte der dem Landwirt Fritz Hesselmann in Breitscheid gehörenden, im Grundbuche von Breitscheid Band I Blatt 3 eingetragenen Grundstücke ist folgendes auf dem Titelblatte eingetragen worden:

Erbhof.

Eingetragen in der Erbhöferolle von Breitscheid Blatt 1. Vermerkt auf Grund des Ersehens des Anerbengerichts in Ratingen vom 12. Juli 1934 am 17. August 1934.

Auf Anordnung:

F. H. H.

Justizangestellte.

Mitteilung des Amtsgerichtes Ratingen, dass der Wirthsovenderhof nun ein „Erbhof“ nach dem neuen Erbhofgesetz ist

forderungen, Hypotheken für Martha Hesselmann und Auszahlungsverpflichtungen an die Schwester Lene. Nach der Hofübergabe zieht Eduard Hesselmann mit seiner Frau Wilhelmine nach Hassel (bei Mettmann) auf deren elterlichen Kotten. Noch im hohen Alter kam Eduard häufig mit Pferd und Wagen nach Breitscheid. Er blieb oft längere Zeit und starb während eines Besuchs 1947 auf dem Wirthsnovender Hof. Er ist auf dem Friedhof in Linnep im Familiengrab beige-setzt.

Wilhelmine, die letzte Ehefrau, starb 1950 in Mettmann und vererbte ihren Kotten an eine Familie Bröker, die in den letzten Jahren die Alterspflege übernommen hatte.

1928 schult Fritz Hesselmann die ersten Obstveredlungsunterlagen auf und gründet somit die heutige Baumschule Hesselmann. 1930 heiratet Fritz Hesselmann die Fabrikantentochter Elisabeth, eine geborene Hesselmann. Else war die Tochter von Hermann Hesselmann, der an der Mintarder Straße 147 eine Tierhaarwäscherei betrieb. Fritz und Else Hesselmann hatten einen gemeinsamen Urgroßvater, daher die Namensgleichheit.

Fritz Hesselmann vergrößerte die Obstplantagen von Jahr zu Jahr, denn er konnte das geerntete Obst gut verkaufen. Die Hochstämme, die der Vater Eduard um 1898 gepflanzt hatte, waren im besten Ertragsalter. So wurde das Einkommen aus dem Obstverkauf

schnell größer als der Ertrag aus der Landwirtschaft.

Fritz Hesselmann begann schon bald, die Gebäude des Hofes zu sanieren und zu erweitern. 1929 ersetzte er den unteren Teil des Fachwerks am Wohnhaus rundherum durch Ziegelmauerwerk. Ihm kam wie vielen anderen Bauern die große Entschuldungsaktion Mitte der Dreißigerjahre zugute. Die damalige Regierung ließ die Schulden der einzelnen Hofbesitzer erfassen und übergab sie an die Rheinische Girozentrale. Diese erstellte dann einen betriebswirtschaftlichen annehmbaren Rückzahlungsplan für die kommenden Jahre.

1934 wurde Friedhelm Hesselmann geboren, der Hofnachfolger und Verfasser dieser Chronik. Im selben Jahr wurde von der damaligen Regierung zum Schutz des Bauernstandes folgendes Gesetz erlassen: Alle Höfe von einer bestimmten Größe ab wurden in eine Erbhöferolle eingetragen. Bei Vererbungen durften sie flächenmäßig nicht geteilt werden. Der älteste hoffähige Sohn sollte den Hof weiterführen und die Geschwister so auszahlen, dass der Hof wirtschaftlich nicht gefährdet wurde. Durch diese Maßnahme sollte die Existenz der Höfe gesichert werden. Nach dem Krieg wurde dieses Gesetz beibehalten (Höferolle).

Im Zuge der Planung der Autobahn, heutige A 3, Abschnitt Düsseldorf – Duisburg, mussten die anliegenden Bauern Land zur Verfügung stellen. Weil zur gleichen Zeit der Breitscheider Hof (ca. 20

ha), heute Breitscheiderhof 1, flächenmäßig aufgelöst wurde, bekamen die Anlieger keine finanzielle Entschädigung, sondern Tauschland.⁴²⁾ So ergaben sich etliche Grundstücksverschiebungen. Fritz Hesselmann konnte folgende Flächen erwerben:

Mehlsiepen

Flur 13, Parzelle 16/8 um
46 a vergrößert

Schüttelkorb

Flur 13, Parzelle 10
Zukauf 23a

1941 kauft Fritz Hesselmann die Hälfte des Kottens Wirthsort. Diesen Besitz, der bis 1859 zum Wirthsnovender Hof gehört hatte, hatten die Brüder Johann und Hermann Momm zu gleichen Teilen von ihren Eltern geerbt. Zu jedem Anteil gehörte die Verpflichtung, die körperlich behinderten Geschwister Carl und Emilie auf Lebenszeit zu betreuen (Unterkunft, Verpflegung, Taschengeld). Zwischen den Brüdern kam es zum Streit, und Johann Momm bot seinen Erbanteil dem Nachbarn Fritz Hesselmann an. Dieser kaufte den Anteil, er übernahm die Hälfte der Grundstücke. Auf die Hälfte der Gebäude und des toten und lebenden Inventars verzichtete er jedoch unter der Bedingung, dass der Pflegevertrag für Carl Momm, der auf diesem Anteil lag, von Hermann Momm und seiner Frau Gertrud übernommen wurde. Die zugekauften Grundstücke sind:

Im Wirthsort

Flur 2, Parzelle 17/2
71, 53 a

Im Stockt

Flur 2, Flurstück 186/187
55 a 54 qm

Insgesamt 1 ha, 27a, 7qm für einen Kaufpreis von 3.500 RM. Durch ein Versehen wurden die Grundstücke Im Stockt erst 1963 in das Grundbuch eingetragen. 1943 erhält Fritz Hesselmann die Genehmigung, den Fachwerkteil des Wohnhauses um einen massiven Ziegelmauerwerk-Anbau zu erweitern. Prof. Emil Fahrenkamp, ein bekannter Düsseldorfer Architekt, der damals in Breitscheid wohnte und als Hobby eine Obstplantage betrieb, fertigte die Bau-

42) FA-Zukauf bei Umlegung Breitscheid B 222, Nr. 43



Der Wirthsnovender Hof heute. Der Anbau aus Ziegelmauerwerk an das alte Fachwerkwohnhaus (links im Bild) wurde 1943 von Prof. Emil Fahrenkamp entworfen

zeichnung an und leitete sie an das Bauamt.⁴³⁾ Fritz Hesselmann erstellte den Anbau innerhalb von zwei Jahren hauptsächlich in Eigenarbeit. 1946 legt Fritz Hesselmann eine private Wasserleitung von der Hauptleitung an der Kölner Straße zum Hof. Diese Leitung bestand bis 1975, danach legte das Wasserwerk Mülheim eine neue Leitung entlang des Baumschulenweges. An diese wurden der Wirthsnovender Hof und auch Bauersnoven angeschlossen. 1947 wurde die Scheune um rund ein Drittel vergrößert (Anbau Autogarage und Kleintierstallungen). 1951: Sohn Friedhelm tritt als Baumschulgehilfe in den elterlichen Betrieb ein. Er beginnt umgehend mit dem Aufbau eines neuen Betriebszweiges, dem Schnittrosenanbau. 1951 wird der Radfahrweg entlang der Kölner Straße gebaut.⁴⁴⁾ Hierfür musste Fritz Hesselmann vom Grundstück Am Est Flur 3/ 8,2 einen Streifen von 2 a 25 qm an die Bundesrepublik Deutschland abtreten. 1951 bis 1955: Renovierung des inneren alten Wohnhauses (Betondecken, Heizung, Sanitär). 1961 baut Fritz Hesselmann im Hofraum ein größeres Gebäude mit zwei Garagen, einem Arbeitsraum, einem Aufenthaltsraum für Mitarbeiter und einem Lagerspeicher. 1973 wird die Kreisstraße K19 gebaut. Dadurch gehen im Mehlsiepen Flur 3/8,1 2,47a an den Landkreis Mettmann.

Von 1965 bis 1991 führen die Eheleute Friedhelm und Ursula Hesselmann den Wirthsnovender Hof.

Nach und nach geben sie die Landwirtschaft auf und vergrößern die Baumschule und die Schnittrosenflächen. Zur Anzucht von Obstbäumen kommt die Anzucht von Koniferen, Laubgehölzen, Heckenpflanzen und Rosensträuchern, so dass die Sortimentsbaumschule auf 8 ha anwächst. Die ehemaligen Stallungen werden zu Büro- und Sanitäräumen für Familie und Mitarbeiter umgebaut. Außerdem wird ein Kühlraum für Schnittrosen eingerichtet.

Bei der Gebietsreform 1975 wurde die Grenze zwischen den Städten Ratingen und Mülheim begründet. Der Wirthsnovender Hof, Markenweg 2 in Breitscheid (Amt Angerland) wurde zur Stadt Mülheim a.d. Ruhr eingemeindet. Der Markenweg musste, weil es einen ähnlichen Straßennamen in Mül-

heim-Saarn gab, umbenannt werden und erhielt auf Vorschlag von Friedhelm Hesselmann den Namen Baumschulenweg. Nach Rücksprache mit den Anliegern blieb dieser Name auch nach der Umgemeindung zur Stadt Ratingen 1981 erhalten. Somit ist die heute gültige Anschrift: Baumschulenweg 2, 40885 Ratingen-Breitscheid.

1976 tritt der Sohn Kai-Uwe, geboren 1960, nach seiner Baumschullehre in den elterlichen Betrieb ein. 1977: Tod von Fritz Hesselmann, 1987: Tod von Else Hesselmann, 1990/1991 wird an der Nordecke des unteren vorderen Hauses ein großes Verkaufsbüro eingerichtet, das nun zentral zur Pflanzenverkaufsfläche liegt. 1991 übernehmen Kai-Uwe und Ina Hesselmann den Wirthsnovender Hof. 1993 wird eine umfangreiche Bewässerungsanlage mit Brunnen und Vorratsteich angelegt (für die gesamte Baumschule). Im Jahre 1997 wird gemeinsam mit dem Nachbarn Peter Kockerscheid (Bauersnoven, Baumschulenweg 3) ein Kanalanschluss gelegt. Eine Leitung entlang des Baumschulenweges wird an der Nordwestecke des Flurstückes Bohnenkamp an das öffentliche Netz angeschlossen. Mit dem Bau des Wirtschaftsgebäudes 1961 erhielt der Wirthsnovender Hof sein heutiges Hofbild: Die drei großen Gebäude sind das langgestreckte Wohnhaus, die ehemalige Scheu-

43) FA- Baugenehmigung.

44) FA- Kaufvertrag 1941 Nr. 506.



1961 wird im Hofraum ein Gebäude mit zwei Garagen, einem Arbeitsraum, einem Aufenthaltsraum für die Mitarbeiter und einem Lagerspeicher gebaut

ne, heute Maschinenhalle, das Wirtschaftsgebäude mit Arbeitsraum und Kühlhaus. Sie umschließen einen großzügigen Hofraum. Die Mitte bildet ein schön gestaltetes Rondell mit einer Linde.

Schlusswort

Aus unserer Chronik ergibt sich, dass der Wirthsnovender Hof seit fünf Generationen fest in Familienbesitz ist, jedoch auch schon früher vorübergehend ab 1790 als Familienbesitz angesehen werden kann. Es gibt berechtigte Hoffnung, dass der Hof auch in der nächsten Generation fortgeführt wird. Denn Christian, geboren 1989, Sohn von Kai-Uwe und Ina Hesselmann, absolviert zurzeit eine Ausbildung im Garten- und Landschaftsbau. Mit dieser Arbeit, die wir uns für unseren „Ruhestand“ vorgenommen hatten, wollten wir unseren Kindern und Enkeln ein wenig Wissen über ihre Vorfahren und das Erbe vermitteln. Aus vielen Gesprächen mit Eltern, Großeltern und älteren Nachbarn hatten wir schon einiges über die Vergangenheit unserer Familie und des

Wirthsnovender Hofes erfahren. Dies hat uns dazu angeregt, weiter in Archiven zu forschen und diese Chronik zu erstellen.

Zum Abschluss unserer Arbeit, die sich über viele Jahre erstreckt hat, möchten wir uns bei allen bedanken, die uns vielfältig unterstützt haben. Herr Dr. Rolf-Achim Mostert, Mülheim-Ruhr, hat für uns mit großer Sachkenntnis viele alte Handschriften aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, die wir im Hauptstaatsarchiv gefunden hatten, gelesen und transkribiert. Ohne seine Hilfe wären wir nicht so weit zurück in die Vergangenheit gekommen. Herr Pfarrer Pulla und die Gemeindegemeinschaften Frau Kleinsteinberg und Frau Kobiolke waren jederzeit bereit, uns Einblicke in das Gemeindearchiv Linnep zu gestatten. Unser weitläufiger Verwandter Wolfgang Behmenburg aus Düsseldorf unterstützte uns wesentlich, indem er bei seinen eigenen Forschungen immer auch einen Blick für Daten und Geschehnisse auf Wirthsnoven hatte, die er uns umgehend zukommen ließ. Herr Heinz Weirauch, Mül-

heim, Verfasser des Buches: „Von Bauern und Köttern, Pächtern und Aufsitzern in Saarn“, hat uns in vielen Gesprächen aufgrund seiner Erfahrung wertvolle Tipps zu eventuellen Quellen und Fundstellen in den einzelnen Archiven gegeben. Zu erwähnen ist auch unsere Enkeltochter Simone, die für uns die Chronik am Computer fertigstellte.

Friedhelm Hesselmann

(Überarbeitete und gekürzte Fassung der umfangreichen Hofchronik von 2007.)

Literatur:

- 1) **Hartmut Heikau**, „Hofgerichte und Hofrecht in den ehemals bergischen Ämtern Angermund, Mettmann und Solingen“, A. Henn-Verlag Wuppertal und Ratingen, 1970
- 2) **Heinz Schmitz**, „Angermunder Land und Leute, Bd. 2, Zur Geschichte der Freiheit und Stadt Angermund“, Tritsch Verlag Düsseldorf, 1979
- 3) **Hugo Weidenhaupt**, „Das Kanonissenstift Gerresheim von seiner Gründung bis zum Ende des 14. Jahrhunderts“, in: Düsseldorfer Jahrbücher, Bd. 46 (1954)
- 4) **Otto Wilms**, „Die Geschichte der evangelischen Gemeindegemeinschaften in Breitscheid und Hösel“, (Teil 1), in: „Quecke“ Nr. 69 (1999)

Schöne Gärten zu jeder Jahreszeit ...

... besondere Bäume und Sträucher, Stauden und traumhaft schöne Rosen aus unserer Baumschule.

Kompetente Beratung in allen „grünen“ Fragen.

Öffnungszeiten: Mo - Fr 9.00 – 18.00 Uhr
Sa 9.00 – 13.00 Uhr
Im Winter eingeschränkte Geschäftszeiten

Hesselmann Baumschulen
Baumschulenweg 2 (Stadtgrenze Mülheim)
40885 Ratingen
Tel.: 0 21 02 1 73 20 · Fax: 0 21 02 18 51 42
www.hesselmann-baumschulen.de

Erinnerung an Landwirt Peter Großhanten

Breitscheid An der Tent

* 23.1.1897 † 13.4.1967

Was ist geblieben? Die Erinnerung an einen Landwirt mit viel Herz und „Bauernschläue“, was viele gern belächeln, ein Lebenskünstler eben.

Aber lassen wir das Leben von Peter Großhanten einmal Revue passieren: Er wurde nachweislich in der vierten Generation auf dem Hof An der Tent als vierter Sohn der Eheleute Margarete Strack (geboren am 25. August 1856) und Johann Großhanten (geboren am 7. Mai 1859), Bergmann, geboren. Damals lautete die Adresse Tenterweg 67.

Auch heute noch ist der Name der Hofgruppe „An der Tent(en)“ Bestandteil der Ratinger Stadtkarte. Wahrscheinlich stammt die alte Flurbezeichnung von einer Zehntscheune der Kellnerei Angermund, die dort einmal gestanden hat. Die heutige Straßenbezeichnung lautet: Tenterweg. Der nördliche Teil des Tenterweges bildet die Stadtgrenze zu Mülheim, Ortsteil Selbeck.

Schon seine Großeltern und im 18. Jahrhundert seine Urgroßeltern väterlicherseits lebten als Ackerer an der Tent.

Peter Großhantens Mutter war, wie auch deren Eltern, eine gebürtige Mintarderin. Sie wohnten in einem kleinen Häuschen auf dem Weg von Breitscheid nach Mintard.



Der kleine Peter besuchte ab 1903 die alte Breitscheider Schule an der Kölner Straße, zu der auch seine Enkelkinder noch gingen. Da er Kastanienbäume besonders liebte, legte er im Alter von zehn Jahren auf dem Hof eine Kastanie in den Boden, die er fast täglich goss. Seit mehr als hundert Jahren ist der daraus entstandene Baum ein Bestandteil der Tent und ein markanter Punkt am Tenterweg. Nur er erinnert heute noch an den alten Hof. Heute steht er unter Naturschutz.

Als Peter Großhanten mit 17 Jahren im Ersten Weltkrieg nach Frankreich an die Front musste, er-

fuhr er eines Tages, dass seine Mutter schwer erkrankt war. Während seine Mutter im Sterben lag, starb plötzlich sein Vater Johann. So kam es, dass das Regiment von ihm verlangte, sich zwischen den Beerdigungen von Mutter und Vater zu entscheiden. Er entschied sich für die Beerdigung der Mutter.

Der Erste Weltkrieg riss seine beiden ältesten Brüder aus dem Leben: Jakob und Wilhelm. Eine Postkarte, die der zweitälteste Bruder Wilhelm damals nach Hause schrieb und die noch erhalten ist, erinnert an diese Zeit. Nun verblieben Peter Großhanten noch drei Brüder: Johann, Fritz und Karl. Karl überlebte den Zweiten Weltkrieg nicht. Die Brüder Johann und Fritz waren an dem mittlerweile heruntergekommenen Hof nicht interessiert. Peter Großhanten nahm das Erbe an und zahlte seine Brüder aus. Bruder Johann blieb sein Nachbar.

Um seine Brüder auszahlen zu können, bewirtschaftete Peter Großhanten auch noch die Ackerfelder der benachbarten kleineren Höfe von Breitscheid und Selbeck und nahm eine Stellung im Walzwerk Bredt und Co. („Schuppenfabrik“) in Lintorf an. Auch Haus Hülchrath schätzte seine landwirtschaftliche Unterstützung sehr. Zum Ausgleich für seine anstrengende Arbeit war er Mitglied des Kirchenchores in Selbeck.



Peter Großhanten mit seinen Eltern und zwei älteren Brüdern vor dem Wohnhaus der „Tent“. Ganz links eine Tante



Wilhelm Großhanten (hintere Reihe, Zweiter von links) schrieb seinem Bruder Peter diese Postkarte von der Front. Wilhelm und der älteste Bruder, Jakob, fielen im Ersten Weltkrieg

1918 lernte er seine Frau Maria Kamp (geboren am 25. Juli 1896) kennen. Sie wohnte mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern am Rande des Waldes von „Maria in der Drucht“ in Lintorf. Dieses Haus wird heute immer noch bewohnt. Sie heirateten 1922 und bekamen drei Kinder. Das dritte Kind war „endlich“ ein Junge. Er kam am 3. März 1936 zur Welt. Als Folge der Geburt bekam Maria Großhanten hohes Kindbettfieber. Sie wurde sofort in das katholische Marienkrankenhaus in Ratingen (damals noch an der Oberstraße) eingeliefert. Die Ärzte waren auch nach fünf Tagen nicht in der Lage, das Fieber in den Griff zu bekommen. Maria Großhanten stürzte mit hohem Fieber aus dem dritten Stock des Krankenhauses und war sofort tot. In den Zeitungen von damals wurde dieser Vorfall nie unter der Rubrik Unfälle erwähnt.

Die Kinder Christine (acht Jahre), Maria (zwei Jahre) und Peter (gerade erst fünf Tage alt) waren nun alleine mit ihrem Vater. Wegen seiner Kinder brauchte Peter Großhanten im Zweiten Weltkrieg nicht Soldat zu werden. Durch Bekannte lernte er eine Frau kennen, die ihm den Haushalt führte und sich sehr nett um die Kinder kümmerte. Diese Frau liebte jedoch das Stadtleben und blieb nicht auf dem Hof. Sie vermittelte Peter ihre Zwillingsschwester.

Im Jahre 1945 wurde geheiratet, doch die neue Frau hatte es schwer, gegen den „Geist“ der ers-



Peter Großhanten mit seinen beiden Arbeitspferden. Das rechte Pferd trug SS-Runen als Brandzeichen am Hals



Peter Großhantens erste Frau (rechts) mit ihrer Mutter Maria Kamp vor dem Elternhaus in der Drucht in Lintorf

ten Frau und Mutter zu kämpfen. Peter nahm auch die Nichte seiner zweiten Frau in die Familie auf mit den Worten: „Wo drei satt werden, wird auch ein Viertes satt.“

Bottrop wurde bombardiert, und Peter Großhantens Schwägerinnen (Schwestern seiner ersten Ehefrau) kamen mit ihren Familien in einem Bunker ums Leben. Gegen Ende des Krieges beschlagnahmte der sogenannte „Volkssturm“ auch noch für einige Monate das beste Zimmer des Hauses.

Nach Kriegsende musste Peter Großhanten seinen Hof regelrecht verteidigen, da es viele russische Plünderer gab. Er begrub Essensvorräte auf dem Feld. Christine übernachtete zum Schutz oft auf einem Heuwagen mitten im Feld, Maria wurde zu Bekannten nach Selbeck gebracht. Da Peter Großhanten von Weißrussen dazu gezwungen wurde, gab er täglich zwei Kannen Milch ohne Entlohnung an sie ab. Die Weißrussen waren ehemalige Zwangsarbeiter, die im Ausländerlager am Waldrand an der Rehhecke in Lintorf lebten.

Peter Großhanten gab nach dem Krieg vielen Leuten die Möglichkeit, auf seinem Hof und auf seinen Feldern zu arbeiten. Er bezahlte sie mit Essen und Unterkunft. Somit konnten viele einen Neustart ins Berufsleben finden. Peter gewann durch seine Hilfsbereitschaft eine

Menge Freunde. Ein Untermieter blieb uns bis in die 1980er-Jahre erhalten.

Bürgermeister Notthof von Breitscheid vermittelte Peter Großhanten in den 50er-Jahren eine Anstellung bei der Blutspende-Zentrale in Breitscheid. Die Zentrale suchte dringend einen Fuhrunternehmer, der die gebrauchten Blutkonserven entsorgte. Unser Großvater fuhr sie mit dem Pferdewagen, später mit dem „Deutz“ zum Müllabladepplatz.

Eine Öl-Pipeline und eine neue Hochspannungsleitung, die auf dem Besitz von Peter Großhanten



Peter Großhanten mit seiner zweiten Frau beim Schützenball im Selbecker Schützenzelt

verlegt wurden, ließen seinen Traum, einmal für alle Kinder ein Haus auf dem eigenen Grund und Boden zu bauen, zerplatzen.

Im Jahre 1953 wurde Peter Großhantens Schützenkönig in Selbeck. An der Tent gab es ein großes Fest. Auch die Polterabende seiner Kinder wurden dort groß gefeiert und blieben unvergessen. Leider hat er die Polterabende seiner Enkelkinder auf seinem Hof nicht mehr miterlebt.

Peter Großhantens war für uns ein großartiger Mensch, der für seine Familie alles tat. Er war sehr stolz auf seine Enkelkinder und vererbte ihnen seinen Stolz.

Sein Hausarzt war Dr. Pankok aus Saarn. Er war der Bruder des Düsseldorfener Künstlers Otto Pankok.

Als Peter Großhantens im April 1967 starb, spielte das Tambourcorps



Peter Großhantens Enkelkinder vor seinem Kastanienbaum. Vorne von links: Dagmar, Monika und Christine. Hintere Reihe von links: Enkel eines Untermieters, Detlef und Marion

der Schützenbruderschaft, und die Schützen gaben ihm das letzte Geleit. Ein Trauerzug ging zu Fuß von der Selbecker Kirche bis zum Selbecker Friedhof, wo Peter Großhantens seine letzte Ruhe fand. Symbolisch wurde selbst Jahre danach das typische Wecken der Schützen am Schützenfestsonntag vor seinem Haus beibehalten.

Was uns Enkelkindern mitgegeben wurde, ist sicherlich die Kraft nie aufzugeben, sondern Schicksale zu meistern. Die Erinnerung an unseren Großvater bleibt uns in allen Ehren erhalten, und vielleicht werden einige „Quecke“-Leser ihn hier wiedererkennen.

Ich möchte der „Quecke“ Dank sagen, dass sie den Lesern die Möglichkeit gibt, an alte Zeiten und die Ahnen aus Ratingen und Umgebung zu erinnern.

Monika Margareta Henrich

Die Dröppelminna

Se stong be-i us te Huus enne Köch ove op em Schrank. Se stong schon emmer do-e, sulang ech denke kann. Eijentlich hätt se jo en et beste Zemmer jehuht, aver weil mer do mähr an Sonn- on

Fierdaach erenjing, hätt der Vatter se en de Köch jestellt, su konnt he se emmer senn.

Die Dröppelminna hätt der Vatter vom Ihmesberch metjebreit, dat

wohr si Tehuus (Zuhause). De Jru- esvatter hieß Peter Ehrkamp, on ne Urahn hieß Henricus Ehrkamp, he kohm uut Mintard on wohr Föschter en Hugenpoet. Am 14. November 1708 hätt he an de Mintarder Kerk en Spende von 300 Reichstaler jestiftet, die Tafel hängt hütt noch en de Mintarder Kerk.



Das alte landwirtschaftliche Anwesen „Ihmesberg“ um 1960.

Es liegt an der Kölner Straße in Richtung Mülheim, direkt hinter der Autobahnbrücke rechts. Als „Ihmesberg“ ist es bereits auf der Ploennies-Karte von 1715 verzeichnet

Fröher hant sech die Lütt, die watt op sech hielen, en Dröppelminna anjeschafft, besongisch em Berjische Lank. De Kaffee wohr fröher dü-er, so wohr et miehe e Schmuckstöck. De Name Dröppelminna es och passend, weil dat Kränche oft dröppelten, on Minna wohr de dienstbare Jeist, de bruckten dann nit miehe öm der Dösch erömtejonn on der Kaffee enschödde. Us Dröppelminna han ech von te Huus jeerft, do ben ech stolz drop on haul se en Ihre. Se es uut Zinn, steht op nem Holtblock von 13 x 13 cm, hätt ne dicke Buck, onge e Kränche on twei Jreffe, dat sind Adlerköpp. Off se an Preußens Gloria on an et Kaiserreich erennere sollen? Se es am overe Rank uutjzackt, een

Die Inschrift in der Pfarrkirche St. Laurentius Mintard in hochdeutscher Übertragung:

„Am 14. November des Jahres 1708 hat der ehrsame Heinrich Ehrkamp, Scheffe am Gericht in Mintard und Kirchmeister dieses Gotteshauses, 300 Reichstaler gestiftet zu dem Zweck, dass der jeweilige Vikar (der Kirche) für die jährlich davon anfallenden Zinsen jeden Sonntag und an allen Marienfesten eine Frühmesse hier in diesem Gotteshaus lesen soll, für alle Zeiten und zur Ehre Gottes und (auch) für das Wohlergehen des Stifters und der Gemeinde.“



In die Wand eingelassene Steintafel in der Pfarrkirche St. Laurentius in Mintard



Die alte bergische Dröppelminna aus dem Besitz der Familie Ehrkamp steht hier auf der „fuddeligen Döschdeck“ von Maria Molitor

Zack es e beske schief. Am Ihmesberch es emol der Bletz enjeschlajje, dat mot schlemm jewese sinn, do es die Dröppelminna vom Schrank jefalle on hätt setdem die Mack.

Wenn et Wenkterdaach wohr met den lange Ovende, dann hätt der Vatter die jedruchte Buhne vom Söller jeholt, dann mossten wir Kenger die Buhne uutlö-ete (auskernen). Wir so-eten dann all öm der Köchedösch eröm on hant die knibbelije Arbitt jedonn. Wohren die Buhne fedich, kohmen die beste en die Dröppelminna. Do blieven se bes tom Fröhjohr, dann wuden se en der Jaade jepott. Wenn wir och kenne Kaffee druut jedronke hant, su hätt die Dröppelminna doch ne Zweck erfüllt.

Ech ben nie am Ihmesberch jewese. Als ech jebore wud, wohren die Jrueßeldere schon du-et. De Ihmesberch es noh örem Du-et an der Jraf Spee von Linnep verkoppt wode.

Monchmol maak ech en Berjische Kaffeetafel, dann steht die Dröppelminna medde op em Dösch, donever die aule Kaffeemühl vonne Motter, och schon über honget Johr ault, die vertellen us dann wat von aule Tiede.

We kennt dat noch? Use ieserne Kaffeepott hätt anne Schnuut en Blötsch. (= unsere eiserne Kaffeekanne hat am Ausguss einen Eindruck!)

Maria Molitor

Möbel
Innenausbau
Einbauschränke

Meisterbetrieb
Schreinerei
Kleinrahm

Tel.: 02102-3 64 62

40885 Ratingen-Lintorf, Am Heck 2



Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 732181 Fax 732182
www.lintorfer-buchhandlung.de



Studiosus



REISEBÜRO COOPERATION

**REISEBÜRO
WENN MANN**

*der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!*

Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (021 02) 3 10 58 · Telefax (021 02) 3 29 33



Paul Fleming

* 5. Oktober 1609
Hartenstein

† 2. April 1640
Hamburg



Wie er wolle geküset seyn

Nirgends hin / als auff den Mund //

das sinckts in deß Hertzen grund.

Nicht zu wenig nicht zu viel.

Beydes wird sonst Kinderspiel.

Nicht zu laut / und nicht zu leise /

Bey der Maß' ist rechte weise.

Nicht zu nahe / nicht zu weit.

Diß macht Kummer / jenes Leid. /

Nicht zu trucken / nicht zu feuchte /

wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte / nicht zu weich. //

Bald zugleich / bald nicht zugleich. //

Nicht zu langsam / nicht zu schnelle.

Nicht ohn Unterscheid der Stelle.

Halb gebissen / halb gehaucht. //

Halb die Lippen eingetaucht.

Nicht ohn Unterscheid der Zeiten. //

Mehr alleine / denn bey Leuten.

Küsse nun ein ledermann //

wie er weiß / will / soll und kan.

Ich nur / und die Liebste wissen //

wie wir uns recht sollen küssen.

Die Familie Heintges aus Lintorf

Meine Forschung nach der Familie Heintges beginnt im 17. Jahrhundert in Lintorf.

Zu dieser Zeit gibt es hier eine kleine romanische katholische Kirche. Die Reformierten besuchen die Gottesdienste in Ratingen und Linnep, da es in Lintorf noch keine selbstständige reformierte Gemeinde gibt.

Vertreter beider Konfessionen schließen 1662 einen Vertrag, wonach sowohl Katholiken als auch Reformierte in der St.-Anna-Kirche heiraten können und auch der Friedhof gemeinsam genutzt wird.

Die kleine romanische Kirche wird bedauerlicherweise 1876 abgerissen, und der alte Friedhof wird aufgelöst.

Aus den Geschichtsbüchern habe ich den Eindruck, dass Lintorf im 17. Jahrhundert ein unscheinbares und eher armes Dorf ist, in dem die Bewohner sich tagtäglich mit der Bearbeitung des kargen Ackerbodens abquälen. Nur wenige wohlhabende Familien, wie z.B. die Pempelforts auf Gut Helpenstein oder die adligen Bewohner des Beekerhofes, können ihren Kindern eine gute Schulbildung, wie wir sie heute kennen, ermöglichen.

Deshalb wundere ich mich eigentlich schon seit Jahren über den Grabstein an der Südseite der St. Anna-Kirche: Ein Schmied, **Dam Heintges**, starb am 2. Februar 1673 im 52. Lebensjahr. Deutet dieser Grabstein nicht auch auf Bildung und Wohlstand hin?

Aber wer war diese Familie? In Lintorf ist heute über die Heintges nichts mehr bekannt – lediglich eine kleine Straße „Am Heintges“ weist auf die Nähe der ehemaligen Schmiede hin. Aus den alten Rechnungsbüchern¹⁾ der katholischen Gemeinde erfährt man nicht mehr, als dass ein **Dam Heintges** 1602 und 1607 Geld für Schmiedearbeiten erhält und 1606 Pacht für ein Stück Land bezahlt. 1619 wird Dam Heintges' Sohn **Conrad** erwähnt, als er für 2½ Taler die Kirchenuhr repariert, und 1628 und 1629 führt **Adolph Heintges** als Kirchenmeister die Rechnungsbücher.

Bei genauerer Betrachtung des Grabsteins an der St.-Anna-Kirche stelle ich fest, dass auf der Rückseite Reste einer weiteren Inschrift vorhanden sind, die ich wie folgt entziffere:

A° 1626 DEN X
APRIL IST M DAM HEINT
GES HOEFSCHMIT IN DEN
HERREN ENTSCHLAFEN
SEINES ALTERS 6.. IAHR
ABER KE O
SE LEBEN
MICH
EBS

Vermutlich heißt es „seines Alters 66 Jahr“.

Die Familie stellt sich mir also wie folgt dar:

Der Hufschmied Meister **Dam Heintges**, geboren um 1560 (Rückseite des Grabsteins), hat zwei Kinder: **Conrad**, der 1619 das Uhrwerk ausbessert, und **Adolph**, der 1628 und 1629 die Rechnungsbücher von St. Anna führt. Der 1621 geborene und 1673 verstorbene **Dam Heintges** muss sein Enkel sein.

In den alten katholischen Kirchenregistern, in denen dem 1662 geschlossenen Vertrag gemäß auch die Taufen und Heiraten der Reformierten eingetragen sind, sind keine weiteren Informationen über die Heintges zu finden. Ich habe



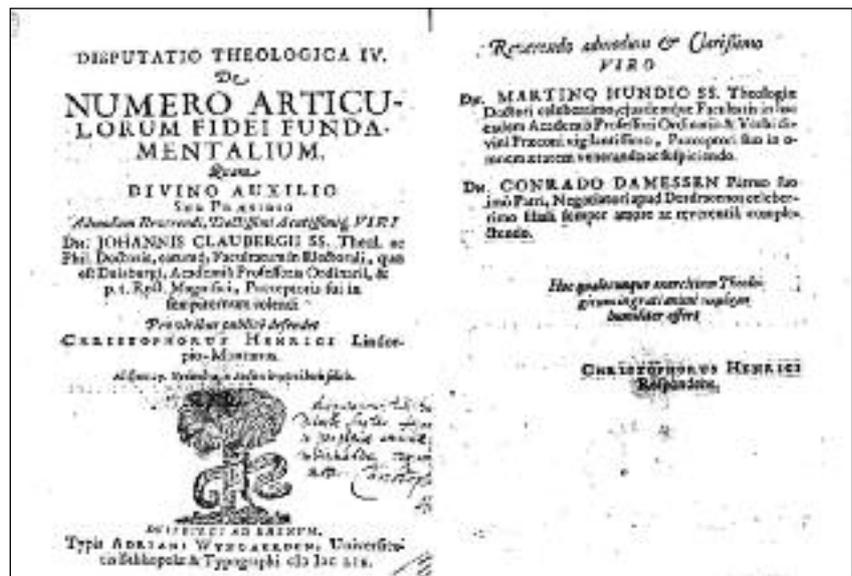
Grabstein des Dam Heintges (1622 - 1673) an der Südseite der St. Anna-Kirche

1) Pfarrarchiv St. Anna in Lintorf

also meine Recherche auf die Kirchenregister der reformierten Gemeinden Linnep²⁾ und Ratingen³⁾ ausgedehnt, und dort sind die Kinder und Nachkommen des 1673 verstorbenen **Dam Heintges** auch schnell gefunden:

Dam Heintges' Ehefrau ist **Irmgard von der Schlippen** und das Paar hat folgende Kinder:

- **Heinrich**, geboren in Lintorf und getauft am 13.2.1657 in der reformierten Gemeinde Ratingen. Dieser Heinrich führt ab Februar 1678 das älteste noch vorhandene Rechnungsbuch⁴⁾ der Lintorfer reformierten Gemeinde. Er übernimmt die väterliche Schmiede, die anschließend an seine Tochter **Elsgen** übergeht.
- **Behl**, geboren in Lintorf und getauft am 28.10.1659, heiratet **Friedrich Herminghausen** zu Hoppenhof in Mettmann⁵⁾. Die Herminghausen sind eine wohlhabende Kaufmannsfamilie. Das spiegelt sich auch bei den Taufpaten der Kinder wider. Bei der 1701 geborenen Tochter Irmgard ist z.B. „Herrn Johann Dietrich Maurenbrechers Eheliebste“ als Taufpatin genannt. Die Maurenbrecher sind eine hochangesehene Familie in Düsseldorf, wo sie seit dem 16. Jahrhundert ein Fuhrgeschäft betreiben und 1668 als erste das pfalzgräfliche Privileg zur Einrichtung einer Fahrenden Post erhalten.
- **Christoffel**, geboren in Lintorf und getauft am 6.12.1662. Über ihn und seine unglückliche Liebe zu **Entgen am Stein** - hat schon Otto Wilms aus Linnep in der „Quecke“ Nr. 68 von 1998 berichtet. Fast zwei Jahre diskutiert der Kirchenrat, wer denn jetzt der rechtmäßige Verlobte der Entgen sei. Selbst der Ratinger Richter schaltet sich ein und verbietet die Hochzeit. 1696 heiratet er dann **Margaretha Abrath**, die Tochter eines Schöffen in Düssel⁶⁾. Christoffels Töchter aus dieser Ehe heiraten wohlhabende Kaufleute aus Ratingen und Düsseldorf.
- **Zelia**, geboren in Lintorf und getauft am 2.9.1665, heiratet 1687 den aus Kettwig stammenden **Heinrich zu Krämers**. Leider sind für diesen Zeitraum keine



Theologische Disputation des Christoffel Henrici (Heintges) an der Universität Duisburg aus dem Jahre 1659

Taufregister in Kettwig vorhanden, und der weitere Weg der Nachkommen ist nicht bekannt.

- **Anna Catharina**, geboren 1668, scheint bereits als Kind verstorben zu sein.
- **Anna Margaretha**, heiratet 1694 den Wundarzt, Ratsverwandten und Kirchenältesten **Johann Theodor Lucas** in Ratingen. Sie sind die Stammeltern der bekannten Ratinger Chirurgen-Familie Lucas.
Deren Sohn Johann Christoph Lucas heiratet **Maria Agnes Weidmann** aus der berühmten Orgelbauer-Familie, und seine Schwester Margaretha ist mit dem Orgelbauer **Thomas Houben** verheiratet, der 1719 als Vertreter der Reformierten in den Rat der Stadt Ratingen gewählt wird und bis 1751 Ratsmitglied ist.

Soweit dieser kurze Überblick über die Kinder und Nachkommen des Dam Heintges.

Die Ratinger Kirchenregister werden von 1664 bis 1679 von dem Prediger **Christoph Henrici** geführt, der 1666 auch ein Verzeichnis aller Gemeindeglieder, darunter 32 Lintorfer Familien, erstellt. Und gleich auf den ersten Seiten steht zu meiner Überraschung Folgendes: „**Dam Heintges** mein leiblicher Bruder...“

Der Ratinger Pfarrer ist also ein Bruder des Schmiedes **Dam**

Heintges? Wo mag er dann wohl zur Schule gegangen sein? Wo hat er die für den Besuch einer Universität notwendigen Fähigkeiten erworben?

Ich finde mehr Fragen als Antworten in diesen Büchern, denn in den Taufregistern steht noch mehr Erstaunliches: Als Taufpaten seiner eigenen Kinder nennt der Pfarrer **Christoffel Henrici**:

- **Johannes von der Lynden**, des Predigers Bruder wohnhaft zu Dordrecht
- **Elisabeth Damessen**, Witwe des Conrad Damessen, des Predigers Oheim
- **Adolph Heintges**, Kaufmann binnen Dordrecht

Onkel und Bruder in Dordrecht – vier verschiedene Namen: Heintges – von der Lynden - Damessen - Henrici? Wie passt das alles nur zusammen??

Aber erst einmal beschäftige ich mich mit dem **Pfarrer Christoffel**

2) Verkartung der Linnepener Kirchenbücher von Ingo Löhken (Westdeutsche Ges. f. Familienkunde)
 3) Archiv der evangelischen Kirchengemeinde in Ratingen
 4) Archiv der evangelischen Kirchengemeinde in Lintorf
 5) Kirchenbücher der reformierten Gemeinde Mettmann im Personenstandsarchiv Brühl
 6) Heiratsregister der reformierten Gemeinde Düssel im Personenstandsarchiv Brühl

Henrici. Den ältesten Nachweis über seinen Werdegang finde ich in den Schülerlisten des Duisburger Gymnasiums⁷⁾. Dort ist „Christoph Henrici oder Hintjes“ im Jahr 1650 als 13-jähriger Sohn eines Schmiedes aus dem Bergischen aufgeführt. – Er hat seinen Namen „latinisiert“: aus Heintges (Heinrichs) wird Henrici.

1655 schreibt er sich in die Matrikel der Duisburger Universität⁸⁾ als Theologie-Student ein.

Die Duisburger Hochschule wurde unter Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach dem Ende des 30-jährigen Krieges geschaffen. Gründungsmitglied und erster Rektor dieser Hochschule war der aus Solingen stammende Philosoph und Theologe Johannes Clauberg.

[NB: Sibilla Clauberg, seine Tochter, war übrigens mit Johann von Pempelfort auf Helpenstein in Lintorf verheiratet.]

Es gibt an dieser jungen Duisburger Universität noch einen zweiten Lintorfer Studenten, nämlich **Lukas Blaspiel**, der später Hofprediger in Königsberg wird.

Zurück zur Familie Heintges. Von **Christoffel Henrici** ist in der Unibibliothek in Duisburg noch eine gedruckte Arbeit mit dem Titel „Theologische Disputation über den achten Fehler, den die neuen Methodisten aus den aus der heiligen Schrift abgeleiteten Folgen im Papsttum der Reformierten behaupten“ erhalten.

Für die Suche nach der Familie Heintges ist die zweite Seite aber viel interessanter. Dort heißt es nämlich in einer Widmung: „Herrn Conrad Damessen, seinen Onkel und geradezu Vater, bekanntester Kaufmann in Dordrecht, stets mit kindlicher Liebe und Verehrung umarmend“.

Die weiteren Recherchen ergeben, dass Christoffel nach Beendigung seines Theologie-Studiums in Duisburg von 1660 bis 1663 noch in Leiden/Holland studiert und sich anschließend um die Nachfolge des verstorbenen Ratinger Predigers Heinius bewirbt. Nach zähem Ringen mit seinem ehemaligen Studienkollegen **Gottfried Peill** wird **Christoffel Henrici** 1664 Pfarrer der reformierten Ratinger Gemeinde.⁹⁾

Die Ratinger Gemeinde war lange Jahre eine heimliche, eine sogenannte Gemeinde unter dem Kreuz, und die regelmäßigen Gottesdienste wurden in Privathäusern abgehalten. Durch Kollekten versucht man viele Jahre lang Geld für den Bau eines eigenen Gotteshauses zusammenzutragen, aber erst unter Pfarrer Christoph Henrici wird der Bau in Angriff genommen. In den Kollektenbüchern von 1668 sind viele Städte genannt, die den Ratinger Reformierten Geld spenden: Wesel 25 Thaler, Unna 20 Thaler, Hamm 20 Thaler, Embrich (Emmerich) 8 Thaler, Duisburg 15 Thaler, Neuß 10 Thaler usw.

Als der kurfürstlich-brandenburgische Rat **Werner Lukas Blaspiel** dann für 40 Thaler einen Bauplatz kauft, ihn der Gemeinde schenkt und noch 100 Thaler für den Bau dazugibt, beschließt das Konsistorium am 2. März 1668:

„Weil er hier in der Stadt gebürtig und sich um die Gemeinde wohl verdient gemacht hatte, ward er bestimmt, als ein vornehmer Mann, daß er den ersten Stein legen solle.“¹⁰⁾

Der Bau der Kirche geht nur mit vielen Problemen voran, und der Prediger **Christoffel Henrici** erlebt die Fertigstellung nicht mehr. Als er 1679 stirbt, hinterlässt er zwei Söhne aus erster und zwei Töchter und einen Sohn aus der zweiten Ehe. Seine Witwe zieht später mit den Kindern nach Duisburg, wo die Nachkommen noch über mehrere Generationen zu finden sind.

Die Suche nach den weiteren Geschwistern des 1673 verstorbenen **Dam Heintges** gestaltet sich etwas schwieriger. Nur der Bruder **Moritz** lebt als Pächter des Koppersgutes¹¹⁾ in Lintorf, und auch bei seinen Kindern sind Taufpaten wie die Pempelforts und Claßens (eine Kaufmannsfamilie in Düsseldorf) zu finden, die auf Wohlhaben und Bildung in dieser Familie hinweisen. Nachkommen des Moritz pachten später den Schönenhof in Angerhausen und bleiben mehrere Generationen in der Umgebung von Duisburg ansässig.

Nachdem in den Taufregistern ja mehrfach Verwandte in Dordrecht erwähnt sind und Christoffel sich

in der theologischen Abhandlung ausdrücklich bei seinem Onkel **Conrad Damessen** bedankt, setze ich die Forschung dort fort.

Dordrecht erhielt seine Stadtrechte 1220, womit die Stadt die älteste im ehemaligen Holland (aber nicht in den Niederlanden) ist. Die strategisch wertvolle Lage der Stadt machte sie etwa ab 1299 zu einem wichtigen Handelszentrum.

1572 kamen Repräsentanten der meisten Städte Hollands in Dordrecht zusammen, machten Wilhelm von Oranien zu ihrem Führer und erklärten ihre Unabhängigkeit von Spanien. Diese Dordrechter Ständeversammlung markiert den Beginn des Holländischen Unabhängigkeitskampfes.

Im Februar 2008 fahre ich erstmals nach Dordrecht und kann mir beim Betrachten der alten Häuser gar nicht vorstellen, dass sich Lintorfer hierhin verirrt haben sollen.....- aber andererseits: bisher war es ja auch unvorstellbar, dass im 17. Jahrhundert Lintorfer eine Universität besuchten.

Bevor ich nach Dordrecht fahre, informiere ich mich auf der Webseite des dortigen Archives. Viele Daten und Informationen sind bereits online zu finden, die Namen Damissen und van der Linden sind aber einfach zu häufig, auf diesem Weg ist eine korrekte Recherche nicht möglich. Über den Namen Heintges ist hier überhaupt nichts zu finden.

Auf der Webseite des Dordrechter Historikers und Genealogen **Drs. A. B. den Haan**¹²⁾, der seit fast 20 Jahren genealogische Arbeiten und Transkriptionen von Kirchenregistern und Notariatsakten ver-

7) Max Wiesenthal: Das Album I des Gymnasiums in Duisburg 1623 – 1703 (Duisburg 1939)

8) Wilhelm Rotscheidt: Die Matrikel der Universität Duisburg, 1652 – 1818 (Duisburg 1938)

9) Protokolle der 94. Bergischen Provinzialsynode in Mülheim/Rhein 1664

10) Konsistorialakten im Pfarrarchiv der ev. Gemeinde Ratingen

11) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Akten der Abtei Werden

12) Drs. (Doctorandus) = in den Niederlanden ein akademischer Grad, der nach Abschluss eines Studiums zur Dissertation berechtigt.



„Huis de Sleutel“ am Groenmarkt 105 in Dordrecht



„De Gulden Os“ an der Visbrug in Dordrecht

öffentlich und in den letzten drei Jahren auch ins Internet einstellt, finde ich aber das Folgende:

Conrad Damisz.*), Junggeselle und Schmiedegeselle aus Ratingen im Bergischen Land, wohnend auf dem Riedijk im „Glühenden Ofen“ und Celiken Jans, junge Tochter aus Cronenberg im Bergischen Land, wohnend bei Jacob Antheunissen im „Ochsenhof“, getraut am 29. April 1618.

Ich finde hier auch noch weitere Informationen über Conrad Damisz.:

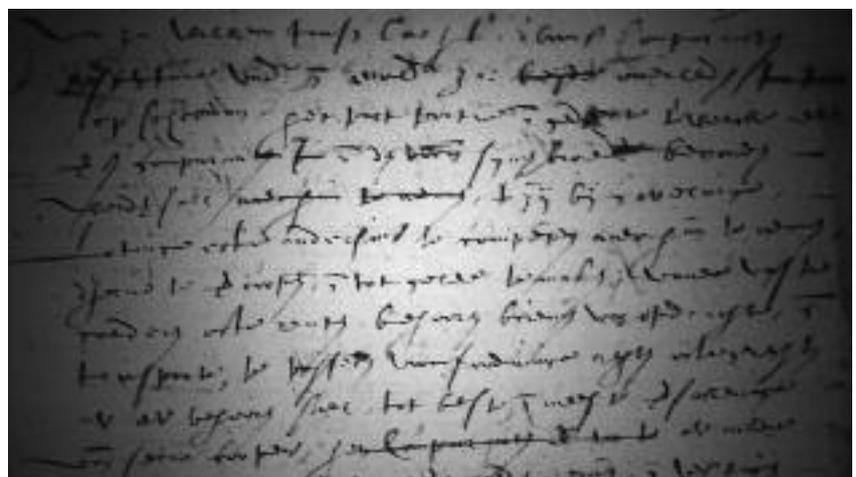
- In der Grundsteuerliste von 1619 ist er für ein gemietetes Haus „op de Riedijk“ aufgeführt. Sein Beruf wird hier mit „harnasmaker“ (= Harnschmacher) angegeben.
- In der Steuerliste von 1626 wird das Vermögen des „Coenrat Dammas harnasmaker“ auf 4.000 Gulden geschätzt. [NB: 2,5 Gulden = 1 Thaler]

Bei meinem ersten Besuch im Dordrechter Stadtarchiv wird mir dann ganz schnell klar, dass hier damals, anders als in unserer Region, die Menschen nicht nach ihren Wohnplätzen benannt werden, sondern man den Kindern den Namen des Vaters als Nachnamen anhängte. Und somit heißt Conrad Damissen oder Damisz. nichts anderes als: Conrad, „Dams Sohn“.

Zu diesem Zeitpunkt kann ich zwar noch nicht belegen, dass

dieser **Conrad Damisz.** der Sohn des 1626 in Lintorf verstorbenen älteren **Dam Heintges** ist, finde aber später die zweifelsfreie Bestätigung hierfür. Er ist also der Conrad, der gemäß Rechnungsbuch der Lintorfer katholischen Gemeinde 1619 das Uhrwerk repariert.

Mittlerweile bin ich einige Male in Dordrecht gewesen. Im dortigen Archiv sind unglaublich viele Akten aus dem 16. und 17. Jahrhundert



Aus einer Notariatsurkunde von 1626 im Stadtarchiv Dordrecht

*) [Damisz. = Damiszoon, z. ist die Abkürzung für zoon (Sohn)]

erhalten. Aber die erste Einsicht ist dann doch sehr deprimierend! Ich habe zwar im Laufe der Jahre gelernt, unsere alten Schriften zu lesen, aber die alte holländische Schrift ist vollkommen anders, und die entzifferten Worte sind in keinem Wörterbuch zu finden. Glücklicherweise lerne ich bei einem meiner Besuche im Dordrechter Archiv dann André den Haan, auf dessen Webseite ich ja schon die ersten Hinweise gefunden habe, persönlich kennen. Er erklärt sich bereit, die von mir gefundenen Notariatsurkunden zu transkribieren und mittlerweile führt er die Forschung in Dordrecht weiter, während ich, außer in unseren hiesigen Archiven, in Rotterdam, Leiden und Haarlem recherchiere.

Hierbei kommt eine fast unglaubliche Geschichte dieser Lintorfer Familie zutage:

Wann **Conrad** erstmals nach Dordrecht geht, ist bisher nicht bekannt. Nach seiner Heirat mit **Celiken Jans** im Jahr 1618 mietet er ein Haus auf dem Riedijk und kauft bereits ein Jahr später das danebenliegende Haus für 1.290 Gulden.

Das erste Kind, **Johannes**, wird 1619 geboren, der Sohn **Dam** im Jahr danach. Beide sind später im Unternehmen des Vaters tätig.

Es gibt etliche Notariatsurkunden¹³⁾ des **Conrad Damisz.**, aus denen man etwas über seine Geschäfte erfährt, und es wird schnell klar, dass er nicht nur als Schmied und Harnischmacher, sondern im internationalen Eisenhandel tätig ist. Die noch vorhandenen Testamente lassen einen Einblick in den Wohlstand der Familie zu:

Am 6. Juni 1626 lassen **Conrad Damisz.**, Harnischmacher und Bürger von Dordrecht, und seine Frau **Celiken** ein Testament aufnehmen. Conrad ist gesund, Celiken liegt krank zu Bett. Beide bestätigen das am 29. Juni 1625 bei gleichem Notar hinterlegte Testament [NB: Dieses Testament ist leider nicht im Dordrechter Archiv vorhanden] mit folgenden Ergänzungen: Der länger Lebende von beiden soll den Armen von Dordrecht einen Betrag von 75 Gulden zukommen lassen und den Armen des Geburtsortes des Erststerbenden eine Summe von 25 Gul-

den. Sollte Conrad vor Celiken versterben, ohne Kinder zu hinterlassen, ist sie gehalten, an seinen Bruder **Alff Damesz.** oder dessen Kinder einen Betrag von 800 Gulden auszuzahlen. ... (Alff Damesz. ist, wie ich heute weiß, **Adolph Heintges** in Lintorf.)

Die meisten der Notariatsurkunden betreffen geschäftliche Transaktionen. Mal erteilt er einem Händler in Middelburg Vollmacht, die Zahlung für eine Lieferung von 23 Schwertblättern einzufordern, mal ist die Rede von Helmen, Armstücken und Kammhelmen.

Am 25. März 1632 lassen die Eheleute in ihrem Hause am Riedijk von Notar D. Eelbo ein neues Testament aufnehmen. Sie vermachen den Armen der Reformierten Kirche Dordrecht jetzt 100 Gulden und den Armen ihrer Geburtsorte 50 Gulden. Beide bestimmen sich gegenseitig als Alleinerben und dass den gemeinsamen Kindern eine Ausbildung, die ihnen zusagt, ermöglicht werden soll und sie bis zu ihrer Volljährigkeit oder Eheschließung gut versorgt werden. Bei Heirat sollen sie – vorausgesetzt die Eheschließung erfolgt mit Zustimmung des überlebenden Elternteils - insgesamt 10.000 Gulden erhalten, jeweils ein Bett mit Zubehör und Wäsche und Tafelwäsche von guter Qualität usw.

Das sind also schon ganz erstaunliche Summen – viel erstaunlicher ist aber, dass **Conrad Damisz.** in der Steuerliste von 1638 nur mit einem Vermögen von 4.000 Gulden aufgeführt ist.

1636 kauft er von **Jacob de Witt**, Steuereinnahmer und Angehöriger des Ältestenrates (später auch Bürgermeister), ein Warenhaus in Hafennähe mit zwei dahinterliegenden Schuppen.

Am 14. September 1636 unterzeichnen sowohl **Coenraet Damesz.** als auch „**Oloff Damesz.**, smid van Lintorf“ als Zeugen ein Testament. Conrads Bruder Adolph Heintges verkehrte also auch in Dordrecht!

Im Juli 1639 stirbt Conrads Frau, **Celiken Jansz.** und wird in der Dordrechter Augustinerkerk beerdigt.

Einen interessanten Einblick in seine Geschäfte bietet ein am 23. 9. 1639 abgeschlossener Vertrag mit dem Amsterdamer Kaufmann

Piere Pellicot. Hier verpflichtet sich Conrad Damasz. über einen Zeitraum von zwei Jahren, jährlich 40.000 Eisensicheln an Piere Pellicot oder seinen Agenten zu liefern. Jedes Jahr 18.000 bis 20.000 große, je Hundert zu 26 Pfund „Dordrechts ijserenwaechs gewichte“ zu einem Preis von neun Gulden und jährlich 18. bis 20.000 Sicheln mit eingepprägten Qualitätsmarken, je Hundert zu 24½ bis 25 Pfund, zu einem Preis von sechs Gulden. Er sagt zu, in diesem Zeitraum keine Sicheln an Händler in Frankreich oder Händler, die mit Frankreich handeln, zu verkaufen oder verkaufen zu lassen. Im Gegenzug bestätigt Piere Pellicot, die besagten Sicheln nicht in Holland, Zeeland oder anderen Teilen der Vereinigten Provinzen, sondern ausschließlich in Frankreich zu verkaufen.

1640 heiratet Conrad ein zweites Mal. Am 15. Januar schließen *der ehrsame **Conrad Damisz.**, Kaufmann und Bürger in Dordrecht, Witwer und zukünftiger Bräutigam, und die ehrbare **Elisabeth Ruijtenborg**, junge Tochter und zukünftige Braut*, einen Ehevertrag. Die Braut wird hierbei von Herrn **Jacob de Witt**, dem regierenden Bürgermeister, begleitet. [NB: Der Dordrechter Bürgermeister, Jakob de Witt, war der Vater des **Johann de Witt**, der eine wesentliche Rolle in der niederländischen Geschichte spielte.]

Nach diesem Vertrag bringen Braut und Bräutigam ohne Ausnahme alle ihre gegenwärtigen Besitztümer in diese Ehe ein. Die Braut bringt auch sämtliche Kleidung, Schmuck und Silbergegenstände, die später in einer separaten Inventarliste spezifiziert werden, ein und übergibt sie ihrem Ehemann. Es wird keine Gütergemeinschaft vereinbart. Wenn Conrad Damisz. vor seiner zukünftigen Ehefrau verstirbt, gleich, ob aus dieser Ehe Kinder hinterlassen werden oder nicht, wird sie alle ihre Besitztümer, wie sie in der Inventarliste aufgeführt sind, zurückerhalten. Außerdem wird sie aus dem Besitz ihres Ehemannes bis zu ihrem Tod eine jährliche Zahlung von 300 Gulden erhalten.

13) Stadtarchiv NL-Dordrecht, Bestand 20 (Notariële archieven)

Im gleichen Jahr verkauft Conrad das Haus auf dem Riedijk, genannt „de Verkeerde Weerelt“, zum Preis von 400 Gulden und kauft für 750 Gulden ein Haus in der Schrijverstraat.

Es folgen noch viele weitere Urkunden, die den Handel des Kaufmanns und Harnischmachers mit London, Schweden, Kurland, Frankreich und Deutschland belegen.

Am 17.5.1643 heiratet Conrads ältester Sohn, **Johannes Coenraetsz.**, Junggeselle und Eisenkaufmann in Dordrecht, die **Maria van Mispelhoff**, Tochter eines Dordrechter Holzhändlers. - Sicherlich eine gute Partie: während Conrad in der Steuerliste von 1638 mit 4.000 Gulden Vermögen aufgeführt ist, ist der Vater der Maria van Mispelhoff hier mit 10.000 Gulden zu finden.

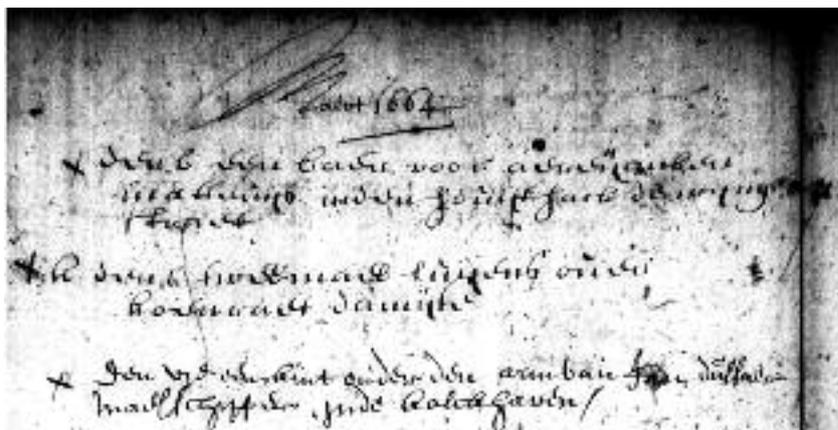
Am 16.12.1643 beschreibt der Notar Eelbo, dass er dem Eisenkaufmann **Conrad Damisz. van der Linden** einen Wechsel aus Lüttich zur Einlösung vorlegt, dieser aber die Zahlung verweigert, da er nur die gängigen Währungen, wie Carolus Gulden oder Schottische Jacobus zu 12 Gulden 16 Stüber oder Französische Kronen zu 4 Gulden 18 Stüber habe, der Wechsel aber auf Silbermünzen ausgestellt sei – hierfür benötige er eine Vornotiz von acht Tagen.

In dieser Urkunde wird **Conrad Damisz.** zum ersten Mal „**van der Linden**“ genannt und am 1.5.1644 wird seine erste Enkeltochter, **Celia van der Linden**, geboren.

1647 lässt „d'eersaeme Sr. **Coenraet Damas. van der Linde**, coopman ende borger“ vor Notar Daniel Eelbo ein neues Testament aufnehmen und verfügt über eine Summe von insgesamt 25.000 Gulden.

1647 findet sich sein Name auch in den Düsseldorfer Konsistorialakten:

13. October 1647 - Weilm **Conradt Damiß** von Lintrop vor Hoeff zu Dordrecht unseren Armen auß miltem hertzen laut seiner eigener Handt vereehret 8 ½ Reichsthaler welche bei Hinrichen Wirtz ein solten gefordert werden, alß hat man solches zu thun Jacob Schliepkoeten aufgeben undt ihm



Tod des Conrad Damisz. im März 1664. Eintragung im Kirchenbuch

desßwegen abgemeltes Conradt Damiß eigen Handtbrieflein hiervon eingehandigt.

Aus einer weiteren Dordrechter Notariatsurkunde vom 17. Juli 1648 geht hervor, dass Conrad zusammen mit drei anderen Dordrechter Kaufleuten ein Schiff besitzt: „De Maecht van Dordrecht“. Sie wurde 1643 in Schiedam gebaut und hat inklusive Zubehör, wie Seile, Anker usw. 22.819 Gulden 17 Stüber und 12 Pfennig gekostet.

Conrads Sohn **Dam** stirbt bereits 1647, und als sein Sohn **Johannes** Anfang 1650 im Alter von nur 30 Jahren ebenfalls stirbt, lässt er ein neues Testament aufnehmen. Seine Frau, **Elisabeth Ruitenburg**, soll nach seinem Tod, zusätzlich zu den im Ehevertrag vereinbarten 300 Gulden, jährlich weitere 200 Gulden aus einer fest angelegten Summe von 10.000 Gulden erhalten. Er ernennt die Kinder seines verstorbenen Sohnes **Johannes van der Linden** und dessen Witwe **Maria Mispelshoeff** sowie das Kind, mit dem sie schwanger ist, zu gleichen Teilen zu seinen Erben. Zu Nachlassverwaltern und Vormündern seiner Enkel ernennt er **Johann de Witt** und Hugo van der Meer und bittet sie darauf zu achten, dass seine Enkelkinder zu aufrechten und gottesfürchtigen Menschen erzogen werden und dafür zu sorgen, dass sie - sofern sie die Voraussetzung dafür haben - auf eine Universität gehen und Theologie oder eine andere Wissenschaft studieren.

Der hier zum Vormund ernannte **Johann de Witt**, der Sohn des schon bei der zweiten Eheschlie-

bung von Conrad genannten **Jacob de Witt**, wurde 1653 Ratspensionär in Den Haag und hatte großen Einfluss auf die damalige Außenpolitik. Unter seiner Federführung wurde 1654 mit England Frieden geschlossen und der Friede von Westminster unterzeichnet. Nachdem 1665 der Krieg mit England wieder ausgebrochen war, war de Witt erneut an den Friedensverhandlungen, aus denen 1667 der „Frieden von Breda“ entstand, beteiligt.

1667 erließ **Johann de Witt** gemeinsam mit Gaspar Fagel, Gillis Valckenier und Andries de Graeff den sogenannten Jahrhundertelass, der die Abschaffung der Statthalterschaft und somit den endgültigen Sturz des Hauses von Oranien beinhaltete.

Conrad Damisz. van der Linden stirbt am 6.3.1664 und zu seiner Beerdigung werden die Glocken zweimal geläutet. Er wird, wie auch schon seine erste Ehefrau und seine Kinder, in der Augustiner-Kerk in Dordrecht beerdigt.

Kurz nach seinem Tod am 25.3.1664 bittet der Ratspensionär **Johann de Witt** in Den Haag in einem Schreiben an den Dordrechter Notar darum, aus der Verpflichtung als Nachlassverwalter entlassen zu werden, da er sich aufgrund seiner derzeitigen Tätigkeit dazu nicht in der Lage sieht. Gleichzeitig bestätigt er, dass er den Freunden des Verstorbenen jederzeit alle in seiner Macht stehende Hilfe und Unterstützung anbietet.

Am 9. Mai 1664 wird ein Nachlassinventar erstellt, das hier nur auszugsweise wiedergegeben werden soll.

– Häuser:

Das Haus im Neuen Hafen an der Ecke Schrijverstraat, in dem Conrad Damissen van der Linden verstorben ist, samt den zwei danebenstehenden Lagerhäusern. Die Lagerhäuser sind für 200 bzw. 150 Gulden jährlich vermietet.

Ein Haus in der Schrijversstraat, neben dem vorgenannten Lagerhaus. Dieses Haus und der untere Teil des zuletzt genannten Lagerhauses sind an Maria van Mispelshoeff, Witwe des Johannes van der Linden, für 132 Gulden jährlich vermietet.

Ein Haus in der Grote Spuistraat, das für 108 Gulden per Jahr vermietet ist.

– diverse Rentenbriefe, Obligationen usw., 3.346 Gulden Bargeld, Silber, Leinenwäsche, Herrenkleider, Möbel, Hausrat

– Gemälde:

In der guten Stube (Op de beste kamer): Ein Gemälde „Schäfer und Schäferin“, ein Gemälde von Abraham, eines, auf dem gesät wird, ein Porträt des Verstorbenen, eine kleine Landschaft, ein Fruchtkorb, eine große Landschaft, ein Gemälde von Noah in der Arche und eins vom Abendmahl

In der besten Küche: Ein Gemälde mit Wild, eins mit Fischen, zwei von Moses, eines von Salomons Recht, eine Landschaft, eines von Petrus im Gefängnis

Drei kleine Bildchen, eins von Salomons Gebet.

– Über 30 Bücher, darunter eine große Bibel und eine Chronik des flämischen Historikers Emanuel van Meteren.

Der aus Lintorf stammende **Conrad Heintges alias Conrad Damisz. van der Linden** hinterlässt keine männlichen Nachkommen, die beiden Enkeltöchter heiraten später angesehene Kaufleute, und eigentlich sollte die Recherche hiermit zu Ende sein. Aber dann finden sich noch weitere interessante Informationen:

Ungefähr ein halbes Jahr nach seinem Tod beauftragen Conrads Erben den **Hans Pietersz. Grondt** in Solingen, Auskunft darüber zu geben, ob **Conrad Damisz. van der**

Linden nicht ein Anrecht habe auf 2.000 Reichsthaler aus dem Hof Diepensiepen mit zwei Mühlen und drei Fischteichen. Eigentümer oder Pächter soll **Johannes Rader** sein und die Zinsen sollen an einen Mann in Lintorf bezahlt worden sein. Auch soll er Auskunft erteilen, ob noch weiteres Eigentum des Verstorbenen vorhanden ist und dieses ggf. konfiszieren und darauf achten, dass die Zinsen an niemand anderen als die Dordrechter Erben gezahlt werden.

Das hört sich sehr eigenartig an. Und in den Notariatsakten findet sich dann der Grund für die Aufregung der Erben: Eine handschriftliche Verfügung – sehr kryptisch – und in etwa wie folgt zu übersetzen:

Ich verfüge hiermit über die Besitzungen im Bergischen Land, angelegt zum Vorteil unseres studierenden Neffen Christoffel, unter der Bedingung, dass er als Pfarrer berufen wird, gemäß den bei Dam, Moritz und Adolph Heintges hinterlegten Schuldbriefen im Gesamtwert von 7.450 Reichsthalern.

Jeder dieser Briefe erbringt jährlich 5 % Zinsen, zusammen 367 ½ Reichsthaler, mit Commission für Dam und Moritz für das Einziehen des Geldes. Von diesen 7.450 Rtlr. soll Stoffel, solange er studiert und bis zu seiner Berufung, die Zinsen erhalten. Alles, was er von diesen 367 ½ Reichsthalern sparen kann, soll an Moritz, an die Armen oder den Pfarrer zur Zahlung seines Gehaltes gegeben werden, oder an die, die es benötigen. Ich setze die beiden Neffen Dam und Moritz als Betreuer dieser Nachlassenschaft ein und beauftrage sie, die Schule zu unterstützen, falls Reparaturen notwendig werden oder das Geld zur Bezahlung eines Schulmeisters nicht vorhanden ist. Ich bestimme, dass der Brief auf Hof und Mühle Diepensiepen an die Ratinger Kirche übertragen wird, wenn Stoffel berufen wird. In diesem Fall soll der Brief an die Kirche ausgehändigt werden und die armen Schüler der Schule 2000 Rtlr bekommen, die Zinsen sollen eingezogen und den Armen übergeben werden, die ihren Pfarrer nicht bezahlen können oder deren Schule soll unterstützt werden. Handele nach bestem Gewissen. Von den restli-

chen 5.450 Reichsthalern sollen Bruder Heinrich oder seine Kinder 2.225 Rtlr pro Kopf bekommen. Te Manger, Heussel und Vogelbos haben bereits 1.300 Rtlr bekommen, dieses sollte von dem, was sie noch von mir zu bekommen haben, abgezogen werden. Was immer übrig bleibt, steht Conrad, Dam und Moritz, ich meine zu sagen Conrad, Deinem Bruder und Bruder Moritz und Reiner und Zeliken der Schwester zu. Das ist mein letzter Wille, führe ihn gewissenhaft aus. Auch meine Woll- und Leinenkleidung soll unter meinen Erben aufgeteilt werden. Stoffel, Dam, Moritz, Reiner und Zeliken sollen ihren Anteil an dem Bargeld bekommen. Das ist von mir Conrad Damisz. mit eigener Hand geschrieben am 3. Juli 1663.

*1666 vereinbaren dann a) Conrads Enkeltöchter **Celia und Johanna van der Linden** mit b) **Adam Heijntges, Maurits Adolfsen** (auch im Auftrage der anderen Konsorten, die nicht namentlich genannt sind), dass die unter b) Genannten die Eigentümer der 5.450 Reichstaler bleiben sollen. Im Gegenzug zahlen sie an die unter a) genannten Erben die Summe von 1.600 Reichsthalern.*

Und unter dem 12. März 1667 ist dann notariell festgehalten, dass die Vormünder von Conrads Enkeltöchtern aus der Hand des Dordrechter Kaufmanns **Adolph van der Linden** von der reformierten Ratinger Gemeinde 200 Reichstaler erhalten haben und diese Zahlung im Zusammenhang mit einer 1666 getroffenen Vereinbarung zwischen den Dordrechter Erben und den Ältesten der Ratinger reformierten Gemeinde steht.

In den Akten der reformierten Ratinger Gemeinde ist festgehalten, dass der Onkel des Predigers der Kirche 2.000 Gulden für die Bezahlung des Pfarrers vermacht. Sollten diese Vereinbarungen bei der Berufung **Christoffel Henricis** zum Pfarrer eine Rolle gespielt haben? Wir können es nur vermuten.

Bisher deutet schon einiges darauf hin, dass die Brüder **Conrad Damisz. van der Linden** und **Adolph Heintges** ein gutes Verhältnis zueinander haben. Adolph, der ja 1628/29 die Rechnungsbücher von St. Anna führte, ist bis zu seinem Tod, um 1646, Kirchenältes-

ter der reformierten Ratinger Gemeinde für die Honschaft Lintorf.

Vermutlich sind die beiden Brüder Geschäftspartner, denn **Adolphs Söhne Johann und Adolph** (also die Brüder des **Dam Heintges**, des **Moritz zu Koppers** und des Predigers **Christoffel Henrici**) werden auch Kaufleute in Dordrecht.

Schon bei den Taufpaten der Kinder des Predigers Christoffel sind sie ja genannt: „**Adolph Heintges**, Kaufmann binnen Dordrecht“ und „**Johannes von der Lynden**, des Predigers Bruder wohnhaft zu Dordrecht“.

Adolph, der um 1635 geborene Sohn des Lintorfer Kirchenältesten, erscheint in den Dordrechter Urkunden erstmals, als er am 26.10.1666 **Maria Beune** heiratet.

Er ist Weinhändler, Bürger in Dordrecht und Diakon der dortigen reformierten Gemeinde.

Über ihn ist sehr wenig in den alten Urkunden zu finden. Mal kauft er ein kleines Stück Land für 122 Gulden, mal ein Haus in der Gravenstraat für 1.500 Gulden. Man findet eine eidesstattliche Erklärung, die er zusammen mit anderen Weinhändlern abgibt, dass die Kosten für den Kran und das Absetzen des Rheingauer Weins in Köln in den letzten drei Jahren um 50 bzw. 100 Prozent verteuert wurde.

In der Steuerliste von 1680 wird sein Vermögen mit 4.000 Gulden angegeben. Als er jedoch im gleichen Jahr ein Testament aufsetzen lässt, steht an erster Stelle,



Samuel van Hoogstratens Gemälde „De Muntmeesters“ von 1674 hängt im Dordrechter Museum. In der linken oberen Ecke Johann Adolphsz. van der Linden als Münzmeister der Holländischen Münze

dass diese Schätzung nicht der Wahrheit entspricht. Die Eheleute setzen sich gegenseitig als Universalerben ein und bestimmen, dass der Überlebende die Kinder aus dieser Ehe gut versorgen, ihnen eine gute Schulbildung und eine, ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildung in einem kaufmännischen- oder Handwerksberuf oder ein anderes ehrliches Auskommen ermöglichen soll. Bei ihrer Heirat sollen sie jeder den entsprechenden Anteil von insgesamt 1.200 Gulden erhalten.

Adolph van der Linden stirbt am 22.5.1682. Wenige Tage vorher

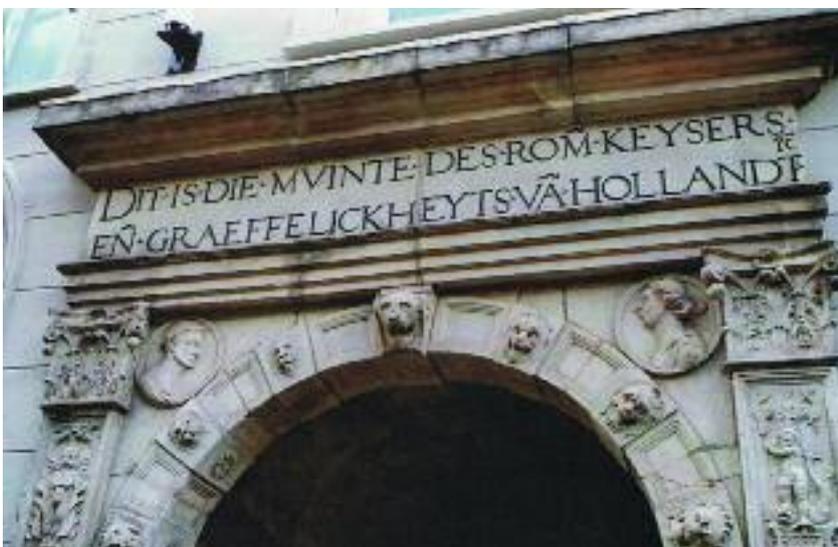
bestätigen er und seine Ehefrau notariell, dass sie der Swaena Maria Schijvelberch, Witwe des Gerrart Brantwijck, die Summe von 1.500 Gulden schuldig sind. Kurz nach seinem Tod bescheinigt seine Witwe, der Maria Peser, Witwe des Dirck Schijvelberch, eine Summe von 9.000 Gulden zu schulden.

Adolphs Töchter heiraten in gutsituierte Familien ein und sein ebenfalls Adolph genannter Sohn heiratet die Tochter des Dordrechter Weinröders. Deren Sohn stirbt im Alter von 21 Jahren ohne Nachkommen, und somit ist auch dieser Zweig der Familie in der männlichen Linie ausgestorben.

Adolphs Bruder, der um 1630 geborene **Johann Heintges** nennt sich in Dordrecht „**Johann Adolphsz. van der Linden**“ und heiratet 1658 **Catharina Ruitenberg**, eine Nichte der zweiten Ehefrau seines Onkels Conrad.

Anfangs ist kaum etwas über ihn in den Dordrechter Akten zu finden, und in dem 1675 aufgenommenen Testament verfügt er lediglich über 1.000 Gulden.

Aber dann wird die Recherche spannend: 1677, kurz bevor das 14. Kind dieser Eheleute geboren wird, wird **Johann van der Linden** Münzmeister der Holländischen Münze in Dordrecht!



Das Haus der Münze in Dordrecht

Sein Porträt, 1677 gemalt von Anthony Vreem, wurde dem 1674 entstandenen Gemälde „De Muntmeesters“, von Samuel van Hoogstraten, nachträglich hinzugefügt. Das Gemälde hängt heute im Dordrechter Museum.

Die hoch angesehene Position des Münzmeisters wird normalerweise innerhalb einer Familie „weitervererbt“, aber es gelingt Johann, den Posten einem unverheirateten Münzmeister für 1.000 Gulden abzukaufen. Die Position bringt zwar Ruhm und Ehre, aber keine wirklich großen Einkünfte. Sie ist in erster Linie deshalb attraktiv, weil sie mit einer Befreiung von sämtlichen Steuern verbunden ist. Und um diesen Vorteil genießen zu können, muss man sicherlich vermögend sein!

Über die geschäftlichen Transaktionen des **Johann van der Linden** ist bisher kaum etwas bekannt. Aber aus einer Urkunde von 1692 geht hervor, dass er mit fünf anderen Dordrechter Kaufleuten Eigentümer des Schiffes „De Munt van Hollandt“ ist.

In seinem Testament von August 1694 ernannt er seine Kinder Anna, Agatha, Catharina, Johanna, Adolph und Grietgen van der Linden als seine Universalerben. Die übrigen Kinder, Johannes, Coenraet und Cornelia sollen lediglich Nutznießer einer fest angelegten Summe von 20.000 Gulden sein. Der Sohn Adolph soll Haus und Lagerhaus nach seinem Tod übernehmen und wird zum Vormund über die bei seinem Tod noch unmündigen Geschwister ernannt.

Johann Adolphz. van der Linden stirbt am 16. September 1695, und zur Beerdigung werden die Glocken viermal geläutet. Er wird im Familiengrab in der Grote Kerk, das er 1691 beim Tod seiner Ehefrau gekauft hat und dessen Grabplatte bis heute gut erhalten ist, beerdigt.

Bei der Suche nach den Lebensläufen der Kinder des Johannes, also den Enkeln des Lintorfer Kirchenältesten, bekommt man dann eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Familie:

Aus Platzgründen wird hier nicht auf alle Kinder des **Johann Adolphz. van der Linden** eingegangen, auch wenn die Geschich-

ten der einzelnen Familien hochinteressant sind.

Die männliche Linie wird lediglich von dem 1670 geborenen Sohn **Adolph** fortgeführt. Er ist, genau wie sein Vater, Kaufmann und Münzmeister in Dordrecht und heiratet **Margaritha van Slingeland**.

Aus seinem Leben berichten die Notariatsakten vom Handel mit Kaufleuten in Köln, Wesel, Nantes, Antwerpen und Lissabon. Aber auch von diversen Anteilen an Seeschiffen. So z.B. an „De Munt van Hollandt“, die durch französische Piraten gekapert wird, an der „Catharina“, die zweimal nach Grönland fährt, und an dem Schiff

„De Jonge Jacob“, das Salz nach Surinam bringt.

Der einzige männliche Nachkomme dieses Adolph ist der 1701 geborene Johann, der zusätzlich zu seinem Familiennamen van der Linden den mütterlichen Namen „van Slingeland“ annimmt. Auch er ist Kaufmann und Münzmeister. Neben Notariatsakten, die von internationalem Handel berichten, erfährt man in einer Akte eher zufällig wieder etwas von einem Seeschiff, als es vor Algerien versinkt.

In seinem letzten Testament vermacht **Johann van der Linden-van Slingeland** den Kindern seiner jüngsten Schwester jeweils



Die „Grote Kerk“ in Dordrecht



Grabplatte des Johann Adolphz. van der Linden in der Grote Kerk

17.000 Gulden und seiner, in einem Haushalt lebenden, unverheirateten Schwester Agathe 50.000 Gulden.

Und er verfügt, dass seine Kunstsammlung öffentlich versteigert werden soll.

Johann van der Linden-van Slingeland stirbt am 12.12.1782.

Bei den Reformierten gibt es keinen Prunk – man erkennt es insbesondere an den vollkommen schmucklosen Kirchen. Dementsprechend werden auch Hochzeiten und Beerdigungen gehalten. So sind in Dordrecht für eine Beerdigung nicht mehr als zwei Trauerkutschen zugelassen.

In den Rechnungsbüchern der dortigen reformierten Gemeinde steht aber, dass die Familie des Johann van der Linden-van Slingeland für sieben zusätzliche Kutschen bezahlt. Und, dass am Tag der Beerdigung die Glocken morgens eine halbe Stunde und mittags von 11 bis 13.15 Uhr läuten.

Am 22. August 1785 wird die Kunstsammlung des **Johann van der Linden-van Slingeland**, die noch heute als eine der bedeutendsten gilt, versteigert. 701 Gemälde, 507 Zeichnungen, zwei Sammlungen Drucke (254 + 11) und 124 Portfolio, Skulpturen und Sonstiges sind im Versteigerungskatalog aufgeführt. Es handelt sich um Werke von Ludolph Backhuizen, Jan Breughel, Albert Cuyt, Aart Gelder, Jan van Goijen, Frans Hals, Paulus Potter, Rembrandt van Rijn, Peter Paul Rubens, Jacob Ruysdael und Gottfried Schalcken, um nur einige Künstler zu nennen. Gemälde aus seiner Sammlung sind heute nahezu unbezahlbar und befinden sich nicht nur in den holländischen Museen, sondern auch im Louvre in Paris, in der National Gallery in London, in der National Gallery of Art und im Metropolitan Museum of Art in New York, im National Museum of Western Art in Tokyo usw.

Er war der letzte männliche Nachkomme der Dordrechter Linie der Familie Heintges, die sich dort seit 1643 van der Linden nennt. Und sowohl mich als auch Drs. A.B. den Haan in Dordrecht beschäftigt immer noch die Frage: Warum



Versteigerungskatalog von mehr als tausend Gemälden, Zeichnungen, Drucken, Büchern und Skulpturen aus dem Nachlass des verstorbenen Johann van der Linden – van Slingeland

nennt sich die Familie einerseits Heintges und andererseits van der Linden? Es scheint, als ob Conrad Damissen in Dordrecht den Namen van der Linden (vielleicht aus Geschäftsgründen?) angenommen hat. Seine Neffen, die in Lintorf Johann und Adolph Heintges heißen, nennen sich als Kaufleute in Dordrecht ja ebenfalls van der Linden. Die Lintorfer und Ratinger Familienmitglieder bleiben aber bei dem Namen Heintges. Allerdings heißen auch die Kinder des Predigers Christoffel Henrici später in Duisburg van der Linden. Und es bleibt die Frage: Wo hat der Name Heintges seinen Ursprung, denn die meisten anderen Lintorfer Familiennamen sind auf Hofesnamen zurückzuführen, über einen „Heintges-Hof“ ist allerdings nichts bekannt.

Interessant ist noch, dass verschiedene Urkunden belegen, dass die Verbindungen der Familie untereinander über mehrere Generationen Bestand hatten. So ist die jüngste Tochter des Predi-

gers **Christoffel Henrici**, bevor sie 1703 in Duisburg heiratet, für zwei Jahre in Dordrecht.

1705 wird in einer Notariatsurkunde eidesstattlich erklärt, dass **Conrad Casteleijn** (ein in Rotterdam wohnender Enkel des **Conrad Damisz**), eine Zeit im Dordrechter Hause des **Adolph van der Linden** (dem Enkel des Ratinger Kirchenältesten **Adolph Heintges**) verbracht hat. – [NB: Der Grund für diese notarielle Erklärung ist nicht bekannt].

1727 baut **Thomas Houben** in der Dordrechter Augustinerkirche eine Orgel. Er ist in Ratingen mit einer Enkelin des Dam Heintges verheiratet. Die Korrespondenz des Thomas Houben mit dem Presbyterium der Dordrechter Kirche, vertreten durch Herrn den Vught, ist im Archiv der Augustinerkirche vorhanden. **Hendrik den Vught** ist der Schwager eines in Dordrecht lebenden Enkels des eben genannten **Adolph Heintges**.

Wenn ich heute durch Dordrecht gehe, muss ich manchmal darüber schmunzeln, dass ich noch vor gut einem Jahr überlegt habe, wie sich wohl die „armen“, ungebildeten Lintorfer vor fast 400 Jahren in dieser Stadt gefühlt haben.

Barbara Lüdecke

Die vollständigen Transkriptionen der Dordrechter Urkunden können auf der Website des Historikers Drs. A. B. den Haan (www.andredenhaan.uwpassieonline.nl) eingesehen werden.

Benutzte Literatur:

Diverse Ausgaben der „Quecke“ und Bücher des Vereins Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.: Ratingen – Geschichte von den Anfängen bis 1815

Albert Rosenkranz: Das evangelische Rheinland

Manuskript „Geschichte der ev. Gemeinde Ratingen“ von Pfarrer Kolfhaus im Archiv der Ratinger reformierten Gemeinde

Arie Nelemans: Sepulture ofte Graffboek van de Augustijnenkerk te Dordrecht, Sliedrecht 1998

Mattys Balen: Beschryvinge der Stad Dordrecht, Dordrecht 1677

Lintorfer im Kommunikationsregister der reformierten Gemeinde Ratingen von 1666

Der 1639 in Lintorf geborene Christoph Henrici war nach Abschluss seines Theologiestudiums an den Universitäten von Duisburg und Leiden (Holland) von 1664 bis zu seinem Tod im Jahr 1679 Prediger in Ratingen. Im Jahr 1666 hat er ein Verzeichnis aller Gemeindeglieder erstellt, die in Ratingen zur Kommunion gingen und es in den darauffolgenden Jahren mit Sterbedaten ergänzt. Nachfolgend ein Auszug aus diesem Verzeichnis¹⁾ mit der Einleitung des Predigers Henrici und einer Auflistung der Familien, die ausdrücklich als in Lintorf wohnend bezeichnet werden:

Namen deren, welche zum tisch des Herren gehen, ~~und welche nicht zum Abendmahl gehen~~ oder Vielmehr gantzer Familien.

Auffgeschrieben Von mir Christophori Henrici Zeitlichen Predigern in der Reformierten Gemein Zu Ratingen. Geschehen im jahr 1666. Was den meistentheil betrifft. Andere sind auch in den folgenden Jahren aufgezeichnet worden.

NB.
Erklärungh der nachfolgender literen des A.b.c.
Lit. C. bedeutet Communicanten;
Lit. M. bedeutet mortuus vel mortua est, das ist, die abgestorbene beÿ meiner Zeit.
Lit. F. bedeutet Söhne oder töchter nach Lateinischer Sprach Filius et filia

Connert Zu Kornshauß wohnhafft jetzt aber auf dem Speckamp in Lintorff Stÿntgen uxor²⁾, ambo³⁾ Comm. Grietgen fil. 10. ann. Giert fil. 4. ann.

Clara an der Brügggen, ist ein Hauß gelegen in Lintorff, eine Wittib Comm. Maria fil. auch Wittib Comm.

Ditz Von Blaspiel bürtig, Grietgen sein Haußfraw, beide Communicanten, haben ein töchterlein genant Trintgen jetzt alt 2 Jahr.
~~wohnen am Geist im Kirspel Lintorff~~
aus dem Kirspel Lintorff

Dirich* Vom Piperskamp zu Lintorff bürtig, wohnhafft am putekamp in Lintorff Lißbeth uxor, ambo Comm. M. Ao. 1671. Eißken infans⁴⁾ natus⁵⁾ Ao. 1667.
*(M. 1672. den 6. 7bris)

Dirich ein Linnenweber Wohnt Ao. 1666. im leibzuchtshauß Zu Hinüber in Lintorff. Jenn uxor, ambo Comm.

Dahm Heintges schmit Zu Lintorff mein leiblicher Bruder. M. 1673. den 2. Febr. Irmken uxor, ambo Comm.

Henrich fil.
Behl fil.
Christoffel fil.
Zillig fil.
beÿ Dahmen ist in der Kost meiner Schwester Stÿntgen Seligen Kind genant Mauritz ist alt

Elisabetha Müntz genant Pempelfort nachgelaßene Wittib
Von Seligen N. Pempelfort, weiland Richteren Zu Orsaw, qui obÿt⁶⁾ Ao. 1665. Wohnhafft zu Helpenstein in Lintorff, Comm.
filius Hermannus Comm.
Christin Sibilla fil. Comm
Catharina fil. Comm.

Gerret* ter Boven wohnhafft in Lintorff am fooßhauß.
Stÿn uxor, ambo Comm. M. 1673
* M. im Julio 1671.

Henrich* auf dem Koppeschar und sein Haußfraw ambo Comm. haben 4. Kinder. wohnen jetzt zu Lintorff an d brügggen.
* M. 1676. im Martio⁷⁾. NB. Er ist Schulmeister gewesen Zu Lintorff.

Herman Beckerß der Schäfer Zum Hauß oder auf dem Adelichen Hause negst hie beÿ Ratingen. C. Ao. 1670. wohnt zu Lintorff Eißken uxor ejus – C.
Herman ist bürtig zu Stirum im Mülheimer Kirspel.
Seine Ehefraw Zu Kettwig aufm fahrenheit. Willem. F. 3. ann.
Johannes. F. 2. jahr.
Gertrüd.

1) Personenstandsarchiv Brühl, Sign. LD 199a (Kirchenbuch der reformierten Gemeinde Ratingen)

2) uxor = Gattin

3) ambo = beide

4) infans = Kind

5) natus = geboren

6) obiit = starb

7) Martio = März

Annotati Ao. 1670.

Henrich Koppeshar wohnt Zu Lintorff in der Brüggen, Und ist Schulmeister dasselben – C.
Entgen U. C.
Alff. F. 12. ann.
Gertrud. Filia.
Herman. F.
Maria Catharin. F.

Heivert ter Boven wohnhaft zu Bracker-
manß in Lintorff.
Elßken uxor, ambo Comm.
Herman fil. infans
Er hat aber auch noch Stieffkinder Von S. Daniel
Brackermans, deßen nachgelaßene Wittib
Neeßken er getrawet hatte, als:
Pheiken fil. 8. ann.
Entgen fil. 12. ann.
Daniel fil. 4. ann.

Herman Jansen wohnhaft in Lintorff Comm.
Catharina fil. 8. ann.
Merten fil. 6. ann.
Ao. 1667. hat Herman sich wid Verheÿrathet an
eine person genant - - -
Nelltgen C.

Hein Von Aldenbracht, jetzt Ao 1666 zu Lintorff
wohn-
haftig. Jetzt zu Folhauß. nemlich Ao. 1669.
Neeßgen uxur, ambo Comm.
Dilgen filia 9. ann.
Herman fil. 4 ann.
Jacob filius, infans

~~Henrich am Knappen in Lintorff gelegen
wohnhaftig. C. M. 1672. den 18. Septembris.~~

Jan am Hittkamp in Lintorff, Irmken uxor,
ambo Comm. Jan 8. annorum, seiner
frawen Vorsohn, und Agnes 1 ½ oder 2. annorum

Jan ter Boven, Gerreten ter boven
sein sohn Wohnhaft im Paffenhof,
Entgen uxor, ambo Comm. M. 1673. den 2. Junÿ.
Peter filius 16 ann. nondum⁸⁾ Comm.
Margaret gil. 10 ann.
Merg fil. 7. ann
Thönis fil. 4. ann.
Christina fil. 1. ann
~~aus Lintorff~~

Jacob der Scheper Wohnt Zu Achterbutz in
Lintorff, Comm. M. den 17. 7br. 1671.
Gertruid uxor, adhuc pontificia⁹⁾. M. 1669.
Gerret filius, 13. ann. ex 1. conjugio.
Barbar filia Comm.
Margareth fil. 16. ann. nond Comm.
Gertruid fil. 12. ann.
Henrich fil. 10. ann.

Jan auf dem Friligrath, Girt * uxor ambo
Comm. Anna filia 16. ann. nond Comm.
Stintgen fil. 13. ann. Druitgen 11. annor .
Neßken 8. ann. Merten 5. ann. Henrich fil.
3.ann
*M.1672. den 16. Junÿ

Annotati Ao 1671.

Jacob Von Kirberß wohnhaftig in Lintorff C.
M. Ao 1672.
uxor ejus Lutherana
Zillig Filia 18. annor – C.
Kerßken Filius
Hein F. hic defecit ad papistas¹⁰⁾.
Peter F.

Jan Pfächter am Duißbergerbaum
Zu Lintorff Comm.
Kühn uxor, Comm.
Catharina filia infans

Krein op den Harnten, gehöret
under Lintorff.
Jenn uxor, ambo Comm.
Walbar filia Comm.
Anna fil. Comm.
Jan filius 16. ann. nond Comm.
Behl fil. 10. ann.
Gierdgen fil. 8. ann.
Jacob fil. 5. ann.

Ludwig aufm Ridderskamp zu Lin-
torff,
Elßken, uxor, ambo Comm. M. 1673 in Junio.
Anna filia 3. ann.
Reinhard fil. infans
Merg Mariti mater¹¹⁾ Comm. M. 1673. den 27. Juni
Metzgen Mariti Soror Comm.
Henrich Mariti frater Comm.
Dirich Mariti frater Comm
Peter Mariti frater, Comm.

Lüer Vom Speckamp, ist ein Kätgen¹²⁾
ligt in Lintorff, jetzt wohnhaft im
Dorff Am ulenbruck
Stÿntgen uxor, ambo Comm.
Johannes fil. infans sed M. Ao 1666

Mauritz* Heintges wohnhaft Zu Kopers.
Anna uxor /: qua ex Papistarum castris
dud ad nos transÿt :/¹³⁾ ambo Comm.
ist mein leiblicher bruder
Christoffel filius
Conrad fil.
Alff fil.
Johannes fil. infans

Merten Zu Doort, ein Hoff ligt in Lin-
torff
Mettel uxor, ambo Comm.
Anna. fil. 7. ann.
Behl, fil. 4. ann.
Herman filius, 2 ann.

8) nondum = noch nicht

9) adhuc pontificia = bis jetzt Anhängerin des Papstes
(katholisch)

10) defecit ad papistas = lief zu den Papisten über

11) mater = Mutter, soror = Schwester, frater = Bruder

12) kleine Kate

13) die vor einer Weile aus dem Papistenlager zu uns
übergelaufen ist

Mentz Halfman Zu Hinüber in Lintorff.
Hesther uxor, ambo Comm.
Robert filius, 11. ann.
Jan fil. 8. ann.
Irmken fil. 6. ann.

Peter am Achterwinter, gehöret under Lintorff.
Drütgen uxor, ambo Comm.
Friedrich fil. 14 ann.
Irmken fil. 13. ann.
Entgen filia
Jacob. filius

Thönis am Scheid, aus Lintorff
Elßken uxor, ambo Comm.
Trintgen filia 4. ann.
Willemken infans

Vincentz wohnhafft in Lintorff Zür mühlen, schreibt sich Vom Langeltrath
Merken uxor, ambo Comm.
Willemken fil. infans
~~beÿ den jungen Eheleuten hat gewohnet der Schwieger Vatter des mans, genant Dirich etiam Comm. ist gestorben im jahr 1674~~

Wilhelm* im Diepenbruck und Mettel sein Hausfraw, beide Reformirter religion und Communicanten, haben mit einander gezielt 2. töchterlein, deren eins entschlaffen, eins noch im leben mit nahmen Gerdrut, welches nun 2 Jahr alt ist.
Ihre Dienstmagd heißet Jenn, ist die Schwester des mans. Comm.
Ihr Knrecht heißet Jan, guter Hermkes sohn, welcher ungefehr alt ist 15. Jahr.

Non-comm.

*Ist gestorben im jahr 1676..im April.
Aus Lintorff.

Willem* am Grahstein, Giert** sein Haußfraw, Herman ihr sohn undt Nelltgen ihre magd, seind alle 4 Communicanten. aus dem Kirspel Lintorff.

*M. 1672. den 5. Julÿ

** M. 1668

Willem Von Vogelbusch, jetzt wohnhafft Zu Lintorff auff dem Sengken Comm. sed M. Ao. 1667

Stÿntgen uxor, Comm. Jan Butzerts tochter von Eggerst.
Jacob filius. 1. ann.

Annotati Ao. 1669

Willem bürtig im kleinen Hoff, jetzt nemlich Ao. 1669 etc. wohnhafftig aufm Aldenkamp in Lintorff. C.

Stÿntgen uxor. C.

Merg filia. 8. ann.

Anna filia. 6. ann.

Gerret filius. 3. ann.

Willem Wimbeck wohnhafft Zu Lintorff. C.

Trÿn. U. C. M. Ao. 1671

Zillig eine Wittib wohnhafft am

Sengken beÿ Lintorff, Comm.

Catharina fil. 16. ann. nond Comm.

Alff fil. 12. ann.

Evert fil. 11. ann.

Barbara Lüdecke



Barbour

Premium-Gartenmöbel, Gartentechnik und Barbour-Bekleidung auf 3.000m² Ausstellungsfläche.

fleermann seit 1910

Gartenfachmarkt Fleermann
Hülsenbergweg 11-15 | 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102.93 210 | www.fleermann.de

100 JAHRE FLEERMANN

Über 30 Jahre



DANKE!

Renovierung
vom Fachmann

Wir danken unseren Kunden für mehr als 30 Jahre verwitterte Fassadenanstriche, abgewetzte Teppichböden, renovierungsbedürftige Wohnräume, Schimmelpilzbefall, Wasserschäden, sattgesehene Tapeten u.v.m.

Wir freuen uns, dass wir all das schon seit 1977 für Sie wieder in Ordnung bringen dürfen.

Herzliche Grüße

Karl Kronen

Am Potekamp 3 Tel. 02102 - 34778
40885 Ratingen Fax 02102 - 399108
Mobil: 0171 - 5266853

- seit 1977 -

Giegling Zuhmann

GmbH + Co. KG

Fliesenleger-Meisterbetrieb

| | |
|----------------|----------------|
| Bäder | Fliesen |
| Balkone | Marmor |
| Küchen | Granit |

Siemensstraße 20
40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: (021 02) 3 12 86
Fax: (021 02) 3 47 98
Mobil: (0171) 7 92 36 76



**adrian
krönert**
Dachdeckermeister



Gegründet 1920

**Dachdeckermeister für
Dach-, Wand- und Abdichtungstechnik**

Duisburger Straße 169 – 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 021 02 / 7 31 10 – Fax 021 02 / 3 65 68

Vom Dorfschmied zum Schnapsfabrikanten

Die bekannte Unternehmerfamilie Stein hatte ihre Ursprünge in Selbeck und Lintorf

Nördlich des Stockweges in der Nähe der Stadtgrenze zwischen Ratingen und Mülheim liegt am Rande eines Golfplatzes der wunderschön erhaltene **Niedersteins-hof** (Niederstindshof). Er gehört zu den uralten Selbecker und Breitscheider Höfen, deren Ursprünge weit ins Mittelalter zurückgehen. Seit 1896 befindet sich der Hof im Besitz der gräflichen Familie von Spee auf Heltorf, die ihn zur landwirtschaftlichen Nutzung verpachtete.

Im Jahre 1908 übernahm die Familie Gronau den Hof. Sie bewirtschaftete ihn bis 1988. Nach dem Tod von **Franz Gronau** am 22. Dezember 1986 gab seine Witwe **Irene Gronau**, die vom Neuvians-Hof in Breitscheid stammte, die Landwirtschaft zum 1. November 1988 auf. Der Hof stand einige Zeit leer, was dem Zustand der Gebäude nicht sonderlich guttat.

Im Jahre 1991 pachteten der Rechtsanwalt **Dr. Burkhard Richter** und seine Frau **Annette** den Hof vom Grafen Spee und ließen ihn aufwendig restaurieren. In Absprache mit dem Denkmalschutz wurden der ehemalige Kuhstall aus dem Haupthaus entfernt und eine Zwischendecke weggenommen, Dach, Fachwerk und Außenmauern wurden instandgesetzt. Heute umfasst der Hof ein geräumiges Wohnhaus mit rückwärtigem Anbau, dessen Front das alte Fachwerk zeigt und dessen



Messtischblatt „Selbeck-West“ aus den 1960er-Jahren (Ausschnitt). Der heutige Golfplatz existierte damals noch nicht. Der Buschweg bildet heute die nördliche Grenze des Golfplatzes. Den damaligen Steinder Weg gibt es nicht mehr. Die am Steinder Weg eingezeichnete Scheune ist zerfallen. Sie ist die letzte Erinnerung an den einstigen Hof „Bauerstein“

Rückseite aus Ziegelmauerwerk besteht, eine Fachwerkscheune und ein Nebengebäude. Vor dem Anwesen liegt malerisch ein kleiner, von Weidenbäumen umstandener Teich. Eine durch die Restaurierung wieder lesbar gewordene Inschrift in einem Balken über der Eingangstür des Wohnhauses lautet:

... und Gott nicht hilft mit seiner Hand,
so ist die Arbeit nicht bewandt.
PSA 127 Anno 1694 den 28. Junius

Es ist offensichtlich, dass der erste Teil des zitierten Psalms fehlt – ein zweiter Balken mit diesem Text ist wahrscheinlich im 19. Jahrhundert zerstört und nicht erneuert worden. Ein Buch über den Nie-



Vorderseite und Rückfront des Niedersteins-hofes (heutiger Zustand). Das Haus wurde 1694 errichtet



Türsturz mit der nur noch fragmentarisch erhaltenen ursprünglichen Inschrift nach der Restaurierung

dersteinshof und die auf ihm lebende Familie aus dem Jahre 1921 beklagt jedenfalls schon den verloren gegangenen Balken¹⁾. Der Verfasser, **Edmund von Wecus**, liest allerdings vom unteren, damals wohl sehr verwitterten Balken – wahrscheinlich war die Inschrift schlecht zu entziffern – eine falsche Psalmnummer ab. Er nimmt an, es handle sich um den Psalm 107 und zitiert diesen auch, weiß den Text aber nicht recht mit der Restinschrift über der Tür in Einklang zu bringen. Der Originaltext des Psalmes 127, zitiert aus der Luther-Bibel, beseitigt aber alle Zweifel, um welchen Psalm es sich handelt:

„Wo der Herr nicht das Haus baut,
so arbeiten umsonst, die daran bauen“
(Psalm 127, Vers 1)

Seit nunmehr 18 Jahren bewohnt die Familie Richter den Niedersteinshof. Dr. Richter, wie auch seine Frau leidenschaftlicher Kunstsammler, ist übrigens stellvertretender Vorsitzender der „Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen“. Erst unlängst, vom 15. März bis zum 29. April 2009 zeigten die Freunde und Förderer im Museum der Stadt Ratingen in der sehenswerten Ausstellung „mach' keine Oper“ ausgewählte Arbeiten moderner Künstler aus der Sammlung Annette und Burkhard Richter.

Der Hof Niederstein bildete einst mit dem nahe gelegenen Hof Bauerstein oder Burstein eine Einheit – den großen Edelhof Stein oder Steyne, von dem die darauf lebende Familie Stein ihren Namen ableitet. Mit dem Ausdruck „Stein“ für ein Haus bezeichnete man im Mittelalter einen festen ländlichen

oder städtischen Wohnbau, im Gegensatz zu den damals gebräuchlichen Fach- und Lehmbauten. Vielleicht war der Niedersteinshof in grauer Vorzeit ein burgähnlicher Steinbau; der noch vorhandene große Teich rechts des Hofeinganges könnte auf ein Gewässer, eine Gräfte, hinweisen, die einst den ganzen Hof umgab, sodass man nur über eine Brücke ins Hofinnere gelangen konnte. An der höchsten Stelle lag der eigentliche Herrenhof (Haus Niederstein), während sich auf tiefer liegendem Gelände der Wirtschaftshof mit den Wohnungen der Hörigen befand, also das Haus Bauer – oder Burstein.

Die Steinhöfe (im Volksmund auch „Stinderhöfe“) gehörten einst zur Honschaft Selbeck im bergischen Amt Angermund. In einer Urkunde aus dem Jahre 1392 erwähnt Herzog Wilhelm I. von Berg (1366 - 1408) die „curtis nostra Steyne“ (= unseren Edelhof Stein).²⁾

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts finden wir die Familie Stein als Erbpächter auf den Höfen Niederstein und Bauerstein. Die Hofstellen gehörten nun zur Herrschaft Broich, einer bergischen Unterherrschaft, die so winzig war, dass man sie in gut zwei Stunden durchwandern konnte. Trotzdem verfügte sie über zwei Schlösser, Broich und Styrum. Hauptorte des Ländchens waren Mülheim und das Dorf Saarn. Schloss Styrum war das Stammhaus der Grafen von Limburg-Styrum, die von den bergischen Herrschern mit der Herrschaft Broich belehnt worden waren. Von 1508 bis 1682 waren die Grafen von Daun, von 1682 bis 1766 die Grafen von Leiningen

ihre Nachfolger. Die Herren von Broich waren also Grund- und Lehns Herren der Familien Stein.

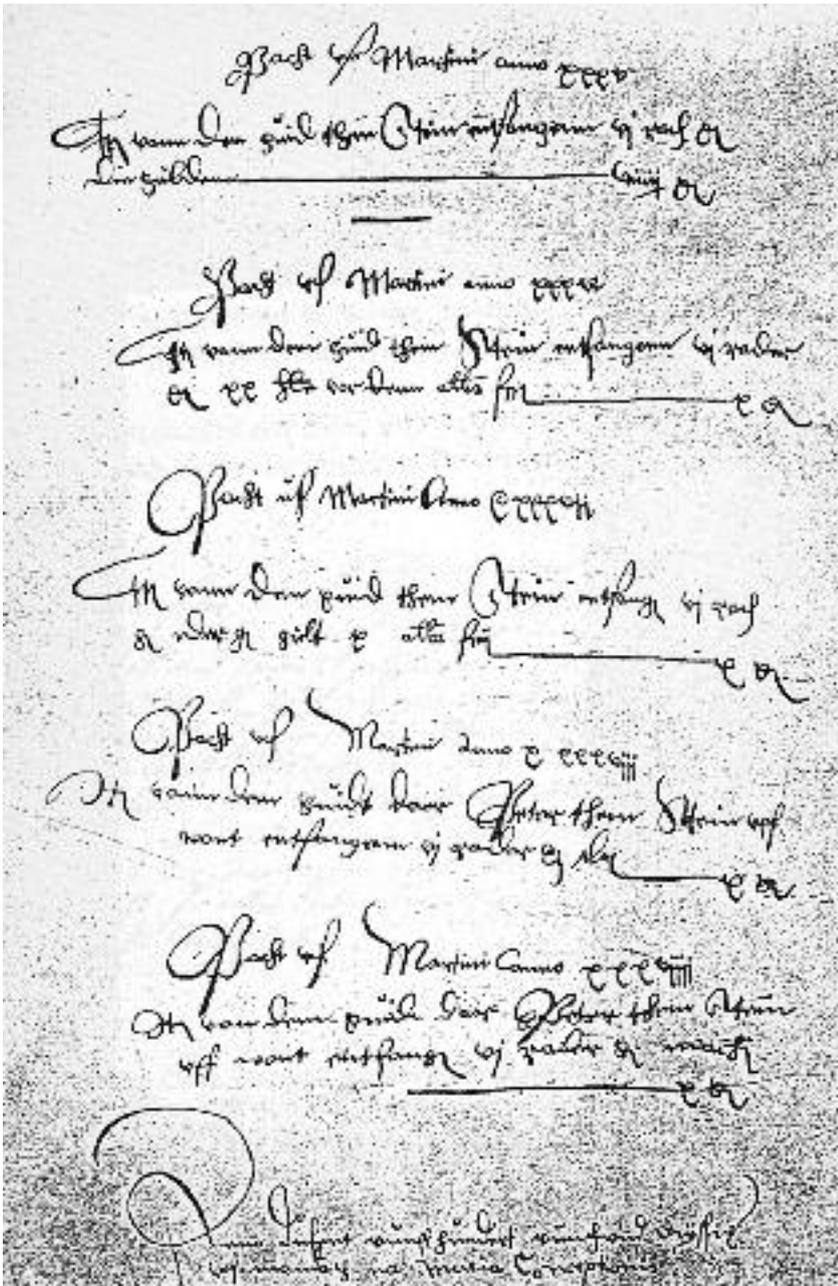
In katholischer Zeit gehörten die Stein-Höfe kirchlich zur Pfarre St. Laurentius in Mintard. Nach der Einführung der Reformation in der Herrschaft Broich zählten sie zur reformierten Gemeinde Linnep. Als Zeitpunkt der Annahme der evangelischen Lehre kann man für die Familie Stein wohl den 8. November 1573 annehmen. An diesem Tag erneuern sie ihren Pachtvertrag mit dem Grafen Wirich von Daun-Falckenstein, einem energischen Verfechter der neuen Lehre und wichtige Stütze der Protestanten im Herzogtum Berg. Er wurde übrigens 1598 auf Schloss Broich von spanischen Truppen erschlagen.³⁾

Am 4. Dezember 1655 verkaufte einer seiner Nachfolger, Graf Wilhelm Wirich von Falckenstein, die Höfe Stein an den Freiherrn **Hans Jakob von Velbergen**. Von ihm kamen die Höfe in den Besitz der Familie **von Lipperheide**, der seine Frau entstammte. Am 28. Juni 1694 wurde dann der Hof Niederstein wieder Eigentum der Familie Stein, wie er es auch in Vorzeiten gewesen war. Um ihr Besitzrecht zu dokumentieren, führte die Familie Stein von nun an den Namen „Niederstein“. Zum Andenken daran brachten die Niedersteins über der Tür des neugebauten Wohnhauses eben jene Inschrift mit der Jahreszahl 1694 und dem Psalm 127 an. Der Hof Bauerstein blieb dagegen weiter Eigentum der Familie von Lipperheide und wurde von der Familie Niederstein (Stein) gepachtet. Anfang des 19. Jahrhunderts besaß der Königliche Kammerpräsident **Friedrich Wilhelm Graef** aus Elberfeld den „Rittersitz“ Bauerstein. Am 2. März 1831 verpachtete er ihn für 153 Taler jährlich an

1) **Edmund von Wecus**, „Zur Geschichte der Familie Stein im Herzogtum Berg und verwandter Familien“, Düsseldorf, 1921.

2) **Theodor J. Lacomblet**, „Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins“, Düsseldorf, 1853, III 962.

3) Siehe dazu: **Theo Volmert** „Kriegswirren in unserer Heimat vom Beginn des niederländischen Aufstandes bis zum Jahr 1632“ in: „Die Quecke“ Nr. 46, Dezember 1976, S. 16/17.



Renteizettel der Herrschaft Broich für den Hof Stein aus dem 16. Jahrhundert

Gerhard Niederstein und Theodor Behmenburg. 1840 verkauften die Erben Graef den Hof an die Grafen von Spee auf Heltorf. Bauerstein wurde 1935 abgerissen. Von seinem einstigen Standort zeugen heute nur noch die Reste einer Scheune.

Durch Heirat kam der Hof Niederstein 1772 in den Besitz der Familie Behmenburg. Der auf dem Hof Bruch oder Bruck im Norden Selbecks 1738 geborene (**Johann) Peter Behmenburg** heiratete in zweiter Ehe am 25. März 1772 die Hoferbin **Agnes Niederstein**, die ihm zehn Kinder schenkte. Nach dem Tode seines



Reste einer Scheune des 1935 niedergedrungenen Hofes Bauerstein auf dem heutigen Golfplatzgelände

Vaters Peter im Jahre 1798 übernahm der älteste Sohn **Johann (Wilhelm) Behmenburg** den Niedersteinhof in Erbfolge. Zunächst teilte er sich das Wohnhaus mit seinem unverheirateten **Bruder Theodor**, dieser pachtete dann später den Hof Bauerstein und bewirtschaftete ihn auch (s.o.). Johann Behmenburg zu Niederstein und Theodor Behmenburg zu Bauerstein spielten eine wichtige Rolle in der evangelischen Gemeinde Linnep: sie waren dort als Armenmeister und als Kirchmeister tätig.

Durch Kauf gelangt der Niedersteinhof dann im Jahre 1867 an den Rentner **Mathias Heinrich Göring**, durch Heirat im Jahr 1892 an den Elberfelder Staatsanwalt **Ferdinand Viebig**. 1896 erwirbt ihn **Graf Franz von Spee auf Heltorf**.

Während der Name Niederstein (Stein) auf dem Stammhof in Selbeck in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verloren geht, lebt er im nahe gelegenen Lintorf weiter. Am 12. Oktober 1708 hatte **Elsgen Heintges** aus Lintorf in der erst wenige Jahre alten Waldkirche zu Linnep den Hoferben des Niedersteinshofes, **Henrich am Niederstein**, geheiratet. Elsgen Heintges war die Tochter des Heinrich Heintges (an der Schmiten) und der Katharina vom Scheidt und die Enkelin jenes 1673 verstorbenen Schmiedemeisters **Dam Heintges**, dessen Grabstein vom ersten Lintorfer Friedhof noch heute an der Südseite der St.-Anna-Kirche zu se-



Der Hof Niederstein im Jahre 1919, als er von der Pächterfamilie Gronau bewirtschaftet wurde

hen ist. Heinrich Niederstein hatte, wie sein Schwiegervater Heinrich Heintges, das Schmiedehandwerk erlernt. Von 1711 bis zu seinem Tod im Jahre 1726 bewirtschaftete er mit seiner Frau den väterlichen Niedersteinshof. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor.

Das viertgeborene Kind, **Johann Moritz Niederstein**, wurde am 3. Oktober 1715 in Linnep getauft. Um 1742 heiratete er **Margaretha von der Gypen**. Da seine Mutter Elsgen Heintges inzwischen den elterlichen Besitz – Schmiede und Hof Heintges in Lintorf – geerbt hatte, vermutlich weil alle ihre Geschwister und deren Kinder in der Zwischenzeit verstorben waren, beschloss Johann Moritz Niederstein, mit seiner Frau nach Lintorf zu ziehen und das Erbe seiner Mutter anzutreten. Schmiede und Hof am Heintges lagen an der Ecke der heutigen Speestraße und der Krummenweger Straße, etwa dort, wo sich das ehemalige Lintorfer Rathaus befindet.

Anscheinend nicht unvermögend, kaufen Johann Moritz und seine Frau Margaretha 1753 eine Wiese in Angermund und 1755 in Lintorf das unweit vom Haus Heintges gelegene Erbgut „Am Heck“ dazu, um ihren Besitz abzurunden. Die verfallenen Gebäude des Gütchens lässt Johann Moritz Niederstein instand setzen. Nach seinem Tod im Dezember 1764 wird sein Sohn Johann Erbe der Schmiede und der Landwirtschaft. Die Mutter stirbt erst 1783.

Johann Niederstein wurde im

März 1753 in Lintorf geboren. Nur etwa 100 Meter von seinem Elternhaus entfernt, lebte zu dieser Zeit im „Haus Rieps“, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, der sechsjährige **Johann Peter Melchior**. Ob die beiden sich kennengelernt haben, bevor Melchior etwa zehn Jahre später Lintorf verließ? Melchiors Eltern verstarben früh – die Mutter, als Johann Peter sieben, der Vater, als er elf Jahre alt war. Ein ähnliches Schicksal traf Johann Niederstein. Beim Ableben seines Vaters war er ebenfalls elf Jahre alt. Er erlernte, wie sein Vater und Großvater, das Schmiedehandwerk. Als Ackermann und Schmiedemeister ist er bald in Lintorf ein angesehener Bürger. In der Gemeinschaft der

Reformierten, die ja erst 1854 eine selbstständige Gemeinde bildet und bis dahin zur Ratinger reformierten Kirchengemeinde gehörte, spielt er eine bedeutende Rolle. Das sogenannte „neue“ Armenbuch der Lintorfer Reformierten von 1718 nennt ihn für die Jahre 1777 und 1778 als Armenprovisor der Reformierten. Sein Name ist mit „Johannes Niederstein zu Händges“ (= Heintges) wiedergegeben. Am 27. April 1779 heiratet er **Elisabeth Kemmann**, die ebenfalls aus einer bekannten reformierten Lintorfer Familie stammt. Im Jahre 1790 bauen sich die Niedersteins ein neues Wohnhaus. Es lag genau auf der Ecke Speestraße/Krummenweger Straße (damals Viehstraße und Dorfstraße). Das Haus war teils in Bruchsteinen, teils in Fachwerk und Ziegelmauerwerk aufgeführt und hatte an der Vorderseite in der oberen Etage vier Fenster. Die Haustür war eine schwere, eichene Gattertür, eine sogenannte halbschlägige Tür, mit einem schweren eisernen Klopfer. In der Sandsteineinfassung über der Haustür unter dem Oberlicht befand sich folgende Inschrift:

„Auf Gott: vertraut ist wol
gebaut: im Himmel und auf Erden:
Johannes: Stein und Elisabet
Kemman Eheleut haben dis Haus gebaut
Anno 1790 den 28 Juny“

Dieser Türstein hat den Abriss des Hauses im Jahre 1926 überlebt. Er ist heute – nicht weit von seinem ursprünglichen Bestimmungsort



Sogenanntes „neues“ Armenbuch der Lintorfer Reformierten, angefangen im Jahre 1718

entfernt – neben dem Haupteingang in die Ziegelwand des ehemaligen Rathauses eingelassen.

Wie bei einer fränkischen Hofanlage üblich, lagen hinter dem Wohnhaus, um einen Innenhof herum, mehrere Nebengebäude mit der Schmiede, Stallungen, Wirtschaftsgebäuden und einer Scheune.

Wie aus der Inschrift über der Tür hervorgeht, hatte Johann Niederstein seinen Namen in „Stein“ geändert. Damit führte er wieder den alten Namen, den seine Familie bis 1694 seit Generationen getragen hatte.

Als Johann Stein im Jahre 1811 verstarb, wurde in seiner Sterberkunde vermerkt: „1811. 25.7. morgens 3 Uhr starb 59 Jahre alt der Schmied Johann Stein zu Lintorf aus der Ehe der daselbst wohnhaft gewesenen Moritz Stein und Margaretha von der Gypen, Ehemann der Elisabeth Kemmann, sein Wohnhaus Nr. 47.“⁴⁾

Von den sieben Kindern der Eheleute Johann und Elisabeth Stein überlebten nur vier das Kindes- und Jugendalter. Die beiden Töchter und der älteste Sohn verstarben schon sehr früh. Die vier verbliebenen Söhne sollten bürgerliche Berufe erlernen und das ererbte Anwesen in Lintorf fortführen: **Johann** (geboren 1783) sollte die väterliche Schmiede übernehmen, **Moritz** (geboren 1789) war ausersehen, den Hof zu bewirtschaften, **Wilhelm** (geboren 1793) erlernte in Düsseldorf das Kattundrucken und **Gerhard** (geboren 1796) ging bei Friedrich Köttgen in Neviges in die Bäckerlehre. Doch die Auswirkungen der napoleonischen Kriege machten die Planun-



Das von Johann Niederstein 1790 erbaute neue Wohnhaus am Heintges. Es lag an der Ecke der Viehstraße (Speestraße) und der heutigen Krumpfenweyer Straße



Die Hofseite des Stein'schen Hauses an der Ecke Speestraße / Krumpfenweyer Straße um 1920



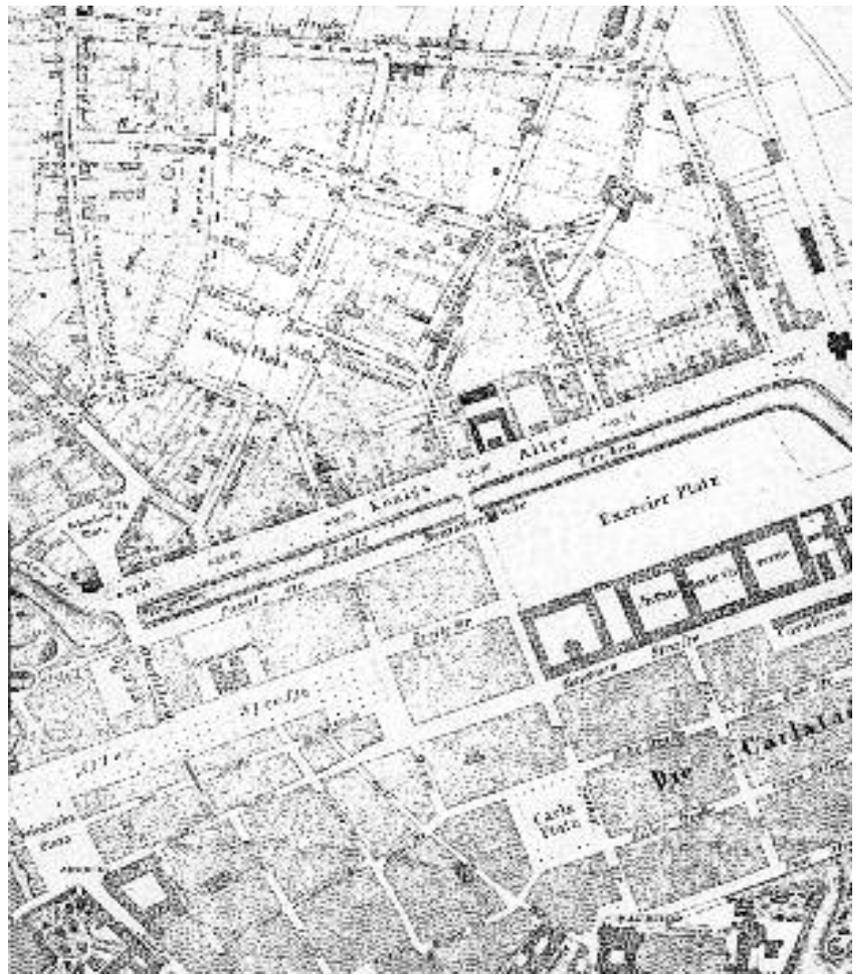
Der Türsturz des Stein'schen Hauses am Heintges in Lintorf. Beim Abbruch des Hauses 1926 wurde der Stein verwahrt. Heute ist er in die Wand neben der Eingangstüre des ehemaligen Lintorfer Rathauses eingelassen

gen zunichte. Moritz starb als Soldat im Lazarett in Mainz. Mit ihrem Onkel **Moritz Kemmann** berieten sich die drei übrig gebliebenen Brüder über die Zukunft von Hof und Schmiede. Gerhard und sein Onkel schlugen vor, eine Brennerei zu errichten, da dieses Geschäft großen Gewinn verspräche. Geeignete Räumlichkeiten waren genug vorhanden, und so baute man

4) **Edmund von Wecus**, „Zur Geschichte der Familie Stein . . .“, S. 55.

1809 die ehemalige Scheune zu einer Brennerei um. Zunächst stellten die Brüder Stein nur einfachen Branntwein her, den der im Umgang mit Menschen Gewandteste, Wilhelm Stein, zu Fuß von Tür zu Tür am Niederrhein, im Bergischen und in Westfalen verkaufte. Später, nachdem das Herzogtum Berg preußisch geworden und nach den Kriegswirren wieder geordnete Verhältnisse eingetreten waren, kam die Produktion von Rum, Arrak und feinen Likören hinzu, da die Ansprüche der Kunden bei wachsendem Wohlstand gestiegen waren. Wilhelm wurde eigens nach Schiedam in Holland geschickt, um dort die Herstellung von Genever und anderen feinen Likören zu erlernen. Schließlich nahmen die Brüder Stein am Heintges auch die Produktion von Weinessig auf.

Neben der Branntwein- und Likörproduktion scheinen die Steins aber auch ihre Landwirtschaft intensiv weiterbetrieben zu haben. Ihr Anwesen soll ein Musterhof gewesen sein, zu dem Bauern von nah und fern anreisten, um Neuerungen in der Feldbestellung in Augenschein zu nehmen. Durch Fleiß, Zähigkeit und Klugheit hatten es Johann, Wilhelm und Gerhard Stein um 1820 zu einem beträchtlichen Vermögen gebracht. Sie genossen in der Gemeinde Lintorf einen sehr guten Ruf, zumal sie sich



Stadtplan von Düsseldorf aus dem Jahre 1854 (Ausschnitt)

auch in ihrer reformierten Kirchengemeinde ehrenamtlich einbrachten und diese von ihrem Wohlstand profitieren ließen.

Brennerei und Spirituosenhandel entwickelten sich bald so stark, dass der Platz auf dem Heintges-Grundstück in Lintorf nicht mehr ausreichte. Man brauchte zusätzlichen Lagerraum, Platz für Wagenremisen und Stallungen, um den Transport der Ware zu den Kunden bewerkstelligen zu können. Die Gebrüder Stein entschlossen sich, den Betrieb an einen günstigeren Platz zu verlegen. Schließlich kauften sie 1826 in Düsseldorf von der Witwe **Margarethe Weingartz** ein Haus mit Stallung und Brennerei (allerdings ohne die zum Brennen nötigen Gerätschaften) und den daran angrenzenden Garten, Grasplatz und Ackerland, „gelegenen zu Düsseldorf vor der Benrather Brücke in den Bilker Gärten“. Der Kaufpreis betrug 6.700 Reichsthaler bergisch Courant, zur damaligen Zeit wohl eine stattliche Summe. Schon bald verlegte man die Produktion nach Düsseldorf. Das Geschäft wurde um einen Weinhandel und eine Essigfabrik erweitert, große Weinkeller wurden errichtet. Johann Stein be-



Adresskarte der Firma Gebrüder Stein um 1815



Das von der Familie Stein in Düsseldorf erworbene Haus mit Brennerei in den „Bilker Gärten“ (spätere Steinstraße)

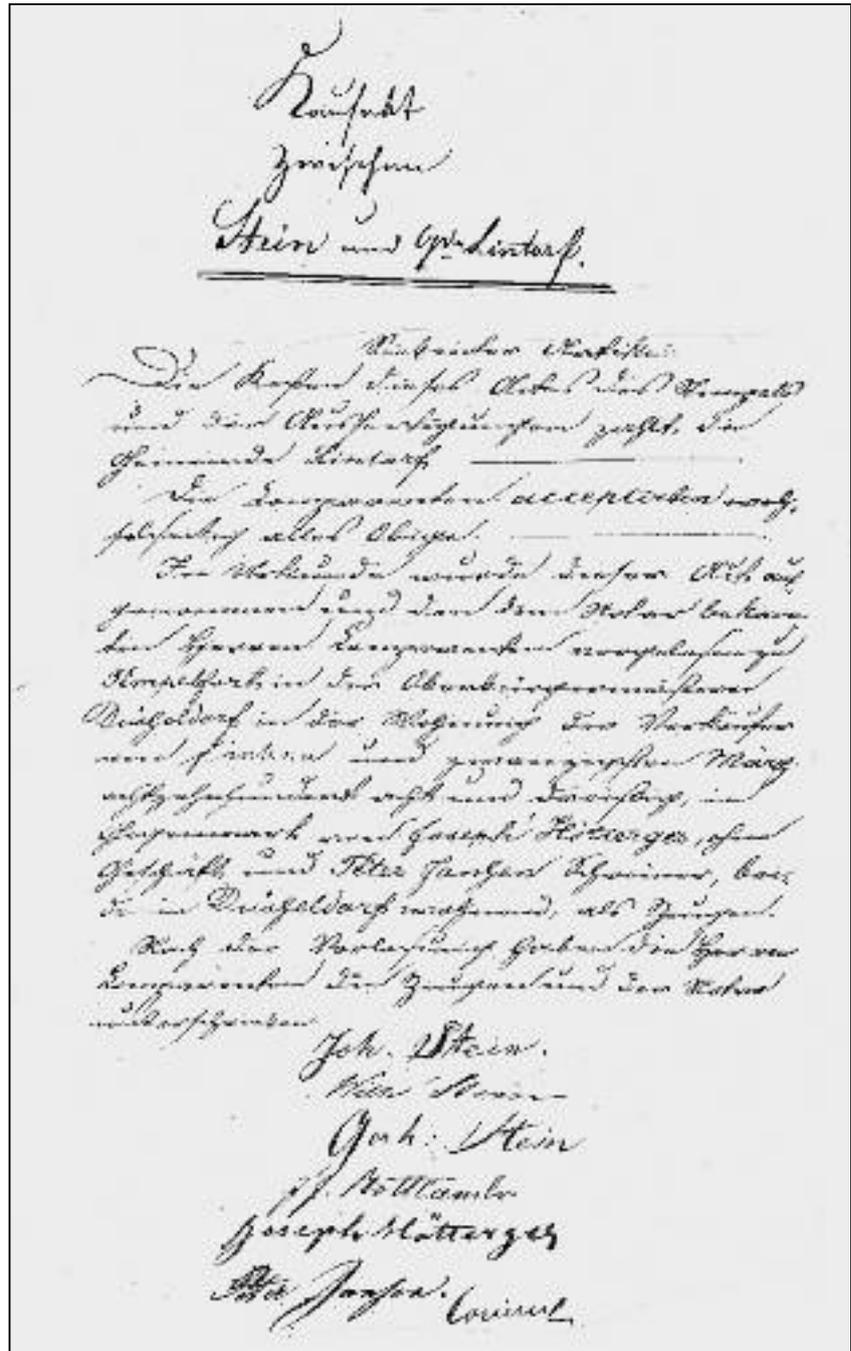
dem Notar **Carl Peter Heinrich Coninx** in Düsseldorf-Pempelfort. Für die Gemeinde Lintorf als Käufer unterzeichnete **Johann Joseph Rottlaender**, Bürgermeister der Bürgermeistereien Kaiserswerth und Angermund, als Verkäufer sind im „Kaufakt“ angegeben „Gebrüder Herren Johann Stein, Wilhelm Stein und Gerhard Stein, alle drei

5) Die durchschnittlichen Lebenskosten eines Haushaltes von fünf Personen betragen 1838 etwa dreieinhalb preußische Taler pro Woche (Nach **Eike Pies** „Löhne und Preise von 1300 bis 2000“, Wuppertal, 2006)

zog mit seiner Frau Gertrud und den schon in Lintorf geborenen Kindern das auf dem angekauften Grundstück vorhandene Haus. Einige treue Angestellte der Firma Gebrüder Stein waren ebenfalls aus Lintorf mit nach Düsseldorf gekommen: der Schreiner Beck mit Sohn und vier Töchtern, der Schmied Bergmann und der Kellermeister Korff. Alle Angestellten wohnten im Hause und nahmen zusammen mit der Familie Stein die Mahlzeiten ein, oft zubereitet aus selbst gezogenem Gemüse, das dem eigenen Garten entstammte, für den Johans Frau Gertrud zuständig war – bergische Sparsamkeit!

Für das Geschäft waren nach wie vor alle drei Brüder verantwortlich: der unverheiratete Gerhard besorgte die Brennerei und die Likörfabrikation, Wilhelm war für die Buchführung, den Briefwechsel und die Weinkeller zuständig, Johann kümmerte sich um den Einkauf der Weine an Rhein und Mosel sowie die Instandhaltung der Bauten. Der Transport der Waren erfolgte größtenteils mit firmeneigenen Frachtwagen, aber auch zu Schiff, außer auf dem Rhein auch auf der damals noch viel befahrenen Lippe.

Das Stein'sche Anwesen am Heintges in Lintorf blieb zunächst im Besitz der Familie und wurde an **Johann Nebeling** verpachtet. Erst 1838 verkauften die Gebrüder Stein Schmiede, Brennerei und Hof mit Wohngebäude, Scheune, Stallungen und Garten, sowie „allem An- und Zubehör“ für 1.000 Thaler preußisch Courant⁵⁾ an die Zivilgemeinde Lintorf. Der Kaufvertrag wurde abgeschlossen vor



Der Titel und der Schlussartikel mit den Unterschriften des Kaufvertrages von 1838, in dem die Steins ihren Grundbesitz am Heintges der Zivilgemeinde Lintorf übertragen

Kaufleute in der Gemeinde Pempelfort Oberbürgermeisterei Düsseldorf wohnend“. Schon vorher hatten die Steins das „Gütchen am Heck“ an eine Familie **Ranft** verkauft, von der es zuerst einer Familie **Schillenburg** und schließlich der Familie **Schürmann** vererbt wurde. Das Gut „Am Heck“ lag einst an der Ecke der Straßen Am Kohlendey/Speestraße. Das Wohnhaus wurde 1962 abgerissen und musste einem modernen Neubau mit dem Elektrogeschäft Fettweis weichen. Auf einem Teil der zugehörigen Ländereien entstand zu Beginn des vorigen Jahrhunderts das Kolonialwarengeschäft **Nagel. Johanna Nagel** und ihre Schwester **Guste Niklas** entstammten der Familie Schürmann. Bis zu ihrem Tod im Jahr 1983 wohnten sie noch in dem alten Geschäftshaus, in dem sich heute eine Änderungsschneiderei und das Büro eines mobilen Pflegedienstes befinden. Auf dem rückwärtigen Gelände des ehemaligen Gütchens entstand die heutige Straße „Am Heck“.

Die Gemeinde Lintorf hatte das Grundstück am Heintges erworben, um dort eine katholische Schule zu errichten. Die Schulverhältnisse im Dorf waren wohl bis dahin eher kümmerlich. Lehrer **August Prell**, der erste von der Zivilgemeinde Lintorf angestellte katholische Lehrer, hatte von 1817 bis zur Eröffnung der neuen Schule rund 190 Schülerinnen und



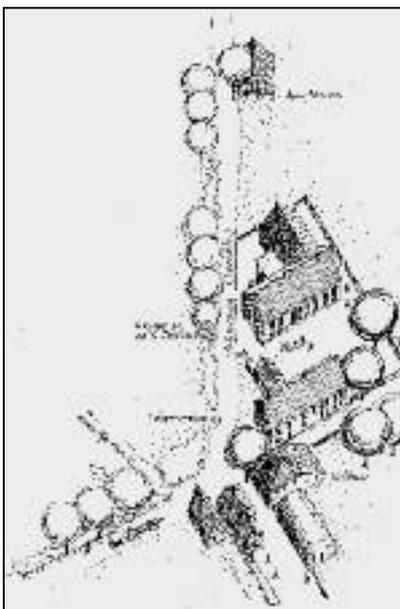
Die Gemeinde Lintorf baute die ehemalige Brennerei der Gebrüder Stein zu einer zweiklassigen katholischen Volksschule um

Schüler im sogenannten „Hamacher-Haus“ unterrichtet, in dem er auch wohnte. Die Räumlichkeiten waren so beengt, dass Lehrer Prell sein einziges Wohnzimmer als Unterrichtsraum zur Verfügung stellen musste.

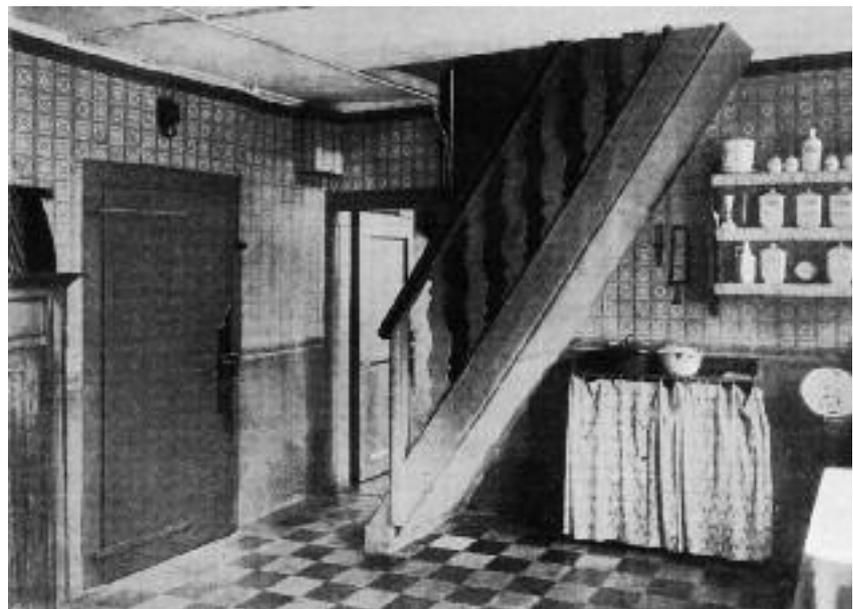
Nun wurde das Gebäude der ehemaligen Stein'schen Brennerei zu einem zweiklassigen Schulhaus umgebaut, das 1867 und 1895 durch einen dritten und vierten Klassenraum erweitert wurde. Das ehemalige Wohnhaus der Familie Stein, 1790 von Johann und Elisabeth Stein errichtet, wurde nun Wohngebäude des Lehrers oder

Hauptlehrers. Nach August Prell, der 1842 ausschied, waren das Caspar Schulte (1843-1886) und **Joseph Hamacher** (1886-1919). Im Jahre 1919 bezog der neue Hauptlehrer **Emil Harte**, der allerdings schon seit 1910 als Lehrer in Lintorf tätig war, das Haus. Sein Sohn, der Mitbegründer und heutige Ehrenvorsitzende des Reitercorps der Lintorfer Bruderschaft, **Werner („Mecki“) Harte**, wurde 1920 noch im alten Lehrerhaus geboren.

Im Jahre 1926 wurden die alte katholische „Dorfschule am Heintges“ und das zugehörige Lehrer-



Lageplan für die Ortsmitte Lintorfs um 1920 (Zeichnung: Johannes Thume)



Küche des ehemaligen Stein'schen Hauses zu der Zeit, als der Hauptlehrer Joseph Hamacher das Haus bewohnte

haus niedergerissen und 1927 durch den Neubau der ersten Johann-Peter-Melchior-Schule ersetzt. Doch diesem Gebäude war kein langes Dasein beschieden: schon 1955 musste es wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Heute steht an seiner Stelle das ehemalige Lintorfer Rathaus. Der Türsturz des alten Lehrerwohnhauses wurde zunächst in die Ziegelmauer, welche die Melchior-Schule umgab, integriert und 1956 in die Wand des Rathausneubaues eingelassen.

Das Geschäft der Steins in Düsseldorf florierte und weitete sich immer mehr aus. Bald wurden zusätzliche Stallungen und Remisen nötig, und die Gebrüder Stein gingen daran, ihren Grundbesitz zu vergrößern. So kaufte Wilhelm Stein für die Firma den größten Teil des Grundstücksblockes zwischen Grünstraße, Bahnstraße und Königsallee für 30.000 Taler. Mit dem nördlich davon liegenden Grundstück an der heutigen Steinstraße würden die Steins, wären sie heute noch im Besitz dieser Grundstücke, über ein Milliardenvermögen allein an Grundbesitz verfügen. Durch die Neubauten der Gebrüder Stein auf ihren Besitzungen wurde die heutige **Steinstraße** geschaffen. Die Benennung nach der Familie entstand zunächst im Volksmund, war aber dann allgemein gebräuchlich und wurde erst nach 1847 amtlich festgelegt.

Johann Stein, der älteste der drei Brüder, hatte einst, so ist es überliefert, seine Frau **Gertrud Schrievers** nach der Hochzeitsfeier vor sich auf ein festlich geschmücktes Pferd gesetzt und war mit ihr vom elterlichen Gut in Homberg-Bracht durch Ratingen nach Lintorf geritten, begleitet von seinen Brüdern und Freunden. Er war bei seiner Heirat bereits 40 Jahre alt. Als er und seine Frau im Jahr 1842 kurz hintereinander verstarben, hinterließen sie acht Kinder im Alter von einem bis 18 Jahren. Bis sie volljährig waren und das Haus verließen, wurden sie von Wilhelm Stein und seiner Frau **Karoline Elisabeth**, geborene **Lohe**, zusammen mit den sieben eigenen Kindern aufgezogen.

Johann Stein und seine Frau fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem 1802 angelegten Golzheimer



Grabstein der Familie Stein auf dem nördlichen Teil des alten Golzheimer Friedhofs

Friedhof. In der Grabstätte, in der auch schon ihre Mutter Elisabeth, geborene Kemmann, beigesetzt worden war, fanden später auch Wilhelm und seine Frau sowie der jüngste Bruder, Gerhard, ihren Platz. Die Grabstelle mit dem Gedenkstein ist auf dem nördlichen Teil des Golzheimer Friedhofs erhalten geblieben.

Von Johanns Kindern sollen vier Söhne erwähnt werden: Der älteste, **Gustav Wilhelm**, der 1824 noch in Lintorf am Heintges geboren wurde, gründete auf der Jägerstraße 63 in Berlin eine Filiale der Firma Gebrüder Stein. Seine Tochter erzählt später in einem Brief, dass Aufständische wäh-

rend der Revolutionsunruhen 1848 sämtliche Weinfässer aus seinem Lager entwendet hätten, um daraus Barrikaden zu errichten.

Seine beiden Brüder **Lebrecht** und **Walther Stein** gründeten 1865 eine Firma für Seidenfabrikation in Langenberg. Lebrecht hatte eine Tochter des Seidenfabrikanten Friedrich August Feldhoff aus Langenberg geheiratet und war zunächst Teilhaber der Seidenfabrik Köttgen, Müller und Stein.

Lebrecht und Walther waren stets den schönen Künsten zugetan. Lebrecht interessierte sich außer für Musik und Malerei für Ge-

schichte und Philosophie. Walther veranstaltete Musikabende in seinem Haus. Er war befreundet mit verschiedenen Malern. Seine mehrere hundert Bilder umfassende Gemäldesammlung ging in den Besitz der Gemeinde Langenberg über und kann heute noch im Museum „Schloss Hardenberg“ bewundert werden. Lebrecht und Walther Stein wurden auf dem alten evangelischen Friedhof Am Bruch in Langenberg beigesetzt.

Wilhelm Stein war wohl der tüchtigste Geschäftsmann der drei Lintorfer Brüder Stein. Nach Johanns Tod vergrößerte er die Firma zusammen mit seinem Bruder Gerhard ständig und suchte in der Zeit der nun rasch fortschreitenden Industrialisierung auch Beteiligungen der Firma an anderen Unternehmungen. So ist er 1840 Mitbegründer der „Niederrheinischen Dampfschlepp-Schiffahrtsgesellschaft“ und erwirbt Aktienanteile. 1855 gründet er mit vier weiteren Herren die „Rheinische Bergbau- und Hüttenwesen-Aktiengesellschaft“. Zusammen mit seinem Schwager **Peter Göring** lässt er in Duisburg-Hochfeld die „Niederrheinische Hütte“ errichten, die im Volksmund in Duisburg lange die „Stein'sche Fabrik“ hieß. Kaufmännischer Direktor der Hütte

wurde sein Neffe **Siegfried**, ebenfalls ein Sohn seines verstorbenen Bruders Johann.

Siegfried war zunächst im Weingeschäft seines Onkels und seines Bruders Gustav in Berlin tätig gewesen und hatte einen Teil seiner Ausbildung in Bordeaux absolviert. Neben seiner Tätigkeit als Direktor der Hütte widmete er sich dem Studium der Chemie und des Eisenhüttenwesens. 1866 schied Siegfried aus der Direktion der Hütte aus und war in Bonn nur noch in der Forschung tätig. Er war Mitbegründer des „Vereins Deutscher Eisenhüttenleute“ und veröffentlichte die Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Forschungen in unzähligen Aufsätzen. Aus der „Niederrheinischen Hütte“ ging übrigens später die „Thyssen Niederrhein AG“ hervor.

Neben seiner Arbeit für die Firma Gebrüder Stein übernimmt Wilhelm aber auch öffentliche Ämter. Von 1846 bis an sein Lebensende 1864 war er Stadtverordneter der Stadt Düsseldorf und als solcher sehr gut angesehen. Außerdem war er Mitglied der Handelskammer, zeitweise sogar stellvertretender Vorsitzender.

Ihre alte Heimat Lintorf haben die Brüder Stein nie vergessen. Als es



(Johann) Wilhelm Stein
(1793 - 1864)

dort in der Mitte des 19. Jahrhunderts zur Neugründung der evangelischen Kirchengemeinde kam, unterstützten Wilhelm und Gerhard Stein diese Bestrebungen im Jahr 1847 durch einen Zuschuss von 300 Talern für den Ankauf des Rüping-Gutes, das der neuen Gemeinde als Pfarrhaus dienen sollte. Dieses Fachwerkhaus mit Nebenbauten und Garten lag dort, wo sich noch heute das evangelische Pfarrhaus (jetzt ein Ziegelsteinbau) befindet. Zunächst aber wurde der „Rüping“ an die Duisburger Diakonieanstalt verpachtet, die dort am 17. März 1851 ein Asyl für verwahrloste Männer, Trinker und Straftatklasse eröffnete. Vorsteher dieses Asyls wurde der junge cand. theol. **Eduard Dietrich**, der 1854 zum ersten Pfarrer der neuen evangelischen Gemeinde in Lintorf gewählt wurde. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn man hört, dass die Gründung der ersten Trinkerheilanstalt Europas, als die das damalige „Männerasyl“ als Vorläufer des heutigen Fliedner-Krankenhaus gilt, mit dem Geld einer Firma ermöglicht wurde, die sich der Produktion von und dem Handel mit alkoholischen Getränken widmete. Später, nach Gründung der neuen Gemeinde, wurde das Asyl neu gebaut und der „Rüping“ diente nur noch als Pfarrhaus.

Nach dem Tod aller drei Brüder Stein (Wilhelm starb 1864, Gerhard 1870) erhielt die Lintorfer evangelische Gemeinde noch einmal 1.500 Taler aus dem Erbe

Die 16 reichsten Bürger der Stadt Düsseldorf im Jahre 1845 nach ihrem Jahreseinkommen:

| | |
|-------------|---|
| 10.000 Rtl. | Gebrüder Stein, Kaufleute |
| 9.000 Rtl. | Graf August von Spee |
| 7.000 Rtl. | Graf Franz von Nesselrode |
| 6.000 Rtl. | Peter Göring, Rentner Christian Jaeger, Kommerzienrat von Sybel, Geheimer Regierungsrat |
| 5.000 Rtl. | Karl Henoumont, Gutsbesitzer Knecht, Rentner |
| 4.700 Rtl. | Freiherr von Spiegel, Regierungspräsident |
| 4.500 Rtl. | Otto, Regierungsrat Max Bernhard Scheuer, Bankier |
| 4.200 Rtl. | Lindhorst, Rechnungsrat |
| 4.000 Rtl. | Gerhard Baum, Kommerzienrat Capellen Heyendahl, Gastwirt Carl Cleff, Bankier von Pritzelwitz, Hofmarschall |



Der Rüping um 1850
(Federzeichnung)



Pfarrer Eduard Dietrich
in Lintorf tätig von 1851 - 1868

Gerhard Steins für den Pfarrdotationsfonds.

Wilhelms Witwe **Karoline Elisabeth** Stein stiftete eine kostbare Kanzel aus Marmor für die neue Johannes-Kirche am Martin-Luther-Platz in Düsseldorf (Grundsteinlegung am 18. Juni 1875, Einweihung am 6. Dezember 1881). Am Kanzelboden war in einer Umschrift vermerkt: „Geschenk der Wittve Wilhelm Stein, Caroline geb. Lohe. Roem. 10.V.17“.⁶⁾ Bei einem Bombenangriff auf Düsseldorf am 12. Juni 1943 wurde die Kanzel leider bis auf einen Säulenschaft völlig zerstört. Von der Johannes-Kirche blieben nur noch die Außenmauern stehen.

Wilhelm und Gerhard Stein und 1869 auch Wilhelms Witwe Karoli-

ne fanden ihre letzte Ruhestätte ebenfalls im Familiengrab auf dem alten Golzheimer Friedhof. Der Gedenkstein wurde erst unlängst restauriert.

Wilhelm Steins Sohn **August (Wilhelm)** war erst 22 Jahre alt, als er 1864 die Leitung der Firma Gebrüder Stein übernahm. Er wurde am 12. Januar 1842 an der Steinstraße geboren und legte als sehr guter Schüler bereits mit 15 Jahren die Reifeprüfung ab. August Stein konnte sich in der Firma erfolgreich durchsetzen, obwohl sein Onkel Gerhard bis zu seinem Tode 1870 Mitspracherecht hatte und bisweilen bei der Firmenführung gegensätzliche Ansichten vertrat.

Seine aktive Soldatenzeit im Deutsch-Österreichischen Krieg

1866 unterbrach Augusts erfolgreiche Arbeit für die Firma. Nach seiner Rückkehr – er wurde als Leutnant entlassen – kaufte er ein Weingut mit Kellerei in Geisenheim im Rheingau. Die Firma Gebrüder Stein beginnt nun mit der Herstellung von Sekt in einer eigens dafür gebauten Kellerei.

Nach dem Ausscheiden seines Veters Gustav Stein übernimmt August 1869 auch die Leitung der Filiale in Berlin. Dieser Zweig der Firma existiert bis 1910 und endet durch Löschung im Handelsregister. Dafür gründet Augusts jüngerer Bruder **Julius Otto** 1869 eine Filiale in London unter dem Namen **Stein Brothers**. Diese Firma gab allerdings 1885 das Weingeschäft auf und wandte sich dem Chemikalienhandel zu. Nach dem Tode Julius Otto Steins im Jahre 1898 waren seine Witwe und die beiden Söhne **Dr. Otto Stein** und **William Stein** Inhaber der Firma. 1909 schied die Witwe **Clemence Stein, geborene Boisserée**, aus dem Geschäft aus. Dr. Otto Stein verließ die Firma ebenfalls und ging nach Deutschland zurück. William führte die Firma allein weiter. Heute ist dieser Zweig der Firma eine Tochtergesellschaft der BP (British Petroleum).

Anfang der 1870er-Jahre wird auch eine Niederlassung in Bordeaux gegründet. Da die Weinkeller an der Steinstraße, die bis an



Karoline Elisabeth Stein,
geborene Lohe
(1807 - 1889)



Gerhard Stein
(1807 - 1889)

6) **Edmund von Wecus** „Zur Geschichte der Familie Stein ...“; Abbildung nach S.94

die Königsallee reichten, bei Rheinhochwasser wegen des ansteigenden Grundwassers oft überschwemmt waren, ließ August Stein an der Kronprinzenstraße 97 ein neues Kontorgebäude errichten, unter dem sich auch ausgedehnte Kellergewölbe für die Weinlagerung befanden. Dieses Haus ist wohl das einzige heute noch aus der Gründerzeit erhaltene Haus der Firma Stein. Auch die Gewölbe sind noch vorhanden.

Auch wenn die Grundlagen seiner Firma immer noch die Likörfabrik, die Weinhandlung und die Sektellerei sind, entwickelt sich August Stein immer mehr zu einem Großunternehmer, der durchaus mit Thyssen, Haniel, Lueg, Poensgen und anderen in einem Atemzug genannt werden kann. Zunächst beteiligt er sich an zahlreichen renommierten Hotels in ganz Deutschland, erwirbt auch Anteile am Grundstücks- und Baugeschäft seiner Heimatstadt Düsseldorf. Im Jahre 1875 gründet er mit anderen Honoratioren eine Aktiengesellschaft „Floragarten“. Aufgabe: Errichtung eines Vergnügungslokals mit ausgedehnten Gartenanlagen und einem kleinen Park, um die damalige Südstadt



Das neue Kontorgebäude mit ausgedehnten Weinkellern an der Kronprinzenstraße 97 in Düsseldorf. Das Haus hat den Zweiten Weltkrieg überlebt

aufzuwerten. Dem Unternehmen war kein großer Erfolg beschieden. 1897 ging die Gesellschaft als Geschenk der Aktionäre in den Besitz der Stadt Düsseldorf über. Der heutige Florapark erinnert an dieses Stein'sche Abenteuer.

Im Jahre 1880 ist August Stein Mitorganisator der großen „Gewerbeausstellung für das Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke“ im Zooviertel.

Auch weiterhin hält er durch seine Firma Anteile an der Rheinschiffahrtsgesellschaft, die sich nun auch zunehmend der Personenschiffahrt widmet. In der von ihm mitbegründeten „Rheinischen Bergbau- und Hüttenwesen AG“ bleibt er weiter Mitglied des Aufsichtsrates. An der Gründung der „Rheinischen Bahngesellschaft AG“ im Jahre 1895 ist er ebenfalls beteiligt und wird auch dort in den Aufsichtsrat gewählt.

Schon früh hatte August Stein auf den Steinkohlebergbau an der Ruhr gesetzt und in Sinsen bei Recklinghausen Grubenfelder erworben, auf dem er 1896 Tiefenbohrungen durchführen ließ, die sehr vielversprechend waren. So gründete er die „Gewerkschaft Auguste Victoria“ und wurde Vorsitzender des Grubenvorstandes.

Seit 1869, nach dem Tod der Mutter, war er alleiniger Inhaber der Firma Gebrüder Stein.

Wie sein Vater und seine Onkel war auch er stets bereit, sich ehrenamtlich in der evangelischen Kirchengemeinde und in der Stadtverordnetenversammlung einzubringen. 35 Jahre lang war er Mitglied des Presbyteriums und dort lange als Bau-Kirchmeister tätig. Mehrmals spendete er größere Geldbeträge für die Gemeinde oder für wohltätige Zwecke. Der Stadtverordnetenversammlung gehörte er mehr als 20 Jahre bis zu seinem Tode an. Sein Rat war gefragt. Lange war er Mitglied der Hafenkommision, die unter anderem die Anlage eines neuen Hafens an der Lausward förderte. Unter den Stadtverordneten zählte August Stein wohl zu den Bürgern, die eher sehr religiös-konservative Ansichten vertraten. So stimmte er in der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung vom 6. März 1888 gegen die Errichtung eines Heine-Denkmal in



Kommerzienrat August Wilhelm Stein (1842 - 1903)

Düsseldorf, das die österreichisch-ungarische Kaiserin Elisabeth der Stadt Düsseldorf schenken wollte. Heines Ansichten waren ihm wohl zu liberal, sein Spott zu zerstörerisch. Dagegen wurden er und seine Familie Mitglieder im 1899 gegründeten „Rheinischen Goethe-Verein für Festspiele“.

Wegen seiner Verdienste wurde August Stein am 3. September 1893 zum Königlichen Kommerzienrat ernannt, am 7. Juni 1899 wurde ihm der preußische Rote Adlerorden verliehen.

Kurz vor seinem Tod 1903 errichtete Stein eine Stiftung mit einem Kapital von 30.000 Mark. Die jährlichen Zinsen waren für ortsansässige Arme beiderlei Geschlechts und ohne Ansehen der Konfession bestimmt. Zum 100-jährigen Bestehen der Firma Gebrüder Stein im Jahre 1909 stockte seine Witwe das Kapital auf 100.000 Mark auf.

Nach seinem Tod am 19. Dezember 1903 wurde August Stein in einem neu erbauten Mausoleum auf dem Nordfriedhof bestattet, das ein Engel von Professor Karl Jansen zierte. Im Zweiten Weltkrieg erhielt das Mausoleum einen Volltreffer, der Engel wurde zerstört.

Die ursprüngliche Firma der Steins mit dem Namen „Gebrüder Stein, Weingroßhandlung und Schaumweinkellerei“ an der Steinstraße und später an der Kronprinzenstraße scheint nach dem Tode August Wilhelm Steins nur noch wenige Jahre weiterbestanden zu haben. Von 1904 bis 1912 ist sie noch im Adressbuch der Stadt

Düsseldorf vermerkt. Als Eigentümer sind eingetragen: Frau Kommerzienrat A. Stein und August Stein jr. Die Wohnung der Eigentümer ist in der Kaiserstraße 43. Ab 1911 wohnt der Sohn allerdings auf dem Kaiser-Friedrich-Ring 41 in Oberkassel. Im Jahre 1912 wurde die Firma Gebrüder Stein wohl aus persönlichen Gründen aufgegeben. Das Adressbuch vermerkt 1913 und 1914 die Firma „August Stein'scher Nachlaß GmbH, Immobilien-Geschäft“ am Schadowplatz 12. Ob dieses Unternehmen nur der Verwaltung des umfangreichen Immobilienbesitzes diente, oder ob es auch zu Verkaufszwecken gegründet wurde, ließ sich nicht ermitteln. Fest steht, dass im Jahre 1918 das firmeneigene Weingut in Geisenheim an dort ansässige Winzer veräußert wurde. In den Jahren 1915 bis 1919 erschien kein „Adressbuch der Stadt Düsseldorf“ wegen des Ersten Weltkrieges.

Im Buch des Jahres 1920 erscheint die Firma „August Stein'scher Nachlaß“ wieder, jetzt allerdings auf der Schäferstraße 13. Ab 1907 bis 1920 gibt es daneben eine weitere Immobilien-Firma, die sich „Otto Stein'scher Grundbesitz GmbH“ nennt. Gesellschafter sind bis zu ihrem Tod 1910 Clemence Stein, die Witwe Julius Otto Steins, und Dr. Otto Stein, ihr von England nach Düsseldorf zurückgekehrter Sohn, der sich als Chemiker und Kaufmann bezeichnet. 1920 ist Dr. Stein auch Vorsitzender des Haus- und Grundbesitzer-Vereins der Stadt Düsseldorf.

Was aus dem riesigen Grundbesitz und dem Vermögen der Familie Stein in der Zeit der Weltwirtschaftskrise, in der NS-Zeit und im Zweiten Weltkrieg geworden ist, ließ sich kaum nachvollziehen. Sicherlich sind viele Immobilien im Krieg durch Bombenangriffe zerstört worden. Einige der von den Steins mitbegründeten Unternehmen existieren auch heute noch oder sind in anderen Firmen oder Firmengruppen aufgegangen. Der Familienname lebt in der Steinstraße fort. Nachkommen der Familie leben in mehreren deutschen Städten und in Großbritannien. Ein Urenkel August Wilhelm Steins wohnt in Hösel.

Manfred Buer

Literatur:

Edmund von Wecus

„Zur Geschichte der Familie Stein im Herzogtum Berg und verwandter Familien“, Düsseldorf, 1921.

Theodor J. Lacomblet

„Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins“, Düsseldorf, 1853.

Friedrich Lau/Otto Most

„Geschichte der Stadt Düsseldorf, Band 2 (Von 1815 bis zur Einführung der Rheinischen Ständeordnung 1856)“, Düsseldorf, 1921.

Hugo Weidenhaupt

„Düsseldorf. Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert“, Bände II und III, Düsseldorf, 1990.

Wilfried Bever

„Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf“, Lintorf 1973.

Wolfgang Behnenburg

„Aus der Geschichte einer bäuerlichen Familie im ehemals bergischen Kirchspiel Linnep von den Anfängen bis zur Zeit der Säkularisierung“ in: Jahrbuch 2008 der „Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde“, Köln, 2008.

Theo Volmert

„Aus der Geschichte der alten Dorfschule“ in: „Die Quecke“, Nr. 5/6, August 1951.

Theo Volmert

„Feine und ordinaire Liqueurs – Nach einer alten Lintorfer Familie wurde die Steinstraße in Düsseldorf benannt“ in: „Rheinische Post“, Lokalteil Ratingen-Kettwig-Angerland, August 1956.

Theo Volmert

„Feine und ordinaire Liqueurs“ in: „Die Quecke“, Nr. 55, Oktober 1985.

Otto Wilms

„Linnep. Die Geschichte einer reformierten Gemeinde“, 2. Auflage, Breitscheid, 1995.



Von Professor Grojohann entworfenens Firmenbild der Firma Gebrüder Stein

Stammbaum der Familie Niederstein (Stein) aus Lintorf

Henrich am **Niederstein**
Schmied
(*) † 28. 4. 1726 Lintorf

Eisgen **Heintges**
(*) 5. 4. 1686 Ratingen
† vor 1740 Lintorf



12. 10. 1708
Linnepe



8 Kinder

Darunter:



Johannes Moritz am **Niederstein**
(= 4. Kind)
Schmied

(*) 3. 10. 1715 Linnepe
† 20. 12. 1764 Lintorf

2. 11. 1742 Mintard



Margarete von **Gypen**
† 7. 11. 1783 Lintorf

Übernehmen Schmiede und Heintgeshof in Lintorf
Erwerben zusätzlich das Gut am Heck



Geschäftszeichen der Firma Gebr. Stein

Johann **Niederstein** (später Stein)

(*) 4. 3. 1753 Lintorf

Ackersmann und Schmiedemeister

1778 und 1779 Armenprovisor der reformierten Gemeinde

† 25. 7. 1811 Lintorf



27. 4. 1779

Elisabeth **Kemann**

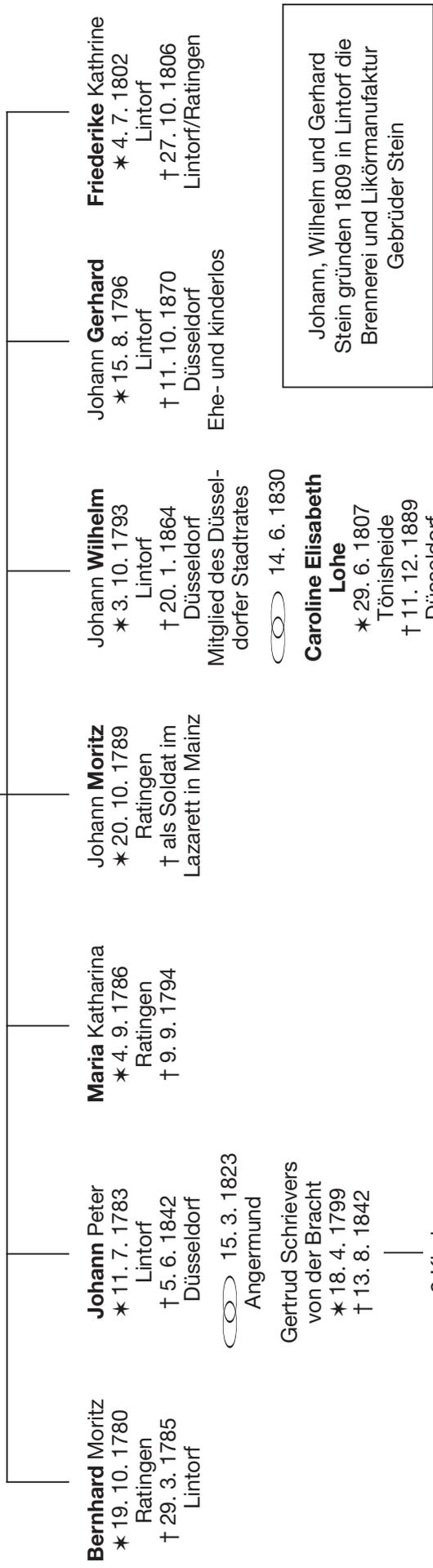
* 23. 10. 1755 Lintorf

† 4. 7. 1827 Düsseldorf

Bauen 1790 ein neues Wohnhaus auf dem Heintges-Hof

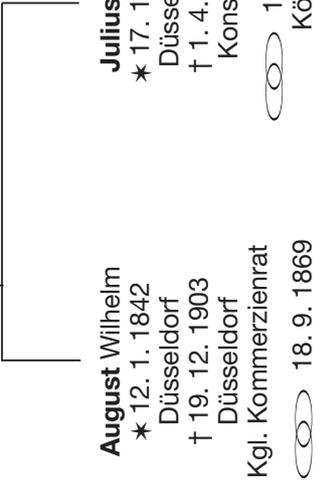
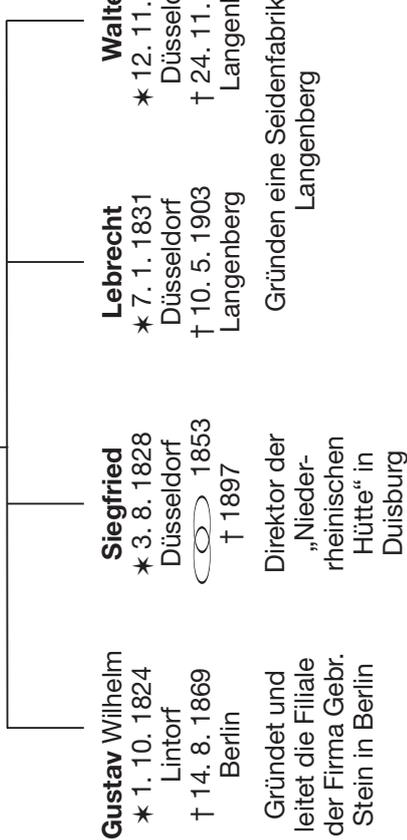


Wohnhaus der Familie Stein in Lintorf
Zeichnung: Johannes Thume



Johann, Wilhelm und Gerhard Stein gründen 1809 in Lintorf die Brennerei und Likörmanufaktur Gebrüder Stein

7 Kinder
 Darunter:



Clemence Boisserée
 * 12. 3. 1849 Köln
 † 3. 5. 1910 Düsseldorf
 Gründen 1869 die Firma „Stein Brothers“ in London als Filiale

Pauline Westhoff
 * 21. 8. 1848
 † 6. 4. 1913 Düsseldorf

(*) getauft
 * geboren
 © Manfred Buer

Who do you think you are?

Der beliebte BBC-Fernsehkoch Rick Stein war 2008
auf den Spuren seiner Familie in Lintorf

„Hallo, ich rufe an aus Grand Rapids in Michigan, USA. Mein Name ist **Horst Busse** und ich wüsste gern Näheres über meine Großmutter **Johanna Füsgen**, die um 1880 in Lintorf geboren wurde.“

Solche oder ähnliche Anfragen aus aller Welt erreichen den Lintorfer Heimatverein immer häufiger. Das Internet und die Homepage unseres Vereins erleichtern es Auskunftsuchenden, mit uns Kontakt aufzunehmen.

Ein Mitarbeiter der Notre-Dame-University, Abteilung Physik, in Indiana, ebenfalls USA, bat unlängst um Auskünfte über den Alaun-Abbau in Lintorf im 18. und frühen 19. Jahrhundert, eine polnische Bewohnerin des ehemaligen „Ausländerlagers“ an der Rehhecke in Lintorf, die als Kind aus dem Lager heraus nach den Vereinigten Staaten adoptiert wurde, wollte etwas über ihre leibliche Mutter in Erfahrung bringen, die während des Zweiten Weltkrieges als Zwangsarbeiterin nach Deutschland verschleppt wurde und die nach dem Krieg im Raum Lintorf in einer Wäscherei gearbeitet hatte.

Bei vielen Anfragen können wir helfen, manche müssen unbeantwortet bleiben.

Herr Busse bekam erschöpfende Auskunft über seine Großmutter – die entsprechenden Daten fanden sich im Pfarrarchiv von St. Anna. Ein Artikel über das Lintorfer Alaun-Bergwerk „Zur guten Hoffnung“, das 1805 stillgelegt wurde, fand sich bereits in der „Quecke“ Nr. 1/2 vom Dezember 1950.

Eine Mail-Anfrage ganz besonderer Art erreichte uns jedoch im Februar 2008.

Roland Pietsch, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Londoner Universität, bat uns, ihm bei einer Recherche zu helfen. Der junge Berliner, der zur damaligen Zeit an einem Buch über ein Forschungsprojekt arbeitete, half im Nebenjob der britischen Fernsehproduktionsgesellschaft „Wall to Wall“ bei



Nachforschungen im deutschsprachigen Raum, da er über die nötigen sprachlichen und historischen Kenntnisse verfügte. „Wall to Wall“ dreht seit Jahren historische Dokumentarfilme für die staatliche Fernsehgesellschaft BBC.

Eine in Großbritannien äußerst beliebte und erfolgreiche Sendereihe aus dieser Produktion trägt den Titel „Who do you think you are?“.

Bei diesen Geschichtsfilmern, die in mehrwöchigem Abstand jeweils montags zur abendlichen Hauptsendezeit um 21 Uhr vom Sender BBC 1 ausgestrahlt werden, begibt sich in jeder Folge ein Prominenter auf die Suche nach seinen Vorfahren. Bis zu acht Millionen Zuschauer sehen jeweils diese Filme, in denen der Prominente mit dem Drehteam an die Stätten reist, die für seine Vergangenheit und die seiner Vorfahren von Bedeutung sind oder waren. Dabei wird



Julius Otto Stein
(1847 - 1898)

nach den noch vorhandenen Spuren gesucht, seien es Gebäude, Dokumente, Briefe oder noch lebende Verwandte oder andere Zeitzeugen.

Bei der Anfrage, die Roland Pietsch an den Lintorfer Heimatverein richtete, ging es um den in Großbritannien sehr bekannten Fernsehkoch und Restaurantbesitzer **Rick Stein**.

„Rick“, eigentlich Christopher Stein, entstammt der bekannten Familie Stein, die, vom Niedersteinshof in Selbeck kommend, lange in Lintorf das Gehöft und die Schmiede am Heintges bewohnt hat, dann dort eine Brennerei und einen Weinhandel begründete und später nach Düsseldorf an die nach der Familie benannte Steinstraße übersiedelte, um dort das Geschäft weiterzuführen. Aus den Steins wurden in der Zeit der beginnenden Industrialisierung äußerst erfolgreiche Unternehmer.

Rick Steins Urgroßvater **Julius Otto Stein**, ein Sohn des noch in Lintorf geborenen **Wilhelm Stein**, begründete 1869 in London die Firma „Stein Brothers“, zunächst eine Filiale der Düsseldorfer Weinhandlung und Brennerei „Gebrüder Stein“, später eine selbstständige Firma, die sich sogar an die Herstellung von Whisky heranwagte. Ab 1885 verlegte sich das Unternehmen dann zunehmend auf den Handel mit Chemikalien.

Kurz vor seiner Übersiedlung nach London hatte Julius Otto Stein die aus einer vornehmen Kölner Familie stammende **Clemence Boisserée** geheiratet. Zwei Mitgliedern dieser Familie, den Brüdern **Sulpiz und Melchior Boisserée**, verdanken die Kölner die Vollendung ihres Domes. Sie hatten sich nach dem Abzug der Franzosen 1814 beim preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm dafür eingesetzt, die seit dem Mittelalter als Torso dastehende gotische Kathedrale endlich fertigzustellen. Auch für die Wiederbelebung der Kölner Universität traten die beiden ein.

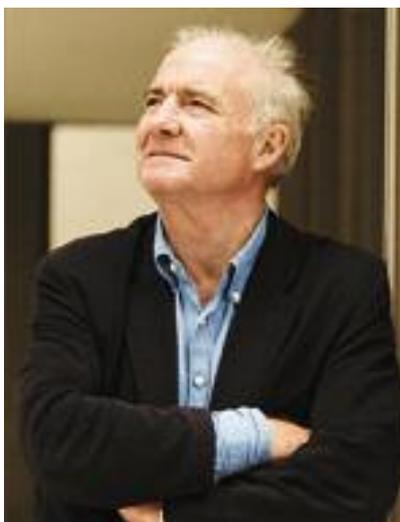
Clemence und Julius Otto Stein hatten acht Kinder. Die beiden Söhne **Dr. Otto Stein** und **William Stein** übernahmen die Firma „Stein Brothers“ von ihrem Vater. Im Jahre 1910 verließ Dr. Otto Stein den Betrieb und kehrte mit seiner verwitweten Mutter nach Düsseldorf zurück. William Stein, geboren am 6. November 1874 in London, war nun alleiniger Inhaber. Er war verheiratet mit der Düsseldorferin **Clara Leisten**, mit der er vier Kinder hatte. Eines dieser Kinder, der Sohn Eric, war Rick Steins Vater.

Eric Stein wurde 1908 in Walton-on-Thames (Groß-London) geboren.

Als er in die Schule kam, brach der Erste Weltkrieg aus und Eric wurde wegen seiner deutschen Abstammung, seines Namens und seines deutschen Akzentes von den anderen Kindern beschimpft und gequält.

Vor allem nach der Versenkung des Passagierdampfers „Lusitania“ durch Torpedotreffer deutscher Unterseeboote im Jahre 1915 waren die in England lebenden Deutschen immer größeren Repressalien ausgesetzt. Deutsche Zeitungen und Vereine wurden verboten, 32.000 Deutsche wurden interniert. Es gab Unruhen in Liverpool und im East End von London, bei denen Häuser von Deutschen verwüstet wurden.

Auch in Walton-on-Thames kam es zu Übergriffen. Der siebenjährige Eric wurde wahrscheinlich durch seine hasserfüllte Umgebung dermaßen traumatisiert, dass er später als Erwachsener in den 1950er- und 1960er-Jahren unter starken Depressionen litt. Dazu kam noch, dass er als Achtzehnjähriger, kurz bevor er sein geplantes Medizinstudium in Oxford aufnehmen konnte, nach dem plötzlichen Tod seines Vaters gezwungen wurde, in die Firma „Stein Brothers“ einzutreten. Seine Depressionen wurden, nachdem eine psychoanalytische Behandlung und eine Elektroschocktherapie nichts gefruchtet hatten, schließlich so stark, dass er sich 1965 in Cornwall das Leben nahm. Kurz zuvor hatte er sich mit seiner Frau Dorothy dort zur Ruhe gesetzt. Eric Stein hatte **Dorothy Jackson** 1937 geheiratet.



Rick Stein

Sie hatte in Cambridge studiert und stammte aus einer angesehenen Familie. Einige von Dorothys Vorfahren waren methodistische Missionare in China in der Zeit nach der Beendigung des sogenannten „Opiumkrieges“.

Rick Stein wurde 1947 auf einer abgelegenen Farm in Oxfordshire geboren. Dorthin war die Familie während des Zweiten Weltkrieges gezogen und dort verlebte Rick seine Jugendzeit. Er wuchs auf mit seinen Geschwistern **Henrietta** und **John** und mit seinem Halbbruder **Jeremy**, der aus einer früheren Kurzehe seiner Mutter stammte.

Jedes Jahr fuhren die Steins für sechs bis acht Wochen in den Sommerferien nach Cornwall. Aus dieser Zeit rührt Ricks Liebe zu dieser Landschaft im Südwesten Englands.

Heute betreibt Rick Stein zusammen mit seiner geschiedenen Frau mehrere Restaurants im Hafendörfchen Padstow an der Westküste Cornwalls, in denen er vor allem Fischspezialitäten zubereitet und anbietet. Daneben gibt er regelmäßig Tipps in seinen Koch-Shows im britischen Fernsehen.

Als Roland Pietsch aus London bei uns anfragte, ob wir bei der Spurensuche nach Rick Steins Vorfahren in Deutschland behilflich sein könnten, hatte er natürlich schon einige Vorarbeiten geleistet. So war ihm das 1921 erschienene Buch über die Familie Stein von **Edmund von Wecus** bekannt und er hatte auch schon einige Kontakte nach Köln und Düsseldorf

geknüpft. Uns bat er nun herauszufinden, ob noch Spuren in Lintorf und der näheren Umgebung vorhanden waren, interessant genug für die Produktionsgesellschaft, ein Fernsichteam nach Lintorf zu schicken. Vor allem wollte man wissen, ob der im Buch von Wecus erwähnte Niedersteinshof noch existierte. Wir recherchierten und mailten die Ergebnisse unserer Untersuchungen nach London. Einige Telefongespräche hin und her folgten, und schließlich wurde ich gefragt, ob ich notfalls Rick Stein ohne Dolmetscher durch Lintorf führen könne, um ihm etwas über seinen Ururgroßvater **Wilhelm Stein** und dessen Vorfahren zu erzählen. Ich sagte zu, und Ende März 2008 kam **Alexandra Lowe**, eine junge Mitarbeiterin des Produktionsteams nach Lintorf. Fast drei Stunden lang zeigte ich ihr bei herrlichem Frühlingwetter alle Spuren, Orte und Plätze, die in irgendeiner Form an die Lintorfer Zeit der Familie Stein erinnerten: das Rathaus, an dessen Stelle einmal das Steinsche Anwesen gestanden hatte, den Türstein des Steinschen Wohnhauses, der neben dem Rathauseingang in die Wand eingemauert wurde, den Friedrichskothen als das Bethaus der reformierten Gemeinde, zu der die Steins damals gehörten, und natürlich den Niedersteinshof in Selbeck, von dem sie ursprünglich nach Lintorf gekommen waren. Alexandra Lowe notierte, stellte Fragen, machte Fotos. Zum Ab-



Im März 2008 kam Alexandra Lowe für ein paar Stunden aus London nach Lintorf

schied gab ich ihr noch einige „Quecken“ mit auf den Weg nach London, in denen bereits über die Familie Stein und ihr Anwesen am Heintges berichtet worden war. Sie kündigte mir dann noch an, dass ein Fernseheteam mit Rick Stein vermutlich im Mai nach Lintorf kommen würde. Näheres würde mir mitgeteilt.

Eine Zeitlang hörten wir nichts mehr aus London.

Am frühen Abend des 16. Mai dann plötzlich ein Anruf: „Hier ist Alexandra, wir haben jetzt gerade in Düsseldorf einige Szenen gedreht und sind in einer halben Stunde in Lintorf. Können Sie zum Rathaus kommen? Die Leiterin unseres Teams und Regisseurin des Films über Rick Stein hat ganz plötzlich ihre Pläne geändert.“

Kurzes Umziehen, und schon ging es zum Rathaus, wo nur wenig später das britische Drehteam eintraf: Alexandra, der Tonmeister, der Kameramann und eine etwas hektische, sprunghafte Dame, die ständig neue Anweisungen gab – die Regisseurin des Films.

Ich wurde verkabelt und dann kam er - Rick Stein fuhr mit einem Mercedes auf den Rathausparkplatz.

Als er ausstieg, musste ich ihn begrüßen und ihm dann erzählen, dass genau an der Stelle, an der er jetzt stand, sein Urgroßvater eine Schnapsfabrik gegründet hat-



Rick Stein, prominenter Fernsehkoch und Restaurantbesitzer aus England, steht an der Stelle, an der sich einst das Wohnhaus seines Urgroßvaters befand

te. Von Anfang an war mir Rick Stein sympathisch, und es machte mir großen Spaß, ihn herumzuführen, ihm von seinen Vorfahren zu erzählen und seine Fragen zu beantworten. Beeindruckt war er natürlich von dem Türstein am Rathaus, auf dem er seinen Familiennamen lesen konnte.

Unsere Unterhaltung wurde von Kameramann und Tonmeister aufgenommen – wenn sie nicht durch Anweisungen der Regisseurin oder durch Straßengeräusche (Krankenwagen o.ä.) unterbrochen wurde.

Nachdem alles „im Kasten“ war, hatte ich noch Gelegenheit, ein

paar private Worte mit Rick Stein zu wechseln. Bei unserem Gang über die Kreuzung vor dem Rathaus gab es ein lustiges Erlebnis. Rick Stein bemerkte plötzlich auf einem Haus am Lintorfer Markt die schwarz-weiße Fahne Cornwalls. „Wie kommt 'meine' Fahne nach Lintorf? Weht sie dort zu meiner Begrüßung?“ Ich konnte die Situation klären: Drei Wochen vorher hatte eine Lintorfer Reisegruppe Südengland und Cornwall be-



Das britische Fernseheteam vor dem Lintorfer Rathaus



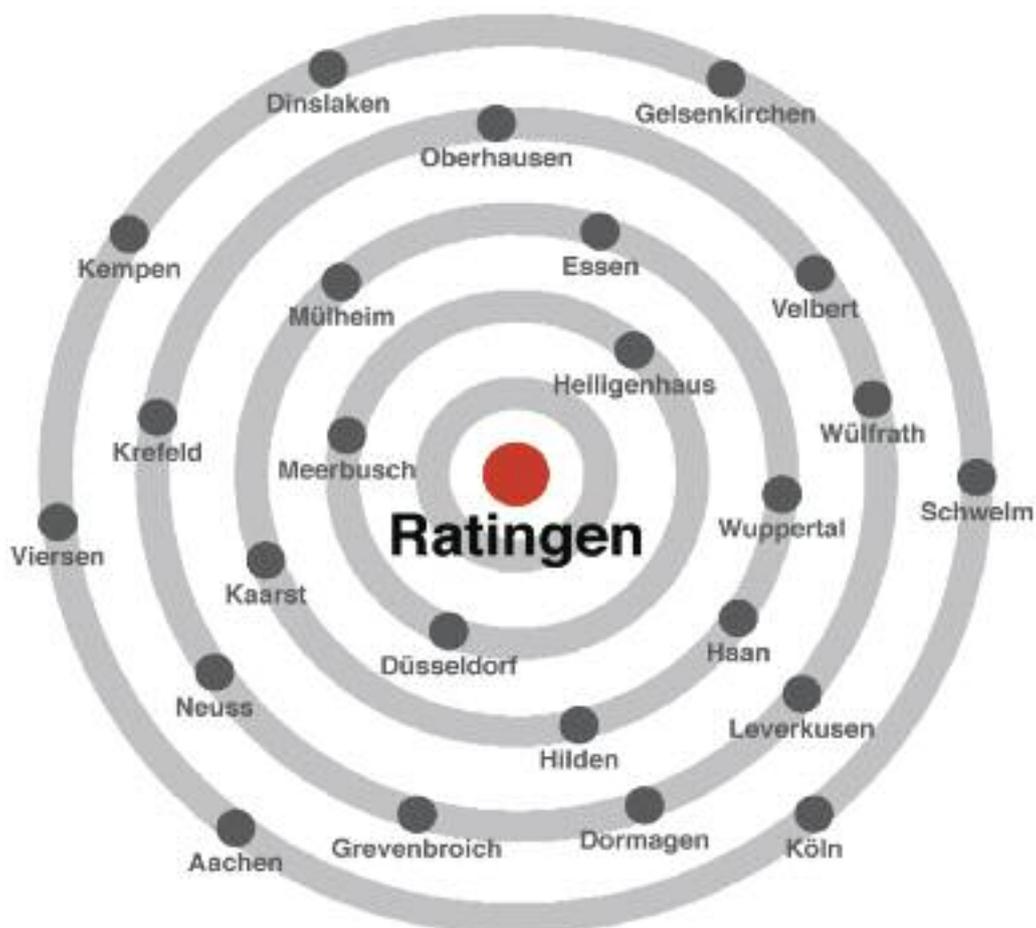
Die schwarz-weiße Fahne Cornwalls weht über Lintorf

sucht. **Florian Eggelpöhler**, ein jugendlicher Teilnehmer dieser Reise und ausgemachter England-Fan, hatte sich die Fahne in Land's End gekauft und ließ sie nun über Lintorf wehen, wie bestellt für den Besuch des Cornishman Rick Stein.

Manfred Buer

G · F · U

Immobilien



www.g-f-u.de
Telefon 02102-36000

Eine niederländische Landarbeiterfamilie wird in Ratingen heimisch

Um das Jahr 1900 kamen häufig holländische Landarbeiter in das Rheinland. Die zunehmende Industrialisierung hatte viele deutsche Bauernsöhne und in der Landwirtschaft Beschäftigte in die Fabriken gezogen. Die entstandenen Lücken füllten Niederländer, die als Einwohner eines Agrarlandes mit den anfallenden Arbeiten bestens vertraut waren und in Deutschland eine bessere Entlohnung erwarten durften als in der Heimat. Zu dieser Gruppe gehörte auch mein Urgroßvater Antonius van der Heijden, der aus Uden in Nordbrabant¹⁾ zum Arbeiten nach Ratingen kam. Zeitweise hat seine ganze Familie hier gewohnt und gearbeitet.

Antonius, genannt Antonie, wurde 1857 in Uden geboren, heiratete dort 1880 die 1853 ebenfalls aus Uden stammende Johanna Maria de Groot und hatte mit ihr in den Jahren zwischen 1881 und 1897 elf Kinder, von denen drei bald wieder verstarben. Das älteste

dieser Kinder war mein Großvater Cornelius van der Heijden, der 1881 in Uden geboren wurde und 1972 in Lintorf verstorben ist. Cornelius passte im Laufe der Zeit die Schreibweise seines Familiennamens der deutschen Rechtschreibung an, indem er das „ij“, das im Niederländischen als ein Buchstabe gilt, durch ein „y“ ersetzte.

Antonie hatte immer davon geträumt, nach Amerika auszuwandern. Dorthin waren schon ein Bruder und zwei Schwestern seiner Mutter zwischen 1860 und 1870 emigriert. Sie hatten sich in Wisconsin als Farmer niedergelassen. Auch ein Cousin seines Vaters hatte es in den USA so weit gebracht, dass er als reicher Mann die alte Heimat besuchen konnte. Johanna Maria überredete ihren Mann zunächst, so lange im Land zu bleiben, bis die Kinder größer seien.

Im Jahre 1900 war es dann soweit; der Traum Amerika wurde zwar aufgegeben, aber das nahe Deutschland lockte mit besseren Löhnen. Im Frühjahr machten sich Antonie und seine Söhne Cornelius (19), Wilhelm (17 ½), Martin (15 ½) und Johann (14 ½) auf die

Reise; sie fanden Arbeit bei verschiedenen Bauern in Homberg und Hubbelrath. Leider ist uns nicht überliefert, wie diese Bauern hießen. Im Herbst ging es wieder zurück nach Uden, um im nächsten Frühjahr wiederzukommen.

Im Jahr 1905 entschloss sich Antonie, seine Frau Johanna Maria und seine jüngeren Kinder Adrianus (16 ½), genannt Janes, Clasi-na (13), Anton (10) und Johanna Maria (7 ¾) mit nach Deutschland zu nehmen. Sicher hatte er vorher in Homberg alles entsprechend vorbereitet. Am 17. April 1905 meldete sich die Familie in Uden ab, die Anmeldung bei der Bürgermeisterei Eckamp in Ratingen erfolgte an dem bemerkenswerten Datum 5.5.05, also am 5. Mai 1905. Die Adresse der Familie lautete nun Graserhöfchen 2. Über diese Reise wissen wir einige Details aus einem Video, das im Mai 1982 entstand, als wir mit einer größeren Gruppe den damals 92-jährigen Janes in Holland besuch-

1) Der frühere Pfarrer von St. Anna und St. Johannes in Lintorf, Pater Chris Aarts o.s.c., besuchte in Uden sieben Jahre die Internatsschule des Kreuzherrenordens.



Antonie (Antonius) van der Heijden
(1857 - 1938)



Der „Kleine Grashof“ in Homberg war einst Pfarrhaus der katholischen Kirchengemeinde und beherbergte zeitweise die katholische Dorfschule



Cornelius van der Heijden und Lisa Stöters zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Die Ortsbezeichnung Graserhöfchen konnte ich leider nicht eindeutig zuordnen; es könnte sich um den Kleinen Grashof²⁾ oder ein Gebäude beim Großen Grashof in Homberg handeln. (Sollten Queckeleser hier nähere Erläuterungen geben können, wären diese Informationen sehr willkommen.)

Zu Antonies Familie gehörten auch Kinder, die dem Alter nach schulpflichtig waren. Zwar galt in Preußen seit 1717 die Schulpflicht, ab 1754 sogar für Kinder bis zum 14. Lebensjahr, aber für ausländische Kinder war der Besuch freiwillig und kostenpflichtig. Da nach dem späteren Umzug nach Ratingen die Namen der Kinder nicht in den Schülerverzeichnissen zu finden sind, ist zu vermuten, dass sie

ten. Er erzählte uns: Mit dem Zug ging es zunächst nach Goch, dort stieg man um nach Xanten. In Xanten wohnte damals Adrianus de Groot, ein Bruder von Mutter Johanna Maria, mit seiner Familie. Die hat man für zwei Stunden be-

sucht. Anschließend fuhr man mit dem Zug bis Duisburg Hbf, von dort nach Angermund, und schließlich ging es zu Fuß weiter nach Homberg. Wie lange man für dieses letzte Stück des Weges brauchte, ist nicht überliefert.

2) Der „Kleine Grashof“, ein Fachwerkhaus mit der Jahreszahl 1662, war seit 1739 Pfarrhaus der katholischen Kirchengemeinde St. Jacobus der Ältere. Im 18. Jahrhundert war in ihm zeitweise die katholische Dorfschule untergebracht.



BEAUTY WOCHEN
Schön mit Naturkosmetik

ausdrucksvolle Augen
strahlender Teint
verführerische Lippen

mit Pinsel & Quaste für ein natürliches Make-up

LINTORFER REFORMHAUS
Ihr Fachgeschäft für natürliche Schönheit



Das Häuschen der Familie van der Heyden am Engsberg in Lintorf.
Es musste dem Neubau des Schulzentrums weichen

nicht zur Schule gingen und so weit wie möglich auf dem Hof mithalfen. Sicher ist, dass Janes mit seinen 16 Jahren als Knecht anfang, denn unter dieser Berufsbezeichnung ist er in der alten Ratinger Einwohnerkartei zu finden. Aus seinen Erzählungen wissen wir, dass er sich hauptsächlich um die Kühe zu kümmern hatte und bis zu 15 Kühe am Tag gemolken hat.

Nachdem nun die Eltern und die jüngeren Geschwister auf dem Graserhof eine Bleibe und einen Lebensunterhalt gefunden hatten, zogen die älteren Brüder Cornelius, Wilhelm, Martin und Johann auch zum Graserhölchen. Es ist sicher, dass sie bei anderen Bauern beschäftigt waren, aber laut Einwohnerkartei zogen sie zu ihren Eltern.

Schaut man sich die Berufsbezeichnungen der einzelnen männlichen Familienmitglieder in den niederländischen wie deutschen Melderegistern an, findet man fast ausschließlich Bezeichnungen wie Arbeiter, Boerenarbeiter, Boerenknecht bzw. Tagelöhner, Arbeiter, Knecht. Für Vater Antonie kommen manchmal die Bezeichnungen Pferdeknicht und Fuhrmann vor, bei Wilhelm heißt es auch Fabrikarbeiter.

Weil Vater Antonie wohl als Fuhrmann in Ratingen arbeitete, zog er mit seiner Frau und den jüngeren Kindern im April 1906 nach Ratingen

zur Feldstraße Nr. 6. Schon bald danach, am 9. Juli 1906, ist Mutter Johanna Maria verstorben. Sie wurde auf dem katholischen Friedhof in Ratingen beerdigt. Antonie zog im Oktober 1906 nach Lintorf. Lange hielt er es aber in Deutschland nicht mehr aus. Er ging zurück nach Uden. Dort hat er im September 1907 in zweiter Ehe Anna Maria Siroen geheiratet. Nach deren Tod im Jahre 1912 hat er es 1914 ein drittes Mal mit Johanna de Kleijn gewagt. Im Jahre 1938 ist er in seiner Heimatstadt Uden verstorben.

Auf dem Hof, auf dem Janes lebte, arbeitete auch Elisabeth Stöters, genannt Lisa, aus Lintorf. Zu dem Hof gehörte ein kleiner Teich, auf dem sich im Sommer die Mägde und Knechte am arbeitsfreien Sonntagnachmittag mit einem Kahn vergnügten. Man saß in dem Kahn und ließ die nackten Füße durch das Wasser gleiten. Die Jungen ruderten. Wenn sie dann in der Mitte des Teiches angingen, das Boot schaukeln zu lassen, kann man sich das Kreischen der Mädchen lebhaft vorstellen. Bei solcher Gelegenheit trafen sich der Erzählung nach Cornelius van der Heijden und Lisa Stöters. Sie fanden sich sympathisch, verliebten sich ineinander und beschloßen bald, ihren weiteren Lebensweg gemeinsam zu gehen.

Mit der Überlegung, bald für die wirtschaftliche Sicherung einer

Familie alleine verantwortlich zu sein, gab Cornelius seine Arbeit in der Landwirtschaft auf und fand nacheinander besser bezahlte Tätigkeiten beim Steinbruch am Blauen See, bei der Firma Wellenstein in Ratingen und den Hahn'schen Werken in Duisburg-Großenbaum. Eine längerfristige Arbeit fand er dann bei der Lintorfer „Schuppenfabrik“, der Firma A. Bredt & Compagnie; dort hat er rund 25 Jahre gearbeitet. Später hat er am Bau der Autobahn mitgearbeitet. Bis zur Rente war er bei der Rheinmetall in Düsseldorf.

Am 13. Juni 1906 haben Lisa und Cornelius in der St.-Anna-Kirche geheiratet, dort auch 50 Jahre später ihre Goldhochzeit gefeiert und weitere zehn Jahre später in St. Johannes ihre diamantene Hochzeit begangen.

Nachdem Lisa und Cornelius zunächst Mietwohnungen beim Bauern und Kohlenhändler Frohnhoff, dann beim Lebensmittelhändler Heinrich Ehrkamp hatten, zogen sie in das Haus von Lisas Mutter Sophia am Engsberg. Heute befindet sich da das Lintorfer Schulzentrum.

Da Cornelius Niederländer war, hatte Lisa mit der Heirat ihre preußische Staatsbürgerschaft verloren, ebenso waren auch ihre Kinder Niederländer, also Ausländer, und für die musste Schulgeld bezahlt werden. Um die beträchtlichen Kosten, die auf ihn zukamen, zu vermeiden, nahm Cornelius im Dezember 1912 die deutsche Staatsbürgerschaft an, mit allen Rechten und Pflichten. Das bedeutete, dass er im Ersten Weltkrieg 1915 eingezogen wurde; im folgenden Jahr wurde er allerdings schon wieder entlassen.

Aus dem Paar Lisa Stöters und Cornelius van der Heijden ist eine große Familie geworden, denn sie hatten zehn Kinder, von denen zwei früh verstarben. Von ihren 27 Enkeln bin ich der Fünftälteste. Im vorigen Jahr waren es 55 Urenkel, dazu um die 50 Ur-Ur-Enkel und auch in der darauf folgenden Generation gibt es bereits ein paar Kinder. Ein Ende ist nicht abzusehen.

Lisa ist 1968 im Alter von 84 Jahren in Lintorf verstorben, Cornelius 1972, fast 91 Jahre alt.



Cornelius und Lisa van der Heyden im Alter.
Sie konnten die Goldene und Diamantene Hochzeit miteinander feiern

Ihre Familie lebt weiter, wenn auch nicht mehr unbedingt unter dem Namen van der Heijden oder van der Heyden.

Was ist nun aus den übrigen Kindern von Antonie geworden?

Auch Martin ist in Lintorf geblieben. Er hat Gertrud Klasen aus Lintorf geheiratet und ist 1970 hier verstorben.

Wilhelm hat Wilhelmine Schwarz aus Lintorf geheiratet. Diese beiden haben einige Jahre in Lintorf gewohnt, ihre ersten drei Kinder sind in Lintorf geboren. Von hier sind sie nach Metzkausen verzogen. Nach dem Ersten Weltkrieg gingen sie zurück nach Holland und wohnten in Heerlen, nicht weit von Aachen.

Janes hat nach eigenem Erzählen sechs Jahre lang bei verschiedenen Bauern in Homberg als Schweizer gearbeitet und anschließend noch längere Zeit in der Umgebung von Xanten gemolken, bevor er nach Holland zurückging. Er hat nach eigener Aussage mit 50 Mark Monatslohn für die damalige Zeit sehr gut verdient.

Die übrigen Nachkommen von Antonie sind nach einiger Zeit zurück nach Holland gegangen und haben dort ihre Familien gegründet. Über die Grenzen der Länder hinweg sind die Verbindungen innerhalb der Familie nie abgerissen. Schon in den 1920er-Jahren sind

Anna und Johanna aus Lintorf in den Schulferien bei ihrem Großvater in Uden gewesen. Später ist man von Lintorf aus mit dem Fahrrad zu den Verwandten gefahren. Während der Kriegszeit waren Besuche natürlich nicht möglich; aber als Lisa und Cornelius ihren ersten Besuch in Holland machten, war das ein großes Ereignis für die gesamte Familie. Auch die Holländer kamen immer wieder nach Deutschland, solange sie dazu in der Lage waren. Das letzte größere Treffen war bei der Diamantenen Hochzeit von Lisa und Cornelius: seine drei noch lebenden Brüder Martin, Janes und Anton feierten mit Cornelius.

Auch heute bestehen noch Verbindungen nach Holland – und es entstanden neue Kontakte durch das Internet:

1. Ein Enkel von Wilhelm van der Heijden hatte sich mit einer E-Mail an den Verein Lintorfer Heimatfreunde gewandt, um Informationen über die Eltern seiner in Lintorf geborenen Großmutter Wilhelmine Schwarz zu bekommen. Nachdem diese Mail zu mir gelangte, konnte ich ihm zwar nicht die gewünschten Informationen geben, aber sehr viele Daten über die Familie van der Heijden zur Verfügung stellen.
2. Nachdem ich bei der Erkundung unserer niederländischen Vorfahren zu einem Punkt ge-

kommen war, über den hinaus es keine Informationen zu geben schien, fand ich auf einer amerikanischen Webseite einen passenden Hinweis. Bei weiteren Recherchen fand ich Heidi, die Ur-Urenkelin einer der Tanten von Antonie, die nach Amerika ausgewandert waren. Bei einem Treffen mit ihr in Nistelrode, Niederlande, dem Geburtsort der ausgewanderten Tante, erfuhren wir nicht nur vom dortigen Heemkundikring (Heimatverein) viel Neues über unsere gemeinsamen Vorfahren, sondern lernten auch einen Teil der Familie kennen, der uns bisher völlig unbekannt war. Bei dieser Gelegenheit wohnten wir alle bei einem Sohn von Janes.

Wenn wir heute über Länder hinweg Kontakte pflegen, fühlen wir uns nicht als Amerikaner, Niederländer oder Deutsche, sondern als Mitglieder einer großen Familie mit gemeinsamen Vorfahren.

Quellen:

Neben den Informationen, die durch Erzählen innerhalb der Familie weitergegeben wurden, stammt eine Reihe von Daten aus den Melderegistern, die in den Stadtarchiven von Ratingen und Duisburg zu finden sind wie auch in dem Brabants Historisch Informatie Centrum (BHIC), 's-Hertogenbosch, NL.

Willi Haufs

ALLEEN

wat

ech hee

net fenge kann

dat bruch ech

jarnet lang

ze söeke

ech hann

doch hee

jarnicks verlore

Ludwig Soumagne

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XXIII. Der Aaper Wald im hohen Mittelalter (10. März 1202)

Über die (Reichs-) Wälder westlich von Ratingen hatten wir schon anlässlich der Königsurkunden vom 16. Oktober 1065 (Reichsforst zwischen Rhein, Ruhr und Düssel) und vom 8. März 1129 (Duisburger Reichsforst) berichtet. Hier ist es nun der Kölner Erzbischof Adolf I. von Altena (1193-1205, 1212-1216), der in einer Urkunde vom 10. März 1202 Auskunft gibt über einen Teil des Reichswaldes, über den Aaper Wald bzw. Forst. Der Erzbischof privilegierte das Kaiserswerther Kanonikerstift, dem er den Rodungszehnten im Forst im Umfang von „zwölf königlichen Mansen“ zuwies:

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Adolf, durch göttliche Gnade begünstigt, geringer Leiter der heiligen Kölner Kirche. Wir wissen vom Lohn des ewigen Lebens, das uns sicher erwarten wird, und verehren die Kirchen Gottes und deren Geistliche durch fromme Neigung sicherer Liebe. Wir halten [daher] den Frieden und die Förderung für diese [Kirchen und Geistlichen] für nützlich und machen allen Christgläubigen, sowohl den gegenwärtigen als auch den zukünftigen, bekannt, dass wir, indem wir die hinneigende Seele den durch uns geliebten Kanonikern der Kirche auf der Insel des heiligen Suitbert zuwenden, zur Einrichtung einer Gedächtnisstiftung für die Ewigkeit unserer Seele und durch fromme Großzügigkeit die ewige Förderung dieser Kirche bestimmt haben und geben dieser Kirche und den Brüdern alle Zehnten von Rodungen, die sie im Forst Aap schon haben oder von nun an erlangen können, bis zu[r Größe von] zwölf königlichen Mansen. Wir wollen sowohl durch unsere Großzügigkeit und Autorität als auch durch die der uns nachfolgenden Erzbischöfe und aus der Zustimmung und dem Beschluss der Prioren der Kölner Kirche heraus, dass die [Rodungszehnten für] die zwölf königlichen Mansen unverletzlich zu den Pfründen der Brüder gehören, und

setzen fest, dass alles, was sie in der Pfarrei (Kaisers-) Werth an Zehnten gewinnen bzw. bis jetzt besessen haben, ihnen auf ewig in ruhiger Weise zukommt und gehört. Wir halten dazu die Bewilligung für gültig, die unser Vorgänger seligen Angedenkens Erzbischof Philipp [von Heinsberg] dieser Kirche und den Brüdern gegeben hat über die Rodungszehnten in der Pfarrei in Lank, und versichern [dies] durch das vorliegende Schriftstück sowohl durch unsere Autorität als durch die der seligen Apostel Petrus und Paulus, indem wir festsetzen und befehlen unter der Androhung ewiger Exkommunikation, dass keine weltliche oder kirchliche Person es wage, diese unsere Bewilligung und

Versicherung zu verletzen. Damit also dies alles gültig und unveränderlich bleibt, haben wir befohlen, das vorliegende Schriftstück von daher aufzuschreiben und mit unserem Siegel zu befestigen. Die Zeugen dieser Sache sind: Dekan Udo von der Kölner Hauptkirche, Propst Bruno von Bonn, Propst Dietrich von St. Gereon, Propst Hermann von St. Severin, Propst Dietrich von St. Andreas, Dekan Gerhard von St. Gereon, Dekan Ludwig von St. Severin, Dekan Hildebrand von St. Kunibert, Dekan Giselbert von St. Andreas, Dekan Ivo von den heiligen Aposteln, Dekan Gottschalk von St. Georg, Dekan Heinrich von St. Maria ad Gradus, Scholaster Oliver von der Hauptkirche, Bruno von Beins-



Philipp von Schwaben, jüngster Sohn Kaiser Friedrichs I. Barbarossa (links), und Otto IV. von Braunschweig (rechts) stritten um den deutschen Königsthron. Philipp war deutscher König von 1198 bis zu seiner Ermordung im Jahre 1208, Otto Gegenkönig von 1198 bis 1218. Philipps Neffe Friedrich II. beendete den Streit durch seinen Sieg über Otto den Welfen

heim, Herzog Heinrich von Lothringen, Graf Arnold von Altena, Kämmerer Otto, Mundschenk Adam und viele andere mehr.

Verhandelt wurde dies im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1202, Indiktion 5. Gegeben zu Köln an den 6. Iden des März [10.3.]. (SP.)

Das starke hochmittelalterliche Bevölkerungswachstum machte sich im Rahmen des Landesausbaus auch bei der Rodung von Wäldern bemerkbar. Offensichtlich war diesbezüglich im Umfeld von Kaiserswerth an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert immer noch genügend Wald vorhanden. Die Rodungszehnten (Neu-, Novalzehnten) waren die Kirchenzehnten, die der Kanonikergemeinschaft in Kaiserswerth von neu gerodetem Land zukamen.

Erstmalige Erwähnung findet der Aaper Wald, der forestum Ap, übrigens zum 28. April 1140 in einem Immunitätsprivileg König Konrads III. (1138-1152) für das Kaiserswerther Pfalz- und Kanonikerstift:

Wir fügen hinzu, dass die Wagen sowohl der Kanoniker als auch des Propstes ohne allen Widerspruch und frei zu unserem Forst Aap fahren können, um zum eigenen Gebrauch Holz zu fällen.

Das Kaiserswerther Immunitätsprivileg Kaiser Heinrichs VI. (1190-1197) vom 25. November 1193 wiederholt die Bestimmungen der Urkunde Konrads III. hinsichtlich des freien Holzeinschlags und ergänzt – wohl auch zu beziehen auf den Aaper Wald – das vom be-

nachbarten Kaiserswerther Stiftshof Rin(t)husen herrührende Recht der Schweinemast.

Wir bleiben weiter bei Kaiserswerth, bei der dortigen Kaiserpfalz mit dem Pfalzstift. Mit dem frühen Tod Heinrichs VI. am 28. September 1197 stürzte das römisch-deutsche Reich in eine schwere politische Krise, die zudem durch sich über Jahre hinziehende Kämpfe zwischen den Anhängern der Staufer und der Welfen verschärft wurde. Es kam 1198 zur für das Reich und den Niederrhein so folgenschweren doppelten Königswahl des Staufers Philipp von Schwaben (1198-1208) und seines welfischen Gegners Otto IV. (1198-1218). Der Kölner Erzbischof Adolf I. von Altena stand (zunächst) auf der Seite Ottos, der Niederrhein mit Köln, Aachen und Kaiserswerth wurde also welfisch. Adolf krönte Otto am 12. Juli 1198 in Aachen zum König, Otto wiederum beurkundete sogleich gegenüber dem Erzbischof die Aufhebung des Kaiserswerther Zolls und die Übergabe der Pfalz an Adolf zum Zwecke der Zerstörung. Für den Kölner Erzbischof, der nun über Kaiserswerth verfügte, war es indes vorteilhafter, die Pfalz intakt zu lassen, während sich der nunmehr fehlende Rheinzoll durchaus zu Gunsten der Kaufleute und Händler z.B. der Stadt Köln auswirkte. Gegen Ende des Jahres 1204 wechselte der Kölner Erzbischof die Fronten und trat auf die Seite Philipps von Schwaben. Die Fortsetzung der Kölner Königschronik schildert zum Jahre 1205 den niederrheinischen Feldzug

des Stauferkönigs und auch die Hinrichtung der acht Ritter und Knechte, die die Kaiserswerther Burg (Pfalz) wieder dem Welfen Otto übergeben wollten.

König Philipp passierte mit seinem ganzen Heer Köln und gelangte nach Neuss. Er nahm ohne großen Kampf die Kapitulation [des Ortes] an und gab [ihn] dem Erzbischof Adolf zurück. [In Neuss] war Konstantin, der Sohn Konrads von Dicks, durch einen Pfeil getroffen, getötet worden. Dort wurden auch acht Ritter und Knechte enthauptet, die beabsichtigt hatten, die königliche Burg (Kaisers-)Werth zu übergeben. Zu dieser Zeit wurden die Schiffe, auf die der königliche Prunk, reichlich genug und geziemend verwaltet, und eine genügende [Menge von] Lebensmitteln für das Heer gebracht worden waren, weithin zu beiden Ufern des Rheins und in die Orte zerstreut; [auf den Schiffen] wurden wegen der verschiedensten und unzähligen Arten der Bewaffnung das meiste Gold und Silber, die wertvollen Kleider und die goldenen und silbernen Gefäße in Säcken und als Gepäck aufbewahrt. Viele von denen, die auf den Schiffen waren, wurden auch gefangen, andere getötet, nicht wenige von diesen ertranken. König Philipp zog sein Heer ab und belagerte die Burg (Herzogen-)Rath des Herzogs von Limburg.

Mit der Ermordung Philipps von Schwaben (1208) veränderte sich die politische Lage zugunsten des Welfen Otto, bis schließlich Friedrich II. von Hohenstaufen (1212-1250) im September 1212 in Konstanz den Boden des regnum Teutonicum betrat und der Thronstreit zwischen dem Staufer und dem 1211 gebannten und abgesetzten welfischen Kaiser begann. Während der Mittelrhein weitgehend auf staufischer Seite stand, gab es im nördlichen Rheinland noch unterschiedliche politische Strömungen. Erst die Schlacht von Bouvines (27. Juli 1214) brachte hier den Durchbruch zugunsten der staufischen Sache, wenn auch die Städte Köln und Aachen sowie die Burgen Landskron, Trifels und Kaiserswerth bis weit ins Jahr 1215 auf welfischer Seite verblieben. Der politische Riss, der durch das nördliche Rheinland nach dem Übertritt des Kölner Erzbischofs



Kaiserswerth um 1100 (Rekonstruktionszeichnung)

Adolfs I. von Altena zum Staufer Philipp von Schwaben (1204) ging, trat im Thronstreit zwischen 1211 und 1215 nochmals deutlich hervor und sollte letztlich in einem lang gestreckten Prozess von der späten Stauferzeit bis zum Interregnum zu einer Abkehr des Niederrheins von der Reichsgewalt führen.

Die Belagerung und die letztendliche Übergabe Kaiserswerths – die militärischen Unternehmungen zogen sich vom 4. März bis 24. Juli 1215 hin – gehörten zu den Schlusspunkten der Wiedererrichtung staufischer Macht am Niederrhein. Die Fortsetzung der Kölner Königschronik informiert:

König Friedrich kam am Fest der heiligen Walburgis [1.5.] nach Andernach, wo der Herzog von Brabant, viele Grafen und eine unermessliche Anzahl von Adligen dem König die Treue schworen. An den Vigilien des heiligen Jakob [24.7.] gelangte er mit vielen Fürsten nach Aachen, wo er vom Mainzer Erzbischof Siegfried, dem Legaten des apostolischen Stuhls, am heiligen Tage [25.7.] inthronisiert und feierlich und ruhmreich zum König geweiht wurde. Zu dieser Zeit nahm der Graf Adolf die königliche Burg (Kaisers-)Werth ein, die vom Aschermittwoch [4.3.] an belagert und schon zu einem großen Teil untergraben worden war; er befreite den Bischof [Otto I.] von Münster, der dort für ein Jahr und vier Monate gefangen war, und führte ihn mit sich nach Aachen, um ihn dem König vorzustellen. Der König gab [dem Grafen] die Burg.



Siegel des Grafen Adolf III. von Berg (1189 - 1218)

Der staufische Parteigänger Graf Adolf III. von Berg (1189-1218) und seine Kämpfer gingen bei der Belagerung Kaiserswerths durchaus erfolgreich vor, wobei wahrscheinlich der Bergfried der Kaiserpfalz unterminiert wurde. Ob es im Zuge der Belagerung auch einen Dammbau über die Fleeth gegeben hat, der schließlich die Verlandung des östlich an der Kaiserswerther Insel vorbeiführenden Rheinarms verursacht hat, mag dahingestellt bleiben. Auf alle Fälle ist mit einem Angriff auf die Pfalz von Osten, vom bergischen Territorium her zu rechnen, während Burg und Zollstelle möglicherweise vom Hauptarm des Rheins her versorgt wurden, stand doch die Stadt Köln mit ihren Händlern und Rheinschiffen auf welfischer Seite. Die Belagerung endete schließlich mit der Übergabe der Burg an die staufische Partei. Von den Kämpfen um Kaiserswerth war sicher auch – ohne dass wir darüber etwas wissen – das rechtsrheinische Vorfeld des Pfalzortes, der Ratinger Raum, betroffen.

Literatur:

Die besprochene Urkunde vom 10. März 1202 ist ediert bei: KELLETER, H. (Bearb.), Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth (= Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd.1), Bonn 1904, UB Kw 22; LACOMBLET, T., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.II, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrUB II 6. Das Privileg König Konrads III. ist enthalten in: NrUB I 339; UB Kw 11; Die Urkunden Konrads III. und seines Sohnes Heinrich, hg. v. F. HAUSMANN (= Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.9), 1969, Ndr München 1987, DKoIII 44. Zum Reichswald an Rhein und Ruhr s.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und zum angrenzenden Reichsforst (16. Oktober 1065), in: Die Quecke 71 (2001), S.36ff; XIII. Die sog. Duisburger Mauerbauinschrift (1111/25), in: Die Quecke 73 (2003), S.24f; XX. Immunitätsprivileg Kaiser Heinrichs VI. für das Kaiserswerther Kanonikerstift (25. November 1193), in: Die Quecke 75 (2005), S.199ff. Zu Kaiserswerth in staufischer Zeit s.: BUHLMANN, M., Die erste Belagerung Kaiserswerths (1215). König Friedrich II. und Kaiser Otto IV. im Kampf um den Niederrhein (= Beiträge zur Geschichte Kaiserswerths, H.1), Düsseldorf-Kaiserswerth 2004; BUHLMANN, M., Kaiserswerth in staufischer Zeit – Stadtentwicklung und Topografie (= Beiträge zur Geschichte Kaiserswerths, H.4), Düsseldorf-Kaiserswerth 2006; LORENZ, S., Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993. Zur Kölner Königschronik und deren Fortsetzungen ist hinsichtlich der hier übersetzten Teile zu verweisen auf: Chronica regia Coloniensis (Annales maximi Coloniensis), hg. v. G. WAITZ (= Monumenta Germaniae Historica. Scriptorum rerum Germanicarum in usum scholarum: Bd.[18]), 1880, Ndr Hannover 1978, S.178, 191ff, 235f.

Michael Buhlmann

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

**Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“
weiterhin zu veröffentlichen.**

**Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes
und erfolgreiches Jahr 2010.**

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

**SCHWER + GROSS
kann gehen!**



klein + wendig kommt:
MoVi



PEOPLEMOVER

TÜNKERS®
Maschinenbau GmbH
Am Rosenkothen 4-12
DE-40880 Ratingen
Telefon 02102 4517-0
Fax 02102 4517-9999

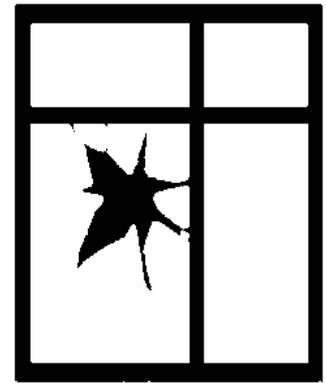
www.tuenkers.de

GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski

- Reparatur- und Neuverglasung
- Ganzglastüren
- Isolier- und Sicherheitsverglasung
- Spiegel
- Tischplatten
- Ganzglasduschen

Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Mobil 01 72 / 202 73 91
Fax 0 21 02 / 2 29 88 · glaserei.petrikowski@t-online.de



Familienbetrieb seit 1965



Schmidt Umzüge

Nah/Fern, International, Privat- + Büroumzüge,
Außenaufzüge, Verpackung, sämtliche Möbelmontagen,
Küchenmontagen, Wasserbettenservice,
Handwerkerservice, beheiztes Möbellager

Halskestraße 5 · 40880 Ratingen · ☎ 0 21 02 / 47 03 96
Fax 0 21 02 / 47 30 05 · E-Mail: info@schmidtumzuege.de

VOM BOVERT
GmbH

- ▼ 3D-Badplanung
- ▼ Heizung, Öl + Gas
- ▼ Brennwerttechnik
- ▼ Solartechnik
- ▼ Sanitär
- ▼ Komplett-Bäder

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen
Tel. ☎ 0 21 02 / 84 65 58 · Fax 0 21 02 / 84 62 27
<http://www.vombovert.com>

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker

Medizinische Fußpflege

Bettina Hellhammer

Podologin + Krankenschwester



Am Waldrand 12
40882 Ratingen
Telefon 0 21 02/70 87 98
Fax 0 21 02/70 87 99

Termine nach Vereinbarung

Hospizbewegung
Ratingen e.V.

*Wir können dem Leben
nicht mehr Tage,
aber den Tagen mehr
Leben geben.*
nach C. Saunders

Die Hospizbewegung Ratingen begleitet schwerkranke
Menschen aller Altersgruppen, ihre Angehörigen und Partner
in der Zeit der Krankheit, des Sterbens und der Trauer

Hans-Böckler-Str. 20, 40878 Ratingen, Tel.: 02102 / 23847
Bürozeiten: Montag-Mittwoch-Freitag von 9.00-11.00 Uhr

**PRO
BÜRO &
KOPIER**

vormals

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren · Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24
Telefon (021 02) 23081
Telefax (021 02) 913869

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35
Telefon (021 02) 34338
Telefax (021 02) 893813

Vor 400 Jahren: Ratingen und der Jülich-Klevische Erbfolgestreit¹⁾

Im Jahr 2009 jährt sich zum 400. Mal das Jahr, in dem der sogenannte Jülich-Klevische Erbfolgestreit begann. Die Auseinandersetzungen um die Klärung der Nachfolgefrage des verstorbenen kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm dauerten mehr als 60 Jahre und schlossen damit die Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit dem Westfälischen Frieden ein, dessen Ergebnisse auch in die abschließenden Erbfolgeregelungen einfließen.

Am 25. März 1609 verstarb in Düsseldorf der geistesranke und regierungsunfähige Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Kleve und Berg, Graf von der Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein. Er hinterließ keine direkten Nachkommen, deshalb musste über seine Nachfolge anderweitig entschieden werden.

Inwiefern war Ratingen von diesem Erbfolgestreit betroffen? Welche Folgen waren in Ratingen

kurz- und langfristig spürbar? Ich möchte versuchen, auf diese Fragen im Folgenden eine Antwort zu geben.

Ratingen, am 11. Dezember 1276 vom Grafen Adolf V. von Berg und seiner Gemahlin Elisabeth zur Stadt erhoben, gehörte bei Eintritt des Erbfolgefalles zu den vier Hauptstädten des Herzogtums Berg – neben Düsseldorf, Wipperfürth und Lennep. Diese Hauptstädte waren stellvertretend für alle Städte und Freiheiten des Herzogtums Mitglied des Jülich-Bergischen Landtags und hatten jeweils eine Stimme.

Dank dieser Stellung als „Hauptstadt“ erreichte im Juli 1609 ein Schreiben den Ratinger Bürgermeister Jakob Pempelfurt, in dem die gemeinsame Besitzergreifung und Verwaltung der Territorien durch Markgraf Ernst von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg angekündigt wurde. Beide einigten

sich, um ihre beanspruchte Erbschaft vorläufig gegenüber anderen abzusichern, am 10. Juni 1609 im Vertrag von Dortmund auf die provisorische gemeinsame Verwaltung der Ländermasse, und zwar solange, bis der „rechte einige successor dieser landen“ eingesetzt würde. Außerdem wurden darin sowohl die katholische wie jede andere christliche Konfession, die im „öffentlichen gebrauch und übung“ ist, anerkannt. Dies ist insofern interessant, als die reformierte Konfession reichsrechtlich erst im Westfälischen Frieden 1648 anerkannt wurde. Diese „Religionsfreiheit“ führte in Ratingen in den Jahren nach 1609 zu Streitigkeiten zwischen den drei in Ratingen vertretenen Konfessionen, die es in dieser Form in den Jahrzehnten zuvor noch nicht gegeben hatte und in die auch die neue Düsseldorfer Regierung eingeschaltet wurde.²⁾

Evangelische Gottesdienste auf dem Marktplatz

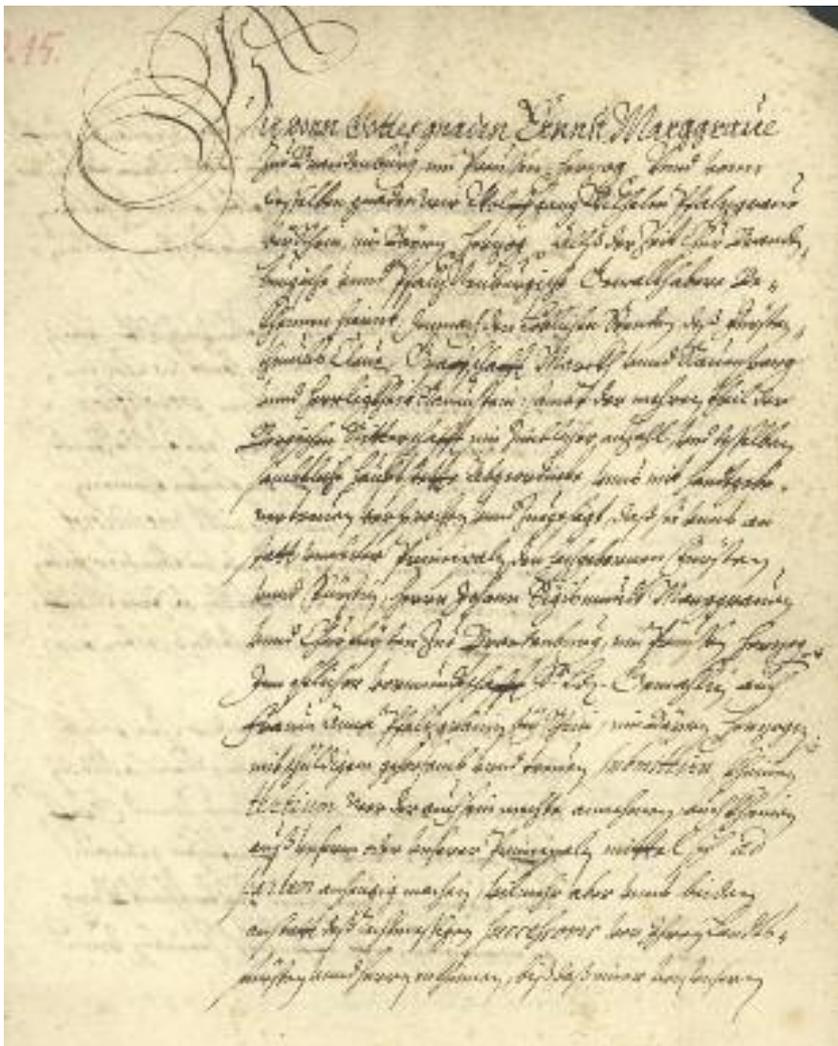
Nachdem durch den Vertrag von Dortmund gleichsam die Religionsfreiheit vereinbart und verkündet wurde, begann die relativ große reformierte Ratinger Gemeinde, von der wir wissen, dass sie seit mindestens 1584 existierte und bisher nur im Geheimen ihre Gottesdienste in einem Privathaus abhalten konnte, mit Zustimmung der Stadt, der Zünfte und wohl auch der katholischen Ratsmitglieder, seit 1610 das Erdgeschoss des Rathauses und den Marktplatz für ihre Zusammen-



Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg.
Sein Tod löste 1609 den Erbfolgestreit aus

1) Es handelt sich bei diesem Aufsatz um die Kurzfassung eines Vortrages, den der Verfasser am 2. April 2009 bei der Jahreshauptversammlung des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V. gehalten hat. Der gesamte Vortrag erscheint in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heft 11 (2009).

2) Über diese Auseinandersetzungen habe ich bereits ausführlich in einem Aufsatz „...und darüber niemand in seinem gewissen noch exercitio zu turbieren...“ Konfessionelle Auseinandersetzungen in Ratingen 1611 in der Quecke Nr. 74 (2004), S. 66-70, berichtet.



Erste Seite des Schreibens der beiden Erbanwärter von Pfalz-Neuburg und Brandenburg an die Stadt Ratingen vom Juli 1609, in dem sie die provisorische Inbesitznahme und Verwaltung der Länder verkünden

künfte zu benutzen. Als im Frühjahr 1611 auch am Sonntag dort Gottesdienste abgehalten wurden, rief das den Protest der Katholiken hervor, die sich bei ihren Messen in der benachbarten Pfarrkirche durch den zu lauten Gesang und die Predigten gestört fühlten. Außerdem, so ihre Argumentation, würde das Rathaus seiner eigentlichen Bestimmung entzogen. Die Katholiken wandten sich mit ihrer Beschwerde an die Regierung in Düsseldorf, die eine aus drei Personen bestehende Kommission nach Ratingen sandte, die die Vorkommnisse untersuchen und einen Bericht für den Herzog verfassen sollte. Die Untersuchung fand am 20. Februar 1611 statt. Alle Parteien wurden angehört und die Örtlichkeiten in Ratingen besichtigt. Bereits vier Tage nach Abschluss der Untersuchung erhielten die Rater

Konfessionsparteien die Entscheidung des zu diesem Zeitpunkt lutherischen Herzogs Wolfgang Wilhelm mitgeteilt: Weil sonst keine geeignete Örtlichkeit für die Gottesdienste zur Verfügung stehe, sollten die Reformierten weiterhin das Erdgeschoss des Rathauses nutzen dürfen, solange, bis eine andere Möglichkeit gefunden werde. Aus Gründen der Gleichbehandlung wurde den augsburgischen Konfessionsverwandten, das heißt der kleinen lutherischen Gemeinde, die bisher ihre Gottesdienste wie die Reformierten nur in einem Privathaus feierten, die Benutzung des Rathauses ebenfalls freigestellt. Damit war die Beschwerde der Katholiken erst einmal erledigt.

Auseinandersetzungen um die Katharinenvikarie

Beinahe gleichzeitig begann jedoch ein weiterer Konflikt, der viel

stärker und nachhaltiger das katholische Selbstverständnis zu berühren drohte. Es ging – wie schon einmal in den Jahren 1566/67 – um die katholische Katharinenvikarie. Nachdem diese im Februar 1611 durch den Tod des Amtsinhabers frei wurde und zur Wiederbesetzung anstand, gab es plötzlich drei Bewerber um diesen Posten. Es handelte sich um den reformierten Prediger **Daniel Goldbach**, den lutherischen Prediger **Theodor Stricker** und den katholischen Stadtschulmeister **Wilhelm Mennicäus**. Das Interesse der drei Herren an der Stelle hatte wohl weniger religiöse als vielmehr finanzielle Gründe, denn die Vikarie garantierte dem jeweiligen Inhaber einigermaßen gesicherte Einkünfte – sowohl in Naturalien als auch in barem Geld. Die zu erbringenden Gegenleistungen waren relativ gering: Der Vikar musste einmal in der Woche, und zwar jeweils am Donnerstag, am Katharinenaltar in der Pfarrkirche eine Messe lesen.

Der Magistrat der Stadt Ratingen, der in diesem Fall das Besetzungsrecht für die Stelle innehatte, vergab die Stelle bereits im März 1611 gemeinsam an die beiden evangelischen Prediger. Die Katholiken protestierten insofern gegen die Besetzung, als sie ihren eigenen Kandidaten kurzerhand als Vikar einführten. Damit hatte Ratingen auf einer Vikariestelle drei Vikare. Die wiederum zu Hilfe gerufene Regierung hatte es in diesem Fall überhaupt nicht eilig. Erst im Januar 1612 wurde der – evangelische – Angermunder Amtmann Johann Bertram von Scheidt, genannt Weschpfennig, mit der Untersuchung des Falles beauftragt. Das Ergebnis war auf den ersten Blick ein Erfolg für die evangelischen Prediger, denen die Vikarie offiziell zugestanden wurde. Allerdings mussten sie eine Einschränkung hinnehmen: Der eigentliche Vikariedienst, also das Lesen der Messe, musste weiterhin von einem katholischen Priester durchgeführt werden.

Die Vikarie war nach dieser Entscheidung, die genau genommen keine war, weiterhin eine katholische Einrichtung, auch wenn die Einkünfte den beiden evangelischen Predigern zustanden. Für die Katholiken war dies Motivation genug, sich weiter für die Kathari-

nenvikarie zu verwenden und wiederum Beschwerde gegen diesen Regierungsbeschluss einzulegen. Und tatsächlich: Im Juni 1612 revidierte die Düsseldorfer Regierung ihren Beschluss: „Die vikarie und deren einkommen [sollte] den Romisch Catholischen widderumb restituirt und fortan dem Herkhomen gemees conferirt“ werden. Schließlich wurde die Katharinenvikarie im September 1612 tatsächlich einem katholischen Geistlichen übertragen.

Weitere Entwicklung

Im Vertrag von Xanten 1614 einigten sich die beiden Erbanwärter auf die provisorische Teilung der Länder, die auch durch die endgültige Erbfolgeregelung von 1672 nicht mehr grundlegend geändert wurde: Das Herzogtum Kleve und die Grafschaft Mark kamen unter die Herrschaft der Brandenburger, die 1613 die reformierte Konfession angenommen hatten; die Herzogtümer Jülich und Berg wurden vom Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg übernommen, der inzwischen katholisch geworden war.

Damit begannen die katholischen Reformen in Jülich und Berg. In Düsseldorf lässt sich das in den folgenden Jahren beispielsweise am Bau der Andreaskirche, der Förderung verschiedener Nonnenklöster und der Gründung eines Kapuzinerklosters festmachen. Ratingen hatte seit 1614 eine spanische und damit katholische Besatzung, in deren Windschatten ebenfalls katholische Reformen Einzug hielten. Seit 1619 amtierte der im Sinne des

Trienter Konzils reformorientierte katholische Pfarrer **Johannes Henning**. Beiden evangelischen Gemeinden wurde 1626 von der Regierung in Düsseldorf der öffentliche Gottesdienst verboten. 1627 wurde eine zusätzliche katholische Kaplanstelle durch eine Stiftung eingerichtet. Unter diesen Verhältnissen kehrten zahlreiche Einwohner zum katholischen Bekenntnis zurück. Aber: Zu dieser Zeit sollen der reformierten Gemeinde immerhin noch etwa 50 Familien angehört haben – eine Zahl, die angesichts der Umstände sehr beachtlich ist.

Nachdem in den 1630er-Jahren durch verschiedene militärische Entwicklungen die evangelische Seite begünstigt wurde, konnte die reformierte Ratinger Gemeinde seit 1632 sogar den Bau eines Gotteshauses planen und für kurze Zeit das Rathaus wieder für ihre Gottesdienste benutzen. Um 1640 soll sich – will man einem Bericht des Kommandanten von einquartierten hessischen Truppen Glauben schenken – die Mehrzahl der Stadt- und Kirchspielsbewohner dem reformierten Bekenntnis angeschlossen haben. Die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges brachten unter den kaiserlichen katholischen Truppen wieder Übergriffe gegen die evangelischen Einwohner. Letztlich muss man festhalten: Die beiden evangelischen Gemeinden konnten sich sowohl während des Dreißigjährigen Krieges als auch des Jülich-Klevischen Erbfolgestreites behaupten und ihre Existenz letztlich sicherstellen.

Mit den konfessionellen Regelungen des Westfälischen Friedens 1648 und dem Vergleich von 1672, mit dem der Jülich-Klevische Erbfolgestreit beendet wurde, stand auch für die Stadt Ratingen die konfessionelle Spaltung der Einwohnerschaft fest: Zwei Drittel der Einwohner war seitdem katholisch, ein Drittel evangelisch. Die seit 1614 katholische Landesherrschaft hatte auch zur Folge, dass der Rat der Stadt mehrheitlich katholisch sein musste und immer ein katholischer Bürgermeister gewählt werden musste.

Fazit

Die Folgen des Jülich-Klevischen Erbfolgestreites waren für Ratingen in der Hauptsache in religiösen Konflikten und konfessionellen Streitigkeiten zu finden. Die bis dahin zwar bereits existierende, aber nur in privaten Häusern auftretende evangelisch-reformierte Gemeinde nutzte die Gelegenheit der im Dortmunder Vertrag 1609 beschlossenen Religionsfreiheit und trat seitdem öffentlich in Erscheinung. Dies rief verständlicherweise katholischen Protest und Widerstand hervor.

Auf lange Sicht gesehen konnte sich Ratingen als Stadt mit katholischer Bevölkerungsmehrheit etablieren. Die konfessionelle Verteilung der Einwohnerschaft, wie sie nach den endgültigen Erbfolgeregelungen vorgesehen war, blieb im Grunde bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten.

Joachim Schulz-Hönerlage

Die richtige Adresse für Qualitätsbewusste!

- **Gartenhäuser, Pavillons**
- **Carports, Pergolen**
- **Sichtschutzelemente**
- **Ziergitter, Zäune**
- **Holzterrassen**
- **Pflanzkästen**
- **Kinderspielgeräte**
- **Gartenmöbel**
- **Holz-, Stahl- und Glastüren**
- **Parkett-, Laminat- und Korkböden**
- **Holzdecken**
- **Hobelware**
- **Schnittholz**
- **Platten**
- **Zuschnitt**

FRANKEN HOLZ
HOLZGRÖSSHANDEL UND HOLZFACHMARKT GMBH

Kompetent in **Holz**

Am Ostbahnhof 7 · Ratingen
 Direkt neben S-Bahnhof vor der Tür
 Tel.: 8668-0 · Fax: 866868
 www.franken-holz.de



Streifzug durch Ratinger Postgeschichte

200 Jahre Postexpedition, Postwärteramt, Postamt, Postbankfinanzcenter

(1. Teil)

Prolog

Arbeiten über Ratinger Postgeschichte sind in den beiden letzten Jahrhunderten schon erschienen¹⁾. Wobei die erste Arbeit zu diesem Thema, die Ratinger Postchronik, von Postmeister **Röper** ab etwa 1874, der Aufsatz von **Dr. Johannes Petry** (1926) und die bisher umfangreichste Arbeit von **Jakob Germes** (1967) besonders erwähnt werden sollen.

Postgeschichte eines Ortes ist immer auch ein Teil der Wirtschaftsgeschichte dieser Gemeinde. Und nicht nur das, denn auch die allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Ereignisse werden durch die Post und deren Organisation widergespiegelt. Dies gilt auch für unsere Stadt Ratingen.

Deswegen will ich gleich zu Beginn dieses Aufsatzes auf Bemerkungen nicht verzichten, die **W. Lotz** in dem Buch über Essays und Bilder zur „Deutsche Postgeschichte“²⁾ gemacht hat. Dieses Werk wurde als Begleitbuch zur Neueröffnung des Postmuseums Berlin 1989 im Nicolai Verlag Berlin herausgegeben:

„Die Postgeschichtsforschung nimmt unter den verschiedenen Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft nur eine bescheidene

Randposition ein. Diese Tatsache ruft bei näherer Betrachtung einig- es Erstaunen hervor; denn die Postgeschichtsforschung vermag durchaus einen sinnvollen Beitrag zu fast allen historischen Disziplinen zu leisten. Postgeschichte ist ja nicht nur die Geschichte der Institution „Post“ – für sich allein im gleichsam geschichtsfreien Raum betrachtet –, sondern immer auch Teil der Rechts-, Verwaltungs-, Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und nicht zuletzt auch der allgemeinen politischen Geschichte.“

Denn ohne Kommunikation über weite Strecken kann kein Handel und Wandel zustande kommen. Ohne Post und – heute – Telekommunikation keine Wirtschaft.

Wenn auch im weiteren Sinne der Botendienst hierzu gerechnet werden muss, so soll mit dieser Arbeit doch allein der Postdienst selbst angesprochen werden.

Für den in Ratingen seit Jahrhunderten bestehenden Botendienst sollen hier nur cursorisch nachfolgend bemerkenswerte Grundsätze Erwähnung finden.

Bereits in der Stadterhebungsurkunde für die Stadt Ratingen von 1276 ist der Bote (nuntius) eigens angesprochen: *suum beneplacitum nuntium eligent* usw.

„... dass die Bürger Ratingens nach ihrem Beschluss einen [Fron]boten [Gerichts- und Stadtboten] wählen, ...“ Dieser Bote hatte zur damaligen Zeit einen hohen Rang, wie man aus dem weiteren Text der genannten Urkunde entnehmen kann. Denn er musste auf das Recht des Grafen wie auch auf das Stadtrecht schwören, dass er sein Amt „...nach Pflicht und Gewohnheit üben will, so dass keinem Beamten von unserer [des Grafen] Seite oder sonst jemand ein Recht bleibt...“³⁾

Dieser städtische Botendienst reicht bis in die heutige Zeit, wie z.B. die Geschäftsordnung der Stadtverwaltung Ratingen, in Kraft getreten am 1. August 1957 unter II.9 zeigt, wonach „... innerhalb des Stadtgebietes Postsachen vorwiegend durch die städtischen Boten zugestellt (werden)...“⁴⁾.

Aber bei dem vorliegenden Aufsatz geht es nicht darum, die spannende Geschichte des Botendienstes in Ratingen im Verlaufe von Jahrhunderten nachzuzeichnen, sondern die Postgeschichte Ratingens schlaglichtartig zu dokumentieren.

Dabei erhebt sich sogleich die Frage: Welcher Unterschied besteht denn zwischen Botendienst und Postdienst⁵⁾?

| Hauptmomente des Begriffes Post | Hauptmomente des Begriffes Botendienst |
|--|--|
| <ul style="list-style-type: none"> • Regelmäßiger Gang (= regelmäßige Zustellung) • Bestimmte Abgangs- oder Ankunftszeiten • Beförderung von Briefen (später auch Geld- und Mittelpaketen) gegen Bezahlung • Zugänglichkeit für jedermann und • Hauptsächlich der Wechsel der Transportmittel • Vereidigung der Postbeamten auf das Briefgeheimnis | <ul style="list-style-type: none"> • Kein regelmäßiger Gang • Keine bestimmten Abgangs- oder Ankunftszeiten • Feste Anstellung des Arbeitgebers • Keine Zugänglichkeit für jedermann • Kein Wechsel der Transportmittel • Vereidigung des/der Boten nicht unbedingt erforderlich, da nur für einen Arbeitgeber tätig |

- 1) Literaturverzeichnis am Ende des Beitrages
- 2) **Lotz**, Wolfgang, Deutsche Postgeschichte – Essays und Bilder – 1989 Nicolaische Verlagsbuchhandlung Beuermann GmbH, Berlin S. 8
- 3) Original der Stadterhebungsurkunde im Ratinger Stadtarchiv (Übersetzung aus der lateinischen Schriftsprache durch Stadtarchiv Ratingen)
- 4) Geschäftsordnung der Stadtverwaltung Ratingen, in Kraft getreten am 1. August 1957, Druck St. Ruffing, Ratingen
- 5) Zitiert nach: **Stephan**, Heinrich „Preußische Postgeschichte von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart (1858) nach amtlichen Quellen“ Berlin 1859, Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofdruckerei (R. Decker) S. 805 Unveränderter Nachdruck R. v. Decker's Verlag Heidelberg 1987, S. 51

Die Vorgeschichte

Aus der Zeit des Herzogtums Berg

Wenden wir uns also der Post in Ratingen zu.

Der Beginn einer eigenständigen Postverwaltung, mit der die Ratinger Einwohner/-innen und die Ratinger Stadtverwaltung sowie die hier ansässige Wirtschaft und der Handel versorgt wurden, ist auf den 1. Januar 1809 zu datieren – also vor **200 Jahren. Wir feiern daher in diesem Jahr ein bedeutendes Jubiläum.** Schon wegen dieser Tatsache ist es notwendig und richtig, diese Ratinger Teildisziplin städtischer Geschichte in ihren Grundzügen nachzuzeichnen. Schon seit 1800 bemühte sich die damalige Stadtverwaltung, eine Poststelle der seinerzeit existierenden Kaiserlichen Reichspost der Fürsten von Thurn und Taxis nach Ratingen zu bekommen.

Erinnert sei hier an das Fürstlich Thurn und Taxische Postlehen im 16. Jahrhundert (bis 1806), verliehen und immer wieder erneuert von den Kaisern des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Nur bedeutende deutsche Fürsten hielten sich nicht an dieses Gebot, sondern richteten ihre eigenen Postverwaltungen ein, wie z. B. die Brandenburger, später die preußischen Herrscher.

Derartige Bestrebungen wurden von den Herzögen von Jülich und Berg und den nachfolgenden Kurfürsten nicht unterstützt.

Bereits am 18. September 1730 und erweitert am 31. Oktober 1743⁶⁾ schloss Kurpfalz, zu dem auch das Herzogtum Berg gehörte, mit dem Reichspostgeneralat der Fürsten von Thurn und Taxis entsprechende Post-Conventionen ab.

In der erweiterten Postconvention von 1743 wurden in 25 Punkten die Rechte und Pflichten beider Seiten geregelt, um mehr Bequemlichkeit und Ersprießlichkeit für die Postkunden zu erhalten. Der bereits 1730 festgelegte tägliche Kurs zwischen Düsseldorf und Mannheim sowie retour wurde 1743 beibehalten. Es wurden zwei wöchentlich zwischen Mannheim und Düsseldorf auf- und abgehende Postwagen so angelegt, dass einer über den Westerwald und Frankfurt, der andere aber über Bonn und Coblenz (=Koblenz) seinen Weg nehmen sollte.

Wie wir der Postconvention entnehmen können, beschlossen die Vertragspartner beide Kurse bereits 1730; während zwar die Kaiserliche Post den Kurs über den Westerwald tatsächlich einrichtete, galt dies aber für denjenigen über Bonn nicht! Jetzt erst, also 1743, versprach der Fürst von Thurn und Taxis nun endlich vertragstreu zu sein und den Bonner Kurs einzurichten. Andere Postlinien sollten neu geschaffen werden.

Aus damaliger Zeit ist ein Brief „Muster ohne Werth“ von der Fa. Brügelmann, Cromford, an die Firma Joh. Christ. Weiß Söhne in

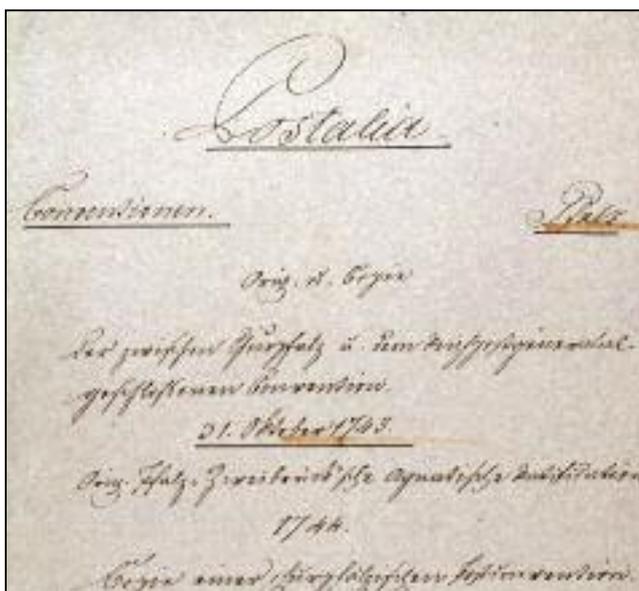


„Langensaltz“ (heute 99947 Bad Langensalza) in Thüringen erhalten⁷⁾.

Soviel wir heute wissen, kam die Post per Boten der Firma Brügelmann von Cromford nach Düsseldorf. Ein roter einzeiliger Langstempel D:DUSSELDORF (= DE DUSSELDORF) ohne weitere Zusätze wie Tag, Monat oder Jahr kennzeichnete den Postabgangsort „Düsseldorf“. Dieser Langstempel wurde seit 1789 eingesetzt⁸⁾. Er diente als Grundlage der Portoberechnung.

Düsseldorf besaß seit Ende des 17. Jahrhunderts eine Reichspostanstalt⁹⁾.

- 6) Postkonvention zwischen Churpfalz und dem Reichspostgeneralat der Fürsten von Thurn und Taxis 1743, Fürstlich Thurn- und Taxisches Zentralarchiv Regensburg
- 7) siehe AHRENS, Dr., Friedrich „Muster ohne Werth“ (Literaturverzeichnis)
- 8) FEUSER, Peter und MÜNZBERG, Werner „Deutsche Vorphilatelie“ Spezialkatalog und Handbuch, Peter Feuser Verlag Stuttgart 2000, Seite 227
- 9) DAMMER, Martin und SUER, Hans „Hundert Jahre Oberpostdirektion Düsseldorf“, Düsseldorf 1949, Seite 18



Postalia

Conventionen

Pfalz

Orig. u. Copie

der zwischen Churpfalz u. dem Reichspostgeneralat
Geschlossenen Convention

31. Oktober 1743

Orig. Pfalz-Zweibrück'sche Agnatische Ratifikation
1744

Copie einer churpfälzischen Postconvention
1730

Deckblatt des Vertrages zwischen Kurpfalz und Thurn und Taxis von 1743

Die Zahl „3“ stellt das zu zahlende Porto dar. Die Portoberechnung ist heute schwierig nachzuvollziehen und bedeutete für die damaligen Postmitarbeiter umfangreiche Arbeit. Im vorliegenden Fall bestand insofern eine glückliche Situation, weil sowohl Düsseldorf als auch Bad Langensalza zum Thurn und Taxischen Postgebiet gehörten und Grenzen der Postverwaltungen nicht in Frage kamen. Die Zahl „3“ (Stüber), mit Rötelstift geschrieben, kennzeichnete das Porto. Rötelstift wurde verwendet, um deutlich zu machen, was der Absender an Porto bereits gezahlt hatte. Im Allgemeinen war es damals unüblich, das Porto im Voraus zu bezahlen, wie das heute seit langer Zeit geschieht. Allerdings konnten Teilgebühren bezahlt werden wie im vorliegenden Fall. In der oberen rechten Ecke stehen die Worte „Fo Ffurth“. Damit war sowohl der einzuhaltende Postkurs sowie das bereits bis Frankfurt/Main bezahlte Teilporto (3) handschriftlich eingetragen (Fo Ffurth = Franco bis Frankfurt/Main). Das restliche Porto von Frankfurt nach Langensalza musste der Empfänger selbst bezahlen.

Wie in der oben angegebenen Postkonvention von 1743 dargelegt, transportierten die Postillione den Brief auf der Westerwaldlinie über Frankfurt nach Langensalza, also einem der beiden vom Reichspostgeneralat eingerichte-

ten Postkurse. Was man aus den Hinweisen auf dem Briefumschlag nicht entnehmen kann, ist die Weiterleitung von Frankfurt nach Langensalza. Der Vollständigkeit halber soll aber die Umladung dieses Briefes auf den sächsischen Thurn und Taxischen Postkurs hinzugefügt werden.

Wenn wir uns schon mit diesem bemerkenswert erhaltenen Werbebrief befassen haben und seinen Postlauf rekonstruierten, so macht auch neugierig, was denn der Herr Kommerzienrat Johann Gottfried Brügelmann an seinen Wirtschaftspartner geschrieben hat. Der Briefinhalt hat die Zeiten überdauert und soll daher hier wiedergegeben werden:

Der Text des als Muster ohne Werth verschickten Schreibens lautet:

Herrn Joh. Crist. Weiss Söhne & Co in Langensalza in Thüringen

Cromford bey Düsseldorf den 24. 9ten 1797

Es ist mir in ergebenster Beantwortung Ihres werthen vom 29. v. M. sehr angenehm, daß Sie sich meines Hauses erinnern, mit Vergnügen biete ich zu einem neuen Anfang von Geschäften zwischen uns die Hände. Sie finden untenstehend meine jetzigen Preise, meine Bedingungen sind Ziel und Monath oder baar mit. gef. Abzug franco ffurth (= Frankfurt / Main, in Rthr

(= Reichstaler) at 2¼ zahlbar –

Inliegend finden Sie ein Muster von Nr. 42 zur gefälligen nähern Untersuchung.

Ich empfehle mich Ihnen bestens

Joh. Gottfr. Brügelmann

Ein Kanzlist schrieb den Text nieder und Herr Johann Gottfried Brügelmann hat seinen Namenszug dazugesetzt wie aus der unterschiedlichen Handschrift des Textes und der Unterschrift zu erkennen ist.

Portofreiheiten für die Kurfürstlichen Ämter und Staatspersonen nahmen in dem Postvertrag zwischen Kurpfalz und dem Reichspostgeneralat einen breiten Raum ein. Dies war schon immer ein Ärgernis und Streitpunkt bei allen Postverwaltungen, nicht nur der deutschen Post. Dies ist erklärlich, denn dadurch entgingen den Postanstalten erhebliche Einnahmen. Immer wieder versuchten daher die Postorganisationen, regulierend einzugreifen. Wir werden später darauf noch zurückkommen.

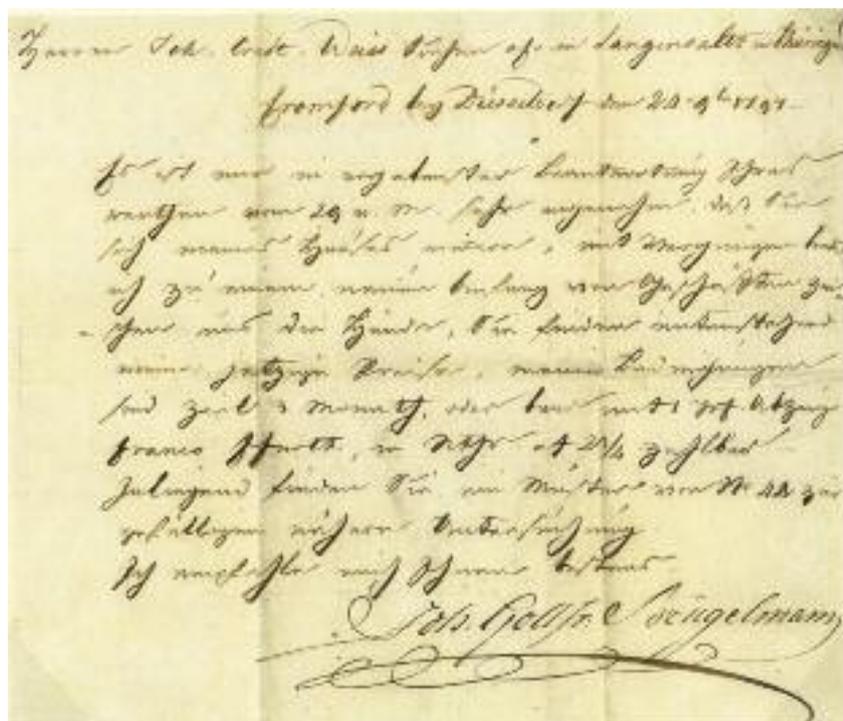
Weiter vereinbarten die Vertragspartner das Verbot der Beförderung von Briefen jeder Art durch Fuhrleute, Marktschiffer oder sonstige Boten auf den Strecken, die die Kaiserliche Post befuhr. Für Orte, wie z. B. Ratingen, die nicht an einem Thurn und Taxischen Postkurs lagen, galt diese Bestimmung nicht.

Aus diesen wenigen Ausführungen lässt sich bereits ablesen, wie hart umkämpft der Postmarkt stets war – nicht erst seit heute.

Ein weiterer wichtiger Punkt für die damalige Zeit war die gute Instandhaltung der Straßenverbindungen. Damit gab es erhebliche Probleme. Lassen wir wieder die Postkonvention zwischen dem Kurfürsten Karl Theodor und den Fürsten von Thurn und Taxis sprechen.

Denn, so heißt es:

„dahingegen wollen Wir an Unseren gülich- [= jülich-] und Bergischen geheimen Rath die gemene Verfügung thun, damit sowohl der Weeg an dem so genannten St. Apollinaris Berg zwischen Remagen und Oberwinter ausgebessert, als die Brück zu



Sintzig über die Aahr in brauchbaren Stand gestellet werden; und damit die Anlegung dieser beiden Postwägen dem publico desto fürträglicher seyn möge...“.

Hierdurch wird deutlich, dass die Zustände auf den Straßen noch sehr zu wünschen übrig ließen. Aber wegen des Transportes von Waren, Personen und Briefpost war es unumgänglich, die Straßen auszubauen.

Dieser Sachverhalt wird hier deswegen angeführt, weil aus den Ratinger Magistratsprotokollen seit 1770¹⁰⁾ immer wieder vorgesetzte Behörden die Ausbesserung der Straße forderten, für die Ratingen verantwortlich war. Als Ratinger Teilstück für den Fernverkehr von Düsseldorf über Münster nach Hamburg kam nur die Chaussee - wie sie bezeichnet wurde - vom Düsseldorfer Tor bis zum Obertor und bis zur Barriere „an der Lohe“ in Frage, also die heutige Düsseldorfer Straße, die sich anschließende Oberstraße sowie die Mülheimer Straße bis zum Stadtausgang. Die Ratinger Magistratsprotokolle sprechen Bände. Nicht nur, der sogenannte „Weegbereuter“¹¹⁾ (= Wegbereiter, eine Kontrollperson) Rabenbrunner musste einschreiten, sondern sogar der „Weege-Commissarius“ **Freiherr Ferdinand von Gaugreben**^{w)} drang darauf¹²⁾, die offensichtlich schlechten Zustände auf der wichtigen Ratinger Durchgangsstraße in nord-südlicher Richtung beseitigen zu lassen.

Kehren wir zurück zu dem Ansinnen des Ratinger Magistrats, die Thurn- und Taxische Postverwaltung zu bitten, für Ratingen eine eigene Poststelle zu schaffen.

Am 18. Juni, ein Mittwoch, im Jahre 1800 verhandelte der Magistrat¹³⁾ auf seiner Sitzung den Entwurf eines Schreibens an das Reichs-Ober-Postamt von Lüttich, damals in Essen. Dabei ging es darum, die nordischen und holländischen Briefe in Paketen in Ratingen ablegen zu lassen. Demnach sollten die „Postillions“ nach hier beordert werden. Auf Beschluss des Magistrats musste das Anschreiben ausgefertigt und nach Essen abgesandt werden, zumal eine solche Einrichtung zum „gemeinen Besten gereicht“.



Auszug aus der Post-Carte (= Postlandkarte) des Lütticher, Cöln, Münsterschen und Paderborner Distrikts der Thurn- und Taxischen Post

Der Magistrat richtete sein Gesuch an das Kaiserliche Reichs-Ober-Postamt zu Lüttich, adressierte die Botschaft aber nach Essen. Ein Sachverhalt, der aufhorchen lässt. Die damals vorherrschenden politisch unruhigen Zeiten waren Ursache. Der erste Krieg der Koalition Österreich, Russland, England und Preußen gegen Frankreich verlief zuungunsten der Koalition. Preußen trat aus der Koalition aus und schloss am 5. April 1795 mit Frankreich den Separatfrieden von Basel. Frankreich konnte die über-rheinischen (=linksrheinischen d. A.) Länder bis zum Reichsfrieden in Händen behalten, worin Preußen einwilligte. Frankreich versprach, falls es seine Grenze bis an den Rhein ausdehnen sollte, Preußen für den Verlust der über-rheinischen Länder (Cleve, Geldern, Moers) zu vollkommener Entschädigung zu verhelfen (1798).

Für das Reichspostgeneralat war diese Entwicklung verheerend, weil es schon seit 1790 mehr und mehr seine postalischen Einrichtungen in den Niederlanden (1794) und den linksrheinischen deutschen Gebieten (1795) verlor. Will man einen Überblick gewinnen über diese Situation, muss man sich die Ausdehnung des thurn- und taxischen Postgebietes zur damaligen Zeit vor Augen halten.

Der in der Abbildung wiedergegebene Auszug aus der Post-Carte (= Postlandkarte) des Lütticher, Cöln, Münsterschen und Pader-

borner Distrikts der Thurn und Taxischen Post¹⁴⁾ macht die merkwürdig verwinkelten räumlichen Strukturen der jeweiligen Oberpostamtsbezirke deutlich. Er-

w) **Gaugreben** Ferdinand Theodor Kaspar Franz, Freiherr von, geb. 1743, gestorben 1785 als Kurfürstlicher Geheimrat und Kämmerer zu Düsseldorf; aus **Hogrebe**, Karl „Die Sauerländer Gogreven. Stammes- und Heimatgeschichte durch 7 Jahrhunderte“, 1939, Satz und Druck der Josefs-Druckerei, Bigge-Ruhr; vorhanden in: Stadt- und Landesbibliothek Dortmund Signatur: Hx 474

10) Ratinger Magistratsprotokolle P 7 1770 – 1787, P 8 1787 – 1796 Ratinger Stadtarchiv Signatur P7 und P8; insbesondere vom 21.5., 11.6, 20.6, 30.6, 7.7, 18.7, 28.7, 27.8, 21. 9, 22.12, 31.12. 1770; 23.2, 28.05. 1771; 1.2, 2.5. 1772; 16.4. 1773; 18.6, 20.6 1774; 27.2, 25.7. 1776; 1.2, 4.3, 6.5, 18.5. 1780; 6.11.1781; 31.8, 14.12. 1782; 18.1, 17.5. 1783; 30.3, 28.5. 1785; 1.2, 8.4, 26.7, 18.8. 1786; 24.3. 1787; 13.2, 20.3, 28.4, 27.11. 1790; 11.6. 1794; 2.5. 1795

11) Magistratssitzung vom Samstag, dem 20ten März 1790, Ratinger Stadtarchiv Signatur P8 Blatt 77 recto

12) Magistratssitzung vom Samstag, dem 8ten Mai 1784, Ratinger Stadtarchiv Signatur P7 Blatt 340 verso

13) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 18ten Juni 1800, Ratinger Stadtarchiv Signatur P10 Blatt 3 verso

14) Auszug aus der Post-Carte (= Postlandkarte) des Lütticher, Cöln, Münsterschen und Paderborner Distrikts der Thurn- und Taxischen Post gezeichnet vom Thurn- und Taxischen Postbeamten Hendschel. Sie stammt aus dem sog. Hendschel-Atlas. Entstehungsjahr 1792 oder 1793, Fürstlich Thurn und Taxisches Zentralarchiv Regensburg

staunlicherweise gehörten Düsseldorf, Essen und damit auch Ratingen zum überwiegend niederländischen Oberpostamtsbezirk Lüttich. Die auf niederländischen und deutschen linksrheinischen Territorien gelegenen Thurn- und Taxischen Postanstalten gingen verloren. Frankreich verleibte sie sich in seine französische Post ein. Damit musste das Thurn- und Taxische Oberpostamt in Lüttich aufgegeben werden und fand Unterkunft in Essen. Jetzt versteht man, warum der Ratinger Magistrat sich an das Oberpostamt Lüttich wegen einer Verbesserung der hiesigen postalischen Versorgung wenden musste, trotzdem aber das Schreiben nach Essen ging.

Auf das Schreiben des Magistrats vom 18. Juni folgte unverzüglich Antwort aus Essen vom 21. Juni, welche bereits am 25. Juni im Magistrat¹⁵⁾ behandelt wurde. Das Magistratsprotokoll gibt lediglich die Tatsache des Eingangs dieses Schreibens wider. Als Beschluss heißt es nur „Bleibt ausgestellt“. Eine Erörterung blieb also vertagt. Im Übrigen wird dieser Antwortbrief der Thurn- und Taxischen Post immer wieder gern zitiert, wenn Ratinger Postgeschichte beschrieben wird. Bemerkenswerterweise befindet sich dieser Wortlaut nicht in den Unterlagen des Stadtarchivs.

Als erster hat **Petry**¹⁶⁾ den Brief wörtlich gebracht¹⁷⁾:

Der Brief war adressiert „an die Wohledelgebohrene Herrn Bürgermeister, Scheffen und Rath zu Ratingen“.

„Hochlöblicher Magistrat“

Die Kaiserliche Reichspost werden allzeit mit Vergnügen zu allem demjenigen die Hände bieten, was zum besten der Korrespondenz gereicht, wenn es anders ohne merklichen Schaden des Postintresse geschehen kann.

Hiesiges Kaiserliches Reichs-Ober-Postamt ist also bereit ein eigenes Pakett sowohl von Düsseldorf als auch von Essen nach Ratingen zu schließen und durch die vorbereitende Postillions abgeben zu lassen: weil aber dazu die Anstellung eines eigenen briefbestellers in Ratingen nothwendig wird, welcher pro Labore [= für jede Mühewaltung] ein Salarium [= Lohn]

haben muß, so werden die Korrespondenten zu Ratingen und in den umliegenden Orten 1 stbr [= Stüber] mehr Porto für alle in Ratingen ankommenden briefe bezahlen müssen, und für alle abgehenden ohne ausnahme 1 stbr franquirgeld. Diese stüber werden pro Salarario des briefbestellers dienen.

Wenn dieser Vorschlag einem löblichen Magistrat anständig ist; so wird derselbe belieben für diesmal, weil das Ober-Postamt in Ratingen nicht bekannt ist, ein Subjekt zum Briefbesteller dem Ober-Postamt in vorschlag zu bringen, welches dasselbe sodann anstellen und verpflichten wird; wobei sich aber von selbst versteht, daß dieser anzustellende briefbesteller ein hinlänglich bemittelter Mann seyn muß, damit er so wohl zur Sicherheit der Korrespondenten, als auch das Ober-Postamt eine hinlängliche Caution von wenigstens 500 gulden leisten könne, auch verstehet es sich von selbst, daß in Solchem falle ein hochlöblicher Magistrat dem dermalen schon bestehenden bothen nach Düsseldorf verbieten wird, keine Briefe mehr weder nach Düsseldorf noch weiter gehende anzunehmen.

Das Hiesige Ober-Postamt sieht der antwort mit verlangen entgegen, und hat die Ehre mit schuldiger Verehrung zu seyn

*Eines Hochlöblichen Magistrats!
Reichs-Ober-Postamt zu Lüttich
Dermalen in Essen
Essen, den 21 Juni 1800
An den löblichen Magistrat
zu Ratingen*

Während der Magistrat am 25. Juni 1800 die Erörterung über das Schreiben vom Reichs-Ober-Postamt aus Essen zurückstellte, erfolgte am 2. Juli d. J. eine eingehende Beratung, die im entsprechenden Magistratsprotokoll¹⁷⁾ ihren Niederschlag gefunden hat. Ein Antwortentwurf wurde erarbeitet, aber noch nicht abgeschickt. Vielmehr wurde am 5. Juli d. J.¹⁸⁾ erneut über den Gegenstand der Ratinger Postversorgung im Magistrat diskutiert. Als Ergebnis dieser Sitzung bleibt die Einziehung des bei der vorausgegangenen Sitzung am 2. Juli d. J. getroffenen Entscheidung festzuhalten. Ein neuer Briefentwurf entstand mit dem Ziel, den von der Thurn- und Taxischen Postverwaltung gemachten Vorschlag zur „Beförde-

rung des Kommerzes“ annehmen zu wollen. Allerdings gab es die Einschränkung, den in Ratingen bestehenden Postboten nach wie vor bei seiner Verrichtung in Bestellung der von hier nach Düsseldorf gehenden Berichte und Briefe beizubehalten. Um dem Ober-Postamt entgegenzukommen, wurde als Expeditor der Goldarbeiter **Gerhard Lucas** vorgeschlagen, dessen Vater die Kautions von 500 Gulden stellen wollte.

Eine Antwort des Ober-Postamtes vom 17. Juli d. J. präsentierte der Bürgermeister dem Magistrat am Mittwoch, dem 13. August d. J.¹⁹⁾ Darin traf die Thurn- und Taxische Postverwaltung die Anordnung, Goldarbeiter Gerhard Lucas solle zum hiesigen Postamt [gemeint ist das Essener Ober-Postamt] zur Leistung der Kautions von 500 Gulden kommen. Außerdem sollte er in Eid und Pflichten genommen werden.

In Erstaunen versetzt uns Heutige aber die weitere Behandlung des Themas. Wegen zu geringer Anzahl der Ratsmitglieder wurde der Beschluss ausgesetzt bis zur nächsten „Session“. Also das Fehlen von gewählten Vertretern des Volkes gab es schon damals! Aber das ist nicht das Entscheidende. Kein Ratsprotokoll hat jemals wieder Verhandlungen mit dem Kaiserlichen Reichs-Ober-Postamt in Essen angesprochen. Auch Goldarbeiter Gerhard Lucas wurde nie wieder in den Ratsprotokollen als Postexpeditor erwähnt.

Er war aber in Ratingen als Gold- und Silberschmied bekannt. So hat Gerhard Lucas z. B. 1803 für die St. Sebastiani-Bruderschaft

X) Die Rechtschreibung und der Gebrauch von Wörtern der damaligen Zeit stimmen mit unserer heutigen Art und Weise nicht überein. Es sind keine Druckfehler!

15) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 25ten Juni 1800, Ratinger Stadtarchiv Signatur P10 Blatt 5 verso

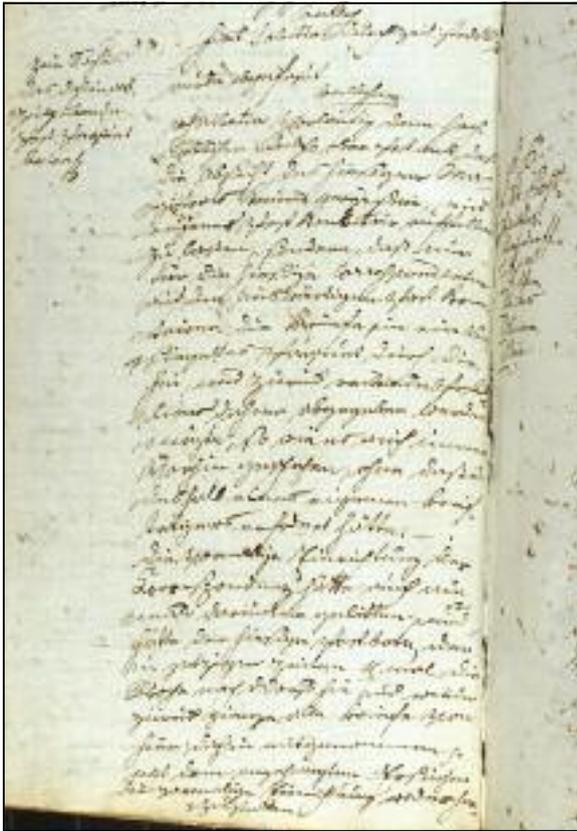
16) siehe **Petry, Dr., Johannes** „Die Post in Ratingen“ (Literaturverzeichnis)

17) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 2ten Juli 1800, Ratinger Stadtarchiv Signatur P10 Blatt 4 recto

18) Magistratssitzung vom Samstag, dem 5ten Juli 1800, Ratinger Stadtarchiv Signatur P10 Blatt 6 verso

19) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 13ten August 1800, Ratinger Stadtarchiv Signatur P10 Blatt 18 verso

Ratssitzung vom Mit[t]woch den 2ten Juli 1800



Zur Sache des dahir abzugebenden Post Paquets betreff.

Conclusum

rescribatur vorläufig dem hochlöblichen Reichs ober post amt, daß die Absicht des hiesigen Magistrats keines wegs sei, ein eigenes PostKombtoir aufstellen zu lassen, sondern, daß nur für die hiesigen Correspondenten mit den auswärtigen Post Komtoiren die Briefe in ein versiegeltes Paquet durch die hin und zurück reitenden Postillions dahier abgegeben werden mögte, so wie es auch immer vorhin geschehen, ohne daß es deshalb eines eigenen Briefträgers erfordert hätte. – Die vormalige Einrichtung der Correspondenz hätte auch niemals darunter gelitten und hätte der hiesige Postbote, der in jetzigen zeiten 4 mal die Woche nach Düsseldorf hin und wieder zurück gingen alle Briefe von hier dahin mitgenommen so mit dem angehangten Ersuchen die vormalige Einrichtung wieder herzustellen.

die „Silberne Mösch“, das Sinnbild für das jährliche Vogelschießen, gefertigt. Grundlage dazu waren Königssilber-Platten²⁰⁾.

Also blieb bei der Postversorgung alles beim Alten. Zu einer Postexpedition der Thurn- und Taxischen Post war es zu damaliger Zeit nicht gekommen.

Natürlich verwundert die Ergebnislosigkeit des in kurzer Zeit geführten mehrmaligen intensiven Schriftwechsels. Der Ratinger Postbote ging nach wie vor viermal nach Düsseldorf, um die Post fortzubringen und umgekehrt die Post aus Düsseldorf abzuholen. Ob sich schon die „Franzosenzeit“ bemerkbar machte und der Ratinger Magistrat doch keinen Vertrag mit dem Reichspostgeneralat²¹⁾ schließen wollte? Wir können den Sachverhalt heute nicht mehr klären. Die in den folgenden Jahren eingetretenen Entwicklungen gaben dem Magistrat allerdings Recht. Also musste noch bis zum Jahre 1809 gewartet werden.

Am 22. Februar 1804 richtete der „Postbott“ **Wilhelm Lamberz** an den Magistrat ein Gesuch, sein Gehalt zu erhöhen²¹⁾:

„Schon vor mehreren Jahren wurde ich als städtischer Postbott ernannt, und in Pflicht genommen, dabei so viel ich mich erinnere, war mir versprochen, daß ich aus städtischen Mitteln alle zwei Jahre einen neuen Rock erhalten sollte, welcher mir aber nicht verabreicht worden;

Bei Antrittung dieser Dienststelle dachte kein Mensch an die Folgen des leidigen Krieges, welcher sowohl eine anhaltende und noch fortwährende unerhörte Theurung veranlasste, als auch wegen denen zu besorgenden vielfältigen Berichten und unzähligen Verordnungen meine Mühe verdoppelte. Wenn die Vermehrung der Dienstgeschäfte, und die Theurung der Lebensmitteln dermalen die Nothwendigkeit nach sich ziehet, daß dem sicheren Vernehmen nach rücksichtlich sämtlichen öffentlichen Dienstverrichtungen eine Erhöhte Taxordnung höchsten Orts gnädigst genehmigt worden, welche in kurzer Zeit wird kund gemacht werden, so darf auch ich rechtlich hoffen daß Magistrat entweder auf eine Vermehrung meines Gehaltes großgünstige Rücksicht nehmen, oder mir hochge-

neigt erlauben werde nach billiger Magistratischen Hocheigenen Bestimmung an Briefporto etwas mehr nehmen zu dürfen; Den Magistrat bitte ich sohin unterdienstlich in milder Beherzigung obiger unverkennbarer Beweggründen sowohl rücksichtlich der Kleidung als auch der Billigen Vermehrung meines Gehaltes oder allenfallsigen Erhöhung des Brief porto mir das billige hochgeneigt zu zuerkennen. Darüber.....den Magistrat unterdienstlicher Wilhelm Lamberz unterdienstliche Vorstellung mit Bitte wie Inhalts Meiner Wilhelm Lamberz als angestellten Postbotten“

Y) **Reichspostgeneralat:** Mit dem Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war auch das Kaiserliche Privileg des Reichspostgeneralats für die Fürstlich Thurn- und Taxische Post erloschen. Fortan war sie eine private Posteinrichtung und blieb es bis zum Ende des Jahres 1867, als sie an das Königreich Preußen verkauft wurde.

20) PFEIFFER, Helmut, „St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen, Urkunden und Dokumente“, Klartext Verlag, Essen 2008, Farbbildteil S. 37

21) Gesuch des städtischen Postboten Wilhelm Lamberz [richtig Lamberz d. A.] Akte Stadt Ratingen Nr. 74 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Düsseldorf

Am 25. Mai 1805 trug der Stadtpostbote Lamberz dem Magistrat vor, er hätte für die Stadt weit mehr Briefschaften von und nach Düsseldorf zu bringen gehabt. Er bat um Lohnerhöhung vom bisherigen Jahreslohn à 12 Reichstaler. Daraufhin bewilligte der Rat 18 Reichstaler insgesamt pro anno²²⁾.

Nach dem Magistratsprotokoll vom 23. Dezember 1804²³⁾ war noch ein zweiter Postbote **Johann Wilhelm** tätig. Auf der genannten Ratssitzung trug er eine zweifache Bitte vor, die aber im Protokoll nicht genannt wird, sondern es wird vom Protokollanten auf die Eingabe selbst verwiesen. Nach dem Beschluss soll das Anstellungsprotokoll nachgesehen werden. Dann solle bei künftiger „Session“ eine Resolution erteilt werden. Näheres ist nicht bekannt. Die Eingabe ist nach bisherigem Wissensstand nicht erhalten; ebenso wurde die Angelegenheit nicht wieder im Rat behandelt. Auch sonst ist der Name Johann Wilhelm als Postbote in Ratingen niemals wieder aufgetaucht.

Wie schon geschildert war das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts durch verheerende Kriege und große politische Umwälzungen gekennzeichnet, die sich Anfang des 19. Jahrhunderts fortsetzen sollten. Die französische Revolution 1789 bewirkte eine Vielzahl europäischer Kriege und Friedensschlüsse und wieder Kriege und Friedensschlüsse. Buonaparte – später Napoleon I. genannt –, geboren in Ajaccio (Korsika) als zweiter Sohn des korsischen Patriziers Carlo Buonaparte und der Lätitia Ramolino, bestimmte über zwei Jahrzehnte die Geschicke Europas.

In den drei Koalitionskriegen, die Österreich, Russland und England gegen Napoleon I. führten, blieb Letzterer siegreich und die Kontrahenten gingen Friedensverträge ein.

So wichtig die einzelnen Friedensschlüsse der damaligen Zeit für die deutsche Geschichte auch sind, hatte doch der Frieden von Lunéville am 9. Februar 1801 für die Territorialverhältnisse, das

Staatsrecht und die Verfassung Deutschlands die tiefgreifendsten Folgen. Der Friedensschluss setzte den Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland fest und bestimmte, die erblichen Deutschen Reichsfürsten, welche hierdurch am linken Rheinufer ihre Länder verlören, seien ausreichend zu entschädigen. Die Mittel hierzu sollten aus dem Schoße des Reiches genommen werden²⁴⁾. Im Herzogtum Berg ergaben sich vielfältige Veränderungen infolge

22) Magistratssitzung vom Samstag, dem 25ten Mai 1805, Ratinger Stadtarchiv Signatur P11 Blatt 225 recto

23) Magistratssitzung vom Samstag, dem 23ten Dezember 1804, Ratinger Stadtarchiv Signatur P11 Blätter 188 recto und verso

24) Zitiert nach: **Stephan, Heinrich** „Preussische Postgeschichte von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart“ (1858) nach amtlichen Quellen, Berlin 1859, Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofdruckerei (R. Decker) S. 805 Unveränderter Nachdruck R. v. Decker's Verlag Heidelberg 1987, S. 319 und 326

Schmitz & Schmitz GmbH

Sanitär · Heizung
Marmor · Granit
Fliesen · Silikonfugen



Krummenweger Straße 50c · 40885 Ratingen
Tel.: 0 21 02 / 70 31 32 · Fax: 0 21 02 / 70 32 32

des Todes von Kurfürst Karl Theodor 1799. Durch Erbschaft wurde Kurfürst Maximilian von Bayern auch Herzog von Berg. Seinem Schwager Herzog Wilhelm in Bayern überantwortete er durch Hauptapanagial-Rezeß^{U)} vom 30. November 1803²⁵⁾ das Herzogtum Berg mit allen seinen Dingen zum „apanagial Besitze und Genusse“. Die wichtigsten Entscheidungen behielt sich Kurfürst Maximilian aber selbst vor. Hierzu gehörten Entscheidungen über Krieg und Frieden sowie in unserem Zusammenhang besonders wichtig, die Angelegenheiten des Post- und Botenwesens, sowie die sich hierauf beziehenden Verhandlungen mit dem Fürsten Thurn und Taxis, den Königlich-Preußischen oder anderen benachbarten Behörden.

Diese Herrschaftsverhältnisse sollten allerdings nicht lange bestehen bleiben.

Denn inzwischen hatte sich am 2. Dezember 1804 der Erste Konsul Bonaparte (Buonaparte) zum Kaiser der Franzosen gekrönt. Die Kaiserkrönung fand in Paris in der Kirche Notre-Dame statt in Gegenwart des Papstes. Obwohl das Oberhaupt der katholischen Kirche anwesend war, krönte sich Napoleon selbst, weil er seinen Aufstieg allein auf die eigene Leistung zurückführte. Die Inszenierung reichte von der monarchischen Krönung und kirchlich-religiösen Weihe bis zu den öffentlichen Eidesformeln nach dem Muster der Revolution²⁶⁾.

Natürlich war auch Ratingen schwer durch die allgemeinen politischen Entwicklungen betroffen, die ausführlich in den beiden grundlegenden Ratinger Geschichtswerken „Ratingen. Geschichte von den Anfängen bis

1815“ und „Ratingen. Geschichte 1780 bis 1975“ besprochen sind^{27) 28) 29)}. Daher erübrigt sich eine Betrachtung an dieser Stelle.

Lediglich soll auf das Magistratsprotokoll³⁰⁾ vom 9. November 1805 aufmerksam gemacht werden, aus dem die Friedenssehnsucht der damaligen Zeit deutlich wird. **Bürgermeister Strack** präsentierte eine Kurfürstliche Verordnung vom 5. November d. J., wonach zur Wiederherstellung eines baldigen Friedens im deutschen Vaterland ein allgemeines Gebet abgehalten werden sollte. Auf Beschluss des Rates wurden alle Pastoren und Prediger von der Verordnung in Kenntnis gesetzt mit der Maßgabe, der Anordnung Folge zu leisten.

Auch sonst kann man aus den Protokollnotizen des Magistrats³¹⁾ dieser Jahre die schweren Lasten erahnen, die durch Zahlung von Kontributionen, Lieferung von Lebensmitteln für Soldaten und Fouflage für Pferde sowie Einquartierungen von Soldaten und Offizieren sowie Gestellung von Fuhrwerken für militärische Transporte auf die Stadt damals zukamen. Aber in den Niederschriften ist keine Spur von Resignation, Kummer oder gar Zorn zu spüren. Bemerkenswert: Stets wurde zur Tagesordnung übergegangen. Allerdings befolgten die Verantwortlichen, soweit ersichtlich, peinlichst sämtliche kurfürstlichen Verordnungen. Daran erinnert die Präsentation einer derartigen Verordnung vom 4. Januar 1806 im Ratinger Magistrat [„Maulkorbverordnung“]: Kurfürstliche Generalverordnung vom 27. 12. 1805: Jeder Einwohner oder Fremde soll sich mit Reden und Behauptungen über politische und Staatsgegen-

stände zurückhalten. Der Rat beriet und beschloss, die Verordnung zu verkünden und zu beobachten³²⁾. Daran reihte sich gleich am 26. Februar 1806³³⁾ die Erörterung einer kurfürstlichen Verordnung vom 14. Februar 1806 über Zensurbestimmungen an. Die oben zitierte Eingabe des Postoffizianten Wilhelm Lamberz vom 22. Februar 1804 spricht auch für sich.

Diese Verordnungen zeigen doch, wie groß die Unruhe im Herzogtum Berg war; denn Gerüchte kursierten über eine Verschiebung der Herrschaftsverhältnisse.

U) Hauptapanagial – Rezeß = Hauptzahlungen – Vergleich; von Apanage = regelmäßige Zahlungen an nichtregierende Mitglieder eines Fürstenhauses zur Sicherung des Lebensstandards

25) Zitiert nach: **Scotti, J. J.**, Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. II, S. 917 ff. Nr. 920

26) Zitiert nach: **Thamer, Hans-Ulrich** „Buonaparte – Bonaparte – Napoleon.“ Vom Parteigänger der Revolution zum Kaiser in: Napoleon, „Tricolore und Kaiseradler über Rhein und Weser“, Böhlau-Verlag Köln-Weimar-Wien 2007 S. 11

27) **Redlich, Otto R., Dresen, Arnold, Peetry, Johannes** „Geschichte der Stadt Ratingen – von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926, Ratinger Zeitung Buchdruckerei und Verlag

28) Dito, 2. neu bearbeitete Auflage, April 2004

29) **Bolenz, Eckhard; Münster-Schröer, Erika; Schulz-Hönerlage, Joachim** u.a. „Ratingen Geschichte 1780 bis 1975, Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V., Essen 2000

30) Magistratssitzung vom Samstag, dem 9ten November 1805, Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 4 recto

31) Magistratssitzungen im Ratinger Stadtarchiv insbesondere Sign. P8 (1787 – 1796) und P9 (1796 – 1800)

32) Magistratssitzung vom Samstag, dem 4ten Januar 1806, Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 4 recto

33) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 26ten Februar 1806, Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 27 verso

34) Zitiert nach: **Scotti, J. J.**, Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. II, S. 983. Nr. 2859

Herzogtum Berg betreffend:³⁴⁾

Wir Maximilian Joseph von Gottes Gnaden König von Bayern usw. urkunden und bekennen:

In Folge einer zwischen Seiner Majestät dem Kayser der Franzosen und König von Italien und Uns geschlossenen Übereinkunft geht das von Uns und Unserem Königlichen Hause bisher besessene Herzogthum Berg an Seine französisch-Kayserliche und Königliche Majestät über.

München, den 15. März 1806

Tatsächlich: am 15. März 1806 überantwortete König Maximilian – Bayerischer König von Napoleons Gnaden – das Herzogtum Berg dem französischen Kaiser.

Am gleichen Tage unterzeichnete Napoleon I. im Tuilerien-Palast ein Dekret, worin er seinen Schwager Joachim Murat zum Herzog von Kleve und Berg machte³⁵⁾.

Überall im Lande veranstalteten die Gemeinden große Feierlichkeiten zu Ehren des neuen Regenten, so auch in Ratingen. Am 29. März d. J. präsentierte der Feuerwerker **Peter Öhm** dem Magistrat eine Rechnung in Höhe von 5 Reichsthalern und 40 Stübern³⁶⁾ für sich und seinen Gehilfen wegen der zu den Feierlichkeiten für den neuen Regenten Prinz Joachim Murat abgefeuerten Kanonen.

Am 26. März 1806 wurde im Ratinger Magistrat³⁷⁾ zur Kenntnis genommen:

1^{tens} die Königlich Bayerische Pflichtentlassung der bergischen Untertanen und der gesamten Dienerschaft im Ratinger Magistrat mit Verweis dieser Personenkreise an „Seine französische Kaiserlich-Königliche Majestät“ vom 21. März d. J.

2^{tens} das Königlich Bayerische Regierungsabtretungspatent im Herzogtum Berg vom 15. März d. J.

3^{tens} der französische Kaiserlich-Königliche Regierungsübertrag vom 15. März im Herzogtum Berg an den Prinzen Joachim, Großadmiral von Frankreich

4^{tens} Verordnung des Prinzen Joachim, Herzog zu Kleve und Berg, vom 21. März d. J., den Regierungsantritt im Herzogtum Berg betreffend nebst Begleitung vom 24. März d. J.

Am 2. April d. J. präsentierte der Bürgermeister im Magistrat einen Generalbefehl des Herzogs Joachim: Vom 28. März d. J. Ausschwörung des Huldigungseides nach Beibringen der Eidesformel. Die Eidesleistung sollte am kommenden Samstag [= 5. April d. J.] vorgenommen werden. Dazu sei der Magistrat besonders einzuladen. Im Übrigen soll die gehörige Publikation erfolgen.

Am 5. April leistete dann der Ratinger Magistrat den vorgeschriebenen Huldigungseid. Die Eidesformel ist nicht im Protokoll enthalten.

Aber die Herrschaftsverhältnisse des Herzogtums waren noch nicht zur Ruhe gekommen.

Im Juli tagten deutsche Fürsten in Paris, und am 12. Juli d. J. begannen die Verhandlungen zur Gründung des Rheinbundes auf Initiative von Napoleon I.. Am 16./17. Juli d. J. erfolgte die Unterzeichnung der Rheinbundakte. Diesem Bund traten zunächst 16 deutsche Fürsten bei, darunter auch Prinz Joachim, Herzog von Kleve und Berg.

Infolge der Schaffung des Rheinbundes machte Napoleon I. Prinz Joachim zum Großherzog von Berg durch Übereignung des Gebietes der Festung Wesel und Vereinigung mit den Herzogtümern Berg und Kleve. Andere Fürstentümer und Herrschaften kamen dazu³⁸⁾.

Die dem Rheinbund beigetretenen deutschen Fürsten traten aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation aus. Damit war das Schicksal des sogenannten Ersten Deutschen Reiches besiegelt. Das Reich löste sich auf. Kaiser Franz I. legte die Krone nieder und nannte sich fortan Franz I., Erbkaiser der Österreichischen Lande.

Ab Frühjahr 1806 begann auch eine Zeit französischer Verwaltung bei der Post.

Anordnung von Prinz Joachim, Herzog von Berg, vom 27. März 1806^{39a)}:

Verordnung für das Herzogtum Berg vom 14. April 1806^{39b)}

(Auszug) Nach der Besitznahme unseres Fürstentums ... war es Unsere erste Sorge, Uns über die Verwaltung des Landes Bericht erstatten zu lassen. Wir waren über die verwickelte Zusammensetzung der verschiedenen Behörden, erstaunt und es war sowohl unsere erste Pflicht ... diesem Missstand durch Anordnung einer regelmäßigen und einfachen ... gemeinschaftlichen Verwaltung, Abhilfe zu verschaffen. Wir haben demgemäß beschlossen wie folgt:

Artikel 1: Die Herzogthümer Cleve und Berg sind unter einer und der nämlichen Verwaltung vereinigt.

Artikel 2: Es werden drei Minister seyn: der erste unter dem Titel von Kanzler Staatssekretär, der zweyte unter dem Titel Finanzminister, der dritte unter dem Titel Minister des Innern.

Artikel 3 und 4: (hier ausgelassen)

Artikel 5: Der Finanzminister ist mit Allem beauftragt, was folgende Gegenstände betrifft. (u.a.) **Post- und Botenwesen**, Münze usw.

Auf den Vorschlag des Finanzministers werden wir die General- sowohl als besondere Empfänger und Zahlmeister, die Domainen-Verwalter, die Oberforst- sowie die Zoll- und Münzbeamten ernennen (Postbeamte und Botenwesen nicht besonders erwähnt).

Artikel 10: Es sollen zu Düsseldorf zwei Hauptkassen seyn

Eine unter dem Namen **Steuerkasse** empfängt alles, was von dem durch die Stände es sey im Herzogthum Berg oder Cleve, gestimmten Landesauflagen herrühret;

Die andere unter dem Namen **Domainenkasse** empfängt die Einkünfte der Domainen, Alle Zolleinkünfte, jene der Schifffahrtsoctroi, d. **Posten**, d. Stempelgebühr usw.

35) Zitiert nach: **Scotti, J. J.**, Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. II, S. 985 Nr. 2860

36) Magistratssitzung vom Samstag, dem 29ten März 1806, Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 37 verso

37) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 26ten März 1806, Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 36 verso

38) Zitiert nach: **Stephan, Heinrich** „Preussische Postgeschichte von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart (1858) nach amtlichen Quellen“ Berlin 1859, Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofdruckerei (R. Decker) S. 805 Unveränderter Nachdruck R. v. Decker's Verlag Heidelberg 1987, S. 358

39a) Zitiert nach: **Scotti, J. J.**, Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. II, S. 987. Nr. 2864

39b) Dito Bd. II S. 993 bis 99 Nr. 2882

Artikel 1: *Das Rechnungswesen der Empfänger und Direktoren des Octroi der Rheinschiffart, sowie die Empfänger und Direktoren des Postwesens, im ganzen Umfange des Herzogthums Berg soll auf der Stelle untersucht werden. Über den Cassa-Bestand wird ein Protokoll abgehalten. Ihre Cassen werden versiegelt und es wird ihnen verboten über irgendeinen Fond, er seye erhoben oder noch zu erheben, ohne eine von Uns kommende Ordre zu verfügen.*

Artikel 2: *Unser Geheimrath ist beauftragt obige Anordnung vollziehen zu lassen.*

Für Ratingen änderte sich an der Postversorgung vorläufig nichts. Postmitarbeiter Wilhelm Lamberz brachte die Post nach wie vor viermal die Woche nach Düsseldorf und die dort für Ratingen eingegangene Post nach hier zurück. Aber es war jetzt eine großherzoglich-bergische Postverwaltung in Düsseldorf, die die Geschäfte führte.

Zu den primär wichtigsten Maßnahmen des neuen Herrschers gehörte die Umgestaltung der allgemeinen Verwaltung einschließlich der Postversorgung. Prinz Joachim „war erstaunt über die verwickelte Zusammensetzung der verschiedenen Behörden, und es war seine erste Pflicht, diesem Missstand durch Anordnung einer regelmäßigen und einfachen gemeinschaftlichen Verwaltung Abhilfe zu verschaffen“:

Die Auswirkungen dieser Verordnung hatten die Weisung zur Folge, alle in Frage kommenden Behörden aufzufordern, danach zu verfahren. So nahm der Ratinger Magistrat auf seiner Sitzung am 19. Juli 1806 eine Regierungsverordnung vom 17. d. M.^{39c)} zur Kenntnis, wonach zukünftig alle Beschlüsse in Domänen- und Steuersachen vom Finanzministerium erlassen und die einschlägigen Berichte an dieses Ministerium abzustatten waren.

Aus der Zeit des Großherzogtums Berg

Ein Hauptanliegen Prinz Joachims, des Herzogs bzw. Großherzogs von Berg, auf Weisung des französischen Kaisers, bestand in der Postreform.

Kurz nach seiner Ankunft im Herzogtum Berg im Frühjahr 1806 erhielt er aus Paris den Befehl, die Posten den Beamten der Thurn- und Taxischen Familie abzunehmen, weil Napoleon ihnen keine Verschwiegenheit zutraute. Seit 1807 waren nicht nur Posten im Großherzogtum Berg eingerichtet, sondern sogar bis nach Hamburg ausgedehnt worden, wo die Zusammenfassung des Dienstes in den Händen französischer Bediensteter von höchster politischer Bedeutung war. Es war notwendig, den Beamten des Hauses Österreich die englischen Briefe zu entziehen und sie aus Nützlichkeitsabwägungen dem „Schwarzen Kabinett“^{39d)} zuzuführen^{39d)}. Die Organisation war auch nicht umsonst. So konnte der kaiserliche Sonderkommissar Graf Jacques Claude Beugnot^{XX)} durch diese Informationen ein umfangreiches Wissen erwerben, welches er ohne Zögern auftragsgemäß nach Paris weiterleitete.

Durch den Abschluss anschließender Postverträge wurden die bergischen Posten notwendige Vermittler zwischen Frankreich und den Hansestädten. Die an den deutschen Nordseeküsten ankommenden Briefsendungen blieben somit in französischer Hand. Im Norden Deutschlands hat es Auseinandersetzungen zwischen den militärischen und zivilen Behörden gegeben; die militärischen Dienststellen öffneten die Postbeutel aufs Geratewohl und erhoben unpassende Gebühren. Mit dieser Zensur war natürlich ein Hauptpfeiler gut arbeitender Post, nämlich die absolute Wahrung des Postgeheimnisses, unterlaufen.

Auch Ratinger Post und damit die hiesigen Einwohner und vor allen Dingen die Geschäftsleute liefen Gefahr, hierunter zu leiden. Allerdings gibt es hierfür heute keine Anzeichen mehr. Weder finden sich Hinweise in den Magistratsprotokollen aus jener Zeit, noch sind Briefbelege darüber der Nachwelt erhalten.

Andererseits entstand für Ratingen der Vorteil, von Düsseldorf bis zu den Hansestädten eine zügige Postverbindung benutzen zu können.

Um die Reorganisation der Post in Gang zu bringen, traf am 15. Mai des Jahres 1806 der Postinspektor **Du Preuil** aus Paris ein „um auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und des Königs von Italien den Postdienst Herzogtum Cleve/Berg neu einzurichten und als kaiserlicher Kommissar vorläufig die Leitung des Postwesens zu übernehmen“. Daraus kann man ersehen, wie wichtig Napoleon I. die Einrichtung einer optimal funktionierenden Postverwaltung nahm. Außerdem sollte die Post so viel Geld wie möglich für Prinz Joachims Privatschatulle abwerfen.

Auch sehr schnell reagierte **Du Preuil**, indem er dem Prinzen Joachim nahelegte, eine Verordnung zu erlassen, wonach sämtliche Postbeamte angewiesen wurden, mit allen Mitteln und Kräften den französischen Kommissar bei der Ausführung seines Auftrages zu unterstützen. Er schlug auch gleich weiter zu, indem er dem in Düsseldorf tätigen Oberpostmeister der Thurn- und Taxischen Post, Freiherr von Lilien, nicht nur eine Abschrift dieser genannten Verordnung übermittelte, sondern noch eins drauf setzte, indem er ihn wissen ließ, „daß die Thurn- und Taxische Post im Großherzogtum Berg zu bestehen aufge-

39c) Magistratssitzung vom Samstag, dem 19ten Juli 1806 Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 66 recto

Z) Die „Schwarzen Kabinette“ waren eine französische Erfindung und dienten in Frankreich schon seit Richelieus Zeiten der Postkontrolle französischer Untertanen.

39d) Zitiert nach: SCHMIDT, Charles „Le Grand – Duché de Berg – Das Großherzogtum Berg 1806 - 1813“ – Eine Studie zur französischen Vorherrschaft in Deutschland unter Napoleon I. – übersetzt von **Kellermann, Lothar**, Neustadt/Aisch 1999 S.300

XX) **Beugnot**, Jacques Claude, Comte de, geb. 1761 in Bar-sur-Aube. Am 19.7.1808 ernannte Napoleon I. den Grafen Beugnot zum „Sonderbeauftragten für die Inbesitznahme der Herzogtümer Berg und Cleve, von Münster und Mark“. Später nach der vollen Bourbonen-Restauration in Frankreich erhielt er den Titel eines Staatsministers ohne Portofolio. 1830 wurde er Pair de France durch Karl X. König Louis-Philippe machte ihn zum Generaldirektor der Manufakturen und des Handels (siehe auch Literatur Nr. 39b) S. 72 ff, gest. 24. Juni 1835.

hört habe“ und mit der Anweisung, „alle Bücher, Akten und sonstigen postdienstlichen Gegenstände dem französischen Kommissar zu übergeben“^{40,41}.

Zügig nimmt **Du Preuil** die weitere Arbeit auf. Schon am 28. August 1806 erließ er eine weitreichende Verordnung, wonach es nicht autorisierten Boten verboten wurde, Briefe jeder Art zu bestellen⁴².

*Der Großherzog ist unterrichtet, dass **viele Bothen** sich auf eine betrügerische Art mit der Versendung der Briefe und Briefpakete, welche sowohl für die Städte Unserer Staaten, als für die fremden Länder bestimmt sind, abgeben; dass sie sogar die Tage und Stunden ihrer Abreise nach ihrem Bestimmungsorte in die Zeitungen setzen lassen; wollen wir einen Missbrauch, der eben so sehr die Ordnung, als dem allgemeinen Interesse zuwider ist, ein Ende machen. Auf den Bericht unseres Finanz-Ministers haben wir beschlossen, und schließen wie folgt*

Artikel 1: Jeder Bothe jener Gemeinden, welche ihre Briefe nach einem Postamte versenden oder holen lassen, muss mit einem Beglaubigungsschreiben seiner Gemeinde, das vom Verwalter des besagten Postamtes eingesehen und unterschrieben ist, versehen seyn.

Artikel 2: Vom 15. September 1806 an, soll jeder Bothe zu Fuß, zu Pferd, oder mit einem Gefährt,

er nicht mit einem solchen Schreiben versehen ist, und darauf betroffen wird, dass er Briefe oder Briefpakete, es sey nach Unseren Staaten, oder nach Fremden, trägt, arretiert, vor Unsere Polizey-Richter gebracht, und für das erste Mal zu einer Geldstrafe von 20 Reichsthalern, wovon die Hälfte an Unsere Haupt-Post-Kasse abgegeben wird, und die andere Hälfte jenem zugehören soll, der sich dieses Bothen bemächtigt hat, im Wiederbetretungsfalle aber, zu einer dreymonatigen Gefängnisstrafe verurteilt werden.

Artikel 3: Es ist allen Zeitungsschreibern oder Zeitungsdruckern verbothen in ihre Blätter die geringste Nachricht von besonderen Einrichtungen einzurücken, die es auf sich nehmen Briefe oder Briefpakete nach was immer für einen Bestimmungsorte zu versenden.

Im Übertretungsfalle verfällt jener, der die Nachricht hat einrücken lassen, in eine Geldstrafe von 20 Reichsthalern und in eine gleich große Geldstrafe der Zeitungsschreiber.

Artikel 4: Alle Briefe, welche auf Schleichwegen befunden eingebracht werden, werden nach Unserer Haupt-Post-Verwaltung geschickt, gänzlich verworfen und nach den Gesetzen um die bestimmte Zeit verbrannt.

Artikel 5: Unser Finanz-Minister ist mit der Vollziehung gegenwärtigen Beschlusses beauftragt, welcher

in französischer und deutscher Sprache gedruckt, und bekannt gemacht werden soll. Wir verpflichten besonders Unseren General-Post-Direktor, Unsere Polizey-Offiziere und Unsere Gendarmerie hierauf fleißig zu wachen.

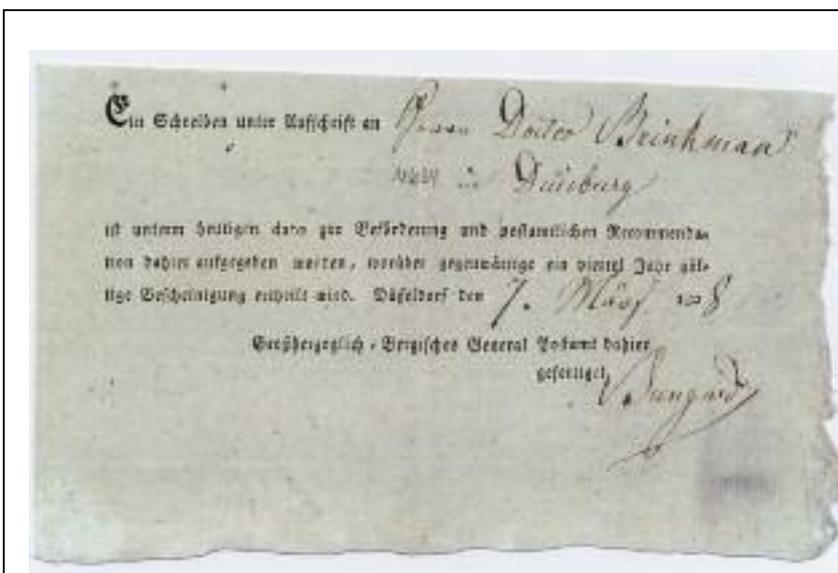
Jetzt änderte sich für Ratingen in der Postversorgung formal einiges, in der Sache selbst nichts. Am 13. September wird im Magistrat obige Verordnung beraten und ein entsprechender Beschluss gefasst. Gnädigste Verordnung aus dem Finanzministerium vom 28. August d. J. Postboten betreffend. Schlicht wurde protokolliert: „Solle befolgt werden“⁴³.“ Damit dürfte auch Wilhelm Lamberz ein Beglaubigungsschreiben erhalten haben, welches er in Düsseldorf vorzulegen hatte. Allerdings ist dieses Papier heute nicht mehr erhalten.

40) Zitiert nach **Brass, Alfred** in: **Schmidt, Charles** „Le Grand-Duché de Berg – Das Großherzogtum Berg 1806 - 1813“ – Eine Studie zur französischen Vorherrschaft in Deutschland unter Napoleon I. – übersetzt von **Brass, Alfred**, Wuppertal 1987

41) **Münzberg, Werner** „Das Großherzogtum Berg als Rheinbundstaat von 1806 – 1813“, Seehaupt 1982 S.87/ 90

42) Zitiert nach: **Scotti, J. J.** Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. II S. 1028 Nr. 2914

43) Magistratssitzung vom Samstag, dem 13ten September 1806, Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 75 verso



Ein Schreiben unter Aufschrift an Herrn Doctor Brinkman in Duisburg

ist unterm heutigen dato zur Beförderung und postamtlichen Recommendation dahier aufgegeben worden, worüber gegenwärtige ein viertel Jahr gültige Bescheinigung ertheilt wird.

Düsseldorf den 7. März 1808

Großherzoglich-Bergisches General Postamt dahier gefertigt

Bungard

1808 brachte innenpolitisch den Beginn eines Wechsels der alten Bergischen Gemeindeverfassung. Nach französischem Vorbild begann Anfang Oktober 1807⁴⁴⁾ die Einteilung des Landes in Munizipalitäten genannte Großgemeinden: Ihre Beamten, vor allem die (Gemeinde-)Direktoren berief in den größeren Munizipalitäten der Großherzog, in den kleineren der Innenminister. Die Durchführung der Verwaltungsordnung brauchte Zeit. Ratingen erhielt erst im Januar 1808 die Munizipalitätsverfassung übergestülpt. Nun nannte sich der Bürgermeister „Maire“, die Schöffen mussten sich Munizipalitätsräte nennen und die Stadtdiener führten die Dienstbezeichnung Munizipalitätsdiener. Aber in der Ratinger Protokollwirklichkeit machte der Stadtschreiber sich das gar nicht so leicht. Mal wurde **Herman Blind** als Mairie-Diener (Protokollbuch P 12 Sitzung vom 31. Januar 1810) und mal nach alt-hergebrachter Art wieder als Stadtdiener (Protokollbuch P 12 Sitzung vom 11. März 1810) bezeichnet.

Kehren wir nach dem Ausflug in die Kommunalpolitik wieder zurück zur Post.

Das Beispiel eines Poststückes aus den Anfangsjahren der Großherzoglich-Bergischen Postverwaltung vom „Großherzoglich-Bergischen General Postamt“ aus Düsseldorf ist in der Abbildung aus dem Jahre 1808 gezeigt. Es handelt sich hierbei um ein Schreiben nach Duisburg unter „postamtlicher Recommandation“, also ein „Einschreiben“, wie wir heute sagen. Zwar geht der Absender aus der Bescheinigung nicht hervor, aber im Jahre 1808 beförderte der Postoffiziant die Briefe noch von Ratingen nach Düsseldorf, daher ist der Absender als Ratinger Bürger nicht auszuschließen. Bemerkenswert ist die Einrichtung der Recommandation bei der Großherzoglich-Bergischen Post, denn 1815 hat die königlich-preussische Postverwaltung diese Institution wieder aufgehoben. Erst 1821 wurde versuchsweise die sichere Beförderungsmaßnahme in den dann preußischen Rheinlanden wieder eingeführt und später

dann auf die gesamte Königlich-Preussische Post übertragen. Das Einschreibverfahren besteht bekanntlich auch heute noch bei der „Deutsche Post AG“.

Erst musste wieder eine weitreichende Personalveränderung von Napoleon I. durchgeführt werden, bevor Ratingen seine Postexpedition endlich bekam. Prinz Joachim, im Übrigen einer der tapfersten Generäle Napoleons, hielt es nicht lange in Düsseldorf als Großherzog aus. Sein Ehrgeiz, angestachelt noch von seiner Ehefrau Caroline, der jüngsten Schwester des französischen Kaisers, trieb ihn weiter. Napoleon I. machte ihn zum König von Neapel und proklamierte ihn auch zum König beider Sizilien.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Literatur

Veröffentlichungen im 19., 20. und 21. Jahrhundert:

Röper, Postmeister begonnen in „Chronik, Beitrag zur Statistik der Kaiserlichen Postverwaltung in Ratingen“ [etwa ab 1874] Abdruck vorhanden im Stadtarchiv Ratingen

Anonymus, „Das Ratinger Postamt 140 Jahre alt“ in Rheinische Post vom 17. 12. 1949

Anonymus, „Sie brachten vor fünfzig Jahren die Post“ in Rheinische Post vom 17. Mai 1951

Anonymus, „Kaiser schenkte silberne Peitsche“ in Rheinische Post vom 31. August 1955

Anonymus, „Bis 1902 erklang das Posthorn“ in „Rheinische Post vom 9. Dezember 1949

Germes, Jakob, Nachlass unveröffentlichter handschriftlicher Notizen aus den Postakten der Reichspostdirektion Düsseldorf von 1817 bis 1847 und 1850 bis 1855 im Stadtarchiv Ratingen NK 2 – 7

Germes, Jakob (J. G.) Verschiedene Themen zur Ratinger Postgeschichte I bis X in Rheinische Post vom 11. April 1967 bis 3. Juni 1967

Klein, Hans Gerd „Was wissen Sie über Ratingen“ in Preußen Studien März 1993 Nr. 54 S.17

Petry, Dr., Johannes, „Die Post in Ratingen“ in Alt-Ratingen 8, (1926) S. 38/39

Weidle, Helmut, Heimatkundliche Sammlung von Briefbelegen und anderen postalischen Stücken 1987

Weidle, Helmut, Postgeschichtliche Aufzeichnungen des Postamtes Ratingen „Sammlung Weidle“ Stand 1985

Willnauer, Petra, „Ratinger Post – ein Rückblick“ in Rheinische Post vom 24. Januar 2009

Ahrens, Dr. Friedrich (Auswahl)

- „Muster ohne Werth“ von Johann Gottfried Brügelmann vom September 1797 in Rundbrief der Bundesarbeitsgemeinschaft Philatelistische Postgeschichte in Nordrhein-Westfalen (im BdPh. e. V.) e. V. 29. Jhrgg. Nr. 97 Okt. 2006 S. 127 ff.
- Vom „Silberboten“ zum Brief 2000 – 725 Jahre Stadt Ratingen – herausgegeben von den Briefmarkenfreunden Ratingens 1962 e. V. einschließlich Ausstellung am 8. 9. 2001 im Foyer des Rathauses und im Museum der Stadt Ratingen
- Der Ratinger Silberbote, Städtische Dienstleistungskultur im ausgehenden Mittelalter, Ratinger Forum 2007 S.73 ff.
- „Ratinger Blitz Brief“ in Merkur-Briefe Zeitschrift d. Studiengruppe Moderne Privatpost i. d. Arge Privatpost – Merkur Abteilung II „Die abgeschlossene Anstalt“ Nr. 5 2. Jahrgang Dezember 2001 S. 163/67
- „Franz Wisinger Gastwirth und Postexpeditor dazu“ in Ratinger Forum, Heft Nr. 9 2005 S. 157 ff.

44) Zitiert nach: **Schmidt, Charles** „Le Grand – Duché de Berg – Das Großherzogtum Berg 1806 - 1813“ – Eine Studie zur französischen Vorkriegsphase in Deutschland unter Napoleon I. – übersetzt von **Kellermann, Lothar**, Neustadt/Aisch 1999 S.467

- „Tabellarische Übersicht über Schließung und Umwidmung Ratinger Postfilialen 1.1.1997 bis 10.4.2006“ in Rundbrief der Bundesarbeitsgemeinschaft Philatelistische Postgeschichte in Nordrhein – Westfalen (im BdPh. e. V.) e. V. 29. Jhrgg. Nr. 96 Juli 2006 S. 102
- „Handbuch und Katalog Absenderfreistempel 20. Jahrhundert Ratinger Behörden, Industrie- und Handelsunternehmen sowie Freie Berufe“ ca. 340 Seiten ca. 2.600 Abbildungen ISBN 3-9334-4575-0 vorgestellt auf der „Internationale Briefmarken-Börse Sindelfingen“ anlässlich des dortigen Beitrages „Postgeschichte – live in Sindelfingen“
- „Dumeklemmer Post aus Ratingen“ Beitrag über die Verwendung von R- und V-Zetteln in Ratingen, Ausstellung „R- und V-Zettel im Wandel der Zeiten“ aus Anlass des 50. Jahrestages der Arge „R+V – Zettel e.V. im BdPh e.V. Oktober 1999 in Suhl
- R-Zettel „4032 Lintorf b. Ratingen“ in Berichte der „Arbeitsgemeinschaft ‚R+V-Zettel‘ e. V.“ im Bund Deutscher Philatelisten e. V. (BdPh e. V.) Nr. 150, August 2004 (2) S. 2733
- Kleine Reminiszenz an Eggerscheidter Postgeschichte in „vor Ort“ Zeitschrift für Hösel und Eggerscheidt, Dezember 2006, Januar/Februar 2007 S. 50/51

Dr. Friedrich Ahrens



Druckerei Preuß GmbH

Siemensstraße 12
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/9267-0
Fax 02102/926720
info@preussdruck.de
www.preussdruck.de

■ BayWa | Baustoffe

www.BayWa.de

Erst schauen, dann bauen!



Informative Ausstellungen:

Bauen, Renovieren & Modernisieren. Baustoffe vom Keller bis zum Dach.

**BayWa AG
Baustoffe**
Siemensstr. 33
40885 Ratingen
Tel. (0 21 02) 93 69-0
Fax (0 21 02) 93 69-25

Öffnungszeiten
Mo – Fr 7.00 – 17.00 Uhr
Samstag 8.00 – 12.00 Uhr

BayWa

Ihr Partner vom Fach

125 Jahre voller Energie

Durch die Geschichte von Balcke-Dürr

Mit einem Einkammer-Wasserrohrkessel fing alles an

Der „Röhrenkessel bewährtester patentierter Construction mit vollständig getrennter Wasser- und Dampfcirculation, ganz in Schmiedeeisen, ohne Dichtungsmaterial“, war eine Erfindung von Gustav Dürr. Die praktische Erfahrung des



Gustav Dürr
(1853 - 1908)

Ingenieurs Gustav Dürr führte dazu, dass er für die Dampferzeugung die Vorzüge eines Röhrenkessels mit denen eines Großwasserraumkessels vereinigte. Damit war dem Einkammer-Röhrenkessel der Weg zum Erfolg geebnet, der als Dürr-Kessel bekannt geworden ist. Er wurde durch mehrere deutsche und ausländische Patente unter Schutz gestellt.¹⁾

Um seine Patente praktisch auszunutzen, gründete der Ingenieur Gustav Dürr im Jahre 1883 zusammen mit seinem Bruder, dem Kaufmann Walther Dürr, die „Düsseldorf-Ratinger Röhrenkesselfabrik Dürr & Co.“ mit Sitz in Ratingen.²⁾ Genaue Angaben über den Tag der Eintragung der Offenen Handelsgesellschaft ins Handelsregister liegen nicht mehr vor, doch dürfte der 10. September 1883 als Gründungstag gelten.³⁾ Somit hat die Geschichte von Balcke-Dürr vor 125 Jahren genau an

dem Standort angefangen, wo auch heute noch die Hauptverwaltung und eine Produktionsstätte des Werkes ist, direkt neben den Gleisen der S-Bahn-Strecke zwischen Düsseldorf und Essen gelegen.

Nach den Unterlagen des Ratinger Amtsgerichts erwarb Dürr für seine Fabrik ein Grundstück mitsamt Gebäuden von der Firma E. Meyer & Co. Kommanditgesellschaft. Hier hatte die Firma Zwielerin & Co. bis dahin eine Fabrik für Giebereiswässer betrieben.⁴⁾

Nach zwei Jahren schied Walther Dürr aus. An seiner Stelle übernahm Heinrich Conrad die kaufmännische Leitung. Die wesentlich leichtere und elastischere Konstruktion des Dürr-Kessels war den bisher gebräuchlichen Wasserrohrkesseln weit voraus. So brachte die zunächst ausschließlich betriebene Herstellung von Einkammer-Wasserrohrkesselanlagen nach dem System Dürr dem jungen Werk einen erstaunlich schnellen Aufstieg. Am Ende des ersten Betriebsjahres hatte man drei Kessel mit einer Gesamtfläche von 145 Quadratmetern verkauft.⁵⁾ Hatte man 1884 achtzehn Kessel mit 976 Quadratmetern Heizfläche hergestellt, so stei-

gerte sich die Produktion ständig und betrug 1889 insgesamt 180 Kessel mit einer Heizfläche von 20.805 Quadratmetern. Zwischen 1884 und 1889 wurden jährliche Steigerungsraten im Auftragseingang – bezogen auf die bestellte Heizfläche – von 38 bis 164 Prozent erzielt.⁶⁾

- 1) Felix Loch, Dürrwerke 1883 – 1948, Erinnerungsblätter von Felix Loch, Linthof, 1948, S. 5.
- 2) Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 6.
- 3) Felix Loch, 1948, S. 5.
- 4) Bolenz, van der Locht, Münster-Schröer, Schulz-Hönerlage, Tapken, Wörner, Ratingen – Geschichte 1780 bis 1975, Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Essen, 2000, S. 94, siehe auch: Felix Loch, 1948, S.5, Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1958, S. 8.
- 5) Felix Loch, 1948, S. 5; Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1958, S. 8.
- 6) Dieter Sieckmeyer, Feierstunde zum 100-jährigen Firmenjubiläum der Balcke-Dürr AG: Geschichte des größten Ratinger Unternehmens ein Spiegelbild der Zeit, Nach der Talsohle konnten im letzten Jahr wieder Gewinne erzielt werden, Rheinische Post, 8.9.1983; Felix Loch, 1948, S.5.



Die „Düsseldorf-Ratinger Röhrengesellschaft, vormals Dürr & Co.“ am Ratinger Ostbahnhof im Jahre 1891

Schon 1890 war die Belegschaftsgröße auf 270 Mann angewachsen, und die Fabrik war zu diesem Zeitpunkt das größte Werk der Stadt Ratingen. Darum beschloss man, die offene Handelsgesellschaft in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, was laut notarieller Urkunde am 26. Mai 1889 geschah. Das Aktienkapital betrug 1.020.000 Mark. Davon brachten Gustav Dürr und Heinrich Conrad je 498.000 Mark an Sachwerten und je 6.000 Mark bar ein. Die Aktiengesellschaft erhielt den Namen „Düsseldorfer-Ratinger Röhrengesellschaft vormals Dürr & Co.“. Gustav Dürr und Heinrich Conrad bildeten den ersten Vorstand der neuen Aktiengesellschaft.⁷⁾ Dürr blieb bis zu seinem Tod technischer Leiter des Werkes, während Conrad im Jahre 1894 ausschied und an seine Stelle Arnold Grabhorn die kaufmännische Leitung übernahm.⁸⁾

1894 gelang es Gustav Dürr, den von ihm entwickelten Einkammer-Schiffskessel bei der Kaiserlichen Marine einzuführen. Dieser große Erfolg verleitete Dürr aber dazu, den Bau einer zweiten Fabrik zur Herstellung von Schiffskesseln zu betreiben, statt das Ratinger Werk zu erweitern. Mit einem Kostenaufwand von 350.000 Mark wurde diese Zweitfabrik auf dem Düsseldorfer Hafengelände innerhalb von sechs Monaten erstellt.⁹⁾

Damals stellte der Verkauf von 206 Dürr-Kesseln mit einer Gesamtheizfläche von 20.420 Quadratmetern einen Höhepunkt der Entwicklung dar. Aus dem neu errichteten Werk in Düsseldorf erhielt allein die Kaiserliche Marine in den Jahren 1894 bis 1904 nicht weniger als 125 Dürr-Schiffskessel, u.a. für die großen Kreuzer „York“, „Prinz Heinrich“, Prinz Adalbert“, „Friedrich Carl“ und „Roon“. Selbst aus dem technisch hoch entwickelten England bestellte 1901 die englische Kriegsmarine 37 Dürr-Schiffskessel für drei große Kreuzer und Linienschiffe. Auch die Rheinschiffahrtsgesellschaften wurden gute Kunden. Zur Zeit der großen Industrie- und Gewerbeausstellung im Jahre 1902 stand die Firma mit dem Dürr-Einkammerkessel auf der Höhe des Erfolges.¹⁰⁾

Die Berechnung von Kesselanlagen geschah in jenen Jahren rein

empirisch. Einige Faustformeln genühten. Indessen richtete Dürr auf Anregung des Marineamtes eine nach dem damaligen Stand der Dampfkesseltechnik gut ausgestattete Versuchsanstalt ein. Bemerkenswert waren die Wasserumlaufversuche des Jahres 1899, die Professor Gutermuth von der Technischen Hochschule Darmstadt vornahm. Es waren die ersten Wasserumlaufversuche überhaupt.¹¹⁾

Trotz der beachtlichen technischen Fortschritte gingen im Jahre 1905 die Aufträge der Kaiserlichen Marine auf Dürr-Schiffskessel zu Ende.¹²⁾ Das System musste dem Schulz-Thornycroft-Kessel - einer leichteren Bauart - weichen.¹³⁾ Damit war die Blütezeit des Schiffskesselbaus bei Dürr vorbei. Sie hatte zehn Jahre gedauert. Das Düsseldorfer Werk musste stillgelegt werden. Die Haupthalle wurde abgebrochen und in Ratingen aufgestellt. Für die Verlegung der Halle nebst den maschinellen Einrichtungen von Düsseldorf nach Ratingen bewilligte der Aufsichtsrat nicht weniger als 493.000 Mark.¹⁴⁾ Infolge des Rückgangs der Aufträge ging es mit dem Unternehmen schnell abwärts. Unterdessen war auch die Nachfrage nach Dürr-Landdampfkesseln immer mehr zurückgegangen. Das Fehlen einer systematischen Speisewasserpflge führte durch Kesselsteinbildung zum häufigen



Der Oberingenieur und Prokurist **Felix Loch** war von 1909 bis zu seinem Tod im Jahre 1947 technischer Leiter der Dürr-Werke

Durchbrennen der Siederöhre. Die klare und ehrliche Erkenntnis der Tatsache, dass das Dürr-Kessel-System trotz der Bewährung in mehr als 2.200 Anlagen dem weiteren Fortschritt der Technik nicht mehr länger gewachsen war, veranlasste daher Gustav Dürr, die Herstellung des Einkammerkessels als Landdampfkessel aufzugeben. Er schloss wenige Monate vor seinem Tod einen Lizenzvertrag mit der Firma Garbe, Hanemann & Co. auf die Herstellung geradrohriger Steilrohrkessel ab und erwarb das Ausführungsrecht auf den „Garbekessel“.¹⁵⁾

Die Fertigstellung der ersten Garbekesselanlage im Jahre 1908 hat Gustav Dürr nicht mehr erlebt. Er starb am 14. Februar 1908.¹⁶⁾ Nach dem Tod von Gustav Dürr übertrug der Aufsichtsrat die alleinige Leitung des Werkes dem kaufmännischen Direktor Arnold Grabhorn. Als Gustav Dürr starb, fehlte der Techniker, und das wirkte sich aus. Das Werk „war nicht mehr viel wert“¹⁷⁾, und man dachte sogar an die Auflösung des Betriebes.

Doch am 1. August 1909 übernahm Felix Loch als Oberingenieur und Prokurist die technische Leitung des Werkes. Damit stieg wieder der wirtschaftliche Erfolg, den der Erste Weltkrieg nicht hemmen konnte.¹⁸⁾ Da die Zeit des Dürrkes-

7) Felix Loch, 1948, S. 6.

8) ebd. S. 8.

9) ebd.

10) ebd.

11) Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 9.

12) Felix Loch, 1948, S.10; siehe auch: Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1948, S. 20.

13) Felix Loch, 1948, S. 10; siehe auch: Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 11.

14) Felix Loch, 1948, S. 12f.

15) ebd. S.11; siehe auch: Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 11.

16) Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 11.

17) Bankdirektor Wenz, zitiert nach: „Aus der Unruhe wächst der Fortschritt“, Feierstunde zum 75-jährigen Bestehen der Dürr-Werke, Rheinische Post, 13.9.1958, Verfasser unbekannt.

18) 75 Jahre Dürr-Werke Ratingen, Mit drei Kesseln im Jahr fing es an – heute Dürr-Kessel in aller Welt, Rheinische Post, 10.9.1958, Verfasser unbekannt; siehe auch: Felix Loch, 1948, S. 13.



Ab November 1924 lautete
der neue Firmennamen
„Dürrwerke Aktiengesellschaft“

sels zu Ende ging, wandte man sich ganz dem Garbekessel zu, und zwar vorzugsweise dem Viertrommel-Garbekessel. Der Vorsprung, den die beiden anderen Garbekessel bauenden deutschen Kesselfirmen hatten, wurde bald eingeholt und in wenigen Jahren erheblich überschritten.¹⁹⁾

Bald folgte der Auftrag des bis dahin größten Dampferzeugers in Deutschland, der RWE, für das Kraftwerk Reisholz, mit einem Kraftkessel von 1.000 Quadratmetern Heizfläche und 12 atü.²⁰⁾ Das Geschäft ging zwölf Jahre lang - bis zur Inflation im Jahre 1923 - unaufhaltsam aufwärts. Die Fabrikanlagen mussten erneuert werden, die technischen Einrichtungen wurden modernisiert.²¹⁾

Am 1. August 1914 brach der Weltkrieg aus. In den ersten Kriegsmonaten blieben die Aufträge aus, die Beschäftigung ließ merklich nach. Doch schon im Winter 1914 machte sich eine Wiederbelebung bemerkbar. Insbesondere war es die chemische Großindustrie, welche gewaltige Neuanlagen erstellte und ihre alten Werkstätten ausbaute. Bald erwiesen sich auch die Hallen der Kesselfabrik als zu klein, es wurden Erweiterungsbauten und Neubauten durchgeführt.²²⁾

Am 1. Januar 1919 war der Auftragsbestand auf 135 Garbekessel gestiegen. Er hatte damit den bis dahin höchsten Stand in der deutschen Kesselindustrie erreicht. Nach dem Krieg zeichnete sich die kommende Inflation durch eine zwangsläufige Erhöhung des Aktienkapitals ab. Am 18. Februar 1920 beschloss der Aufsichtsrat, das Aktienkapital von 1.500.000

Stammaktien auf 3.000.000 Mark zu erhöhen. Das Jahr 1922 war gekennzeichnet durch große Schwierigkeiten infolge des schnellen Fortschreitens der Inflation. Streiks und Aussperrungen waren an der Tagesordnung.²³⁾

Das Jahr 1923 war wohl das ereignisreichste der Nachkriegszeit. Gegen den Willen des Vorstandes betrieben die Frankfurter Bankiers, die dem Aufsichtsrat angehörten, eine weitere Erhöhung des Aktienkapitals auf 45.000.000 Mark. Wie falsch diese Verwässerung war, beweist die Tatsache, dass mit dem eingezahlten Geld nicht einmal die Kosten für den Druck der neuen Aktien gedeckt werden konnte. Als es für eine Goldmark eine Billion Papiermark gab, war der Höhepunkt der Geldentwertung erreicht.²⁴⁾

Seit dem 29. November 1924 lautete die Firmenbezeichnung: „Dürrwerke Aktiengesellschaft“.²⁵⁾ Trotz der Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit wurden in den Jahren 1908 bis 1927 insgesamt über 1.200 Garbekessel mit geraden Siederohren in Größen bis 1.000 Quadratmeter Heizfläche je Einheit und für Betriebsdrücke bis 25 atü hergestellt und nach allen Ländern der Erde geliefert.²⁶⁾ Der Übergang zu höheren Drücken bedeutete aber das Aus für den Garbekessel. Zum dritten Mal seit dem Bestehen des Werkes wurde eine neue Bauart aufgenommen. Neben dem Steilrohrkessel mit gebogenen Rohren nahm Dürr die Herstellung von Teilkammerkesseln in das Lieferprogramm auf.

Den ersten Dampferzeuger für einen Betriebsdruck über 100 atü bauten die Dürrwerke im Jahre 1932. Es war dies ein Kessel mit Kohlenstaubfeuerung für die IG Farbenindustrie AG, Ludwigshafen, für eine Dampfleistung von 78 t/h, 117 atü Betriebsdruck und 460° C Überhitzung. Nachdem Dürr 1934 von den Siemens-Schuckertwerken die Lizenz zum Bau von Bensonkesseln erworben hatte, folgten fortgesetzt Aufträge auf Höchstdruck-Dampferzeuger.²⁷⁾ Diese neue Kesseltechnik mit Bensonkesseln und in der Folge Marineaufträge erhöhten den Umsatz gewaltig, so dass die Belegschaft von 149 Beschäftigten im Jahre 1932 auf 578 im Jahre

1936 anstieg. Auch der Bau einer neuen Fabrikhalle anstelle der unbrauchbaren Shedhallen und die Errichtung eines weiteren Konstruktionsbüros sowie ein geräumiger Lichthof konnten 1938 vollendet werden.²⁸⁾

Ohne dass die Öffentlichkeit etwas mitbekam, wechselte die Mehrheit der Dürr-Werke-Aktien 1935 zur „Deutschen Babcock & Wilcox-Dampfkessel-Werke AG“ nach Oberhausen. Eugen Wolff aus Köln, ein geborener Ratinger, besaß mehrere Unternehmen im

19) Felix Loch, 1948, S. 13f.

20) Der Atmosphärenüberdruck gibt an, wie viel Druck über der atmosphärischen Luft liegt.

Man benutzte hierfür früher die gekürzte Bezeichnung „atü“.

at : technische Atmosphäre,
atm : physikalische Atmosphäre
1 at = 0,968 atm = 0,981 bar = 9,81 N/cm² / Luftdruck ≈ 1 at ≈ 1 bar
1910 lag der Betriebsdruck bei ca. 12 atü.

21) Felix Loch, 1948, S.14.

22) ebd. S. 19ff.

23) ebd. S. 26, S. 32.

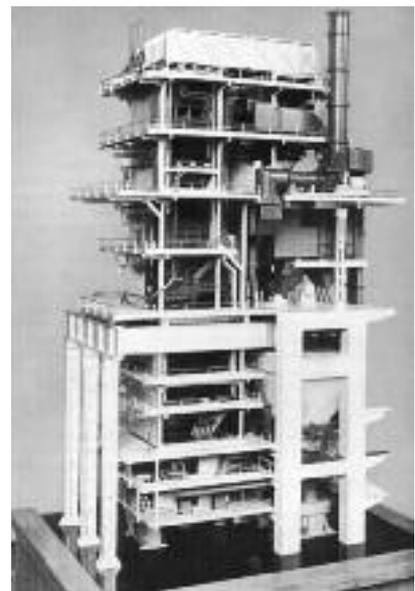
24) ebd. S.32.

25) ebd. S.34.

26) Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 12.

27) Felix Loch, 1948, S. 40; siehe auch: Festschrift, 50 Jahre Dürrwerke Aktiengesellschaft, Ratingen, 1933, S. 15; Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1958, S. 29.

28) Felix Loch, 1948, S. 42.



Modell eines Dürr-Bensonkessels, hergestellt in der Lehrwerkstatt der Dürrwerke, die stets einen hervorragenden Ruf hatte



Hans-Joachim Balcke
(1862 - 1933)

In- und Ausland. Er kam 1927 in den Aufsichtsrat der Dürr-Werke und war 1932 Aufsichtsratsvorsitzender.²⁹⁾ 1935 verkaufte er seine Dürr-Werke-Aktien an die Pensionskasse von Babcock. Dieser Dürr-Konkurrent baute seit 1898 in Oberhausen Kessel. Damit ging die Mehrheit der Dürr-Aktien im Jahre 1935 durch die Vermittlung von Felix Loch aus dem Besitz von Eugen Wolff an die Firma Babcock über. Loch selbst hatte als Leiter der Dürrwerke diese Entscheidung nie bereuen brauchen, doch schreibt er in seinen „Erinnerungsblättern“ damals den heute für uns sehr denkwürdigen Satz: „Es bleibt einer späteren Beurteilung vorbehalten, ob die von mir durchgeführte Transaktion richtig oder falsch war.“³⁰⁾ Babcock betrachtete den Erwerb über Jahrzehnte nur als stille Kapitalanlage. Jahrzehntlang waren die Oberhausener nicht einmal im Aufsichtsrat der Dürr-Werke vertreten.

Die Kesselfabrik blieb von Kriegseinwirkungen 1939 bis 1945 relativ verschont. Doch erst nach der Währungsreform konnten wieder größere Aufträge entgegen genommen werden. Den Wiederaufstieg nach schweren Jahren zu erleben war dem Leiter des Unternehmens, Felix Loch, nicht mehr vergönnt. Er verstarb am 4. Oktober 1947. Damit verloren die Dürr-Werke den Mann, unter dessen nahezu vierzigjähriger Leitung das Werk zu einem Unternehmen von Bedeutung wuchs.³¹⁾

Schon bald wurde die durch den Krieg unterbrochene Entwicklung, mittels Druck- und Temperatursteigerungen und mit immer kleineren Wärmeverbrauchern auskommen, wieder in Angriff genommen. In diese fortschrittliche Entwicklung schaltete sich die Ratinger Kesselfabrik voll ein.³²⁾

Im Jahre 1950 konnte der 50. Benson-Dürrkessel gebaut werden. Zur damaligen Zeit wurde eine neue Entwicklung eingeleitet, und die Dürrwerke erhielten den ersten Kessel, der mit Chrom-Nickel-Stählen auszurüsten war, ausgerichtet für eine Dampftemperatur von 610°C. Diese Temperatur war erstmalig in der Welt und bis dahin höchstens einmal bei kleineren Versuchskesseln zur Anwendung gekommen.³³⁾ Aber nicht nur die Dampftemperaturen, auch die Dampfdrücke nahmen zu. Bis 1950 hatte man Kessel für Druckstärken von 125 atü gebaut. 1952 stiegen die Drücke auf 207 atü für ein Großkraftwerk mit vier Dürr-Bensonkesseln, und 1953 wurde erstmals ein Dampfdruck von 340 atü ermöglicht.

In fast allen Ländern der Erde wurden in Kraftwerken oder anderen Anlagen Dürr-Kessel montiert. Die Konjunktur lief in diesen Jahren auf Hochtouren und brachte es mit sich, die Werkshallen und Verwaltungsgebäude zu vergrößern und die Fabrikeinrichtungen ständig zu verbessern.³⁴⁾

Neben der technischen Entwicklung waren die Dürr-Werke, und später Balcke-Dürr, für ihre sozialen Leistungen weit über die Grenzen Ratingens bekannt. An dieser Stelle können nur die umfangreichen Siedlungs- und sonstige Bauten genannt werden, die zur Verbesserung der Wohnsituation der Werksangehörigen beitrugen. Schon sieben Jahre nach der Werksgründung, im Jahre 1890, wurde ein Drittel des Reingewinns für den Bau von Werkwohnungen an der Oststraße verwandt.³⁵⁾ Weitere Wohnbauten entstanden an der Bahnstraße, Homberger und Dürrstraße, Admiral-Graf-Spee-Straße (heute Poststraße), Talstraße, Industriestraße, Am Waldfriedhof, Eisenhüttenstraße und Am Stadion.³⁶⁾ Zum 75-jährigen Bestehen besaßen die Dürr-Werke für ihre Mitarbeiter 55 Häuser mit 297

Wohnungen.³⁷⁾ Daneben sei noch die im Oktober 1939 eingerichtete Alters- und Unterstützungskasse erwähnt.³⁸⁾

Der Balcke-Kühlturm war ein Motor für die Industrialisierung

Die „Balcke-Dürr AG“, 1972 aus der Dürrwerke Aktiengesellschaft und der Maschinenbau-Aktiengesellschaft Balcke hervorgegangen, ist wie kaum ein anderes Unternehmen mit der Ratinger Wirtschaftsgeschichte verknüpft. Da

29) ebd. S.38, S.41.

30) ebd. S.40.

31) Felix Loch, 1948, S. 47f.

32) Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1958, S. 39.

33) ebd. S. 40.

34) ebd. S. 43.

35) Felix Loch, 1948, S. 8; „Aus der Unruhe wächst der Fortschritt“, Feierstunde zum 75-jährigen Bestehen der Dürr-Werke, Rheinische Post, 13.9.1958, Verfasser unbekannt.

36) Felix Loch, 1948, S. 32; Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1958, S. 101ff; 75 Jahre Dürr-Werke Ratingen, Mit drei Kesseln im Jahr fing es an – Heute Dürr-Kessel in aller Welt, Rheinische Post, 10.9.1958, Verfasser unbekannt.

37) „Aus der Unruhe wächst der Fortschritt“, Feierstunde zum 75-jährigen Bestehen der Dürr-Werke, Rheinische Post, 13.9.1958, Verfasser unbekannt.

38) Felix Loch, 1948, S. 50; Festschrift, 75 Jahre Dampfkesselbau, Dürr-Werke AG, Ratingen, 1958, S. 30; 75 Jahre Dürr-Werke Ratingen, Mit drei Kesseln im Jahr fing es an – heute Dürr-Kessel in aller Welt, Rheinische Post, 10.9.1958, Verfasser unbekannt.



Die ersten Kühltürme von Balcke waren viereckige Turmkonstruktionen aus Holz

die Fusion von Balcke und Dürr erst 1972 stattfand, muss man bis dahin die Entwicklung von beiden Unternehmen getrennt betrachten. Parallel zur Entwicklung der Dürr AG entwickelte sich auch die Gesellschaft Balcke & Co. sehr gut.

Es gibt Ideen, die einfach und genial den Weg für den Fortschritt freimachen.³⁹⁾ Eine solche Idee hatte 1894 der Bochumer Ingenieur Hans-Joachim Balcke mit der Entwicklung des Naturzug-Kühlturms, einem Meilenstein in der Rückkühltechnik. Balckes „Kaminkühler“ war nicht nur energie- und wassersparender, sondern auch deutlich leistungsfähiger als andere Systeme. Am 1. Oktober 1894 gründete der Ingenieur H.J. Balcke, zusammen mit seinem Schwager, dem Kaufmann Otto Kleinschmidt, das Ingenieurbüro „Balcke & Co.“ in Bochum.⁴⁰⁾ Zum Stand der Technik zählten damals sogenannte offene Gradierwerke, eingesetzt zur Rückkühlung von Industrieabwässern. Mit der Erfindung des Kaminkühlers durch Balcke wurde eine wesentliche Voraussetzung für die industrielle Entwicklung geschaffen.⁴¹⁾ Durch den natürlichen Auftrieb von leichter warmer Luft im Kamin wird fortwährend schwere kalte Luft von außen durch Öffnungen in den Seitenwänden angesaugt bzw. nachgedrückt. Sie steigt nach oben im Gegenstrom an verrieseltem Wasser vorbei und kühlt dieses ab. Der Kaminkühler „Prinzip Balcke“, zunächst eine schornsteinähnliche, viereckige Turmkonstruktion aus Holz, hatte die Aufgabe, erwärmtes Wasser aus Dampfprozessen abzukühlen. Die Idee, nach der diese „Schwerkraftmaschine“ ohne Ventilatoren funktionierte, war einfach, aber effizient.⁴²⁾

Die ersten Kühltürme sahen noch aus wie Glockentürme. Den ersten Kaminkühler mit 12 m Höhe und 36 Kubikmetern pro Stunde Wasserdurchsatz, lieferte Balcke an die Nürnberger Firma Schuckert & Co. Er stand dort im direkten Vergleich mit einem damals üblichen Gradierwerk. Die Ergebnisse beider Apparate „fielen sehr zu Gunsten des Kaminkühlers aus“, wie Hans-Joachim Balcke damals schrieb.⁴³⁾ Schon kurze Zeit später wurde der erste Ka-

minkühler des Ruhrgebiets in der Zeche Graf Schwerin aufgestellt.⁴⁴⁾

Die Industrie hatte auf diese Erfindung geradezu gewartet. Die stürmisch einsetzende Industrialisierung in Deutschland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte zu einem enormen Bedarf an elektrischer Energie. Immer mehr und immer größere Kraftwerke mussten gebaut werden. Der Balcke-Kaminkühler hatte den entscheidenden Vorteil, dass er unbeeinflusst von der Windgeschwindigkeit kühlte. Darüber hinaus machte er die Kraftwerke unabhängig von der Frischwasserversorgung. Seine Kühlleistung hing vor allem von seiner Größe ab, was den Weg zu Kraftwerken mit hoher Leistung ebnete.⁴⁵⁾

Das Ingenieurbüro Balcke befasste sich allerdings nicht nur mit dem Kaminkühler, sondern entwickelte auch das komplette „kalte Ende“ von Dampfkraftwerken, zu dem die Kondensatoren mit Hilfseinrichtungen, die Kühlwasserpumpen und die Rohrleitungen gehörten.⁴⁶⁾ Außer den Kühltürmen wurden anfangs von entsprechenden Fachfirmen die dazugehörigen Komponenten hinzugeliefert, bis bereits 1896 die Pumpenfabrik „Bettinger und Balcke“ in Frankenthal in der Pfalz gegründet wurde, um auch eigene Pumpenkonstruktionen anbieten zu können. Die Produkte fanden internationale Anerkennung in allen Industriezweigen, besonders aber



Naturzug-Nasskühltürme von heute sind Stahlbetonriesen bis zu einer Höhe von 200 Metern. Damit sind sie höher als der Kölner Dom

im Kraftwerksbau, der Chemie und im Schiffsbau.⁴⁷⁾

Durch die rasante Entwicklung musste neben der personalen Erweiterung ein Büroneubau in Angriff genommen werden, der 1899 auf dem Grundstück Marienplatz in Bochum fertiggestellt wurde.⁴⁸⁾ Nach Zerstörung im Zweiten Weltkrieg erfolgte der Wiederaufbau in

39) Dieter Sieckmeyer, Feierstunde zum 100-jährigen Firmenjubiläum der Balcke-Dürr AG: Geschichte des größten Ratinger Unternehmens ein Spiegelbild der Zeit, Nach der Talsohle konnten im letzten Jahr wieder Gewinne erzielt werden, Rheinische Post, 8.9.1983; Alexander Popp, Am Anfang war eine geniale Idee, Balcke-Dürr: Der Weg in den Fortschritt, Westdeutsche Zeitung (WZ), 17.3.1995.

40) Hans Tischert, Stätten deutscher Arbeit, Maschinenbau-Aktiengesellschaft Balcke, Bochum, Dilsberg u.d. Neckar, 1964, S.57; 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, der Balcke-Kühlturm war ein Motor der Industrialisierung, Neue Technik für saubere Umwelt, Den Weltmarkt im Blick, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994; Herbert Henning, Die Geschichte der Firma Balcke, Vom Ingenieur-Büro Balcke und Co. zum Global Player Balcke-Dürr GmbH, – vom Gradierwerk zum Großkühlturm, 2004, S. 19.

41) Herbert Henning, Die Geschichte der Firma Balcke, Vom Ingenieur-Büro Balcke und Co. zum Global Player Balcke-Dürr GmbH, – vom Gradierwerk zum Großkühlturm, 2004, S. 19.; siehe auch: Hans Tischert, Stätten deutscher Arbeit, Maschinenbau-Aktiengesellschaft Balcke, 1964, S.58.

42) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Der Balcke-Kühlturm war ein Motor der Industrialisierung, Neue Technik für saubere Umwelt, Den Weltmarkt im Blick, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994; Franz Specks, Der Kühlturm wird 100, Der Ingenieur nutzte den Luftzug, Rheinische Post, 17.9.1994.

43) ebd.

44) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Der Balcke-Kühlturm war ein Motor der Industrialisierung, Neue Technik für saubere Umwelt, Den Weltmarkt im Blick, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994.

45) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Der Balcke-Kühlturm war ein Motor der Industrialisierung, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994; Franz Specks, Der Kühlturm wird 100, Der Ingenieur nutzte den Luftzug, Rheinische Post, 17.9.1994

46) Herbert Henning, Die Geschichte der Firma Balcke, Vom Ingenieur-Büro Balcke und Co. zum Global Player Balcke-Dürr GmbH, – vom Gradierwerk zum Großkühlturm, 2004, S. 19.

47) Hans Tischert, 1964, S.8.

48) Herbert Henning, 2004, S. 21.

den Jahren 1949/50 und blieb der Stammsitz bis zum Umzug nach Ratingen im Jahre 1978.

Schon bald trat der Balcke-Kühlturm seinen rasanten internationalen Siegeszug an. In einem Spezialkatalog aus dem Jahre 1905 wurde stolz verkündet: „Es befinden sich viele Apparate in aller Herren Länder in Betrieb, und sie haben sich in den Tropen ebenso gut bewährt wie in den kalten Gegenden des nördlichen Russlands.“⁴⁹⁾

Das Frankenthaler Werk wurde im Jahre 1905 mit dem Stammhaus in Bochum zur „Maschinenbau Aktiengesellschaft Balcke“ (MAG-Balcke) vereinigt.⁵⁰⁾ Nach anfänglicher Beteiligung an der Firma „Gustav Moll und Co.“ in Neubeckum im Jahr 1911, wurde die „MAG Balcke“ im Jahre 1918 Alleinhaber. Im gleichen Jahr betrug der Gesamtumsatz der MAG Balcke 14 Millionen Mark bei 1.100 Mitarbeitern.⁵¹⁾ Ab Anfang der 20er-Jahre wurden im Werk Neubeckum Verdampferanlagen, Entgaser, Hoch- und Niederdruckvorwärmer gefertigt, so dass mit dem Apparatebau neben dem Kühlturmbau ein zweites Arbeitsgebiet aufgebaut wurde. Der Kühlturmbau blieb aber weiterhin das Hauptgeschäft. Darum wurde ein Kaminkühler-Symbol das Marken- und Firmenzeichen der MAG Balcke. In den 30er-Jahren sprach man von einem „Balcke“, insbesondere auf dem Balkan, wenn von einem Kühlturm die Rede war.⁵²⁾ Für seine Verdienste um die Entwicklung der Rückkühltechnik wurde Hans-Joachim Balcke am 31.1.1929 die Ehrendoktorwürde der TH Aachen verliehen.⁵³⁾

Bis 1925 waren mehr als 6.000 Kühltürme verkauft, 1969 standen weltweit 30.000 Rückkühlanlagen auf der Balcke-Referenzliste.⁵⁴⁾ Am Anfang dieser Entwicklung stand der Kaminkühler von Hans-Joachim Balcke. Nach seinem Prinzip funktionieren Naturzug-Kühltürme noch heute. Mit der Zeit haben sich die Kühltürme allerdings in jeglicher Hinsicht stark verändert. Den reich verzierten, hölzernen „Glockenturm“ der Anfangsjahre würde man mit den fast 200 Meter hohen Betonröhren von heute kaum in Verbindung bringen. Die ursprünglich rechteckige Form des Kühlturms wich schon sehr



Das Betriebsgelände der Balcke-Dürr AG in den 1970er-Jahren. Vorne links in den Hochhäusern befand sich die Hauptverwaltung. Verwaltung und Konstruktionsbüros der alten Dürrwerke AG waren bis in die 1950er-Jahre in dem daneben liegenden weißen Gebäude untergebracht

schnell der Kreisform. Diese erwies sich aufgrund der überall gleichlangen Luftwege als optimal.⁵⁵⁾ Außerdem haben moderne Kühltürme keine ein- oder zweiseitigen Öffnungen mehr, sondern sie sind im unteren Bereich rundum geöffnet und stehen auf dünnen Stelzen, damit die Kühlluft von allen Seiten gleichmäßig eindringen kann. Die Stahlbetonriesen haben eine Schale, die lediglich 30 Zentimeter dick ist, bei einer Höhe von bis zu 200 Metern. In Relation zu ihrem Durchmesser ist die Betonhaut der gigantischen Röhren dünner als eine Eierschale. Die Entwicklung der Kühltürme wurde vor allem durch die ständige Zunahme der Kühlleistung beeinflusst. Balckes erster Turm ließ einen Kühlwasserdurchsatz von 36 Kubikmetern pro Stunde zu. Schon zehn Jahre später wurden Anlagen mit 1.500 Kubikmetern pro Stunde gebaut. Bei den heutigen Naturzug-Kühltürmen sind Wassermengen von über 200.000 Kubikmetern keine Seltenheit.⁵⁶⁾

Das neue Verwaltungsgebäude am Marienplatz in Bochum wurde nach Zerstörung in den Jahren 1943 bis 1945 im Jahre 1949/50 wieder bezogen. Neue Werkshallen, ausgerüstet mit einem modernen Maschinenpark, entstanden in Bochum-Hamme, Neubeckum und Frankenthal.

Großkraftwerke, insbesondere an Rhein und Ruhr, wurden in den 50er- und 60er-Jahren gebaut.⁵⁷⁾

1972, dem Jahr der Fusion mit den Dürrwerken, hatte Balcke ca. 1.500 Mitarbeiter. Das Rumpffjahr endete am 30.9.1972 mit einem Umsatz von 80 Millionen DM. 18 Vertretungen in Europa und zwei Lizenznehmer in Südamerika waren im Einsatz.⁵⁸⁾

Die Dürrwerke AG und die MAG Balcke – Eine ideale Ergänzung

Zum 1.10.1972 fusionierten die MAG Balcke und die Dürrwerke

49) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Der Balcke-Kühlturm war ein Motor der Industrialisierung, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994.

50) Hans Tischert, 1964, S.8; Herbert Henning, 2004, S. 21.

51) Herbert Henning, 2004, S.24.

52) ebd.

53) ebd. S.26.

54) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994.

55) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994; Franz Specks, Der Kühlturm wird 100, Der Ingenieur nutzte den Luftzug, Rheinische Post, 17.9.1994.

56) Herbert Henning, 2004, S.95; 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994.

57) Herbert Henning, 2004, S.26.

58) ebd. S. 29.

AG in Ratingen.⁵⁹⁾ Der Bochumer Maschinenbauer MAG Balcke war eine ideale Ergänzung für die Dürr-Werke. „Dürr erzeugte den Dampf, der trieb den Turbogenerator, dahinter kam der Balcke-Kühlturm, der den Dampf als Wasser wieder zum Kessel bringt“.⁶⁰⁾ Seitdem hatte Balcke-Dürr für einen Kraftwerksbau einen erheblichen Anteil der Gesamtanlage anzubieten.

Das neue Unternehmen „Balcke-Dürr AG“ (BDAG) mit Sitz in Ratingen startete mit einem Aktienkapital von 22 Millionen DM und ca. 2.600 Mitarbeitern.⁶¹⁾ Gleich zu Beginn wurde der Nutzen der Fusion durch einen spektakulären Auftrag deutlich. Für die Hochtemperatur-Kernkraftwerke Hamm konnte der größte Trockenkühler der Welt mit einem aluminiumverkleideten Seilnetzmantel gebaut werden.⁶²⁾ Von der neuen Fusion profitierten beide Firmen – die Dürrwerke AG ebenso wie die MAG Balcke – gleichermaßen: Die Produkte Nasskühlung, Apparatebau und Kesselbau bildeten eine Produktergänzung; für den Bereich „Trockenkühlung“ ergänzten sich die Erfahrungen der Dürrwerke in der Rippenrohr- und Bündelfertigung mit den Erfahrungen der MAG Balcke zum Bau maschineller Einrichtungen und insbesondere von Naturzugkühltürmen und deren Auslegung in beinahe idealer Weise.⁶³⁾ Im Geschäftsjahr 1974/75 erreichte die Balcke-Dürr AG mit 2.723 Mitarbeitern die höchste Beschäftigungszahl ihrer damaligen Firmengeschichte.⁶⁴⁾

Im Geschäftsjahr 1975/76 betrug der Umsatz von Balcke-Dürr 331 Millionen DM.⁶⁵⁾ Ein Jahr später begann eine schwierige Zeit. Durch den geringen Zuwachs beim Stromverbrauch und die langwierigen Genehmigungsverfahren, unter anderem bei Kernkraftwerken, blieben Aufträge aus. Im Jahre 1979/80 wurde mit einem Umsatz von 242 Millionen Mark ein Tiefpunkt erreicht. Doch zu diesem Zeitpunkt deutete der hohe Auftragseingang bereits auf eine Besserung der Wirtschaftslage hin. Allein 294 Millionen Mark machte der damals größte Auftragseingang für den Kesselbau in der Geschichte des Unternehmens aus. Im Nasskühler-Bereich ist der Auftrag für einen Kühlturm des Modellkraftwerkes Völklingen

hervorzuheben.⁶⁶⁾ So entwickelte Balcke-Dürr Anfang der 80er-Jahre den Kühlturm mit Rauchgaseinleitung, der in Kraftwerken auch die Aufgabe des Schornsteins mit übernimmt. Dieser wurde erstmals 1982 im Modellkraftwerk Völklingen eingesetzt.⁶⁷⁾

Zum 100-jährigen Jubiläum 1983 konnten die Bereiche Apparatebau und Rückkühltechnik Rekord-Aufträge verbuchen. Der Apparatebau hatte seinen bisher größten Auftrag erhalten: Es waren die Vorwärmer für ein Kraftwerk in der Republik Südafrika. Für das gleiche Kraftwerk wurden Trockenkühltürme bestellt, die weltweit größten der Rückkühltechnik.⁶⁸⁾ Am 30. Juni 1983 waren bei Balcke-Dürr 2.144 Mitarbeiter beschäftigt; davon 1.095 in der Fertigung und auf Baustellen, 883 in den technischen und kaufmännischen Büros sowie 166 Auszubildende. Der Auftragsbestand lag bei über 1,25 Milliarden DM.⁶⁹⁾

Den Balcke-Dürr-Werken ging es gut. Doch dann wurde 1990 der Kesselbau von Ratingen nach Babcock in Oberhausen verlagert. Dass die mächtige Oberhausener Kesselbau-Konkurrenz Babcock schon seit 1935 über 50 Prozent der Anteile des Ratinger Unternehmens besaß, dürfte bis zu diesem Zeitpunkt selbst vielen Dürr-Werkern nicht so recht bewusst gewesen sein.⁷⁰⁾

Hatte Babcock den Erwerb über Jahrzehnte als stille Kapitalanlage betrachtet, so änderte sich das ab 1990. Zu diesem Zeitpunkt gehörte das Unternehmen Balcke, Spezialist für Kühltürme, bereits seit

18 Jahren zum Ratinger Werk. Und nun, 1990, blieb in Ratingen nur noch das, was mit Balcke zugewachsen war. Das traditionelle Dürr-Geschäft hingegen, den Kes-

59) ebd. S. 13.

60) Fritz-Klaus Grothe, zitiert nach: Peter Hardt, Vor 115 Jahren begann am Ostbahnhof die Geschichte von Balcke-Dürr, Mit Volldampf durch ein Jahrhundert, Rheinische Post, 7.11.1998.

61) Herbert Henning, 2004, S.29.

62) Herbert Henning, 2004, S.104; Dieter Sieckmeyer, Feierstunde zum 100-jährigen Firmenjubiläum der Balcke-Dürr AG: Geschichte des größten Ratinger Unternehmens ein Spiegelbild der Zeit, Nach der Talsohle konnten im letzten Jahr wieder Gewinne erzielt werden, Rheinische Post, 8.9.1983.

63) Herbert Henning, 2004, S.29.

64) Dieter Sieckmeyer, Feierstunde zum 100-jährigen Firmenjubiläum der Balcke-Dürr AG, Rheinische Post, 8.9.1983.

65) Herbert Henning, 2004, S.31.

66) Dieter Sieckmeyer, Feierstunde zum 100-jährigen Firmenjubiläum der Balcke-Dürr AG, Rheinische Post, 8.9.1983.

67) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994.

68) 100 Jahre Balcke-Dürr, 1883 – 1983, Entwurf der nicht veröffentlichten Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Firma Balcke-Dürr, 1983, S.52; siehe auch: Herbert Henning, 2004, S.107.

69) 100 Jahre Balcke-Dürr, 1883 – 1983, Entwurf der nicht veröffentlichten Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Firma Balcke-Dürr, 1983, S.52.

70) Peter Hardt, Vor 115 Jahren begann am Ostbahnhof die Geschichte von Balcke-Dürr, Mit Volldampf durch ein Jahrhundert, Rheinische Post, 7.11.1998; Peter Hardt, Mit der Fusion geht Balcke-Dürr als ein großer Name unter, Von der Welt-Firma bleibt nur noch ein Rest erhalten, Rheinische Post, 30.5.2001.



Das neue Verwaltungsgebäude der Balcke-Dürr GmbH und der SPX Cooling Technologies am alten Standort, aber mit neuer Adresse: Ernst-Dietrich-Platz 2

selbau, verlagerte die schon damals notleidende Firma Babcock nach Oberhausen. 400 Millionen Mark Umsatz machte man in Ratingen mit 1.200 Mitarbeitern. Davon holte sich Babcock 130 Arbeitsplätze und ein Drittel des Umsatzes nach Oberhausen. Die Situation war die gleiche wie acht Jahre später: Nicht Balcke-Dürr, sondern Babcock hatte die Schwierigkeiten.⁷¹⁾

Aus dem Balcke-Rest entwickelte sich dann ab 1990 eine „neue“ Balcke-Dürr mit Tochterfirmen. Im Geschäftsjahr 1996/97 erreichte der Umsatz zwei Milliarden Mark.⁷²⁾ Diese Expansion der „Balcke-Dürr AG“ sowie der Gruppe „Deutsche Babcock“ insgesamt, machte eine Umorganisation erforderlich.⁷³⁾ In Verbindung mit entsprechendem Börsengang wurde im Jahr 1991/92 die „BDAG“ (Balcke-Dürr AG) als Zwischenholding innerhalb des Deutschen Babcock-Konzerns eingerichtet. Sie wurde Dachgesellschaft der Firmengruppen „Krantz-TKT, WABAG, Balcke-Dürr“ und der Oberflächentechnik.⁷⁴⁾

Von 1991 bis 1994 hatte sich das Ratinger Balcke-Dürr Unternehmen von einem Kraftwerk-Spezialisten zu einer weltweit operierenden Unternehmensgruppe mit mehr als verdreifachtem Geschäftsvolumen und fünf Geschäftsbereichen entwickelt: Energietechnik, Gebäudetechnik, Wassertechnik, Verfahrenstechnik und Oberflächentechnik.⁷⁵⁾ Bis Mitte der 90er-Jahre galt die BDAG-Gruppe innerhalb des Babcock-Konzerns als die „Perle“, bezogen auf die Gesamtstrategie, unternehmerische Entscheidungen, Globalisierung und vor allem den wirtschaftlichen Erfolg. Im Geschäftsjahr 1996/97 betrug der Auftragseingang ca. zwei Milliarden DM. Beschäftigt wurden ca. 5.200 Mitarbeiter.⁷⁶⁾ 11 Inlandsvertretungen, mehr als 30 Tochter- und Beteiligungsgesellschaften in 15 Ländern waren weltweit für die Balcke-Dürr im Einsatz. Somit war Balcke-Dürr zu diesem Zeitpunkt national wie international ein bestens aufgestelltes Unternehmen mit den Produkten Nass-, Trocken- und Hybridkühltürme, Großkessel sowie Apparate/Systeme für Chemieanlagen und Kraftwerke einschließlich Kernkraftwerke.

Für Kraftwerke konnten jeweils komplette „Pakete“ sowohl auf der Frischdampf- als auch auf der Abdampfseite geplant und geliefert werden: Es fehlte „nur“ die Turbine mit Generator und Hochspannungsteil.⁷⁷⁾

Der Konzern Balcke-Dürr AG war einst der Stolz Ratingens, lange Zeit der größte Arbeitgeber der Stadt. Vom Verwaltungsgebäude am Bahnhof Ost wurde weltweit operiert. Um so schmerzlicher kam für viele die Trennung, als die Hauptverwaltung der BDAG 1999 zum Standort der Mutter ziehen musste, zur Babcock nach Oberhausen.⁷⁸⁾

Der Oberhausener Firma Babcock war schon seit Jahren vorgeworfen worden, sie schlachte die ertragreiche Balcke-Dürr AG aus, um die kranke Babcock aufzupäppeln. 2001 ging dann die BDAG zusammen mit der Babcock in einem neuen Unternehmen auf. Durch diesen Schritt der Fusion sahen sich die Kritiker in ihrem Argwohn bestärkt. Es wurde immer wieder der Vorwurf laut: „Die Mutter benutzt die Tochter, um sich zu säubern.“⁷⁹⁾

Viele der vom Konzern eingeleiteten Maßnahmen, wie z.B. Verkauf von Tochter- und Beteiligungsgesellschaften, Kalkulationen mit größeren Gewinnspannen als branchenüblich, schlugen fehl. Hinzu kamen Abwicklungsprobleme bei verschiedenen Konzerngesellschaften. Die wirtschaftliche Situation des verbliebenen Restkonzerns verschärfte sich dermaßen, dass am 1.8.2002 das Insolvenzverfahren über den Gesamtkonzern eingeleitet werden musste.⁸⁰⁾

Durch geschickte Insolvenzverwaltung mit entsprechenden Maßnahmen, nämlich weiterer Verkauf von Tochter- und Beteiligungsgesellschaften oder das Einbringen als Joint-Venture-Partner in andere, bisher z.T. konkurrierende Firmengruppen, wurde das größte Unheil abgewendet. Von den ursprünglich ca. 22.000 Mitarbeitern des Gesamtkonzerns konnten, wenn auch unter geänderter Regie, anderem Management und insbesondere anderen Kapitalgebern, ca. 15.000 Mitarbeiter ihren Arbeitsplatz behalten.⁸¹⁾

Auch das gesunde Balcke-Dürr Unternehmen, das unverschuldet

in den Insolvenzstrudel von Babcock geraten war, wurde 2002 von der BBPS (Babcock Borsig Power Service GmbH) ausgegliedert. Die Balcke-Dürr GmbH (Rückkühltechnik) mit ihrem Programm: Nasskühlung, Trockenkühlung, kombinierte Nass-/Trockenkühlung, Service und Dienstleistungen (mit ca. 450 Mitarbeitern) wurde im Jahr 2002 von der US-amerikanischen Finanzgruppe SPX Corporation übernommen, mit der Firmenbezeichnung: Balcke-Dürr GmbH.⁸²⁾ Sie ist somit seit dem 1.8.2002 Mitglied der SPX. Die von BBPS ausgegliederte Balcke-Dürr GmbH (Service) wurde 2003 von SPX Cooling Technologies & Services unter der Firmenbezeichnung „Balcke-Dürr Service GmbH“ übernommen.

Die Umsatz- und Ergebniserwartungen der neuen Balcke-Dürr GmbH sind vielversprechend. Mit dem hochqualifizierten Mitarbeiterstamm werden die Bereiche Engineering, Fertigung und Montage von kühltechnischen Komponenten für den Chemie- und Kernkraftwerksmarkt weiter ausgebaut.

Die Rückkühltechnik wurde ab dem 1.7.2004 unter dem neuen Firmennamen „SPX Cooling Technologies GmbH“ und die Kraftwerks- und Energietechnik unter dem Namen „Balcke Dürr GmbH“ weitergeführt.⁸³⁾

Im Februar 2005 erfolgte dann der Umzug von Oberhausen zurück an

71) Peter Hardt, Vor 115 Jahren begann am Ostbahnhof die Geschichte von Balcke-Dürr, Mit Volldampf durch ein Jahrhundert, Rheinische Post, 7.11.1998.

72) ebd.

73) Herbert Henning, 2004, S.32.

74) ebd. S.16f, S.32.

75) 100 Jahre Naturzug-Kühlturm, Ratinger Wochenblatt, 29.9.1994.

76) Herbert Henning, 2004, S.33.

77) ebd.

78) Peter Hardt, Mit der Fusion geht Balcke-Dürr als ein großer Name unter, Von der Welt-Firma bleibt nur noch ein Rest erhalten, Rheinische Post, 30.5.2001.

79) ebd.

80) Herbert Henning, 2004, S.40.

81) ebd.

82) ebd. S.41.

83) ebd.

den Gründungsstandort Ratingen. In dem völlig um- und neugebauten Bürogebäude arbeitet die komplette Verwaltung. Am Standort Ratingen arbeiten derzeit rund 350 Beschäftigte für die Balcke-Dürr GmbH und noch mal 150 bei der SPX Cooling Technologies, bei mehr als 1.000 Mitarbeitern in Deutschland.⁸⁴⁾ Heute ist das Unternehmen wieder auf einem guten Weg. Da die Kraftwerksbranche außerdem derzeit boomt, waren im Jubiläumsjahr 2008 auch die Auftragsbücher von Balcke-Dürr gut gefüllt.

Aus diesem Grund konnte Balcke-Dürr im September 2008 das 125-jährige Bestehen unbeschwert mit einem Festakt und einem Firmenfest begehen. Und weil das Unternehmen heute wieder weltweit wirtschaftlich engagiert und erfolgreich ist, wurde in einem großen Festzelt neben dem Firmengebäude auf das Jubiläum ange-

stoßen. Rund 1.000 Gäste, darunter viel Prominenz, gaben sich ein Stelldichein: Allen voran, NRW-Wirtschaftsministerin **Christa Thoben**, die auch die Festrede hielt.⁸⁵⁾ **Claus Brinkmann**, der damalige Präsident der SPX Thermal Services / Balcke-Dürr GmbH, ließ die Geschichte des Unternehmens Revue passieren und hob die enge Verbindung zu Ratingen und den hier lebenden Menschen hervor. Stolz berichtete er, dass das Unternehmen für die Zukunft bestens aufgestellt sei. Allein zwei bedeutende Aufträge über 200 Millionen und über 500 Millionen Euro konnten abgeschlossen werden.⁸⁶⁾

Das Fest endete mit einem gewaltigen und farbenprächtigen Feuerwerk. Nicht nur das Feuerwerk, sondern auch das riesige Festzelt haben gezeigt: Wir sind erfolgreich und wieder in Ratingen angekommen, uns geht es gut. Dies konnte

bei Balcke-Dürr nur durch das Wir-Gefühl und eine gute Teamleistung umgesetzt werden. Mit dieser wechselvollen Firmengeschichte steht Balcke-Dürr heute mit seinen mehr als 125 Jahren für Flexibilität, Kraft und Ausdauer.⁸⁷⁾

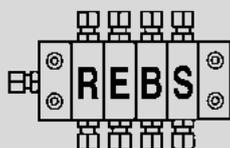
Michael Lumer

84) Eisenbieger Gustav Walter, Balcke-Dürr investiert eine halbe Million in eine neue Maschine, Ratinger Wochenblatt, 3.7.2008; Claus Brinkmann in seiner Festrede anlässlich des 125-jährigen Bestehens von Balcke-Dürr.

85) Joachim Preuss, 125 Jahre Balcke-Dürr, Rheinische Post, 13.9.2008; Erst Ratingen und dann die ganze Welt, De Dumeklemmer, Ratingen 17.9.2008

86) ebd.

87) Flexibilität, Kraft und Ausdauer brachten die beiden Gleichgewichtskünstler Katja und Stefan in ihrer Showeinlage beim Festakt zum 125-jährigen Bestehen zum Ausdruck.



Zentralschmiertechnik GmbH

Lieferprogramm:

Zentralschmierung mit
Progressiv-Verteiler

Spurkranzschmierung
für Schienenfahrzeuge

Öl-Luft Schmierung
Turbolub System

Automatische
Kettenschmierung

Rolltreppen-
Schmierung



**Wir beraten,
projektieren, liefern
und montieren.**

www.rebs.de

Duisburger Straße 115 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 93 06 0 · Telefax 0 21 02 / 93 06 40

Die Firma HAVERA produzierte im Ratinger Süden Sprudel und Limo vom Feinsten

Mit der Rieselsäule wurde das Ratinger Wasser mit Kohlensäure versetzt und dann abgefüllt

Sprudel mit und ohne Geschmack, mit mehr oder weniger Kohlensäure versetzt, wird heute von großen Getränkeproduzenten in beeindruckenden Mengen hergestellt, abgefüllt und in Supermärkten, Getränkefachmärkten oder im Kiosk an der Ecke angeboten. Die wenigsten Ratinger werden sich noch erinnern, dass ein mittelständisches Unternehmen solche Getränke vor Ort in der Dumeklemmerstadt hergestellt, abgefüllt und in der Region in den Handel gebracht hat. Heute stehen im Ratinger Süden nur noch die Gebäude, in denen das kühle Nass abgefüllt und gelagert wurde. Eine einzige Ein-Liter-Bü-



Hans Venhoff als Fahrer für den Ratinger Bierverlag Max Klöcker
Ende der Zwanzigerjahre



Horst und Karin Venhoff vor ihrem Haus an der Bodelschwingstraße 12 mit dem letzten ihnen verbliebenen Andenken an die Firma HAVERA – einer Einliter-Bügelflasche „Limona“

gelflasche mit der Bezeichnung „Limona“ präsentieren mit gewissem Stolz und nostalgischer Wehmut die Eheleute **Horst und Karin Venhoff** an der Bodelschwingstraße 12 im Ratinger Süden. Die große grüne Bügelflasche ist alles, was von dem einstmaligen blühenden Handel der Eltern von Horst Ven-

hoff, **Hans und Emmy Venhoff**, sichtbar übrig geblieben ist.

Senior Venhoff wurde am 7.11.1904 an der niederländischen Grenze in Marienbaum, einem kleinen Wallfahrtsort bei Xanten, geboren. Ende der Zwanzigerjahre kam der gelernte Kraftfahrzeug-Mechaniker nach Ratingen und arbeitete als Fahrer für Max Klöcker, der einen Wicküler-Bierverlag in der Innenstadt betrieb. Als dieser Anfang der Dreißigerjahre seinen Betrieb schloss, wagte Hans Ven-

hoff trotz der damaligen Wirtschaftskrise den mutigen Schritt in die Selbstständigkeit. Er führte den Bierverlag weiter. Bis zu seinem Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben in den Sechzigerjahren hielt er übrigens mit seinem Bierverlag der unvergessenen Wicküler-Brauerei aus Wuppertal die Treue. Sein Lieferfahrzeug war ein von der Form her ungewöhnliches Dreirad, das in der Stadt bestaunt wurde. Das Lager für seinen Bierverlag unterhielt er an der Düs-



Ein ungewöhnliches Dreirad-Fahrzeug war das erste Transportmittel Hans Venhoffs nach Gründung seines eigenen Getränkeverlages Anfang der Dreißigerjahre

seldorfer Straße 57 zwischen der Endhaltestelle der Straßenbahnlinie 12 und der Einmündung der Hans-Böckler-Straße. Venhoff wohnte zu dieser Zeit an der Schützenstraße gegenüber dem „Talschlösschen“. Dieses noch heute bestehende Wirtshaus wurde ihm in seiner Junggesellenzeit als Neu-Ratinger gewissermaßen zur „zweiten Heimat“. Unvergessen die dort nach dem Zweiten Weltkrieg tätigen Wirtsleute Budde. 1935 lernte Hans Venhoff Emmy Radtke aus Hösel kennen und lieben.

In der damaligen Zeit durften nur Ehepaare bauen. Also wurde 1937 geheiratet und ein Haus im Bereich der Siedlergemeinschaft Ratingen-Süd von 1937 errichtet, und zwar an der damaligen Eupenstraße 16, der heutigen Kolpingstraße 20. Und dort nahm Hans Venhoff noch vor dem Zweiten Weltkrieg die Produktion von Sprudelwasser mit und ohne Geschmack auf. Das Wasser von Ratingen ist gut, hatte der Unternehmer erkannt und das feuchte Lebensmittel mittels einer im Haus installierten Rieselsäule mit Kohlensäure versetzt. In Einzelabfüllung wurde Flasche für Flasche gefüllt. Die Flaschen kamen von der Gerresheimer Glashütte. Es waren „Dotzflaschen“. Der Verschluss bestand aus einem Gummiring am Flaschenhals. In der Flasche befand sich, wie sich heute noch der im Dezember 1941 geborene Sohn Horst Venhoff erinnert, eine hohle Kugel, eben der Dotz, der mit zunehmender Füllung durch die Kohlensäure nach oben gepresst wurde und die Fla-



Hans Venhoff mit seinen Kindern in den Fünfzigerjahren. Auf der Motorhaube des Tempo-Dreirades: Foxterrier „Teddy“, in Ratingen bekannt und beliebt „wie ein bunter Hund“

sche dicht verschloss. „Dötzen“ mit kleinen Kugeln aus Ton oder Glas, „Dötze“ oder „Knicker“ genannt, war übrigens ein beliebtes Kinderspiel in den Fünfzigerjahren. Für seinen Handel verfügte Venhoff nach einem weiteren Dreirad über einen ersten „Opel Blitz“ als Lieferfahrzeug.

1941 kam der Betrieb zum Erliegen, weil Hans Venhoff bis 1945 an der Ostfront im Kriegseinsatz war. In Stalingrad kam er als Mitglied einer sich absetzenden Sanitätseinheit gerade noch aus dem Kessel heraus. Vor Kriegsende geriet er in englische Gefangenschaft, aus der er Ende 1945 in die Heimat entlassen wurde. In seiner kriegsbedingten Abwesenheit war der Opel Blitz für den Kriegseinsatz requiriert und mit Pferden aus dem Keller von Venhoffs Haus he-

rausgezogen worden. Es musste also ein völliger Neuaufbau des Venhoffschen Betriebes vorgenommen werden. Dazu gehörten u.a. neue Abfüllanlagen mit Rundfüller und eine neue Spülmaschine sowie erneut ein Dreirad. Neben der Wicküler-Vertretung kam eine Geschäftsbeziehung zum Mineralwasserproduzenten Hubertusbrunnen aus Bad Hönningen hinzu. Im Dreirad fuhr Foxterrier „Teddy“ als neues Familienmitglied mit und war in Ratingen bald beliebt und im wahrsten Sinne des Wortes „bekannt wie ein bunter Hund“. Horst Venhoff erzählt dazu schmunzelnd die Anekdote, dass Vater Hans den Vierbeiner bei einer Liefertour in Lintorf irgendwie vergessen hatte. Bis nach Hause in den Ratinger Süden sei der Hund hinter dem Auto hergelaufen und wohlbehalten dort angekommen. Anfang der Fünfzigerjahre folgte in der Reihe der Lieferfahrzeuge der „Tempo Matador“, Mitte der Fünfziger erneut ein „Opel Blitz“ und ein paar Jahre später der „Hanomag“. 1953/54 bauten die Venhoffs in der Nachbarschaft ihres bisherigen Wohnhauses ein weiteres Haus, und zwar an der Bodelschwinghstraße 12, wo Sohn Horst und seine Ehefrau auch heute noch wohnen. In dessen Keller wurde das Lager für Bier, Limo und Wasser transferiert.

Im Firmennamen „HAVERA“ fanden die jeweils ersten beiden Buchstaben von „Hans Venhoff Ratingen“ Berücksichtigung. Die Produkte wurden im Großraum Ratingen vertrieben. Da gab es die Orangen-Limonade „Havera“ in der 0,33-Liter-Bügelflasche oder die Orangensaft-Limonade „Raboll“ in der 0,2-Liter-Kronenkorkenflasche, die Zitronen-Limonade „Citronavis“ in der 0,7-Liter-Bügelflasche und eben die eingangs erwähnte Einliter-Bügelflasche mit dem Getränk „Limona“. Die Grundstoffe für die Getränke mit Geschmack erhielt Hans Venhoff für seine Ratinger Produktionsstätte auf Lizenzbasis von der Kölner Firma Blumhoffer, der Hauptkonkurrenz des damaligen Großproduzenten „Sinalco“. „Ohne Geschmack“ gab es neben dem Ratinger Sprudelwasser auch das „Ratinger Tafelwasser“ als speziell für sommerliche Temperaturen produziertes, leicht salziges, mit Sole versetztes Getränk. Der



Über ein weiteres Dreiradfahrzeug und einen Opel „Blitz“ verfügte Hans Venhoff kurz vor dem Krieg und in den ersten Kriegsjahren



Der Fahrzeugpark vor dem 1937 errichteten Haus an der Kolpingstraße 20 (damals: Eupenstraße 16), in dem sich der Getränkeverlag bis zur Aufgabe befand: ein Hanomag, ein Tempo „Matador“ und ein Ford „Taurus“

Preis dafür: 10 Pfennig für einen halben Liter in einer Flasche mit Drehstopfen-Verschluss. Die Liefergebiete für die Getränke der Firma umfassten Ratingen, Tiefenbroich, Lintorf, Homberg und Hösel. Zum Kundenstamm der Getränkefirma Venhoff in dieser Region gehörten neben Gaststätten nahezu alle Lebensmittelläden sowie Kioske, Verkaufsstellen in Siedlungen, Privatkunden und Firmen wie Calor Emag, Tenax und die Dürrwerke. Ende der Fünfzigerjahre kamen als Vertriebsweg auch Automaten hinzu. Als Konkurrenz im Bereich Getränke- und Bierverlag ließen sich in Ratingen die Getränkelieferantin Rosslenbroich an der Homberger Straße, Hans Geisen an der Düsseldorfer Straße und später die Firma Hebler an der Feldstraße nieder. In Lintorf war es die Familie Doppstadt, die sich mit ihrem Betrieb bis in die Gegenwart zu einem der größten Bier- und Getränkeverleger von Nordrhein-Westfalen entwickelt hat.

In den Sechzigerjahren sorgten aufkommende Supermärkte für den Rückgang von Tante-Emma-Läden. Die Zahl der Kioske und Hausverkaufsstellen ging ebenfalls zurück. Die Umsätze und die Produktion von „HAVERA“ stagnierten und nahmen dann ab. Vater Hans Venhoff meinte zu seinem Sohn Horst: „Jung, der Betrieb hat keine Zukunft.“ Der Filius sollte lieber etwas anderes lernen. Der Sohn besuchte deshalb die höhere Handelsschule und war Anfang der Sechzigerjahre noch zwei bis drei Jahre im väterlichen Betrieb bis etwa 1965 tätig. Nach dem Studium zum Diplom-Verwal-

tungswirt nahm Horst Venhoff eine Tätigkeit bei der Bezirksregierung Düsseldorf auf. Seine erfolgreiche berufliche Karriere im Öffentlichen Dienst setzte er beim Ministerium für Wirtschaft und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen fort. Als Referent für Straßenverkehrsrecht wirkte er dort als Regierungsdirektor bis zu seiner Pensionierung. Seine Ehefrau Karin, gelernte Bankkauffrau, erinnert sich dankbar an ihre Schwiegermutter Emmy, die im Betrieb kräftig mithalf und z.B. die schweren, mit 25 Flaschen bestückten Ge-

tränkekästen für Selbstabholer aus dem Lager heranschleppte. Sie fragte ihre angehende Schwiegertochter in den Sechzigerjahren mahnend: „Willst Du einen Geschäfts- oder Privathaushalt führen?“ und ließ dabei keinen Zweifel daran, dass sie selbst sich klar für Letzteres entscheiden würde. Karin Venhoff: „Meine Schwiegereltern kannten keinen Feierabend. Immer kamen noch zu späterer Stunde Kunden und holten für ihren Durst Nachschub. Der Schwiegervater hat in seinem Arbeitsleben nicht einen Tag Urlaub gemacht und seine Frau lediglich einmal eine Woche im Sauerland entspannen können.“ 1963 hatten sich Sohn Horst und seine Karin kennengelernt, 1966 verlobt und 1968 geheiratet. Sie sind aus heutiger Sicht froh, dass sie den Empfehlungen der Eltern gefolgt sind und beruflich neue Wege beschritten haben. Dies versetzt sie heute in den Stand, mit ihrem Schiff auf dem Mittelmeer zu segeln und zu entspannen. 1967 verkaufte der Vater sein Unternehmen an die Firma Neu aus Neuss, die mittlerweile in der Firma Kierdorf in Düsseldorf aufgegangen ist. Hans Venhoff verstarb 2002 im Alter von 98 Jahren.

Wolfgang Diedrich

Ratingen hat sein eigenes Alt!

Ratiner Brauhaus

Ratiner Brauhaus - Bahnstraße 15 - 40878 Ratingen
Tel. 2 19 81 - www.poensgen.net

Die St. Arnold-Gruppe Ratingen im Bund Neudeutschland

Ich beginne mit einer Episode, die Mitte der 50er-Jahre passiert ist. Wir waren mit unserem ND-Fähnlein „Kreuzritter“ auf Fahrrädern unterwegs durch Schleswig-Holstein. Im ersten Teil der Ferien zelteten wir an der Ostsee, dann ging es quer durch die Holsteinische Schweiz in Richtung Nordsee. Irgendwann übernachteten wir in der Jugendherberge Dicksanderkoog (in der Nähe von Itzehoe). Die Herbergsmutter begrüßte uns freundlich und fragte, wer wir denn seien. „Wir sind Neudeutsche“, antworteten wir und waren der Meinung, dass sie den Jugendbund kennen würde. „Was, ihr kommt aus der Ostzone (!)?“, fragte sie erstaunt, vielleicht auch mit ein wenig Skepsis im Blick. „Nein, wir sind Katholische Jugend aus dem Rheinland!“

Die St. Arnold-Gruppe Ratingen, zu der das Kreuzritterfähnlein gehörte, könnte in diesem Jahr den achtzigsten Geburtstag feiern. Denn sie wurde 1929 gegründet.

Der Name „Neudeutschland“ und „St. Arnold-Gruppe“ verwirrte nicht nur die Herbergsmutter in Dicksanderkoog, sondern führte häufiger zu Missverständnissen bei dem, der den ND (so heißt der Bund Neudeutschland in der Abkürzung) nicht kennt. Das fängt an mit dem „St.“ (= Sankt = heilig), demnach verbirgt sich etwas Frommes, Katholisches dahinter. Der Name „Arnold“ ist eher unbekannt. „Neudeutschland“ klingt nach national, nationalistisch, also politisch eingefärbt. Das Missverständnis verstärkte sich noch, weil eine Zeitung in der DDR sich „Neues Deutschland“ nannte. Der NDer hatte also immer Erklärungsbedarf hinsichtlich seines Namens.

1929 ist die Existenz der St. Arnold-Gruppe in Ratingen nachgewiesen, und zwar waren es Schüler des Gymnasiums, die Mitglied wurden. Das war so vorgesehen. Denn der Bund Neudeutschland wurde zehn Jahre vorher – im Jahre 1919 – von dem Kölner Erzbischof Felix Kardinal von Hartmann gegründet, und zwar ausdrücklich

als bündischer Jugendverband für Schüler an Gymnasien. Die damalige Initiative ging von den Jesuiten aus. Die Idee war, einen Jugendverband zu gründen im Sinne der Jugendbewegung, die sich vor dem Ersten Weltkrieg entwickelt hatte, diesmal aber unter zwei Voraussetzungen: einmal sollte die studierende Jugend an Gymnasien angesprochen werden, zum anderen sollte es ein Verband mit katholischer Prägung sein.

Aus der Zeit erklärt sich somit auch der Name „Neudeutschland“. Ziel war – nach dem Fiasko des Ersten Weltkriegs – eigene jugendgemäße Lebensformen zu verwirklichen, ähnlich wie es die Jugendbewegung seit Beginn des 20. Jahrhunderts auf ihre Weise praktiziert hatte. Es ging darum, nach den verheerenden Erfahrungen der Zeit am Aufbau eines neuen Deutschlands mitzuwirken. Die Ziele der historischen Jugendbewegung wurden jetzt aber durch einen religiösen Überbau bestimmt: „Neue Lebensgestaltung in Christus“ hieß der programmatische Satz.

Das hohe Ziel sollte das einzelne Mitglied in Stufen erreichen, die es

zu durchlaufen hatte. Nach der Aufnahme – in der Regel in Sexta (Klasse 5) oder Quinta (Klasse 6) wurde das neue Mitglied Wölfling. Einige Zeit später (etwa in der Mittelstufe) Knappe und dann (in der Oberstufe) Ritter. Es sind Bezeichnungen, die sich an einer vergangenen Zeit orientieren. Wichtig und erstrebenswert war das Ziel: der Ritter, die Ritterlichkeit als Ausdruck eines christlichen Menschenbildes. Bevor die jeweilige Stufe erreicht wurde, musste der Bewerber eine Prüfung ablegen, in der vor allem die Geschichte des Bundes und seine Zielsetzung abgefragt wurden. Die Ernennung erfolgte dann in Form einer „Weihe“ in einem festlichen, kirchlichen Rahmen. Äußeres Zeichen war ein in ein Sechseck eingerahmtes „Chi-Ro“, das die Zugehörigkeit nach außen hin sichtbar machte: „Chi-Ro“ ist die griechische Abkürzung für Christus. Bei den Wölflingen war in dieses Sechseck ein kleines Kreuz eingraviert. Durch die Abzeichen war der christliche Bezug deutlich erkennbar.

Die Organisationsstruktur des Bundes war hierarchisch aufgebaut. Die kleinste Einheit war das „Fähnlein“, meistens Jungen aus einem Jahrgang, denen ein einige Jahre älterer „Fähnleinführer“ vorstand. Das Fähnlein gab sich einen Namen, z.B. „Kreuzritter“ oder „St. Michael“. Äußeres Zeichen der Zusammengehörigkeit war einmal das grüne „Bundeshemd“ und dann ein Wimpel, der bei gemeinsamen Auftritten mitgeführt wurde. Die nächste Organisationsstufe war die „Gruppe“, die mehrere „Fähnlein“ zusammenfasste und in der Regel an eine Schule angebunden war (in unserem Fall an das Ratinger Gymnasium). Auch die „Gruppe“ hatte ein äußeres Zeichen: das Banner, das in der Regel das Christuszeichen auf der einen Seite und einen Adler auf der anderen Seite trug (oft in den Farben Schwarz-Rot-Gold). Ein solches Banner gab es auch schon vor dem Krieg für die Ratinger Gruppe. Die Gruppe wurde vom





Das Banner der Ratinger ND-Gruppe St. Arnold weht über dem Pfingstlager auf den Ruhrhöhen in Kettwig im Mai 1955



Rohbau des in den 1950er-Jahren wiederaufgebauten Jugendheimes und Kindergartens der katholischen Kirchengemeinde an der Angerstraße

„Gruppenführer“ geleitet. Die geistliche Betreuung lag beim Gruppenkaplan.

Der nächsthöhere Zusammenschluss war der „Gau“. In unserem Gebiet war es der Zusammenschluss der Gruppen aus Düsseldorf, aus Neuss und aus Ratingen. Der Gau hatte sich nach dem heiligen Suitbertus aus Kaiserswerth benannt. An der Spitze standen der „Gaugraf“ und der „Gaukaplan“. Der überregionale Zusammenschluss war die „Mark“, in unserem Fall die „Westmark“, er wurde wiederum geleitet vom „Markgrafen“ und vom „Markkaplan“. Die oberste Organisationsform war der „Bund“ mit dem „Bundeskanzler“ an der Spitze.

Die Kommunikation von „oben nach unten“ erfolgte durch Rundbriefe, Schriften verschiedenen Inhalts zur praktischen Arbeit oder religiösen Erziehung, durch eine Zeitschrift („Der Leuchtturm“) und vor allem durch persönliche Kontakte und Treffen auf den unterschiedlichen Ebenen.

Hier vor Ort traf sich die Fähnleinrunde wöchentlich zum Heimabend, nach dem Krieg (in meiner Erinnerung) zunächst in einer Holzbaracke in der Nähe des Blauen Sees, in einem Wäldchen gegenüber von Haus Obercromford. Später tagten wir im Jugendheim an der Angerstraße, bei dessen

Aufbau wir in den 50er-Jahren durch „Steineklopfen“ mithalfen. Regelmäßig tagte die Führerrunde, um organisatorische Fragen der Gruppenarbeit zu besprechen. Das Gremium der Großen war die „Ritterrunde“. Das Jahr war geprägt durch wöchentliche Treffen im Fähnlein oder gemeinsame Veranstaltungen mit der ganzen Gruppe, etwa bei Geländespielen, Wochenendfahrten, Ferien im Zeltlager. Hinzu kamen Elternabende, Gruppengottesdienste und vieles mehr.

Auf der nächsthöheren Ebene des Gaus gab es auch regelmäßige Zusammenkünfte z.B. der Gruppenführer. Jahrelang war der Versammlungsort die „Laternen“ hoch oben im Düsseldorfer Schlossturm. Große Treffen auf Gauebene waren Sportfeste (wie im Kloster Knechtsteden bei Dormagen oder auch im Ratinger Stadion) oder die feierlichen Knappen- und Ritterweihen in jeweils einer anderen Kirche.

Der Bund war dadurch präsent, dass die NDer ihren „Bundeskanzler“ im Haus der Jesuiten in Köln besuchten oder er auch schon mal nach Ratingen kam, um einen Vortrag für die Eltern zu halten.

Die Organisationsstruktur verwirrt den Leser vielleicht ein wenig. Vor allem sind die Namen und Bezeichnungen nicht mehr so geläufig.

fig. Einige fühlen sich vielleicht an die Zeit zwischen 1933 und 1945 erinnert, als die Hitlerjugend viele Namen und Formen praktischer Jugendarbeit von der Jugendbewegung, auch von den kirchlichen Jugendgruppen übernahm. Die Bezeichnungen, wie ich sie oben für den ND aufgelistet habe, wurden auch nach 1945 wieder bzw. weiterverwendet. Inzwischen sind sie weitgehend aus der kirchlichen Jugendarbeit verschwunden und durch neue Namen und Praktiken ersetzt worden.

Vor 90 Jahren

Der Bund Neudeutschland ist „ein Kind seiner Zeit“. Er wurde 1919 auf Anregung des Kölner Erzbischofs Felix Kardinal von Hartmann (1851-1919) von dem Jesuitenpater Ludwig Esch SJ (1883-1956) gegründet. Katholische Schüler an Gymnasien sollten sich entsprechend den Ideen der Jugendbewegung zusammenschließen. Die Fuldaer Bischofskonferenz erkannte den neuen Jugendverband noch im selben Jahr an. Bei einem ersten gemeinsamen Treffen in Köln Ende 1919 kamen mehr als zehntausend Schüler aus über hundert Gruppen zusammen. Eine erstaunliche Entwicklung in so kurzer Zeit, die deutlich macht, dass diese Form von Jugendarbeit förmlich „in der Luft“ lag. In zahlreichen Diskussionen fanden allmählich die Ideen der Jugendbewegung Eingang in die Arbeit der ND-Gruppen. 1913 hatte sich auf dem Hohen Meißner die Jugendbewegung für die „Autonomie der Jugend“ ausgesprochen. Ein gewisser Abschluss der Diskussion um Weg und Ziel des neuen Bundes fand 1923 statt. Auf Burg Hirschberg im Altmühltal formulierte der dort versammelte Bundestag das „Hirschbergprogramm“. Wichtige Positionen waren der Heimabend, Fahrt und Lager, Pflege des Liedes. Anders als die freie Jugendbewegung band sich der Bund in das Leben der katholischen Kirche ein. Ziel wurde die „Lebensgestaltung in Christus in uns und in unserer Umwelt“. Das hieß unter anderem auch, Einfluss zu nehmen auf die schulischen Belange. Zum jugendbewegten Leben kamen jetzt hinzu die regelmäßige Gemeinschaftsmesse, der Christuskreis, Exerzitionen. (vgl. Pater Ludwig Esch SJ

„Neue Lebensgestaltung in Christus – Wege des jungen Menschen zu innerer Größe“, Würzburg 1952, 2. Auflage)

Auf diese Weise entwickelte der Bund Neudeutschland ein Modell moderner, selbstbestimmter Jugendarbeit mit einem partnerschaftlichen Miteinander zwischen jugendlichem Leiter und geistlichem Begleiter: aus heutiger Sicht ein bemerkenswerter und zukunftsweisender Ansatz.

Selbstverständlich gab es in der Anfangsphase auch Diskussionen, die letztendlich zu Trennungen führten. Eine Gruppe wollte mehr „Jugendbewegung“. Sie spaltete sich 1924 als „Normannsteiner“ ab. Einen weiteren Konflikt gab es auch, als die existierenden neudeutschen Mädchengruppen von der Kirche „verboten“ wurden und sich dann 1926 als eigener Verband unter dem Namen „Heliand“ zusammenschlossen, ein Name, der auch in Ratingen bekannt war, weil Mädchen auch hier vor Ort sich in diesem Bund zusammengeschlossen hatten.

Der Übergang von der Schule zum Studium oder in den Beruf brachte eine weitere Regelung, dass nämlich die, die aus dem „Jüngerenbund“ (Schüler) in einen „Älterenbund“ (Studenten) überwechselten, weiterhin NDer blieben. So entstand ganz von selbst eine „Lebensbewegung“.

1933 zählt der Schülerverband rund 21.000 Mitglieder. Das Reichskonkordat aus diesem Jahr sicherte zunächst seinen Fortbestand. Trotzdem verboten die neuen Machthaber bald den NDern, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Die Arbeit musste sich auf den kirchlichen Raum beschränken, Pressionen, die auch die anderen kirchlichen Jugendverbände erleben mussten. Überliefert sind aus dieser Zeit Bilder, wie Jugendliche trotz Verbot sich zu Fahrten trafen. Statt des traditionellen Rucksacks oder „Affens“ kamen sie mit Persilkartons zum Bahnhof. Bekannt sind auch Terroraktionen von örtlichen HJ-Einheiten gegen kirchliche Jugendverbände und somit auch gegen den ND. Die HJ wurde letztendlich zum einzigen legalen Jugendverband erklärt mit der Folge, dass die kirchlichen Jugendverbände und damit auch der

Bund Neudeutschland 1939 verboten wurden. Trotzdem haben viele Jugendliche weiterhin Kontakt untereinander gehalten. Mitglieder des Bundes leisteten darüber hinaus aktiven Widerstand gegen das Unrechtsregime. Ein Beispiel ist Willi Graf, der zusammen mit den Geschwistern Scholl und anderen an den Aktionen der „Weißen Rose“ in München beteiligt war und deshalb hingerichtet wurde. Ein anderes Beispiel ist Pater Alfred Delp SJ. Er war Mitglied im „Kreisauer Kreis“ und wurde ebenfalls hingerichtet.

1947 trafen sich an vielen Orten die Neudeutschen, inzwischen älter geworden, und setzten ihre Arbeit fort, die durch die Naziherrschaft und den Krieg unterbrochen worden war. Pater Ludwig Esch initiierte zusammen mit vielen Gruppenkaplänen den Aufbau der Gruppen vor Ort, so auch in Ratingen. In diesem Jahr schlossen sich die neudeutschen Studenten zum „Hochschulring“ zusammen, denn sie waren inzwischen aus der Schülergeneration herausgewachsen, trotzdem gab es den Wunsch, NDer zu bleiben.

Das, was sich 1947 bereits anbahnte, wurde 1948 auf dem ersten Bundestag nach dem Krieg in Bad Brückenau bestätigt. Der Bund hatte sich zu einer „Lebensbewegung“ entwickelt, das hieß, alle Altersgruppen mussten integriert werden und so entstand der Bund in drei Gemeinschaften: Jungengemeinschaft, Hochschulring und Männerring. Entsprechend der veränderten Situation wurde auch das „Hirschbergprogramm“ aktualisiert mit der Zielsetzung, Verantwortung zu übernehmen „auf religiösem, kulturellem, wirtschaftlichem, politischem und sozialem Gebiet.“ Damit wurde auch eine Antwort in der neuen demokratischen Gesellschaft der Bundesrepublik gefunden.

Die Veränderungen im gesellschaftlichen Leben der Bundesrepublik spiegeln sich auch in der Geschichte des Bundes in den 70er- und 80er-Jahren wider. Beispiel dafür ist der Zusammenschluss der ND-Schülergemeinschaft und der entsprechenden Organisation der Mädchen, dem Heliand, zur Arbeitsgemeinschaft „Katholische Studierende Ju-

gend“ (KSJ). Unter dem Einfluss der Studentenbewegung von 1968 wurde auch die KSJ politischer: Der Verband versuchte ein „politisch verstandenes Christentum in Schule und Hochschule“ zu realisieren. Um das zu konkretisieren, wurde 1972 das Hirschberg-Programm nochmals geändert mit den entsprechenden Auswirkungen auf die übrigen Gliederungen der Gemeinschaft (Hochschulring und Männerring). So wurde z.B. beim Männerring 1980 die Grundsatfrage nach der Aufnahme von Frauen in die Gemeinschaft aufgeworfen. Und aus dem Männerring wurde folgerichtig die „Gemeinschaft Katholischer Männer und Frauen“ (KMF). Die erhebliche Polarisierung zwischen Jung und Alt in diesen Jahren hat sich in den nachfolgenden Jahren deutlich abgebaut.

1994 gab es eine erneute Änderung des Hirschberg-Programms auf Grund der Globalisierung und der damit verbundenen Veränderungsprozesse. Jetzt heißt es u. a.: „Wo Menschen glaubwürdig für die Würde des Menschen, für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung eintreten, folgen sie Christi Ruf und arbeiten mit am Reich Gottes.“

2002 hat sich der Hochschulring in die KSJ-Verbände integriert. Somit bekam der ND die aktuelle zweigliedrige Struktur mit der KSJ (Katholische Studierende Jugend – Schülergemeinschaft im Bund Neudeutschland) und der KMF (Gemeinschaft Katholischer Männer und Frauen).

Vor 80 Jahren

1929 wurde die ND-Gruppe am Ratinger Gymnasium gegründet. Wie es konkret dazu kam, darüber habe ich keine Unterlagen gefunden. Man kann vermuten, dass **Professor Arnold Dresen**, der Religionslehrer an der Schule, Kenntnis von dem Schülerbund hatte, der zehn Jahre vorher in Köln ins Leben gerufen worden war. Vielleicht hatte es ja auch schon vorher Kontakte zu anderen Schulen und Schülergruppen gegeben, die darauf hinzielten, eine Schülergemeinschaft vor Ort zu gründen. Das Jahr der Gründung steht auf jeden Fall fest. Möglicherweise hat am 8. Dezember (dem Festtag des Bundes) ein ers-

ter gemeinsamer Gottesdienst, eine erste gemeinsame Veranstaltung stattgefunden.

Nach einer anderen Version hat **Rudolf von Severus** (1908 - 1997) als Schüler eines Düsseldorfer Gymnasiums sich mit vier zwölfjährigen Schülern des Ratinger Progymnasiums in einer Gartenlaube im Gelände der ehemaligen Ökonomie des St. Marien-Krankenhauses getroffen, um die Ziele des Bundes Neudeutschland in Ratingen zu verwirklichen. Die vier Schüler waren **Toni Strässer, Hans Kaiser, Josef Kürten** und **Sigismund Illen** (später Pater Sigismund). Rudolf von Severus (Pater Dr. Emmanuel von Severus), Sohn eines k. und k. Feldmarschalleutnants, war selbst stark durch den ND geprägt. Nach dem Abitur im Jahre 1928 wurde er Mönch in der Benediktinerabtei Maria Laach. Viele Jahre lang war er Prior und Novizenmeister der Abtei. Der Kontakt zum Bund Neudeutschland und damit auch zur Ratinger ND-Gruppe hat sich über die vielen Jahre erhalten. Im Zusammenhang mit dem Treffen entstand wahrscheinlich auch der Kontakt zum damaligen Religionslehrer des hiesigen Gymnasiums, **Professor Arnold Dresen**, und man traf sich nicht nur in der Gartenlaube des St. Marien-Kranken-

hauses, sondern auch in der Wohnung des zukünftigen Gruppenkaplans in der Kirchgasse.

Offizielles Gründungsjahr ist das Jahr 1929. Im selben Jahr wurde das Progymnasium in Ratingen für einige Jahre (bis 1934) „Vollgymnasium“, also eine Schule mit dem Abschluss Abitur. Vielleicht liegt auch hier ein Grund, die ND-Gruppe am Gymnasium endgültig zu etablieren.

Die neue ND-Gruppe gab sich den Namen „St. Arnold“. Warum gerade diesen Namen, darüber gibt es allenfalls Mutmaßungen. In einer Geschichte des Bundes wird die Wahl mit dem Vornamen des ersten Gruppenkaplans erklärt. Das war der oben bereits erwähnte geistliche Religionslehrer am Ratinger Gymnasium **Professor Arnold Dresen** (1873 – 1934), der auch in der Ratinger Geschichtsforschung sehr bekannt ist (z.B. durch die „Geschichte der Stadt Ratingen“ von 1926, an der er maßgeblich mitgewirkt hat). Es ist natürlich nicht alltäglich, sich nach dem Namen des Gruppenkaplans zu nennen, zeigt aber vielleicht auch die hohe Wertschätzung, die dieser Religionslehrer bei den Jugendlichen hatte, die sich in einem Jugendbund zusammenschlossen. Arnold Dresen hatte natürlich für seinen Vornamen auch ein

„Vorbild“, und das ist der heilige Arnold von Arnoldsweiler (bei Düren). Das, was man von diesem Heiligen weiß, passt vielleicht gut in den „jugendbewegten“ Hintergrund der Gruppengründung in Ratingen. Man weiß nicht viel von diesem Heiligen: geboren im 8. Jahrhundert, gestorben nach 800 in Arnoldsweiler. Er war, so wird berichtet, Musiker (Harfenspieler und Sänger) am Hof Karls des Großen. In mehreren Legenden wird berichtet, dass er sich vor allem für die Armen und Schwachen einsetzte, und das, wenn es darauf ankam, auch mit List. Auch eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela soll er abgebrochen haben, weil er den Menschen in der Nähe des Flusses Garonne in ihrer Not und in ihrem Elend helfen wollte, in die sie aufgrund einer langen Trockenheit geraten waren. Er ging so weit, dass er sich und sein eigenes Leben gefährdete, um anderen zu helfen. Dabei gab es aber auch Zeichen, dass Gott auf seiner Seite war (Ringwunder). In diesen wenigen Hinweisen aus der Lebensgeschichte Arnolds lassen sich durchaus Motive für die Namenwahl der Ratinger Gruppe finden: Arnold ist einer, der hilft, wenn Not am Mann ist, einer, der sich auf den Weg macht, um ein fernes Ziel zu erreichen, einer, der sich für seine Lebensentscheidung von Jesus motivieren lässt. Ein nicht ganz unwichtiges Argument für die Namenwahl war schließlich auch seine Rolle als Musiker und Sänger. Die Pflege des alten Liedgutes war ein wichtiges Zeichen des „jugendbewegten“ Programms. Letztendlich ermöglichte der Name auch einen Blick auf die „alte Zeit“, die in idealisierter Form angestrebt wurde.

Was jetzt in den folgenden Jahren passierte, wir wissen es nicht konkret. Die Jugendlichen damals haben keine Dokumente gesammelt, kein Archiv geführt, was für Jugendarbeit auch eher untypisch ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat sich das Leben in der Ratinger Gruppe so abgespielt, wie ich es oben allgemein beschrieben habe. Es gab die jugendbewegte Seite der Gruppenarbeit mit Heimabenden, Liedern, Spielen, Fahrten. Es gab aber auch die religiöse Hinführung der jungen Menschen zu den Zielen des Hirschberg-Programms, dazu gehörten Gebet,



Professor **Arnold Dresen**, 27 Jahre lang Religionslehrer am Ratinger Gymnasium, mit Kommunionkindern des Jahrganges 1926. Professor Dresen war ein wichtiger Erforscher der Ratinger Stadtgeschichte und Mitverfasser des Buches „Geschichte von den Anfängen bis 1815“, das zum Ratinger Stadtjubiläum 1926 erschien



Pfingstlager der Gruppe St. Arnold auf dem Gelände der zerstörten Flick-Villa in Kettwig vom 28. bis 30. Mai 1955. Bei einem Spielenachmittag führen alle Fähnlein einen selbst einstudierten Sketch vor. Im Hintergrund erkennt man den Eingang zu einem geheimnisvollen ehemaligen Luftschutzkeller. Davor (als Zweiter von links hinter einem „Wölfling“) Peter Bohnen, damals Fähnleinführer, heute unermüdlicher Mitstreiter und Helfer seiner Frau Edith Bohnen, der Vorsitzenden des SKF Ratingen

Gottesdienst, Einkehrtage und Exerzitien. Auf Grund der jugendbewegten Formen hoben sich die NDer damals sicherlich von vielen ihrer Mitschüler ab, das Gymnasium war aber gleichzeitig ihr „berufliches Arbeitsfeld“.

Aus der mündlichen Überlieferung wissen wir, dass eine Gruppe von Schülern aus dem Ratinger ND sich auf den Weg nach Ungarn gemacht hat. Es war eine für damalige Verhältnisse weite Reise unter einfachen Bedingungen. Eine Fotografie ist mir noch in Erinnerung, wie Jugendliche sich auf einem kleinen Schiff oder Boot auf der

Donau befinden. Sonst werden die Gruppenmitglieder Wanderungen in die nähere und weitere Heimat unternommen haben. Tradition wurde bald auch das mehrtägige Zeltlager. Überliefert hat sich auch die Fahrt nach Rom, bereits unter erschwerten Bedingungen. Man fuhr als „Einzelne“ nach Italien, um sich dann dort als Gruppe zu treffen. Die Zeit nach 1933 wird ähnlich verlaufen sein wie in Deutschland insgesamt. Nach dem Verbot durch die Nazis blieb der Kontakt untereinander bestehen. Aber organisierte Gruppenarbeit war nicht mehr möglich, allenfalls noch



Pfingstlager 1956 bei Hachenburg im Westerwald. Im Hintergrund erkennt man den Dachreiter der Zisterzienserabtei Marienstatt. Die Gruppe St. Arnold ist zum gemeinsamen Gebet vor dem Mittagessen versammelt

in der „Sakristei“. Das Christusbanner der NDer wurde in diesen Jahren versteckt und zwar - wie uns berichtet wurde - in Cromford. Nach dem Krieg kam es auf jeden Fall wieder zum Vorschein, genauso wie sich die Arbeit vor Ort schnell wieder organisierte.

Als ich 1950 als Sextaner in den ND kam, erlebten wir eine intakte Gruppe, und es bildete sich sofort ein Fähnlein, die „Kreuzritter“. Selbstverständlich gingen wir damals bei Prozessionen hinter dem Banner her oder nahmen es mit in die Zeltlager. An ein ganz frühes Zeltlager nach 1950 erinnere ich mich noch. Es war auf dem Gelände von Haus Altfried, der heutigen Bildungsstätte der Diözese Essen, hoch über der Ruhr. Das zerstörte Haus eines früheren „Ruhrbarons“ mit ausgedehnten Luftschutzkellern war der beliebte Ort zum Spielen und für Gespensterabende, eine Situation, die man sich heute kaum noch vorstellen kann und aus Sicherheitsgründen auch nicht erlaubt wäre. Das Essen bekamen wir damals aus dem St. Marienkrankenhaus in Ratingen angeliefert. Die Tage hoch über der Ruhr habe ich als starkes Erlebnis empfunden. Für viele von uns war es das erste Mal, dass man allein ohne Eltern verreisen durfte. Wichtig war auch, dass „alte“ NDer und wir Jungen zusammen waren. Zunächst guckten wir ja mit Ehrfurcht hoch zu den „Rittern“, den Oberstufenschülern, die sich mit uns Kleinen abgaben. Es war die erste Erfahrung, dass „Jugend Jugend erzieht“, ein prägender Grundsatz. Die Zeltlager in den Pfingstferien gehörten für viele Jahre zur Tradition der Gruppenarbeit. Marienstatt bei Hachenburg im Westerwald, Fensdorf (bei Wissen an der Sieg), Birken (im Oberbergischen), Hinsbeck (am Niederrhein) waren schöne Ziele mit starken Erlebnissen. Es kam eine Reihe weiterer Zeltlager in der näheren und weiteren Umgebung dazu. Häufiges Ziel in all den Jahren war auch die Burg Neuerburg in der Eifel. Diese Burg gehörte (und gehört immer noch) dem Bund Neudeutschland. Hier fühlten sich die Jungen aus Ratingen wie zu Hause, zumal Tante Anna sie bemutterte und sie ein echtes Leben in einer mittelalterlichen Burg mit Rittersaal und Burgkapelle erleben durften.

Irgendwann kam es auch zu großen dreiwöchigen Zeltlagern während der Sommerferien. Zweimal war z.B. Tennenbronn im Schwarzwald (bei St. Georgen) das Ziel. Einmal besuchte sogar ein Weihbischof aus Köln das große Lager. Der Kontakt zum dortigen Pastor, der sich später nach Bonn versetzen ließ, hat Jahre lang bestanden. Dann gab es ein großes Zeltlager in Nordfrankreich. In dem Zusammenhang besuchten wir die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs in Verdun und den Geburtsort der hl. Johanna (Johanna von Orleans), das kleine Dorf Domrémy in Lothringen. Das war 1961, das Jahr, als in Berlin die Mauer gebaut wurde. Wir hörten mit Spannung die täglichen Nachrichten und waren darauf gefasst, das Lager abubrechen, wenn die Situation sich verschlimmern würde. Wichtig war hier in dem kleinen französischen Dorf aber auch der Kontakt zur Bevölkerung, zumal man immer noch Ressentiments den Deutschen gegenüber spüren konnte. Jeder, der dabei war, wird sich daran erinnern, wie wir am letzten Abend das ganze Dorf mobilisiert haben, um mitten auf dem Dorfplatz zu tanzen und zu singen. Völkerverständigung auf ganz unkomplizierte Art. Für viele wurde auch die Fahrt nach Rom ein starkes Erlebnis. Mehrfach haben sich Ratinger Jungen in diesen Jahren der großen Organisation des Bundes angeschlossen. Die gemeinsamen Feiern in Santa Maria Maggiore, im Petersdom oder die Fahrt im Zug nach Assisi trotz Bahnstreiks in Italien blieben unvergesslich.

Die Gruppenzeitung aus den 60er-Jahren berichtet von zahlreichen Zielen, die NDer aus Ratingen anstrebten: Frankreich, Spanien, Afrika, Italien, Österreich, Holland. In Deutschland findet man sie im Sauerland, im Odenwald, im Spessart, im Allgäu oder im Bayrischen Wald und an Ost- und Nordsee. Zahlreiche Artikel berichten von diesen „Expeditionen“. Im Gegensatz zu der Zeit vor 1945 hat sich jetzt das eine oder andere Archivmaterial erhalten: Fotografien, Tagebücher, Gruppenzeitungen (hektographiert und heute auf vergilbtem Papier), Rundbriefe, Einladungen, ein Wimpel und vieles mehr. Es ist erstaunlich, wenn man das alte Material durchblättert, wo-

mit die jungen Leute sich in den 50er-, 60er- und 70er-Jahren beschäftigt haben. Das schöne Banner, das während der Nazizeit irgendwo versteckt war und nach 1945 wieder in der Öffentlichkeit gezeigt wurde, ist heute spurlos verschwunden, auch das „Ersatzbanner“, das irgendwann eine Mutter genäht hatte, um das alte historische Stück zu schonen. Dann lief die Arbeit der ND-Gruppe in Ratingen aus, ohne dass die „Alten“ es merkten. Sie waren im Studium, dann im Beruf. Der Kontakt zur Gruppe, die manchem in seiner Kindheit und Jugend viel bedeutet hatte, brach ab.

Viele alte NDer trifft man noch in der Stadt. Jeder ist irgendwie froh,

dass er damals dabei war. Die Gruppe, das Fähnlein hat ihn doch an der einen oder anderen Stelle geprägt. Vor allem kommen dann die Erinnerungen hoch und die möchte man nicht missen.

Was es vom ND in Ratingen heute noch gibt, das ist eine Gruppe der KMF (der Gemeinschaft katholischer Männer und Frauen). Diese Gruppe trifft sich regelmäßig zu thematischen Abenden. Es ist nicht allein die Erinnerung an frühere Zeiten, die sie zusammenkommen lässt, sondern in erster Linie ist es eine „Lebensgemeinschaft engagierter Christinnen und Christen“ im Sinne des Hirschberg-Programms.

Hans Müskens

Gruppenführer der St. Arnold-Gruppe nach 1945

Die Liste ist wahrscheinlich nicht vollständig. Die vielen Namen deuten auf einen häufigeren Wechsel im Amt hin. Das erklärt sich dadurch, dass der neue Geschäftsführer in der Regel Schüler der Oberstufe war. Spätestens mit dem Abitur (am Ende von Klasse 13) und dem beginnenden Studium gab er das Amt wieder ab.

Ferdi Treimer war der erste Gruppenführer nach dem Krieg. Er war Lehrer an der Volksschule I (Minoritenschule) und später Rektor in Schwelm

Christoph Baldermann

Bernd Bonnemeyer

Werner Schleuter

Paul-Rainer Hamm

Michael Kersting

Hans Müskens

Theo Sträßer

Gert Rethage

Rainer Gille

Georg Hoberg

Andreas Zipa

Michael Kreft

Thomas Kreft

Gruppenkapläne nach 1945

Studienrat Dr. Albert Bister

(Religionslehrer am Ratinger Gymnasium, † 1995)

Oberstudienrat J. Hermann (Religionslehrer in Düsseldorf, † 1976)

Franz-Joseph Hungs

(Kaplan an St. Peter und Paul, später Professor in München, † 2007)

Christian Kreuzberg

(Kaplan an St. Peter und Paul, später Pfarrer in Hösel und Dechant des Dekanates Ratingen, heute Ruhestandsgeistlicher in Mettmann)

Michael Nienhaber

(Religionslehrer am Theodor-Heuss-Gymnasium, heute Pfarrer in Neuss)

Namen aus der Zeit vor 1945 (eine kleine Auswahl)

Heinz von der Beeck

Gert Hermann-Büter

Prof. Arnold Dresen

(Gruppenkaplan)

Sigismund Illen

Hans Kaiser

Paul Kellermann

Josef Kürten

Franz Londenberg

(Erster Gruppenführer)

Joseph Neveling

Pater Dr. Emmanuel

von Severus

(Rudolf von Severus, Initiator der Gruppe)

Toni Strässer

Wildgänse rauschen durch die Nacht

*Wildgänse rauschen durch die Nacht
mit schrillum Schrei nach Norden.
Unstete Fahrt! Habt acht, habt acht!
Die Welt ist voller Morden.*

*Fahrt durch die nachtdurchwogte Welt,
graureisige Geschwader!
Fahlhelle zuckt und Schlachtruf gellt,
weit hallt und wogt der Hader.*

*Rausch zu, fahr zu, du graues Heer,
rauscht zu, fahrt zu nach Norden!
Fahrt ihr nach Süden übers Meer,
was ist aus uns geworden?*

*Wir sind wie ihr ein graues Heer
und fahrn in Kaisers Namen,
und fahrn wir ohne Wiederkehr,
singt uns im Herbst ein Amen.*

Worte: Walter Flex Weise: Robert Götz

Am 11. November 2008 jährte sich zum 90. Mal der Tag, an dem 1918 der zwischen Deutschland und den Alliierten abgeschlossene Waffenstillstandsvertrag in Kraft trat und damit den vier Jahre dauernden Ersten Weltkrieg beendete.

In fehlgeleitetem Idealismus hatten sich zu Beginn dieses Krieges Tausende junge Kriegsfreiwillige gemeldet, um begeistert für Kaiser und Vaterland in den Kampf zu ziehen, darunter viele Intellektuelle – Studenten, Schriftsteller und Künstler. Auch der 30-jährige Dichter **Dr. Walter Flex** meldete sich freiwillig zu den Waffen. In seinen Gedichten und Erzählungen, von denen ein Großteil in seiner Zeit als Leutnant an der

Front entstand, spürt man die Opferbereitschaft und die Todessehnsucht der Kriegsjugend von damals – für Walter Flex ein unentrinnbares Schicksal.

Der Erste Weltkrieg forderte insgesamt 8,5 Millionen Gefallene und 21 Millionen Verwundete. Auch Walter Flex starb im Baltikum am 16. Oktober 1917 an einer am Tag vorher erlittenen schweren Verwundung. Zwei seiner drei Brüder fielen ebenfalls, während Kaiser Wilhelm II., der 1914 zu den Waffen gerufen hatte und hochtönend „keine Parteien, sondern nur noch Deutsche kannte“, 1941 friedlich im gesegneten Alter von 82 Jahren im holländischen Exil verstarb.

Das Lied „Wildgänse rauschen ...“ ist wohl das bekannteste Gedicht aus der Kriegsliteratur von Walter Flex, dem „Wanderer zwischen beiden Welten“, wie seine millionenfach gedruckte und damals sehr beliebte Erzählung hieß. In der Vertonung von **Robert Götz** wurde dieses Lied vom „Wandervogel“ in den Zwanzigerjahren, von der Bündischen Jugend, aber auch von der Hitlerjugend begeistert gesungen. Nach dem Zweiten Weltkrieg tauchte es in den Fahrtenlieder-Büchern der Pfadfinder und der konfessionellen Jugendverbände wieder auf. Kaum einer wird bemerkt haben, dass sich hinter der scheinbar trutzigen Lagerfeuer-Romantik das Gesicht des Krieges verbirgt.

M.B.

HELM **BIOMARKT** **NATURPRODUKTE**
IHR **IN RATINGEN**

HELM-Naturprodukte · www.helm-naturprodukte.de · Am Kruppenweg 28
40885 Ratingen · Tel.: 02102 / 17125 · Fax: 17935 · biomarkt@helm-naturprodukte.de
Öffnungszeiten: Montags geschlossen · Di. - Do. 8-13 + 15 - 18 Uhr · Freitag 8-13 + 15 - 19 Uhr · Sa. 8-13 Uhr

100 Jahre Sozialdienst katholischer Frauen

Für die schwächsten Glieder der Gesellschaft

Es begann vor etwas mehr als hundert Jahren, nämlich am 4. November 1908, mit einem Schreiben, in dem **Maria Wellenstein**, Frau des Fabrikdirektors Edmund Wellenstein, dem Ratinger Bürgermeister Peter Jansen mitteilte, in den letzten Tagen habe sich in Ratingen eine Ortsgruppe des katholischen Fürsorgevereins für Frauen, Mädchen und Kinder gebildet. Die Damen des Vereins hätten sich bereit erklärt, Vormundschaften zu übernehmen. Und damit begann der Fürsorgeverein seine nunmehr über hundert Jahre währende segensreiche Arbeit, die durch zwei Weltkriege, durch soziale und wirtschaftliche Höhen und Tiefen und zwölf Jahre NS-Unterdrückung führte und seit Ende der 60er-Jahre des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Sozialdienst katholischer Frauen eine ungeahnte Entwicklung fand. Aus der Übernahme erster Vormundschaften hat sich seitdem ein breites Hilfsangebot entwickelt, das beinahe die gesamte Palette des sozialen Bereichs der Stadt Ratingen umfasst, und zwar von einer der ersten Schuldnerberatungen in der Bundesrepublik über die Nichtsesshaften- und Wohnungslosenhilfe, einer konfessionsübergreifenden Krankenhaus- und Altenhilfe, Kontaktkreisen für psychisch Kranke mit Begegnungsstätten und der Vermittlung von Tagespflegestellen für Kinder bis zur Schwangerschaftskonfliktberatung und -hilfe, einer Textilwerkstatt und der Arbeitslosenhilfe.

Die Gründung des Vereins ist aus der Situation der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu sehen, als nach den sogenannten Gründerjahren eine zweite Industrialisierungswelle mit einer neuen Phase der Hochkonjunktur einsetzte, die auf der einen Seite einen gewaltigen Aufschwung und auf der anderen Seite ein heute kaum nachvollziehbares soziales Elend mit sich brachte. Besonders hart betroffen waren davon die schwächsten Glieder der Gesellschaft, nämlich die Frauen, Mädchen und Kinder, die nicht nur in



Fabrikarbeiterinnen in Cromford im Jahre 1915

der Fabrik und im Haushalt ausgebeutet wurden, sondern meist auch noch schutzlos einer herrschenden Männergesellschaft ausgeliefert waren. Die Situation der Mädchen und Frauen in Ratingen war um diese Zeit vor allem durch die Arbeit in der Baumwollspinnerei Cromford, auf den Höfen des Umlandes und im Haushalt gekennzeichnet. In den Ratinger Gemeindesteuerbüchern waren kurz nach 1900 insgesamt 137 Fabrikarbeiterinnen und 204 im Haushalt tätige Mägde, Dienstmädchen und Köchinnen aufgeführt. Innerhalb eines Jahrzehnts verdoppelte sich die Zahl der Fabrikarbeiterinnen, nicht zuletzt durch den Kriegseinsatz der Frauen. Die Arbeit in der Baumwollspinnerei war monoton, anstrengend und vielfach auch gesundheitsgefährdend. Das führte zu häufigen Erkrankungen, zu Kopf- und Rückenschmerzen, entzündeten Augen, Husten und Hautausschlägen. Die Situation der Mädchen und Frauen, die Arbeit in den Haushalten und auf den Höfen aufnahmen, war bis zum Kriegsende 1918 durch die Preußische Gesindeordnung gekennzeichnet, die keine geregelten Arbeitszeiten, aber teilweise noch das Züchtigungsrecht vorsah. Besonders betroffen waren die Mädchen und Frauen, wenn sie schwanger wur-

den und vom Kindesvater nicht geheiratet wurden. Sie mussten das Kind in Pflege geben, wozu eine Vormundschaft eingerichtet werden musste. Für solche Fälle wollten die Mitglieder des neu gegründeten Fürsorgevereins tätig werden.

Den Anstoß für die Gründung des Ratinger Fürsorgevereins gab die Düsseldorfer Ortsgruppe, die dem 1907 von Agnes Neuhaus in Dortmund gebildeten Zentralverein angehörte. Entsprechend übernahm



die Ratinger Ortsgruppe auch die Satzung, wie sie auf der Generalversammlung des Zentralverbandes in Düsseldorf beschlossen worden war und als Zweck „Schutz und Rettung sittlich gefährdeter und gefallener Mädchen und Frauen, sowie der verwahrlosten Jugend“ als Haupttätigkeit des Vereins angab. Doch zunächst lief in Ratingen die Arbeit des Vereins in Vormundschaftssachen nur verhalten an und betraf vor allem die unehelichen Kinder von Mägden und Dienstmädchen, weitete sich aber in den folgenden Jahren des Ersten Weltkriegs stark aus, weil die zahlreichen Kriegerwitwen für ihre Kinder einen Vormund bestellen mussten. In dieser unruhigen Nachkriegszeit stieß **Johanna Flinck**, erste Fürsorgerin des Kreises, zum Fürsorgeverein. Sie engagierte sich stark in der Frauenbewegung und wurde 1919 als eine der ersten Frauen für das Zentrum in die Ratinger Stadtverordnetenversammlung gewählt, legte aber schon nach kurzer Zeit ihr politisches Mandat nieder, um ihre Sozialarbeit parteiunabhängig führen zu können.

Die folgenden 1920er-Jahre brachten für Ratingen mit seinen 110 Kriegerwitwen, 179 Kriegswaisen und 22 Eltern, die mit den gefallenen Söhnen die Unterstücker verloren hatten, große soziale Not. Von den rund 16.000 Einwohnern lebten fast 20 Prozent von der öffentlichen Unterstützung, die kaum die minimalsten Lebensbedürfnisse deckte. Maria Wellenstein trat 1923 mit Rücksicht auf ihre Gesundheit als 1. Vorsitzende zurück, als Nachfolgerin wurde die Lehrerin **Berta Bruß** gewählt, die eine Neuorganisation des Fürsorgevereins einleitete. Nun waren es nicht mehr die Damen der Ratinger Gesellschaft, sondern vorwiegend Lehrerinnen, die die Fürsorgearbeit leisteten und sich auf überörtlichen Tagungen weiterbildeten.

Mit dem Beginn der 1930er-Jahre machten sich auch in Ratingen zusätzlich noch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise bemerkbar. Die Ratinger Zeitung bezeichnete das Jahr 1931 als ein „Notjahr im schlimmsten Sinne des Wortes“. Im St. Marienkrankenhaus wurde eine Volksküche eingerichtet, und über Jahre gehörten Frau-

en und Kinder, die mit dem Henkelmann das Essen für ihre Familie abholten, zum alltäglichen Bild auf der Oberstraße. Die an die Dortmunder Zentrale eingereichten Tätigkeitsberichte des Ratinger Fürsorgevereins wurden immer umfangreicher. Als 1932 die Vorsitzende Bertha Bruß plötzlich an einem Herzschlag starb, sprang die junge Lehrerin **Maria Schmitz** ein, machte sich ohne großen Auftrag an die Arbeit und konnte im April 1933 an die Dortmunder Zentrale berichten, dass sie bereits alle anliegenden Fälle aufgearbeitet habe. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten war der Druck der Partei auf die Fürsorgearbeit zunächst noch verhalten, aber nur deshalb – wie Maria Schmitz an die Zentrale berichtete – weil die Arbeit für die NS-Fürsorgerin noch Neuland war und sie sich der Erfahrung des Katholischen Fürsorgevereins bedienen wollte. Bei dem sich dann immer mehr verstärkenden Druck wandte sich Maria Schmitz an die Dortmunder Zentrale und bekam von dort den Hinweis, der klare katholische Standpunkt der Arbeit könne nur dann gewahrt bleiben, wenn an keiner Stelle von der geraden grundsätzlichen Linie abgewichen werde.

Neue Kraft und neuen Mut holten sich die Mitglieder und Freunde des Fürsorgevereins zum 25-jährigen Bestehen in einer schlichten Jubiläumsfeier, in der die hl. Elisabeth als Vorbild tätiger Nächstenliebe vorgestellt wurde. Schließlich wurde der Druck der Partei immer stärker mit dem Hinweis an Maria Schmitz, dass ihre Tätigkeit als Vorsitzende auf Dauer nicht mit ihrer Lehrerintätigkeit vereinbar sei. Ihre Aufgaben übernahm **Änne Schmitz-Römerscheidt**, die



Maria Schmitz (rechts) mit ihrer Mutter und Dechant Franz Rath bei einer Feierstunde

zugleich auch Vorsitzende des Katholischen Müttervereins war. Um den „katholischen Fürsorgeverein durch die jetzige Krise in ruhigere Zeiten hinüberzueretten“, wurde die Werbung und Schulung von Mitarbeiterinnen auch über die Kriegsjahre weitergeführt.

Bei der mit dem Kriegsende im Frühjahr 1945 über Stadt und Land hinwegrollenden unvorstellbaren Welle von Not und Bedrängnis nahm Maria Schmitz die unter Zwang aufgegebenen soziale Tätigkeit wieder auf und half auch ohne Organisation und trotz Verbotes durch die Alliierten, wo sie nur konnte. Sie holte die Mitarbeiterinnen und Mitglieder, die Vormünder und Pfleger bei den Schwestern an der Schwarzbachstraße zusammen und forderte sie auf, wieder aktiv zu werden im Sinne christlicher Nächstenliebe. Tatsächlich wurden dann bis Jahresende schon wieder 169 Kinder, Jugendliche und Heranwachsende betreut.

In Anbetracht des großen Arbeitsanfalles in den Jahren der Not nach dem Krieg machte sich die Dortmunder Zentrale Gedanken darüber, ob man nicht auch in Ratingen zur Entlastung der Vorsitzenden eine Berufskraft einstellen sollte, aber Maria Schmitz wollte die Arbeit allein schaffen. Mit der im Sommer 1948 erfolgten Währungsumstellung erfolgte fast schlagartig eine Verbesserung der Lebensverhältnisse, aber zugleich kamen neue und zusätzliche Aufgaben auf den Fürsorgeverein zu. Nachdem sich auch **Dechant Wilhelm Veiders** dafür einsetzte, konnte im Sommer 1951 mit **Gretel Dittrich** aus Essen-Borbeck die erste hauptamtliche Fürsorgerin eingestellt werden. Zugleich wurden auch noch die Fürsorgevereine Ratingen-Land und Kettwig und außerdem sämtliche Gemeinden des Amtes Angerland in ihren Zuständigkeitsbereich einbezogen. Für die neue Fürsorgerin war es ein harter Start. Es kam ein Berg von Arbeit auf sie zu, aber auch nach Jahren standen ihr immer noch weder ein eigenes Büro noch sonstige Hilfsmittel zur Verfügung. Nicht zuletzt durch die Überbelastung erkrankte sie ernstlich und ging in ihre Heimat Essen zurück. Für die Nachfolgerin, die aus Kassel kommende



Martha Hoffbauer war die zweite hauptamtliche Fürsorgerin, die eingestellt wurde. Sie hatte einen riesigen Arbeitsbereich

Martha Hoffbauer änderte sich die Situation erst allmählich, dafür hatte sie einen ganzen Berg von Akten und Vorlagen aufzuarbeiten, weil sich Maria Schmitz mit ihrer Schulleitervertretung voll belastet fühlte. Insgesamt war die Situation so, dass der Fürsorgeverein wegen des gewaltigen Arbeitsanfalles die Feier zum 50-jährigen Bestehen zunächst verschob und dann gar nicht mehr zum Feiern kam.

In den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts wuchsen in Ratingen mit der starken Bevölkerungszunahme auch die karitativen Aufgaben immer mehr an, ohne dass sich auch die Arbeitsverhältnisse im Fürsorgeverein verbesserten. Erst Anfang des Jahres 1968 bekam der Fürsorgeverein im alten Pfarrhaus an der Kirchgasse zwei Büroräume mit den entsprechenden Büromöbeln. Ein neues Signal setzte der Verein dann im Herbst, als er in der Mitgliederversammlung die Umbenennung in „Sozialdienst katholischer Frauen“ beschloss und die Namens- und Satzungsänderung beim Amtsgericht in das Vereinsregister eintragen ließ. Unter diesen Voraussetzungen feierte der Verein als Sozialdienst katholischer Frauen das 60-jährige Bestehen. Als besondere Aufgabe nahm sich der Verein die verstärkte Betreuung von Heimkindern vor und rief die katholischen Familien auf, daran mitzuhelfen.

Zu Beginn der 70er-Jahre musste der Sozialdienst katholischer Frauen in Ratingen mit den anderen kirchlichen Fachverbänden gegenüber dem Kreis Caritasverband um seine Selbstständigkeit ringen. Im Verlaufe dieser Verhandlungen kam es zu einer ver-

stärkten Zusammenarbeit im Sozialdienst katholischer Frauen und Männer (SkFM) unter der Geschäftsstelle für den Kreis Mettmann.

Zusätzliche Arbeit brachte im Sommer 1972 das neue Scheidungsrecht, der SkF stand allen zur Verfügung, die Hilfe suchten in Eheproblemen, in Fragen des Vormundschafts- und Adoptionsrechts und auch in Fällen, in denen Eltern und volljährig gewordene Kinder nicht mehr miteinander auskamen. Neue Vorsitzende wurde in dieser Zeit **Gertrud Rheinlaender**, die schon viele Jahre engagiert mitarbeitete. Sie konnte im Frühsommer 1974 ihrer Vorgängerin Maria Schmitz die päpstliche Auszeichnung „Pro Ecclesia et Pontifice“ überreichen, und zwar als äußeres Zeichen für eine jahrzehntelange Arbeit in der Stille. Mittlerweile gehörte zu den vielfältigen Aufgaben des SkF auch schon die Betreuung der ausländischen Mitbürger in Ratingen, ganz besonders für die Frauen, Kinder und Jugendlichen.

Eine entscheidende Veränderung brachte die im November 1978 in Verbindung mit der Jubiläumsfeier zum 70-jährigen Bestehen durchgeführte Mitgliederversammlung. Nachdem Gertrud Rheinlaender verzogen war und ihre Nachfolgerin **Grete Geurtz** ihr Amt niederlegte, übernahm **Edith Bohnen** den Vorsitz des Sozialdienstes. Sie hatte schon als Kind an der Hand ihrer Mutter, **Sophie Kiel**, in



Edith Bohnen ist seit 1978 Vorsitzende des Sozialdienstes katholischer Frauen in Ratingen



Im Haus Kirchgasse 1, dem früheren Pastorat, hatte der „Fürsorgeverein“ Ende der 1960er-Jahre sein erstes richtiges Büro

den schweren Nachkriegsjahren Caritasarbeit geleistet und kam auch mit neuen Vorstellungen. Neu und drängend zugleich war die Situation auf dem Wohnungsmarkt, vor allem in den neuen Wohngebieten in Ratingen West mit einem bis dahin noch nicht bekannten Anstieg der Räumungsklagen. Der SkF verlegte deshalb einen Teil seiner Arbeit in diesen neuen Stadtteil, und nach vielen Anstrengungen gelang es den in Ratingen tätigen Vereinen und Verbänden der Wohlfahrtspflege unter der Trägerschaft des SkF im Frühjahr 1981, die Schuldnerberatung – eine der ersten in der gesamten Bundesrepublik – einzurichten. Als nach einem Jahr die Schuldnerberatung des SkF erneut im Rat der Stadt zur Debatte stand, gab es einhellige Anerkennung und Zustimmung.

Die Bedeutung des SkF in Ratingen wurde im Sommer 1981 deutlich, als Maria Schmitz mit der neugestifteten Agnes-Neuhaus-Plakette ausgezeichnet wurde. Edith Bohnen sagte bei dieser Gelegenheit, Maria Schmitz sei über 40 Jahre lang Motor der Gemeinschaft gewesen. Mittlerweile kam dann auch schon die „nachgerückte jüngere Generation“ in das Jubiläumsalter. Martha Hoffbauer war im Sommer 1982 seit 25 Jahren als Fürsorgerin im Sozialdienst tätig und erhielt die Caritas-Ehrennadel. Besondere Auszeichnungen gab es im Mai 1983 auch für Sophie Kiel, die sich schon seit der Nachkriegszeit um die hilflosen und bedürftigen Mitmenschen



Sophie Kiel (rechts) legte ihrer Tochter Edith Bohnen das soziale Engagement praktisch in die Wiege. Sie kümmerte sich schon in der frühen Nachkriegszeit um hilflose und bedürftige Menschen

kümmerte und deren hilfreiche Tätigkeit in Stadt und Pfarrgemeinde nicht wegzudenken war, wie es in einem Glückwunsch zum Ausdruck kam. Und zu ihrem 75. Geburtstag – bis dahin arbeitete sie noch in der Altenbetreuung - erhielt sie das Goldene Ehrenzeichen des Deutschen Caritasverbandes. Und dann holte sie noch eine Ehrung ein: Für ihre Verdienste um ihre Mitmenschen und die Arbeit im Dienst der Allgemeinheit wurde sie auch noch mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Eine neue Aufgabe übernahm der SkF in Ratingen mit der Arbeit der „Blauen Engel“, die zunächst im St. Marienkrankenhaus und kurze Zeit später auch in dem angeschlossenen Alten- und Pflegeheim sich um die persönlichen Bedürfnisse und Probleme der Insassen kümmerten. Und in den folgenden Jahren weitete sich die Arbeit des SkF immer weiter aus. In Verbindung mit der Schuldnerberatung wurde die Betreuung auf „schwierige Familien“ ausgedehnt, die Schwangerschaftskonfliktberatung nahm einen immer breiteren Raum ein und als ein Arbeitsgebiet ohne Grenzen zeigte sich die Nichtsesshaftenhilfe, nachdem bis Anfang der 80er-Jahre ein Nichtsesshaftenproblem in Ratingen kaum in Erscheinung getreten war. Nach dem Tod einer nichtsesshaften Frau in einer Frostnacht lief eine Aktion an, in der zunächst den Nichtsesshaften in der kalten Jahreszeit beheizbare Bauwagen am Blauen See, an der Kaiserswerther Straße und später auch noch am Grünen See als Unterkunft zur Verfügung gestellt wurden. Die Möblierung erfolgte durch die Möbelkammer

des SkF, die im Herbst 1984 eingerichtet worden war. Mit der Zeit waren es fast 50 „Stadtberber“, wie sie sich mit Galgenhumor selbst nannten, die von dem vom SkF angestellten speziellen Sozialarbeiter betreut wurden. Über diese Nichtsesshaftenarbeit informierte sich der Kölner Weihbischof **Dr. Hubert Luthe** zu Beginn einer Visitations- und Firmungsreise durch das Dekanat Ratingen und zeigte sich sehr beeindruckt.

Um auch für psychisch Kranke die Begegnung von Mensch zu Mensch zu ermöglichen, wurde vom SkF zu dem bereits 1981 eingerichteten ökumenischen Kontaktkreis für ältere Kranke auch noch ein Dienstagskreis für jüngere Kranke gebildet und unter der Obhut einer Sozialpädagogin für sechs Patienten eine Einrichtung für betreutes Wohnen geschaffen. Mit der Einrichtung der Tagespflege galt die Arbeit des SkF den Schwächsten der Gesellschaft, den Kindern, vor allem von alleinerziehenden Müttern, die auf den Broterwerb angewiesen waren. Der SkF fand Familien, die bereit waren, ein Kind zur Pflege aufzunehmen und auch die damit verbundenen pädagogischen Aufgaben zu erfüllen. Im Gegensatz zu anderen Städten gab es in all den Jahren zwischen den in Ratingen tätigen Sozialdiensten kein Konkurrenzdenken, sondern enge Zusammenarbeit, wie es in der zweiten Hälfte der 80er-Jahre auch bei der Aidshilfe deutlich wurde.

Unvergesslich bleibt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Glücksfall, dass in der größten Not, als die Geschäftsstelle im Haus Kirchgasse 3 mit ihren dreieinhalb Räumen endgültig aus allen Nähten zu platzen drohte, 1987 dem Sozialdienst mit dem Haus Wallstraße 29 endlich einmal ausreichende Arbeits- und Büroräume zur Verfügung gestellt wurden. Edith Bohnen sprach damals davon, dass ihr das Haus in der größten Not von der Eigentümerin angeboten worden sei und sozusagen für den SkF „vom Himmel fiel“. Gerade zu dieser Zeit hatte der SkF zwei neue Arbeitsgebiete übernommen, nämlich die Kindertagespflege und das „betreute Wohnen für psychisch Kranke“. Endlich standen für diese Arbeit erstmals ausreichende Büroräume und überdies Besprechungs- und Gruppenräume zur Verfügung.

Bemerkenswerte Erfolge konnte die Nichtsesshaftenarbeit des Ratinger SkF in diesen Jahren mit der Am Stadion errichteten Nichtsesshaftenunterkunft verzeichnen. Bei der Weihnachtsfeier 1989 berichtete die Vorsitzende Edith Bohnen davon, dass von den bis dahin betreuten 70 Nichtsesshaften bereits zehn „trocken“ geworden waren, 14 sich in „Trainingswohnungen“ auf die Selbstständigkeit vorbereiteten und 13 sich selbst schon eine eigene Wohnung gesucht hatten. Mit Hilfe des Sozialamtes wurden mit der eigenen Möbelkammer zusätzlich sozialversiche-



Eine Baracke von der Bundesgartenschau in Düsseldorf, vom SkF am Stadionring aufgestellt, wurde für viele Ratinger Nichtsesshafte nach langer Zeit wieder fester Wohnsitz und feste Adresse



Das „weiße Haus mit der lila Tür“ auf der Wallstraße 29 war lange Zeit das Domizil des Sozialdienstes katholischer Frauen

rungspflichtige Arbeitsplätze geschaffen. Großes Interesse in der breiten Öffentlichkeit fand die Ende 1989 vorgestellte Offene Betreuungsstätte für psychisch Kranke, die zunächst im Seniorentreff Ratingen Süd untergebracht wurde und es den Kranken ermöglichte, in ihrer vertrauten Ratinger Umgebung zu bleiben. Zusammen mit dem Evangelischen Gemeindedienst wurde vom SkF ein Trägerverband gegründet, der die Einrichtung eines sozial-psychiatrischen Zentrums in Ratingen vorantreiben sollte.

Die erfolgreiche Arbeit des SkF wurde in den folgenden Jahren deutlich, als gleich mehrere Arbeitsbereiche ihr Zehnjähriges feiern konnten, wie etwa die Schuldnerberatung, der Patientenclub der psychisch Kranken oder die Blauen Engel im St. Marienkrankenhaus und Altenkrankenheim. Die „Ratinger Jonges“ würdigten diese Arbeit und zeichneten die Vorsitzende Edith Bohnen mit den über 100 ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern mit der „Dumeklemmerplakette“ aus. Die Vorsitzende selbst wurde bei dieser Gelegenheit als ein „Glücksfall für die Stadt Ratingen“ bezeichnet. Die wiederum sprach die 500 Jonges an und meinte, daraus könne ein ganzes Heer von ehrenamtlich tätigen Männern werden.

Mit dem neuen Haus an der Talstraße konnte der SkF sein Pilotprojekt Leben + Wohnen verwirklichen. Es sollte sowohl alleinerziehenden Frauen mit ihren Kindern und jungen Frauen, die unter schwierigen Umständen auf der Suche nach einem eigenen Le-

bensweg waren, den Start in eine bessere Zukunft ermöglichen. Zahlreiche Spenden ermöglichten dieses Vorhaben. Etwa zeitgleich zog die Möbelkammer in die Buga-Baracken am Stadionring um, und zu Beginn des Schuljahres 1995/96 wurde die Übermittagsbetreuung an zunächst neun und dann 13 Ratinger Grundschulen eingeführt. Wie sehr diese Arbeit des Sozialdienstes katholischer Frauen auch in der breiten Öffentlichkeit anerkannt wurde, zeigten zwei Ehrungen, die die Vorsitzende Edith Bohnen entgegennehmen durfte. Im Ratinger Rathaus überreichte ihr im Herbst 1994 Landrat Heinz Pensky das Bundesverdienstkreuz und im Herbst erhielt sie die vom Bundesvorstand des SkF verliehene Agnes-Neuhaus-Plakette. Seit sie 1979 den Vorsitz des Ratinger SkF übernommen hatte, war die Zahl der hauptamtlichen Kräfte auf über 50 und die der ehrenamtlich tätigen Frauen und Männer auf über 100 angestiegen. Sie entwickelte in dieser Zeit aus der allgemeinen Sozialarbeit des SkF ganz spezielle Dienste für Mädchen, Frauen und Kinder, für Familien, Gefährdete, Nichtsesshafte und Obdachlose, Alte und Kranke. Sie sah die konkrete Notlage der Menschen und plante und organisierte pragmatische Hilfe, wobei sie eng mit Stadt und Kreis, mit dem Evangelischen Gemeindedienst und dem Diözesan-Caritasverband zusammenarbeitete.

Viel Unruhe gab es zu Beginn des Jahres 1998 in Hinblick auf die aus Rom erwarteten Äußerungen zur Schwangerschaftskonfliktberatung. Man befürchtete, dass die Kirche mit dem Ausstieg aus der Konfliktberatung eine Chance vertun könne. Edith Bohnen erklärte damals, der Hauptansatzpunkt des SkF sei, dass alle Hilfsmöglich-

lichkeiten genutzt würden, und zwar materiell und psychosozial. War das getan, war die Entscheidung der Frau zu respektieren. Die vom SKFM im Kreis Mettmann getragene Schwangerschaftskonfliktberatung konnte für 1997 mit steigender Zahl immerhin 520 Erstberatungen und weitere Kontaktaufnahmen vorweisen.

Als neue Aufgabe hatte sich der SkF mittlerweile den Ausbau einer Textilwerkstatt in der ehemaligen Graf-Adolf-Schule vorgenommen und auch schon bald mit dem Ausbau begonnen. Sinn des mit 660.000 D-Mark veranschlagten Projekts sollte es sein, Arbeitsplätze für unter schwierigen Verhältnissen lebende junge Frauen zu schaffen. Die bereits vorhandene Kleiderkammer wurde um eine Textilwerkstatt und einen Second-Hand-Shop erweitert.

Bei der im Herbst 1998 anstehenden Feier zum 90-jährigen Bestehen hatte der Ratinger SkF dann selbst Gelegenheit, einmal inne und Rückschau zu halten und zugleich in die Zukunft zu blicken. Wenn sich jeder die Frage nach seinem Nächsten stelle und versuche Nächster zu sein, dann werde der SkF nicht nur ein Verband mit langer Tradition, sondern gleichzeitig ein Verband mit Zukunft, sagte Edith Bohnen mit Hinweis auf die auf allen Gebieten erfolgte positive Entwicklung. Zu Beginn des neuen Jahrtausends wurde dann auch das von SkF und Diakonie Ratingen getragene Sozialpsychiatrische Zentrum im Gebäude der Graf-Adolf-Schule untergebracht. Zu diesem Zeitpunkt wurden 200 Personen im Alter zwischen 20 und 60 Jahren auf ehrenamtlicher Basis betreut und konnten auf diese Weise auch außerhalb psychiatrischer Fachkliniken leben.



Die „Blaue Engel“ des St. Marienkrankenhauses Ende der 1990er-Jahre



Die alte Volksschule an der Graf-Adolf-Straße wurde zu einem zweiten Zentrum des SkF. Hier befinden sich die Textilwerkstatt und der Second-Hand-Shop „Rock und Rolli“, ein Stehcafé, ein sozialpsychiatrisches Zentrum und Schulungsräume

In den folgenden Jahren konnten zahlreiche Einrichtungen des SkF Jubiläen feiern. Im Herbst 2001 blickte der SkF auf 20 Jahre Sozial- und Insolvenzberatung zurück. Die vom SkF gegründete Schuldnerberatung war – wie anerkennend festgestellt wurde – eine der ersten in der gesamten Bundesrepublik. Im Frühjahr 2002 waren es die Blauen Engel im St. Marienkrankenhaus, die ihr 20-jähriges Bestehen feiern konnten. Viel Anerkennung fand das vom SkF getragene Projekt „Wohnen und Leben“, das mit dem an der Talstraße errichteten Haus alleinerziehenden Müttern und ihren Kindern eine neue Chance geben sollte. Als besondere Hilfe für alleinerziehende Mütter war auch die in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Familienbildungswerk durchgeführte Aktion „Tagesmutter – eine Aufgabe für mich“, die eine Zertifizierung mit dem Tagesmutter-Diplom brachte.

Und immer wieder gab es besondere Aktionen, die den SkF auch in die breite Öffentlichkeit brachten, als etwa die Betriebsangehörigen der General-Electric-Tochter GECDf nicht nur einen Geldbeitrag, sondern ihren persönlichen Arbeitseinsatz leisten wollten und im Hof der Graf-Adolf-Schule eine Anlage mit Gartenhaus errichteten. Der SkF selbst beteiligte sich an den laufenden Aktionen gegen Gewalt an Frauen, die zum Teil unter dem speziellen Thema „Nein zu Verbrechen im Namen der Ehre“ standen.

Mittlerweile platzte das durch seine Schiefelage der Geschosse bekannte sogenannte „Mutterhaus“ des SkF an der Wallstraße aus allen Nähten. Mehrere Mitarbeiter aus den verschiedensten Bereichen mussten sich einen Raum teilen, ohne noch Platz für den Schreibtisch zu haben, wartende Besucher mussten auf der Treppe sitzen, weil kein Warteraum vorhanden war. Da war es mehr als ein Glücksfall, dass dem SkF das Haus Düsseldorfstraße 40 angeboten wurde. Natürlich war in dem 100 Jahre alten Haus viel zu tun. **Peter Bohnen** krempelte wie bei vielen anderen Bauvorhaben vorher die Ärmel hoch und ging Tag und Nacht an die Arbeit. Das Haus wurde aufgestockt und für die speziellen Bedürfnisse des SkF zwar schlicht, aber zweckmäßig umgebaut. Bei der Vorstellung des neuen Hauses konnte Edith Bohnen darauf verweisen, dass die Hauptlast dieser Einrichtung vom Erzbistum und den katholischen Gemeinden getragen wurde. Aus vielen Grußworten prominenter Vertreter klang die Anerkennung, die Arbeit des Ratinger SkF sei einmalig im weiten Umkreis. Anerkennung fand die Arbeit des SkF in dieser Zeit auch durch den Heimatverein „Ratinger We-iter“, der Edith Bohnen in Anerkennung ihrer Verdienste mit der neugeschaffenen „Johanna-Flinck-Ehrendadel“ auszeichnete.

Neue Anforderungen stellte 2005 die Umänderung der Hartz-IV-

Gesetze. Dazu kamen neue Probleme in der Obdach- und Wohnungslosenberatung, weil die Neuzugänge immer jünger wurden und mit einer Mehrfachproblematik behaftet waren, wozu Drogen- und Suchtprobleme gehörten. Hilfe kam in dieser Situation aus der 2006 gegründeten Freiwilligenbörse, die vom SkF ins Leben gerufen wurde und von der Caritas, der Diakonie, dem Kinderschutzbund, der AWO und der Stadt Ratingen getragen wird und als Vermittlungsbüro für ehrenamtliches Engagement wirkt. Eine ungewöhnliche Breitenwirkung hatte 2007 die Feierstunde zum Jubiläum der Schuldnerberatung. Zu dieser Zeit suchte der SkF in Zusammenarbeit mit der Stadt neue Wege in der Beschäftigungsförderung, bot auch in Ratingen im Rahmen des von den Vereinten Nationen ausgerufenen internationalen Tages „zur Beseitigung jeder Form von Gewalt gegen Frauen“ eine ganze Reihe von Veranstaltungen und sorgte für eine Fortführung des Mittagstisches für die Kinder in Schulen und Kindertagesstätten. Die seit dem Schuljahr 1995/96 vom SkF übernommene Betreuung von Grundschulkindern (Ogata) wurde 2009 von 450 Kindern besucht, dazu kamen noch 350 Kinder in der Übermittagsbetreuung. An zehn Ratinger Grundschulen arbeiteten dafür 100 fest angestellte Mitarbeiterinnen. Und immer wieder fand der SkF auch Unterstützung durch prominente Mitbürger, die etwa zur „Woche des bürgerschaftlichen Engagements“ bei der ehrenamtlichen Arbeit mithalfen und in einer öffentlichen Veranstaltung über ihre Erfahrungen berichteten.



Das neue Haus des Sozialdienstes auf der Düsseldorfstraße

Als ein ganz großer Erfolg erweist sich die im Herbst 2008 gemeinsam mit der Diakonie und der Stadt eingeführte Ratinger Tafel in der von der Pfarre St. Peter und Paul kostenlos zur Verfügung gestellten ehemaligen Pfarrbücherei an der Turmstraße. Dort werden mit Unterstützung durch zahlreiche ehrenamtliche Helferinnen und Helfer über 550 Ratinger Haushalte mit rund 1.300 Personen mit den nötigen Lebensmitteln versorgt, die von Märkten, Lebensmittelgeschäften und anderen Spendern zur Verfügung gestellt werden. Dass dafür und die vielen anderen Maßnahmen immer genügend ehrenamtliche Helferinnen und Helfer zur Verfügung stehen, sorgen der Arbeitskreis Ehrenamt und die Freiwilligenbörse.

Eigentlich wäre es im Herbst 2008 an der Zeit gewesen, das Jubiläum zum 100-jährigen Bestehen des am 4. November 1908 als Katholischer Fürsorgeverein gegründeten



Helferinnen der „Ratinger Tafel“, des neuesten Projektes des Sozialdienstes katholischer Frauen. Sie wurde 2008 in den Räumen der ehemaligen Pfarrbücherei von St. Peter und Paul eröffnet

Sozialdienstes katholischer Frauen zu feiern. Aber niemand hatte die nötigen Freiräume, die Vorbereitungen zu treffen, weil alle Kräfte für die vielen anstehenden Aufgaben gebunden waren, wie es schon einmal vor einem halben Jahrhundert zum 50-jährigen Bestehen geschehen war. Schließlich aber trafen sich dann im April 2009 doch noch die haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter mit Vertretern der Kirchen und des öffentlichen Lebens und vielen Menschen, die ein Herz für die Not der Mitmenschen und die Arbeit des SkF haben, in St. Peter und Paul zu einem Gottesdienst und anschließend zu einer kleinen Feier mit einem interessanten Rückblick auf die vergangenen hundert Jahre.

Dr. Richard Baumann

Von der „Erzbruderschaft christlicher Mütter“ zu einem starken Frauenverband

100 Jahre kfd (Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands) in St. Peter und Paul, Ratingen

Der Erzbischof von Köln, Antonius Kardinal Fischer, macht es möglich. Am 8. Februar 1909, nur einen Tag nach Antragstellung, erteilt der Generalvikar dem Ratinger Dechanten und Pfarrer **Josef Offermanns** die Erlaubnis, eine „Marianische Frauenkongregation der Pfarrkirche zu den heiligen Aposteln Petrus und Paulus“ ins Leben zu rufen.

Nach den Statuten muss der Vorsteher dieser katholischen Gebets- und Glaubensgemeinschaft für Frauen natürlich ein Mann sein, der geistliche Präses. Im Vorstand dürfen allerdings auch Frauen vertreten sein, z.B. eine Präfektin. Die Ausgaben des Vereins sollen aus Kollekten der Frauenmessen be-

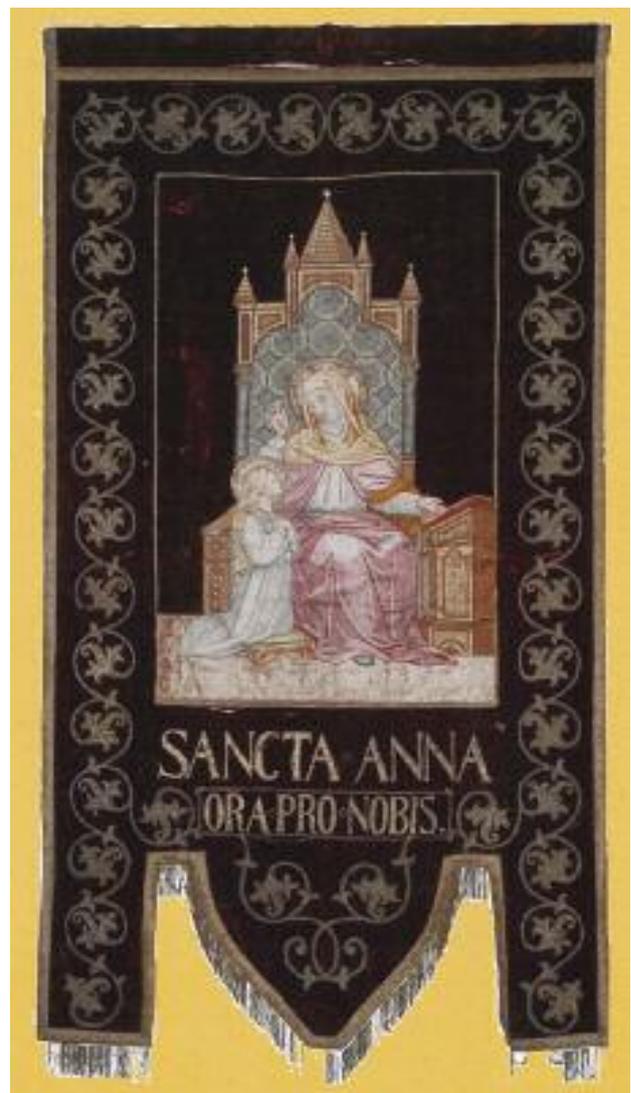
stritten werden. Die Mitglieder müssen sich verpflichten, einen christlichen Lebenswandel zu führen, täglich morgens und abends drei „Gegrüßet seist du Maria“ zu beten und regelmäßig die hl. Kommunion zu empfangen. Frauen, die ohne Entschuldigung der Satzung nicht nachkommen oder durch ihren Lebenswandel Ärgernis erregen, werden nach erfolgter Ermahnung aus der Kongregation ausgeschlossen. Im ersten „Bruderschaftsbuch“ erscheinen in feiner Sütterlin-Schrift alphabetisch die Ratinger Innenstadtstraßen, aufsteigend nach Hausnummern. Kaum eine Hausnummer fehlt. Danach folgen die Namen der Mitglieder: Frauen, die unter dem Namen ihrer Ehemänner geführt werden.

Zur Gründung eines Vereins gehört natürlich auch eine Fahne. Die historische Fahne von 1909, bis heute noch wunderschön, fasziniert durch ihre Handwerkskunst, ihre warmen Farben, ihren weichen Stoff und wird zu besonders festlichen Anlässen im Chorraum neben dem Hochaltar aufgestellt. Sie zeigt die hl. Anna mit ihrer jungen Tochter Maria, Symbole für das Programm eines „Müttervereins“, dessen Ursprung in der Sorge um ein religiöses Ehe- und Familienleben liegt. Nicht wenige Frauen lassen sich mit der Fahne des Müttervereins beerdigen.

Seine Wurzeln reichen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, in unser Nachbarland Frankreich.



Die Gründungsurkunde der Marianischen Frauenkongregation aus dem Jahre 1909



Die historische Fahne des Vereins aus dem Gründungsjahr

1850 gründen katholische Frauen der Pfarrkirche „Unserer Lieben Frau“ im nordfranzösischen Lille eine „Gebetsgemeinschaft christlicher Mütter“. Sie beschließen, regelmäßig zusammentreten, miteinander und füreinander zu beten um die Gnade einer guten Kindererziehung und den Segen sowohl für ihre Kinder als auch für ihre ganze Familie. Sie wollen sich gegenseitig unterstützen und aktiv am Dienst der Kirche teilnehmen.

1860, zehn Jahre später, mitten in einer Zeit des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbruchs, springt die Idee auf Deutschland über. Der erste große Förderer der neuen Müttergemeinschaften ist kein Geringerer als der Bischof von Mainz, **Wilhelm Emmanuel von Ketteler**

(1811 -1877). Er, Abgeordneter des Frankfurter Paulskirchen-Parlaments und späteres Mitglied des Reichstages, erkennt die Bedeutung der sozialen Frage sowie die Chance, die eine Sozialgemeinschaft christlich geprägter Frauen und Mütter für die Pfarrgemeinden und damit für die gesamte Gesellschaft haben kann. Er ermutigt die Frauen, sich in ihrem Umfeld für soziale Belange einzusetzen und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. So entstehen in vielen Pfarreien die ersten Frauengruppen, die engagiert „Nächstenliebe und Fürsorge“ praktizieren. Und das in einer Zeit, in der Frauen im säkularen Bereich sich nicht als Verein organisieren dürfen. Sie haben weder ein eigenes Versammlungs- und Vertretungsrecht, noch ein Wahlrecht. Um eine Ein-

tragung in das offizielle kirchliche Vereinsregister und damit sowohl die kirchenrechtliche Anerkennung als auch die so wichtige finanzielle Förderung zu gewährleisten, erhebt von Ketteler die erste Vereinigung christlicher Mütter kurzerhand zu einer „**Erzbruderschaft christlicher Frauen und Mütter**“. Dieser Schachzug ermöglicht es den Frauen erstmals, ihre eigenen Begabungen und Fähigkeiten in den Pfarrgemeinden zu entfalten. Ihnen wird religiöse Weiterbildung zugebilligt, ihre Erziehungsaufgaben als eine eigenständige Berufspflicht betont. Damit wird ihnen die öffentliche Anerkennung ihrer Familientätigkeit in der Gesellschaft zuteil, was in dieser Zeit nicht üblich ist. Sie sind somit die „Urmütter“ der deutschen Frauenbewegung.



Der Witwenkreis St. Margareta in der frühen Nachkriegszeit

Der neue Verein steht schon fünf Jahre nach seiner Gründung vor übergroßen Herausforderungen: der Erste Weltkrieg und die darauf folgenden Umwälzungen der Weimarer Republik. Die Frauen von St. Peter und Paul kümmern sich in diesen schweren Zeiten besonders intensiv um die Bekleidung und Beköstigung der Kinder, deren Mütter oft unter der Last der Arbeit und Verantwortung zusammenbrechen. Sie spenden Trost, geben durch ihre Hilfsaktionen Unterstützung, wo immer sie können.

1939 lösen die Nationalsozialisten den Verband auf und beschlagnahmen das Vermögen. Die Nazi-diktatur und der Zweite Weltkrieg fordern erneut alle geistigen und körperlichen Kräfte heraus. Die meisten Frauen und Mütter der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul halten auch weiterhin fest zusammen, auch ohne das Korsett eines Vereins. Für die vielfältigen Probleme finden sie immer menschnahe, praktische und unkomplizierte Lösungen. Die gegenseitige Glaubensbestärkung setzt ungeahnte Kräfte frei. Sie vermittelt Zuversicht und Mut in Zeiten großen Leidens und Sterbens.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lebt die Frauen- und Müttervereinigung in Ratingen wieder offiziell auf. Die katholischen Frauen treten im Laufe der Jahre dem Verein aus vielerlei Gründen bei, wie Zeitzeuginnen berichten: eine aus Tradition nach dem Motto: Meine Großmutter war „drin“, meine Mutter war „drin“, als junge, ka-

tholische Mutter bin ich jetzt an der Reihe. Eine andere Frau wird bei der Geburt ihres ersten Kindes von ihrer Mutter heimlich, aber fürsorglich angemeldet. Oder eine Schwiegermutter ergreift die Initiative mit dem Versprechen an die frisch gebackene Mutter, eine Taufkerze als „Werbebeschenk“ des Vereins zu erhalten. Weitere Mütter wiederum werden nach dem Kindergottesdienst angesprochen. Alle Neumitglieder haben eins gemeinsam: sie wollen Frauengemeinschaft erleben und sich in Kirchengemeinde und Gesellschaft engagieren, Kirche vor Ort gestalten, ihr ein Gesicht geben. Sie alle eint der Gedanke, laut Satzung, „eine Gemeinschaft in der Kirche zu sein, in der die Mitglieder sich gegenseitig helfen, aus der Kraft des Glaubens zu leben, aktiv am Dienst der Kirche auf allen Ebenen teilzuhaben und durch ihr Leben im Geiste Jesu Christi Zeugnis zu geben.“

Es bilden sich unter dem kfd-Dach (den Namen kfd führt der Verein seit **1968**) in der Pfarrgemeinde kleine Gruppen verschiedenster Art, nach Alter und Neigung „geunordnet“, Gruppen, die den unterschiedlichen Lebenssituationen, Interessen und Fähigkeiten Rechnung tragen. Die Unterteilung entsteht aus der Erfahrung heraus, dass sich Mitglieder in überschaubaren Runden eher geborgen fühlen und dort ihre Talente und Fähigkeiten besser entfalten und Freundschaften schließen können. Die Ratinger Frauengemeinschaft entwickelt sich – so

wird in einer kleinen Broschüre aus Anlass des 80-jährigen Bestehens der Ratinger kfd behauptet – zur kompliziertesten in der ganzen Erzdiözese Köln.

1947 wird im Lyzeum an der Schwarzbachstraße ein Witwenkreis gegründet. Junge Mütter, deren Leben sich abrupt und total verändert hat, die, ganz auf sich gestellt, die Sorgen der Nachkriegszeit allein schultern müssen, finden in der neuen Gemeinschaft Rat, Hilfe und Sicherheit bei der Bewältigung ihrer Probleme, nicht nur der eigenen, sondern auch die der vielen Waisenkinder.

Im Elisabeth-Verein engagieren sich Frauen für die Schwachen der Gesellschaft. Sie versuchen, Not und Einsamkeit zu lindern, finanzielle Hilfe zu gewährleisten und motivieren sich gegenseitig anderen zu helfen.

Der Hildegardiskreis kümmert sich um die Bildungsarbeit von Frauen und arbeitet eng mit dem katholischen Bildungswerk zusammen, das aus der Gründung der Ratinger Mütterschule entstanden ist. Dort wird anfangs aus Kartoffelsäcken und Fenstervorhängen Kinderkleidung und Modisches für die Damenwelt genäht.

Der Missionskreis fühlt sich zuständig für kreative, handwerkliche Tätigkeiten. Seine Arbeit dient der Unterstützung von Missionsprojekten im Ausland, wie z.B. durch das berühmte Stricken von Lepra-wickeln.

Es bilden sich im Laufe der Jahre weitere kleine Gruppen, die naturgemäß nicht alle überlebt haben. Sie alle waren und sind geprägt von tief verwurzeltstem gegenseitigem Vertrauen, Verständnis, Freundschaft, einem ständigen „Füreinanderdasein“, besonders in Notsituationen. Sie leben von ihrer Vielseitigkeit, ihren religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Aktivitäten. Die Frauen tauschen Gedanken aus, organisieren Wallfahrten, Gebetszirkel, Gottesdienste, Einkehrtage, Frauentage, Theaterbesuche, Besichtigungen, bilden sich mit Hilfe von Referenten fort und sind aktiv in der Gemeindegemeinschaft, besonders bei den vielen Festen wie z.B. Karneval.



Wallfahrt nach Kevelaer im Jahre 1929

Ihr Netzwerk an Beziehungen ist bis heute das Rückgrat der Pfarrgemeinde. Das vielfältige Engagement dieser Frauen trägt und gestaltet sie. Die Ratinger kfd ist ein lebendiger Verband, der die christlichen Werte in unserer Gesellschaft präsent macht, der gesellschaftliche Veränderungen in Gang setzt und Neuorientierung einfordert. Dank vieler Ratinger kfd-Frauen, die aus dem Geist christlichen Glaubens heraus bereit sind, in der Kirche, in der Gesellschaft und der Öffentlichkeit zu wirken, die Freude an Verantwortung und Pflichtbewusstsein haben, ist es in diesem Jahrhundert gelungen, Orientierung zu bieten und Identifikation zu vermitteln.

Diese Orientierung wird unterstützt durch den einflussreichen kfd-Bundesverband. Er vertritt über 620.000 Mitglieder in 5.700 pfarrlichen Gruppen und ist damit der größte Frauenverband und der größte katholische Verband Deutschlands. Er – wie auch andere katholische Verbände - ist im Laufe der Jahre maßgeblich an Frauen- und Familiengesetzen beteiligt und hat sich intensiv eingesetzt beispielsweise beim Schutz des ungeborenen Lebens, der eigenständigen sozialen Sicherung und vor allem der Altersversorgung von Frauen, bei der Erhöhung des Kinderfreibetrages und des Kindergeldes, der besonderen öffentlichen Anerkennung des Ehrenamtes, in Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Aktionen gegen Gewalt gegenüber Frauen und Kindern usw... Denn die kfd ist als Frauenverband Ge-

sprächs- und Beratungspartnerin sowohl der Deutschen Bischofskonferenz als auch der im Bundestag vertretenen Parteien. Sie ist Mitglied der Weltunion katholischer Frauen und hat somit über diese Organisation Beraterstatus bei der UNO in Frauenfragen, kann an Weltkonferenzen zu Themen wie Weltbevölkerung oder Klimaschutz teilnehmen. Der Satz in der UNO-Charta: „Frauenrechte sind Menschenrechte“ entstammt ihrer Federführung.

Die Verdienste in Sachen Frauen- und Menschenrechte werden von den Erfolgen der säkular geprägten Frauenbewegungen ergänzt. Trotz der bisher gemeinsam erreichten offiziellen Gleichstellung der Frau bleibt nicht nur im politischen, sondern auch im kirchlichen Bereich noch viel zu erneuern und zu gestalten. Die kfd muss sich auf die ständigen gesellschaftlichen Veränderungen einstellen, auf stark sinkende Mitgliederzahlen, den geringer werdenden Einfluss der Kirche und die demografische Entwicklung reagieren und eine befriedigende Antwort finden auf die globale und virtuelle Dimension.

Wenn sie überleben will, muss sie ein Hort für Frauen bleiben, ein Ort für Suchende, für Fragende, für Ökumene, für ein aktives Miteinander, so wie es die Intention der Gründungsmütter war. Mit Gottvertrauen, Enthusiasmus, Engagement und FRAUEN-GEMEINSCHAFT kann sie es schaffen. Auf die nächsten 100!

Ursula Leffers

form
und
raum

Inneneinrichtung

Lintorfer Str. 31
40878 Ratingen
Tel.: 02102 - 2 70 37
www.form-raum.de
parken: Grabenstr. 21



Individuell
gestaltete
Räume

begeistern.

Wir beraten.
Wir planen.



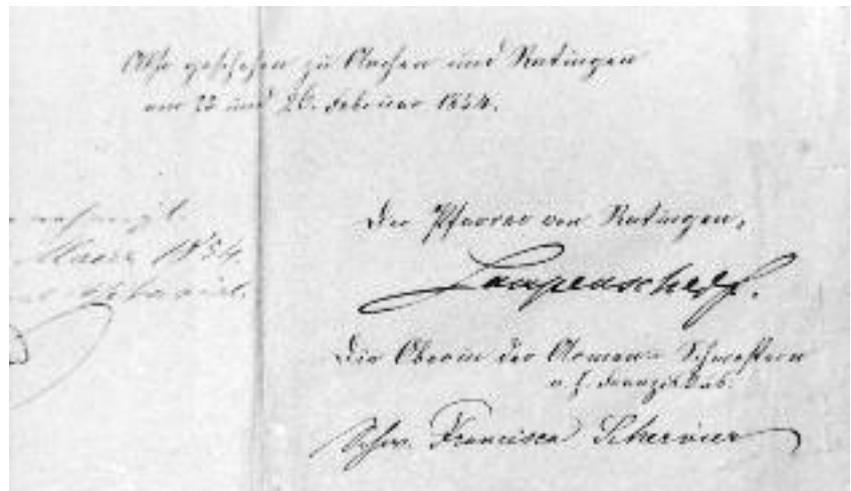
Für
Sie
das
Beste.



Vor 40 Jahren verließen die letzten Schwestern das St. Marien-Krankenhaus in Ratingen

Es war ein trüber, nasskalter Morgen an jenem 30. Oktober 1969. Im Innenhof des alten St. Marien-Krankenhauses an der Angerstraße stand fröstelnd eine Gruppe von Menschen beisammen. Die Schwestern in ihrer dunklen Nonnentracht rückten immer wieder ihre kleinen Koffer und Taschen zusammen und konnten das Weinen nicht unterdrücken. Mit ihnen nahmen die letzten „Armen-Schwestern vom hl. Franziskus“ Abschied von der Wirkungsstätte, an der ihre Ordensgenossenschaft seit dem 21. März 1854, also seit 115 Jahren für arme, alte und kranke Menschen, für Waisen und Kleinkinder segensreich gearbeitet hatte, und kehrten in ihr Mutterhaus zurück. Der Orden musste wegen eigener personeller Engpässe die Ratinger Ordensniederlassung aufgeben. Eine große öffentliche Verabschiedung hatte es nicht gegeben, aber an diesem Morgen sprach Pastor Franz Rath den scheidenden Schwestern Trost zu, die vielfach den Ort jahrzehntelangen Wirkens verlassen mussten. Und er dankte den Schwestern und der Ordensgenossenschaft auch im Namen von Krankenhausverwaltung und Kirchenvorstand St. Peter und Paul für ihr selbstloses und unermüdliches Wirken für die Menschen in Ratingen in mehr als einem Jahrhundert.

Die ersten „Armen-Schwestern vom hl. Franziskus“ waren 1854 von Pfarrer **Peter Lampenscherf** nach Ratingen geholt worden. Nach dem mit der Gründerin und ersten Generaloberin dieser Ordensgenossenschaft, der mittlerweile heilig gesprochenen Schwester **Francisca Schervier**, geschlossenen Vertrag übernahmen die Schwestern die Aufgabe, „die Armen und Kranken der Pfarre in ihren Wohnungen zu besuchen, zu unterstützen, zu verpflegen und zu bedienen“. Und wenn ein Haus für die Aufnahme armer Kranker eingerichtet würde, sollten die Schwestern dieses übernehmen. Im Gegenzug verpflichtete sich Pfarrer Lampenscherf, den



Den Vertrag über die Entsendung von Ordensfrauen für den Krankenpflegedienst in Ratingen unterschrieben der damalige Ratinger Pfarrer **Peter Lampenscherf** und die Oberin der „Armen-Schwestern vom hl. Franziskus“, Schwester **Francisca Schervier**, die vor einiger Zeit heiliggesprochen wurde

Schwestern „auf seine Kosten ein geeignetes Haus mit Garten zur klösterlichen Wohnung samt der erforderlichen Einrichtung zur Verfügung“ zu stellen. Der am 23. Februar in Aachen und am 26. Februar 1854 in Ratingen unterzeichnete Vertrag besagte weiter, dass die Schwestern nach obrigkeitlicher Erlaubnis durch „eine wöchentliche Hauskollekte in der Pfarre sich die Mittel zur Verpflegung der Armen und zu ihrem eigenen Unterhalt“ verschaffen sollten. Die Schwestern mussten sich also mehr oder weniger durch Bet-

teilen die Grundlagen für ihre Arbeit besorgen; denn die von der „Städtischen Armenverwaltung“ gegebenen Vergütungen reichten dafür nicht aus. Der Vertrag wurde auf unbestimmte Zeit geschlossen und sollte „jederzeit von jeder Seite nach einer anständigen Frist“ gekündigt werden können.

Die aus dem Aachener Mutterhaus nach Ratingen entsandten drei Schwestern setzten zunächst die Aufgaben fort, die in dem seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bestehenden Gasthaus zum „Hl. Geist“ betrieben wurden, nämlich die



Krankenhaus und Kinderbewahranstalt gegen Ende des 19. Jahrhunderts an der Ecke Oberstraße/Angerstraße



Ansicht des Krankenhauses vor der Zerstörung 1945. Ganz links der Ostflügel, in der Bildmitte das Schwesternhaus mit der Kapelle, rechts der Westflügel (z.T. verdeckt) mit dem sich ganz rechts anschließenden Neubau von 1928/29

Pflege für arme, verlassene, gebrechliche und hilfsbedürftige Mitmenschen, erhielten 1856 die Genehmigung zur Umwandlung des „Gasthauses“ in ein Krankenhaus und setzten unter großen persönlichen Opfern den Ausbau fort. Nach 1864 kamen dazu ein Waisenhaus und 1881 eine Kinderbewahrschule. 1892 wurde der mehrstöckige Ostflügel errichtet und das Hospital bekam den Namen „St. Marien-Krankenhaus“, zu Beginn des 20. Jahrhunderts folgten weitere Gebäude. Das moderne Krankenhaus, wie man es bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg kannte, wurde 1928/29 errichtet. Beschießung und Bombardierung, bei denen 50 Patienten, sechs Ordensschwestern und drei Mitarbeiter getötet wurden, richteten so große Zerstörungen an, dass für Jahre ein Notbetrieb des Krankenhauses in der heutigen Liebfrauenschule eingerichtet werden musste. Bereits im Herbst 1945 wurde mit dem Wiederaufbau begonnen, im März 1947 konnten erste Teilbereiche wieder in Betrieb genommen werden. Zur Jubiläumsfeier anlässlich des hundertjährigen Wirkens der Ordensschwestern im Ratinger St. Marien-Krankenhaus im Jahr 1954 schilderte Heinz Büter diese Entwicklung sehr ausführlich in seiner Broschüre „Die Armen-Schwestern vom hl. Franziskus ein Jahrhundert in Ratingen, zugleich: 100 Jahre Geschichte des St. Marien-Krankenhauses“. Er setzte damit die Ausführungen fort, die Arnold Dresen über das seit dem 13. Jahrhundert in Ratingen beste-

hende „Gasthaus zum Hl. Geist“ im 1. Band der „Geschichte der Stadt Ratingen“ machte.

Auch nach vier Jahrzehnten ist das Wirken der Armen Schwestern vom hl. Franziskus in Ratingen noch nicht vergessen. Was die Schwestern in den 115 Jahren ihres Wirkens auf dem Gebiete der Armen-, Kranken-, Alten- und Waisenpflege, in Kinderbewahrschule und Kindergarten, bei Unglücksfällen und Epidemien für die Mitbürger der Stadt leisteten, lässt sich nicht in dürre Worte fassen, welche Schwierigkeiten sie dabei zur Finanzierung ihrer Arbeit durch Kollektieren, um nicht zu sagen „Betteln“, überwinden mussten, lässt sich heute kaum noch erahnen.

Viele ältere Ratinger Mitbürgerinnen und Mitbürger können sich noch an einzelne Schwestern erinnern, an die Stadt- und Pfarrschwester z. B., die täglich in der Stadt unterwegs war, um zu helfen und Not zu lindern, an die Kollektierschwester, die in Abständen Häuser und Familien aufsuchte, um Almosen für das Krankenhaus zu erbitten, oder aber auch die Schwestern auf den Stationen, an der Pforte, in der Bäckerei und Küche, in der Wäscherei oder auch in der Ökonomie. Eine ganze Generation Ratinger Männer und Frauen erinnert sich heute noch an die Schwester Franz-Borgia, die jahrzehntelang im Kindergarten an der Angerstraße für Spiel und Spaß und manche gute Belehrung sorgte. Und manchem früheren Patienten ist sicher die Operationschwester Synclesia in Erinnerung geblieben, wie sie den vor dem Einsetzen der Narkosewirkung nach Hilfe suchenden Blick auffing und mit einem Händedruck wieder Sicherheit vermittelte. Für immer wird der Name der „Armen-Schwestern vom hl. Franziskus“ mit dem St. Marien-Krankenhaus verbunden bleiben, denn sie hatten maßgeblichen Anteil an dem Ausbau des Armenhauses zum Krankenhaus, an seiner Entwicklung und auch an seinem Wiederaufbau nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und damit auch an der Fortführung der Einrichtung in modernem Gewande bis in unsere Zeit.

Dr. Richard Baumann



Krankenzimmer in den 1950er-Jahren

De Blasiusseje

Et wor kott vörem Eng von de dressijer Johre. Ech fuhr emmer mem Drohtesel von Ratinge no Derendorf en de Lier als technische Zeichner. De Mamm joof mech jede Daach e paar Kimme on ne Henkelmann met. De Henkelmann wor nit mieh nö-i, de hatt schon ne Hooppe Ketsche on Bülle en de Jlasur, weil min Bröder de och schon jebuckt hadde. En de Firma hadden de Huusmester so Jestell, wo mer de Henkelmänner erenstelle on opwärme konnt. So wor dat och an dem Daach, wo et mech nohm Eete schleit wu-ed on ech Buckping kräch. Minne Uutbelder hätt dat jemerkt on mech noh Huus jescheckt, ech sollden mech uutkuriere. Ech fuhr dann met minne Drohtesel on min Buckping noh Huus. Min Motter süht mech on säät: „Jong, wie sühs du denn uut?“ Ech konnt äwwer vör lauter Ping nit mieh kalle. Do hätt se mech am Ärm jepackt on es met mech nohm **Anton Tils** jeloope, dat wor onse Huusdokter. De hätt mech beföhlt on säät för de Mamm: „De Jong hätt et am Blenddarm, de mott ennet Krankehuus, sofort!“

Ob de Uutlöser von de Entzündong met em Henkelmann tesamehing, dat hammer nie eruutjekräje, op jede Fall wu-ed ech operiert. Dat hätt alles ju-et jeklappt, on mech jing et schon widder janz ju-et, als zeleevjottsdaach de Söster erenko-em on et Fröhstöck breiden. En dem Krankehuus wo-



Geistlicher Rat und Dechant Max Hilbing, Pfarrer von St. Peter und Paul, mit seinen Kaplänen bei einer Primiz in den 1930er-Jahren

re dat alles noch katholische Nönnekes. Se ment so janz neuebe-i, dat hütt dor Kaplon kö-em, on he wü-ed de Blasiusseje uutdeele, on fott wor se. Mer lohre met fönf Jruete on ech met min vi-etien Jahr em Zemmer. Ech frochten minne Nohber, wat dat dann wör, wat dat sollt, on wat mer do maake mösst. Säät de Nohber: „Dat es jeje Krankhete on so, äwwer wenn de dat nit metmaake wells, dann däste einfach su-e, als wenn de schlööps on trecks de Deck öwwerm Kopp.“ Och, denk ech, dat kannze ju-et maake, on kott dropp ko-em dor Kaplon met twei Lütt en ons Zemmer erenn. Ech de Deck öwwerem Kopp on hann mech schloopend jestellt. Als de Kaplon fott wor, hammer so jedonn, als wenn nix jewese wör. – Denkste! Ech hann nit mem Pastur on sinne

Nachrechedienst jerechnet, denn de klappten emmer noch, trotz de Diktatur, die mer hadden.

Ech wu-ed och kott donoh entlasse, on min Motter hätt mech tohuus met Kaffee on Kooke bejrüßt. Noh en Tiet säät se mech, dat de Pastur dojewese wör, on de hätt jesaat, dat ech de Blasiusseje verweijert hätt. Ech sollt mech be öm em Pastorat melde. De **Pastur Hilbing** wor eene, de emmer en juede Verbendong noh kengerrieke Famillije en sin Jemeinde hadden on doför bekannt wor te hölpe, wenn Nu-et am Mann wor. Äwwer he hadden och sonn Aanjewohnheet, he mossten emmer kieke, wat de Mötter jekockt hadden. So nohm he och öfters de Deckel von de Pött on säät: „Dat rücht äwwer ju-et, dat mott äwwer ju-et schmecke.“ Manchmol hatt he Jlöck on wu-ed enjelade. Be de Jurendliche hatt he de Spetzname „De Pottkieker“.

Em Pastorat aanjeko-eme, hann ech dat äwwer nit jesaat. De Pastur määt de Stirn en Falde on säät för mech: „Ludwich, ich muss hören, du hast den Blasiussegen verweigert, erzähl mir nicht, du hast geschlafen. Die Schwester hat alles beobachtet. Bist du mit drei ‚Vater unser‘ und zwei ‚Gegrübet seist du, Maria‘ als Buße einverstanden, dann geh rüber in die Kirche und bete!“ Dann hätte mech noch verzällt, ech sollt nit emmer dat maake, wat angere mech verzällten on so jet alles. Äwwer dat wor jo noch nit alles, ne nö-ie Henkelmann hann ech och noch jekräje.



Das St. Marien-Krankenhaus an der Oberstraße in den 1930er-Jahren

Ludwig Blumenkamp

Hören – Verstehen – Mitreden!

Hörgeräte-Akustik
Witteck

Rund ums Ohr

Meisterbetrieb für
moderne Hörtechnik

Ralf Witteck
Hörgeräteakustikermeister
Pädakustiker · Audiotherapeut

- Kostenloser Hörtest
- Unverbindliche Hörberatung
- Tinnitus (Ohrgeräusche)
Beratung und Therapie
- Hausbesuche
- Eigenes Labor und eigene
Werkstatt
- Vorträge und Schulungen
- Rollstuhlgerechter Eingang

Speestraße 27 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 0 21 02 / 15 58 80

Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. 9-13 Uhr und 14-18 Uhr · Sa. 9-13 Uhr und nach Vereinbarung

Wir bieten u.a. kostenlose Hörgeräte-Versorgungen (bei Vorlage einer Ohrenärztlichen Verordnung zzgl. 10 € gesetzl. Zuzahlung / Hörgerät)

P
A
N
A
S
O
N
I
C

AEG

MIELE

LIEBHERR

BOSCH

ROWENTA

SIEMENS

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher, Waschmaschinen,
Trockner, Herde, Kühlschränke und Küchen-Kleingeräte

SP: Baltzer

Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation...persönlich.

40885 Ratingen
jetzt Speestraße 32
Telefon Verkauf: 0 21 02 / 3 52 87
Fax 0 21 02 / 3 39 33



Lintorfs Adresse für
glückliche Fernseher

M
E
T
Z

O
N
K
Y
O

ServicePartner

TECHNICS

GRUNDIG

JVC

ELAC

CANTON

TECHNISAT

S
H
A
R
P

S
O
N
Y

L
O
E
W
E

Die wertvolle Kanon

Em Kriech 1914-1918 on donoh hant die Lütt völl Honger jeliede, besongisch die Kenger on aule Lütt wohren arm dran. Et storven völl anne Schwindsucht, dann seiten die Lütt: „De hattet anne Long.“

Us Eldere wohren emmer besorcht öm us on hatten doröm emmer e Ferke em Stall, en Hipp on Hönner, ne jru-ete Jaade on e Erpelsfeil. Tweimol em Johr wud e Ferke jeschlacht, em Fröhjohr on em Hervst. Dat Schlachte on Wuuschte miek der **Hendrich Breuer** uut em Bosch, anne Dieke. De Breuer wohr ne leserbahner, de stong em Diepebru-ek em Bahnehüske on bedennde die Bajere. He hatt affwesselend een Week Daachschecht on een Week Neitschecht. Wenn he Neitschecht hatt, konnte över Daach be-i de Lütt schlachte on wuuschte. Dat Wo-et „Schwarzarbeit“ kannte mer fröher noch nit, we fließlich wohr, konnt sech nevebe-i noch e Jröschke verdiene.

Wenn e Ferke jeschlacht wud, wohr dat för us Kenger oprejend. De Breuer bong sech ne jru-ete Schü-etel (Schürze) öm, hatt en Täscht met lange Metzger on ne Schrappier. Dann seit he för de Motter: „Es et Waater och am koeke, dat ech dat Ferke schrappe kann?“ „Jo, seit de Motter, et es al-

les prat.“ De Motter seit dann för us Kenger: „Jo-et nit erut, wenn de Breuer dat Ferke schlacht, dat es nix för öch.“ Aver wir hant us de Nas am Fenster platt jedröckt öm wat te senn. Wir huden dat Jequietsche vom Ferke on sohren, wie eene die Pann ongerem Ferkeshals hiel on et Blu-et erenliep, dat wud opjefange för die Blu-et-wu-esch. Dann wud met en Kann kokend Waater över dat Ferke jeschott on die Borste wuden affjeschrappt. Jetz mosst ne starke Mann anpacke, on dat Ferke kohm op de Ledder. Wenn dann die Einjewede erut wohren, schott de Breuer e paar Emmer klor Waater drüver, on dat Ferke hing appetitlich op de Ledder wie em Metzgerlade. Hatt de Breuer alles fedich, seit de Motter: „Hendrich, machste e Schnäpske?“ On he seit: „Jo, Lovis, dat könnt ech jebroke.“ „Na, dann Prost, machste noch eent?“ „Jo, dann donn mech noch eent, op eenem Been steht mer nit ju-et.“ Dann fuhr de Breuer met em Rad noh Huus. Am angere Daach kohm he en der Lade, ech stong och do eröm, do seit he: „Lott dat We-it die Kanon be mech te Huus hole. Pass aver ju-et drop op, die Kanon es wertvoll wie Jold, dat es die Enzije en janz Rheinland on Westfalen, die et noch jöft, die darf nit falle, dann esse kapott, on du

darfs nix verliere, dann kann ech se nit miehe jebroke, jon ju-et domet öm.“ Never de Thiek stong ne Vertreter, de huht sech alles ahn. Do seite för mech: „Ich fahre dich mit dem Auto dahin, dann holen wir die Kanone ab, dann passiert nichts mit dem wertvollen Gerät.“ Dat wohr mech reit, ech wohr em Lewe noch nit met nem Auto jefahre. De Vertreter seit: „Du kannst dich hinten setzen, ich stell den Korb für die Kanone daneben.“ Ech hatt en Spass, dat ech met sonnem feine Auto metfahre durft. Ech hann jelacht, klatschten enne Häng on miek allerlei Fisimatentches. Do senn ech, dat de Mann och su am lache wohr on wosst nit waröm, dann sohr ech vühre em Auto ne Spiegel. De Mann sohr all min Faxe. Als de Breuer am angere Daach töm Wuuschte kohm, wud die Kanon op em Köchedösch opjebout, dat wohr nix angisch als ne extra jru-ete Fleeschwolf, wie die Lütt se en kleen en jeder Köch hadden, aver met allerhand kleenem on wichtijem Be-iwerk. De Breuer wohr ne ju-ede Metzger on överall bekannt för die ju-ede Wu-esch on de leckere Pannas.

Wenn he dat Ferke utenander schluch, seit de Motter: „Hendrich, dommech e Hissebeen (Eisbein) on ne Klaufu-et (Pfötchen) för enne Eezezupp, die jöft et hütt Meddach.“ De Modder hatt emmer allerhand Sprüch drop on seit: „Hissebeen on Klaufu-et, schmecke och die Eeze ju-et.“

Dat Metzgerhandwerk hatt de Breuer jeliert. Als jonge Boschte wohren he on der Justav Karrenberg be-im Metzger Stenkes (Steingen) enne Liehr. De Stenkes hatt sin Metzgere-i on der Metzgerlade never de evangelische Kerk en Lengtörp. Die Jonges wohnden on schliepen och do. Des Ovends mossten se emmer betiede ennet Bett on morjens öm fönf Uhr oppstonn. Aver son Jonges wollen nit mähr arbeide, sondern och Verjnüje hann. Des Ovends jingen se schon mol narm Kothe, e Bierke drenke, oder se pussierden met de We-iter em Dörp eröm. Dat jefiehl dem Stenkes nit, on he hätt öm tien Uhr de



Heinrich Breuer mit seiner Familie im Garten seines Hauses An den Dieken.
Von links: Heinrich Breuer, seine Frau Gertrud Breuer und die Kinder Gertrud, Willi, Elisabeth, Maria und Anna

Huudür affjeschlo-ete. Do hant die twei sech watt enfalle lo-ete. Se hant et Kellerfenster ope jemackt on zwängten sech des Neits dordoch. De Breuer wohr watt völich on der Karrenberg e schmal Hangdu-ek, dann sprongen se eronger on wohren em Huus. De Stenkes hätt dovon Wenk jekrett on onger em Kellerfenster en jru-ete Bütt voll Waater jestellt. Nu kohmen die twei noh Huus on hadden schon eene em Timpen, de Hendrich zwängten sech dorch dat Kellerfenster on sprong kapaftisch en die Bütt voll Waater. De Justav hätt watt jehut on riep: „Es watt, Hendrich?“ „Nee“ riep der Hendrich, „komm mähr, Justav, et es alles ju-et.“ Do sprong de Justav och en die Bütt on wohr kletschnaat. Von do ahn wohren se kuriert. Nu hant se noch en Tied be-im Stenkes jaarbet, dann wollten se op Wanderschaft jonn. Sie hadden der Pöngel (Bündel) jepackt, nohmen ne Stock über em Puckel, hingen dor Pöngel dran



Die Metzgerei Karrenberg am Breitscheider Weg 33a.
In diesem Haus befindet sich heute die Imbissstube „Nordgrill“

on marschieren en aller Herjottsfröh op Düsseldörp ahn. Henger Haniel-Lueg mieken se en Paus, satten sech en der Jrawe on o-eten en Botteramm. De Justav freuten sech op die schü-ene Tied on lachten, de Hendrich wud janz trurich, he deit an Lengtörp, an Vadder on Motter on an et Liebchen. Do seit he: „Justav, su wiet von te Huus on du lachs noch?“ Dann hant se sech noch mol alles überleit, hant die Walz affjebro-eke on sinn wider op Huus ahn jejange. De Justav Karrenberg hätt bold die richtige Frau jefonge, hätt jehierod on 1902 em Bosch e schü-en Huus jebout met Metzgere-i on ne Metzgerlade. Nu hatten die Böscher och ne Metzger. De Hendrich Breuer es op de leserbahn jejange, do hatt he ne feine Flitsch on Tied jenoch för die Huusmetzgere-i, dann wohr öm em Auler noch die

Pangsiun (Pension) secher. De Hendrich hätt och en ju-ede on fließige Frau jefonge, he hätt sech e schü-en Huus enne Dieke jebout met nem jru-ete Jaade. Su hant beds öhr Jlöck jefonge. Min Dauter, et Helmy, wonnt jetz met öhrem Mann Henning Sasse en dem Huus vom Breuer. Sie hant et öm-jebout, aver de jru-ete Jaade jehüht noch doto. Als et Helmy emol em Jaade am Arbede wohr, fong et e Hörnche vom Breuer sin Kanon. Dat Hörnche hölt et en Ihre, et kannt die ganze Jeschicht jo schon.

Hätt mer doch vör honget Jahr en Lengtörp e Heimatmuseum ope jemackt, dann wöhr manch Schüenes on Wichtiges noch do-e, on us Kenger, Enkel on Urenkel wössten miehe von Lengtörp on öhr Vorfahre.

Maria Molitor



Gustav Karrenberg und seine Frau



Wir feiern eine schöne Geschichte.

Hans Wilkes, Gründer des Einrichtungshauses Molitor im Jahre 1940, freut sich auf das molitors-Jubiläum am 10. 2010.



molitors80

80 Jahre – wir sind jung geblieben!

Hans Böckler Straße 8, 40878 Ratingen, Tel. 02102 3899-0, Fax 02102 3899-10, E-Mail info@molitors.de, www.molitors.de, Öffnungszeiten: Mo-Fr 10-19 Uhr und Sa 10-16 Uhr

Dor reite Kniff

Wie et fröher be-i de Jru-eteldere toujing

Min Jru-eteldere von Vatters Sitt hadden e Hüske am Breitscheider Wech he en Lengtörp. Dat hannt se 1907 jekoopt. Domols wor dat noch en aul Fachwerkhuus meddene Stall dren. Betaalt hant se dat onger angerem medden Hypothek on e Darlehen vonne St.-Anna-Kerk. Wie se dotou jeku-eme send on wie us dem aule Fachwerk- e Ste-inhuus wu-ed, es en Jeschecht, die mer hütt koum jlöwe kann. Äwwer die vertäll ech öch ens en anger Mool.

Ihr mösst we-ete, dat dor Jru-etvatter kinne Lengtörper wor, sondern uht Unterbimbach ko-em, uht dor Eck von Fulda. Also uhdem Hessische! Dat konnt mer öm tietlebens ahnhüre. Zwar hätt he emmer ens versöckt, och Lengtörpisch te kalle, woröwer de Lütt sech äwwer emmer jekringelt hannt. De Omma, die jo en aule Lengtörperin wor, saiden tom Beispell för en kleine Hipp „et Hippke“, dor Opa saiden met spetzer Schnüss „es Hippchen“! On de Kenger tuschelten dann henger sinnem Rögge: „Es Hippchen – es Hippchen.“

Dat dor Oppa noh Lengtörp jetrocke wor, ko-em su. He hatt en Ongerbimbach en Erfahrung jebrait, dat mer en Lengtörp – dat lööch be-i Düsseldorf – op dor Bleizech ju-et Jeld verdeene könnt. Als jonge Kehl, de he wor, hätte sech dann noh he op dor Wech jemaakt. Te-i-esch feng he be-i dor Zech obbem Platz als Muurer ahn, on späder jing he dann onger Daach, wo de Arbitt zwar schwerer wor, äwwer be-eter betaalt wu-ed. Dödörch konnt he vom verdennde Jeld jet för dat Hüske op Sitt leje, dat he em Ooch hatt.

1901 hätt he dann min Omma, also et **Henriette Erdmann** vom Lööke jehierot. On 1908 send se en dat Hüske enjetrocke. Et worene Huushault, wie et völl en Lengtörp jo-ew. Mer hatt emmer su völl, dat mer jrad tereit ko-em. Äwwer mer mosst och alle Daach fließich senn on sech plore. Se hadden e jru-et Feil, dat bes henge nohm Zecheplatz jing, ne Jaade, e paar Hönner, Ente, Jäus, e Ferke on en Hipp natürlich! Hippe wore em Oppa sin Hobby. Dor Oppa hatt emmer en

Hipp, su wiet ech teröckdenke kann. Weil die besongesch en schleite Tiede su weetvoll wor. Weje dor fette Melk on su. On jrad die Melk, Lütt! Die mäckt mech noch jruuse, wenn ech merr drahn denk.

Äwwer trotz aller Brasselei hadde se noch emmer jenoch Tied, sech ömmet Kengermaake te kömmere. On dat, wat do su tesahme ko-em, wor nit schleit. Vier Jonges hadde se su tesahmejebrait: dor **Friedolin** (also minne Vatter), dor **Richard**, dor **Erich** on dor **Paul**. On e We-it hadde se och: et **Malche**.

Wat de Kenger ahnjing, führden se e streng, äwwer, wie se mennden, e jerecht Rejiem. Emmer noh der Devih: „Ne Balch Wachs hätt noch kinnem jeschad“ oder „Uhrfieje hannt och jet Ju-edes“. Zwar wor de Omma en hezzensju-ede Frau, doch wenn se en Raasch ko-em, wat schnell passierde, krechteten de Jonges och schonnens meddem Stöwer „de Hucke voll“. On nit ömmesöss heng am Mankestock henger de Dür Oppas Boxeri-em parat, de dor Oppa emmer flöck be-i dor Hank hatt, wenn de Omma met denne Jonges pattu nit tereitko-em. Öwwer et Malche wu-ed dojeje emmer et Hänke jehaule – es jo klor, We-iter!

Die jet raue Jangart wor be-i de Jonges och döck ahnjebrait. Die wore nit merr te Huus, sondern och en dor Scholl schwer te bändijie. Die hadde allnaslang Nixnötzich-

keite em Kopp. Döck op Koste vonne Nohberschaft. Wobe-i et Äppelklaue noch dat Jeringste wor. Rechtich Knies jo-ew et, wenn se tom Beispell die Schööp von Rosendahls em Schobbe verstoppt hadde on die janze Nohberschaft die Diere des Owends henge wiet oum Zecheplatz am sööke wor.

E-imol ko-em dor Friedel (su riepe se minne Vatter) merr noch met einem von die Blotsche uht de Scholl. De angere wor be-i en Klöpperei dropjeange. Dat wor dann widder sonne Fall för dor Stöwer! Denn die Blotsche woren noch jarnit su ault. On neue Blotsche wore verdahl düer.

Minne Vatter vertellten emol, dat dor Richard ens zwei Mark jekrieje hatt, öm en dor Scholl Schollbücker te koupe. On womit ko-em de Saulappes noh Huus? Meddene halwe Tornister Klömpkes, die he bem **Siebertz** op dor Eck jekoopt hatt! De Jru-etmutter, voller Brass, es nohm Siebertz hen on hätt dem dor Kopp jewäsche. He hätt sech doch wongere mösse, dat dor Jong suvöll Klömpkes hann wollt. „Wongere?“ hätt dor aule Siebertz jesaht, „be-i öjer Blare hann ech mech noch **nie** öwwer örjes jet jewongert!“

Et wor also kie Wonger, dat de Omma schonnens meddem Stöwer för Ordnung sorje mosst. Braiden dat nix, wor dor Oppa jefroocht. De lamentierden nit lang,



Die Großeltern Urban und Henriette Dietz mit ihren Kindern Erich (ganz links) und Amalie (Malchen) vor ihrem Haus am Breitscheider Weg



Bäckerei und Lebensmittelgeschäft Siebertz an der Ecke Breitscheider Weg/Am Löken

sondern langden noh em Ri-em. Zack-zack jing et, Fott voll on feedich. „Aaschka met Schnürri-em“ nannt he dat. Jedenfalls, die Schröpp meddem Ri-em vorjo-ete se nit su schnell ...

De Jru-eteldere hannt natörllich nit alles erfahre. Angischeröm mott mer och sahre, dat die Tiede domols nit wie hütt wore. De Lütt hadde och kinn Tied, sech öm jiede Driss te kömmere. Et Vieh, dor Jaade on dor Huushault wore wichtijer. Also, ihr hüert schon, dat et en de Famillich nit langwielig jewest sinn kann.

Zerstreuunge wore en döss Tied selten. Em Su-emer jing et des Sonndeis schonens noh dor **Weetschaft Molitor** am Bosch oder nahm **Doppstadt** am Düsburjer Boum, wo onger de Bööm jedantz on manchmol e beske tevöll jedrunke wu-ed. Och et Schötzefest oder Kermes em Dörp li-et mer sech nit entjonn. Su jet brukten de Lütt, öm ens de hatte Werkdaach för e paar Stonde te voreete. Och de jonge Lütt freuden

sech, wenn sujet ahnstung. Dobe-i hätt sech su manchet Päärke för et Leewe jefonge. Och wor dat dann die Jelejenheet, et Danze te liere. Et Malche tom Beispell vortellden mech vör a paar Johr, dat se su vom Oppa dor „Rheinländer“ jeliert hädde. Dobe-i hätt he dem Malche von oweronger dor Rhythmus vörjetellt: Hacke-Stompe-eins, zwei, drei, vier, Hacke-Stompe-eins, zwei, drei, vier. Nit wie hütt!

Met dor Tied sollten de Pänz eijentlich jet vornöfftiger jeworde sinn – sollt mer ahnne. Äwwer se wu-ed en merr raffinierter, on die Eldere krechten merr noch a beske von allem met. Richtich vernöfftich – könnder eijentlich voreete. Do wor tom Beispell...

Also, Omma on Oppa (also min Jru-eteldere) wore tou en Kengkdoop noh Ommas Kusine, dem Traudchen Momm en Selbeck, enjelade. Do se sech schon fröh am Morje to Fu-et op dor Wech mahke mossten, hatt die Omma för de Kenger schonn am Owend vörher et Meddaacheete

tereit jemackt, dat se sech dann merr noch wärm mahke mosste. On weil et schnell jonn on de Kenger och satt we-edede sollten, mi-ek se Lengtörper Huusmannskost: Suhre Kappes on Knatscherpel ongernanger met Wollbu-ene on en Ferkesschwart drenn. E Eete, dat selwst en Lengtörp nit jedermanns Sahk wor! Trotzdem saiden manche Lengtörper, dat jrad de Kappes ongernanger noch be-eter schmecke wü-ed, wenn he onge em Pott döchtich ahnjesatt hädde. Nu, wie och emmer:

Et Malche hatt dat Eete om Hehd wärm jemackt on de Pott op dor Dösch jestellt. Nu so-ete se all öm dor Dösch eröm, de Teller vör sech, doch kinner wollt ahnfange, jet uhdem Pott te nehme. Noh en lange Mullfechtereie nohm sech dor Erich de Pott en dor Ärm on ne jru-ete Leepel uhdem Schoot, jing öm dor Dösch eröm on klatschten jiedem ne anständigje Leepel Kappes op dor Teller. Wat ji-edesmol met Jäusterei quittiert wu-ed. Noh de vi-edede Ronde hatt ji-eder ne juede Teller Kappes voll vör sech stonn. Bes op e-ine Leepel voll, de öwwer wor on de dor Erich öwwerem Dösch kreise li-et. Kinner wollt de Leepel hann. Ji-eder braiden sinne Teller in Sicherheit. Merr dor Richard hadden wall nit richtich opjepasst, on „Klatsch!“ hatt he de letzte Leepel Kappes och noch op sinnem Teller, dat et nur so spritzte. Dor Richard äwwer, voller Brass, nohm nu sinne Teller und klatschten de ömjedri-ent em Erich op dor Teller, dat et nur su knallden. Sprang op, li-ep, wat hässe wat kannze, uht dor Köch erucht on schmi-et henger sech die Dür tou. Doch wall nit schnell jenoach. Denn



Rosendahl Mode + Maß

Lintorfer Straße 31a - Ratingen-City - Telefon 02102/28833 - www.rosendahl-ratingen.de



Die Anna-Kirche um 1900

plötzlich flohch jet Blankes dörch de Loft on genau dörch de Dürspalt, henger demm dor Richard vorschwunde wor, on mer hürden ne tierische Schrei vom Richard. Denn wat do dörch de Loft jeflore wor, wor dem Erich sin Jaffel. Vüre messerscharf on henge meddene schwatte Holtjreff drahn. On die Jaffel steckten genau enne Fott vom Richard! Lütt, do wor jet los! Wie se sech noh en Tied widder jet beruhicht on em Richard vorflastert hadde, woren se sech einich: Wenn dat de Mamm erführ! Hätt se äwwer nit. Se hannt all dor Mull jehaule. Och et Malche. On se wossten och genau woröm...

Met dor Tied wu-ede de Blare zwar jrötter, wu-ede äwwer emmer noch vonne Motter e beske vorwennt. Se kickden wie eh on je nohrem Reite, dat tom Beispell de Polinte (Kleidung) för de Scholl praat wore oder dat se be-i Tiede uhdem Huus ko-eme. Wo de Motter besongesch drop kickden, wor, dat se am Sonndesmorje inne Kerk jinge. De Wech dohin wor nit alltewiet. Öwwer em Lööke on em Johann-Peter-Melchior-Wech wor dat en halwe Stond. Äwwer noh Kerk te jonn, jehürden sech einfach. Besongesch för de Schollkenger wor et ratsam, inne Kerk te jonn. Besser och noch am Nommedaach inne „Christenlehre“. Denn et konnt ju-et sinn, dat dor Lehrer am Monndaach frochden, woröwwer dor Pastur jepredicht hatt oder wat förn Evangelium dran wor. Do hatt mer flöck en dicke Stro-efarbit anne Hacke. Tom Beispell: Hungert Mo-el schriewe „Ich muss sonntags in die Kirche gehen und dort aufpassen“...

Dann ko-em die Tied, wo die Blare erwachsener wu-ede. Et Malche truch sondeis nu Bluse on die Jonges lange Boxe on witte Hemder. On noch emmer hielt de Modder de Hank üwwer allet. On besongesch hielt se et Sonndeis-Tüch en Schoss. Vör allem be-i de Jonges kickden se emmer, dat die domet ordentlich ömjinge, wenn se tom Beispell danze oder onger de Lütt jinge. Äwwer Enttäuschunge bli-ewen ihr doch nit erspart. E-imal hätt se sech fuchsdeuwelswild öwwer dor Erich jeärjert. Se hatt annem Monndaach dem Erich sin ju-ede Box jesöckt, öm se uhteböschte on eventuell e beske öwwertebüjele. On wo hätt se die jefonge? Se lohch tesahmejeknüllt di-ep onge em Kleiderkast, tesahme met die stenkiye Söck. Die ju-ede Box, die se zwei Daach vörher noch su schü-en jebüjelt hatt. En öhr Verärjerong hätt se jeschängt: „Do hüet sech doch alles op! Ech mahk mech emmer sonn Arbitt! Es denn min Arbitt jar nix mie weet? Ech we-ed ne Deuwel donn on demm die Box noch ens büjele. De we-ed sech wongere, wenn de die Box ahntrecke well!“ On schmi-et die Box widder teröck en dor Kleiderkast. Tja, on öwwer de Week hattse de Ärjer öwwer die Box em Kleiderkast total vorjeete.

On wie de Zufall et wollt, wore die Eldere genau am nächste Sonndaach noh Roh-em op et Schötze-fest enjelade. On se hadde sech widder en aller Herrjottsfröh op dor Wech dörch der Angermönger Bosch jemaakt. Denn Blare hadde se opjetrahe, sech för de Kerk anständig ahnzetrecke. Also wu-ed

jefröhstöckt, on kott drop wore se fehdich ahnjetrocke öm te jonn. Plötzlech stung der Erich em Hemd medde en de Köch, sin knüdeliche Box inne Häng. Ob et Malche nit su nett wör ... „Näh,“ said et Malche, „du häss die Box alleen vorknüllt, dann kannze die och alleen büjele. Kommt, Jonges, mer mödde jonn, jliek fängt et ahn te lüdde.“

Wat wolt dor Erich maake? Die Lütt hädden öm womüechlich op dor Stroot jefrocht, op he met dor Box em Bett jeleje hätt. He mosst se also selwer büjele. He holdden et Büjelieser uhdem Backowe on stellten et op de he-ite Hehdplatt. Dann de Büjeldeck op dor Dösch, die Box schü-en jrad on platt op die Deck jeleiht, e feucht Du-ek op die Box jeleiht on dann meddem he-ite Büjelieser sulang öwwer dat Büjeldu-ek jebüjelt, bös kinne Damp mehr ko-em. Alles, wie he dat be-i de Mamm döcker jesenn hatt. „Eijentlech es dat jo nit su kompliziert meddem Büjele,“ dait he. Dann nix wie renn en de Box, de Jopp ahn on loss. Dat die Box noch jet klamm wor, häddem nit jestürt. Hauptsahk wor, dat he noch be-i Tiede enne Kerk ko-em. Oum Lööke öwwerholde he met „Morjen!“ et Minche vam Kohlehängler Frohnhoff. He wor jrad vorbe-i, do riep et Minche hengerem her: „Sahrens, Erich, es dat jetz dor nö-ieste Schrei? Wat häss du denn do fören Box ahn?“ on hielt sech de Häng vör de Mull vor Lache. Dor Erich bleev stonn on beki-ek sech sin Box. Stemmt! „Wieso wor die Box su bre-it?“ dait he. He mosst be-im Büjele jet falsch je-



Die Gaststätte „Zum Kothen“ von Walter Mentzen in den 1950er-Jahren

maakt hann. Die Kniffe so-ete nämlich tösche de Been on butte reits on lenks. Dobe-i hatt he sech doch jrad met die Kniffe suvöll Arbitt jemaakt. Messerscharf mossen se jo sinn. Dat mi-ek Enndruck be-i de Frollütt. Näh, domet konnt he sech nit em Dörp senn lo-ete. Also nix wie noh Huus. Noch ens dat selwe Spell meddem Büjelieser. On dössmol hätte äwwer opjepasst, dat die Kniffe do so-ete, wo se henjehu-eden. Also vüre on henge!

Enne Kerk ko-eme natörlech te spät. Wat mi-ek dat. Houptsahk enne Kerk jewesst senn on de Motter nit belüje mödde. He drückden

sech, wie dat de Jonges emmer mi-eke, wenn se te spät ko-eme, an de Mönnersitt klammheimlech enne Kerk on dörch de dicke Vorhang on stellten sech stickum newe et Weihwaterbecke, als wenn nix wör. Dor Pastor wor met sinner Predicht fast am Eng. Wat solldet, Houptsahk, he konnt sahre, dat he enne Kerk wor.

Noh de Kerk jing et Malche met angere We-iter uht der Nohberschaft noh Huus, öm sech ömmet Eete te kömmere. On die Jonges jinge obebene kle-ine Fröhschobbe, wie se dat döck noh der Messe mi-eke, nohm Uhme Mentzen en dor „Kothen“. Oum Nohhuuswech fiel dem

Paul op, dat met der Box vom Erich jet angisch wor wie söss. Dat do örjes jet nit stemmden. Och dor Friedolin on dor Richard merkten dat on beki-eke sech die Box von alle Sidde. „Sahrens, Erich, es dat jetz Mu-ed?“ frochten dor Paul harmlos. „Es dat dor letzte Schrei – **Boxe met viereckije Piefe?**“ „Mer könnt jetz meine, du hätts en Blechbox an,“ saiden dor Richard. Vom Jelächter sinn die Lütt op dor Stro-et tesaahmejeloupe on hannt sech kromm jelacht, wie se die Box vom Erich gesenn hannt. Denn viereckije Boxepiefe, die woren och för janz aule Lengtörper jet Nö-ijes.

Ewald Dietz

100 Jahre Stromversorgung in Lintorf und Umgebung

„In der vergangenen Woche ist im nördlichen Teil Lintorfs der Strom ohne vorherige Ankündigung für den ganzen Tag abgeschaltet worden. Die Konsumenten, die z.T. ihren Osterkuchen angerührt, z.T. bereits im Ofen hatten, waren dadurch sehr verärgert.“ So beginnt die Beschwerde, die der Lintorfer Elektriker Wilhelm Plogmann am 7. April 1953 an Herrn Schwarz beim RWE in Düsseldorf-Holthausen schickt.



Elektromeister Wilhelm Plogmann (1907–1971) war in den 1950er-Jahren Mitglied des Lintorfer Gemeinderates und der Amtsvertretung des Amtes Angerland. 1947 wurde er Gründungsvorsitzender des Schachvereins Lintorf

Der Beschwerdebrief geht noch weiter: „Nun hörte ich heute morgen, daß von 11-16 Uhr hier im Dorfzentrum abgeschaltet würde. Ich habe versucht Sie zu erreichen. Leider waren Sie nicht im Hause. Man hat mich dann mit einem anderen Herrn verbunden. Ich habe diesem Herrn die Sachlage erklärt. Habe auch darauf hingewiesen, daß in dem mir gegenüberliegenden Hause eine Hochzeit gefeiert würde. (Nebenbei der Onkel der Braut ist Gas- u. Wasser-Installateur). Im Hochzeitshause jedoch wird elektrisch gekocht... Ich halte es mit unserer Werbung für den Elektroherd unvereinbar, wenn derartige Abschaltungen während der Hauptkochzeit vorgenommen werden... Abgeschaltet wurde doch. Um 11 Uhr.“

So amüsant sich der Beschwerdebrief nach über 50 Jahren liest, so aufschlussreich ist er für das Verständnis der Geschichte der Stromversorgung in Lintorf in den 50er-Jahren des vorigen Jahrhunderts. Einerseits hatte der Strom noch längst nicht die Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen wie heute, andererseits blieb der Hochzeitsbraten vermutlich kalt, weil der Nachbar bereits auf die neue und bequeme Tech-

nik gesetzt hatte. Die Abschaltung der „neuen“ Energie zur „Hauptkochzeit“ war nicht gerade Werbung für den Elektroherd, der damals die alten Kohleherde zu ersetzen begann.

Begonnen hatte alles beinahe 50 Jahre früher. Am 11. August des Jahres 1908 unterschrieben Bürgermeister Carl Baasel, Angermund, und Gemeindevorsteher Johann Wilhelm Frohnhoff für Lintorf den Konzessionsvertrag mit dem RWE in Essen. Für das damalige Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk unterzeichnete am 1. September 1908 Direktor Bernhard Goldenberg.

Mit dem Vertrag erhielt das RWE das Recht, die Wege, Straßen und Plätze Lintorfs für die Verlegung von Stromkabeln zu nutzen. Der Vertrag endete am 31. Dezember 1929. Mit der Stromlieferung musste das RWE spätestens am 1. Juli 1909 beginnen. Kraftstrom sollte 14 Pfennig je Kilowattstunde kosten, Lichtstrom 30 Pfennig und Strom für die Straßenbeleuchtung 20 Pfennig.

Übrigens hatte Angermund einen gleichlautenden Vertrag am 4. August 1908 unterschrieben. Eggerscheidt und Hösel folgten am 17. August desselben Jahres. Die



Das Umspannwerk des RWE am Breitscheider Weg in Lintorf

Landgemeinden Wittlaer-Einbrungen, Bockum und Kalkum-Zeppenheim unterschrieben am 15. September 1908. In allen Fällen sollte das RWE mit der Stromversorgung im Juli des folgenden Jahres beginnen.

Von den ehemaligen Gemeinden des Amtes Angerland fehlte nur Breitscheid. Gemeinsam mit Selbeck unterschreibt Breitscheid erst am 20. Juni 1913 einen gleichlautenden Konzessionsvertrag. Bürgermeister Nohl aus Mintard und Gemeindevorsteher S. Schulkamp unterzeichneten den Vertrag in Kettwig vor der Brücke.

Ende 1959 endeten die bestehenden Verträge für Angermund und Lintorf, nachdem sie 1929 verlängert worden waren. Bereits seit 1958 bemühte sich die Verwaltung des Amtes Angerland daher um neue Konzessionsverträge für alle sechs Gemeinden. Die Vereinheitlichung der Laufzeit sollte künftige Verhandlungen mit dem RWE vereinfachen. Die Stromversorgung in den Angerlandgemeinden blieb bis 1996 Aufgabe des Essener Stromversorgers. Dann übernahmen die Stadtwerke Ratingen die Stromversorgung für die 1975 eingemeindeten Orte Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf. Die Stromversorgung in Wittlaer und Angermund ging an die Stadtwerke Düsseldorf.

Erste Preiserhöhung

Am 5. September 1917 kündigt das Rheinisch-Westfälische Elek-

trizitätswerk eine Preiserhöhung um 25 Prozent an. Begründet werden die höheren Preise mit den gestiegenen Erzeugungskosten: „Unsere Erzeugungskosten haben in den verflossenen Jahren eine nie geahnte unnatürliche Höhe angenommen, hervorgerufen durch die Verteuerung aller Betriebsmaterialien – Kohle kostet heute doppelt soviel und mehr als vor dem Kriege, Oele und Dichtungsmaterialien sind im Preise um einige 100% gestiegen, desgleichen sämtliche Ersatzmaterialien usw. Löhne und Gehälter erfordern ganz bedeutende Mehraufwendungen, desgleichen die Kriegsunterstützungen an die Familien

unserer im Felde befindlichen Angestellten und Arbeiter.“

Allerdings ist es auch die erste Preiserhöhung seit Beginn der Stromlieferung im Jahre 1909. Statt 30 Pfennig soll der Strom für „Beleuchtungszwecke“ jetzt 38 Pfennige kosten, für „Kraftzwecke“ 18 statt 14 Pfennige. In Düsseldorf werden der Lichtstrom von 40 auf 50 Pfennige und der Kraftstrompreis auf 20 Pfennige angehoben; in Elberfeld sogar auf 63 Pfennige und in Hagen auf 45 Pfennige.

Angermund, Huckingen, Mündelheim und Lintorf stimmen der Strompreiserhöhung am 6. März 1918 zu; Breitscheid und Selbeck am 30. März. Kalkum-Zeppenheim, Bockum, Wittlaer und Einbrungen stimmten bereits am 17. Februar 1918 der Strompreiserhöhung zu. Hösel hatte sich schon am 13. September 1917 mit der Erhöhung einverstanden erklärt. Übrigens am gleichen Tage wie die Bürgermeisterei Eckamp und die Gemeinde Homberg. Ob Eggerscheidt den neuen Preisen zustimmte, geht aus den Unterlagen des Essener Konzerns nicht hervor.

Die nächsten Strompreiserhöhungen ließen nicht so lange auf sich warten. Ein Grund dafür war auch die nach dem Ende des Ersten Weltkrieges einsetzende Inflation, die im November 1923 mit der Währungsumstellung ihren Höhe-



Strom -
Energie unserer Welt

- ... zum Kochen, Backen, Braten
- ... zum Waschen, Spülen, Geschirrspülen
- ... zum Kühlen und Tiefgefrieren
- ... für die Heißwasserbereitung und für die wirtschaftliche
Nachtstrom-Speicherheizung

kostenlose und unverbindliche Auskunft und Beratung

in unserer **RWE Beratungsstelle Lintorf**

Am Potekamp 22

Öffnungszeiten Mo. Fr. Sa. von 8⁰⁰ bis 13⁰⁰ Uhr

Mi. von 9⁰⁰ bis 18⁰⁰ Uhr

Anzeige des RWE in der „Quecke“ Nr. 39 vom Oktober 1968

punkt erreichte. Obwohl die Inflation 1921 noch nicht jene Höhe erreichte wie im November 1923, kostete die Kilowattstunde Lichtstrom ab dem 1. April 1921 stolze 232 Pfennige.

Konzessionsabgabe

Für das Recht, die Straßen und Wege der Gemeinden nutzen zu dürfen, zahlten die Stromversorger von Beginn der öffentlichen Stromversorgung an sogenannte Konzessionsabgaben an die Gemeinden. Aus den 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts sind entsprechende Abrechnungen für Lintorf und die anderen Gemeinden des späteren Amtes Angerland überliefert.

Die Höhe der Abgabe richtete sich nach dem Stromverbrauch in der Gemeinde. Die Gemeinde erhielt drei Prozent des Umsatzerlöses als Konzession. So bekam Angermund für das Geschäftsjahr 1930/31 genau 493,64 Reichsmark (RM) an Konzessionsabgabe vom RWE. Für Wittlaer-Bockum zahlte das Unternehmen im selben Zeitraum 203,82 RM, für Breitscheid ganze 17,93 RM. In Eggerscheid wurde so viel Strom verbraucht, dass die Gemeinde immerhin fast 700 RM Konzessionsabgabe erhielt, Hösel sogar annähernd 1.200 RM.

In Breitscheid war im Geschäftsjahr 1930/31 Strom für insgesamt 597,59 RM verbraucht worden. Das erscheint auf den ersten Blick erstaunlich. Doch wenn man überlegt, wofür in den 1930er-Jahren überhaupt Strom benötigt wurde, erklärt sich die niedrige Stromrechnung fast von alleine. Die wenigsten Haushalte brauchten überhaupt elektrische Energie. Seit Beginn der Elektrifizierung am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es nur wenige Einsatzmöglichkeiten für Strom. Im Wesentlichen wurde Strom zur Beleuchtung und für den Antrieb von Motoren verwendet. Vielfach wurden Wohnungen und Häuser noch mit Petroleumlampen erhellt. Elektromotoren benötigten private Haushalte praktisch nicht. In Betrieben, auch landwirtschaftlichen, ersetzten dagegen langsam Elektromotoren die Dampfmaschine.



Auch im Jahre 2009 gibt es in Lintorf noch Freileitungen – so gesehen auf der Speestraße!

Allmählich kamen weitere Anwendungen hinzu: elektrische Staubsauger, Waschmaschinen und Radiogeräte. Aber all das war kein Vergleich zu den zahllosen Elektrogeräten, die ein heutiger Haushalt verwendet.

Eine Stromrechnung aus dem Jahre 1938 für Breitscheid ist bezeichnend dafür. Insgesamt 17 Kunden hatte das RWE 1938 in Breitscheid. Diesen Kunden lieferte das Unternehmen im zweiten Halbjahr zusammen ganze 2.822 Kilowattstunden Strom. Der heutige Durchschnittshaushalt benötigt 3.500 Kilowattstunden.

Die Kunden sind Tellmann (249 kWh), Heintges (356), Dorenbusch (137), Nüsser (41), Arnolds (57), Hagelstein (139), Fink (10), Molitor (48), Rütges (21), Sporkhorst (28), Melchert (41), Stöters (59), Waker (35), Klaumann (52), Upphoff (34) und Heinrichs (40). Zusammen verbrauchten diese 16 Kunden 1.347 kWh. Der 17. Kunde in Breitscheid war Thyssen mit Schloss Landsberg. Dort wurden 1.475 kWh Strom verbraucht, also mehr als im gesamten restlichen Breitscheid.

Nachkriegszeit

Am Ende des Zweiten Weltkrieges war die noch in den Anfängen stekende öffentliche Versorgung

völlig zusammengebrochen. Es dauerte bis in die frühen 1950er-Jahre, bis die Stromversorgung weitgehend wiederhergestellt war.

War die erste Nachkriegszeit in der Elektrizitätswirtschaft vom Wiederaufbau geprägt, folgte jetzt die Zeit des dauernden Ausbaus der Anlagen. Der Verbrauch elektrischer Energie nahm mit dem zunehmenden Wohlstand der privaten Haushalte und dem beginnenden Wirtschaftswunder in der Industrie deutlich zu.

Die Elektrifizierung der privaten Haushalte nahm ihren Siegeszug. Elektrisches Licht wurde der Standard. Elektrische Staubsauger, Bügeleisen, Waschmaschinen, Wäscheschleudern, Kühlschränke, Elektroherde, Warmwasserbereitung, Radio- und bald auch Fernsehgeräte eroberten die Haushalte. Davon profitierte auch das Lintorfer Unternehmen Constructa. Maschinen in Gewerbe und Industrie wurden sowieso nur noch mit Elektromotoren ausgestattet.

Entsprechend mussten die Leitungsnetze der Energieversorger ausgebaut werden. Dies betraf nicht nur die großen Überlandleitungen, die auf höhere Spannungsebenen umgerüstet wurden.



Rektor i.R. Peter Bongartz war von 1950 bis 1953 Bürgermeister des Amtes Angerland

Auch in den Gemeinden selbst mussten stärkere Leitungen verlegt werden. So teilt das RWE am 8. Februar 1950 mit, dass in den Gemeinden Bockum und Wittlaer die Leitungsnetze der „technischen Fortentwicklung angepasst und von 220 Volt Drehstrom auf die Vierleiterspannung 220/380 Volt umgearbeitet werden sollen.“

Im selben Jahr kündigte das Unternehmen für Angermund an, zahlreiche Leitungen zu ersetzen. Dies war notwendig geworden, weil im Krieg die vorhandenen Kupferleitungen durch Eisenleitungen ersetzt werden mussten. Das Kupfer war an die Wehrmacht abgeliefert worden. Außerdem machte die deutlich gestiegene Einwohnerzahl eine Leitungsverstärkung notwendig.

Seit 1951 werden in Hösel und Lintorf die vorhandenen Fünf-Kilovolt-Netze durch leistungsstär-

kere Zehn-Kilovolt-Netze ersetzt. Auch in Breitscheid werden in diesen Jahren die vorhandenen Leitungen erheblich ausgebaut. Allerdings ahnte damals noch niemand, dass der Stromverbrauch in den folgenden beiden Jahrzehnten noch einmal deutlich zunehmen würde.

Interessant ist in dieser Zeit auch, dass der Siegeszug der elektrischen Energie nicht ohne Probleme verlief. Das Gas, das vor dem Ersten Weltkrieg bis in die Zeit zwischen den Weltkriegen der wichtigste Energieträger neben der Kohle in den Haushalten gewesen war, wurde auch jetzt noch von vielen Bürgern gerne genutzt. So stellte der Bürgermeister des Amtes Angerland, Peter Bongartz, den Antrag, die Siedlung an der Tiefenbroicher Straße an das Gasnetz anzuschließen. Bongartz wohnte in der Tiefenbroicher Straße 34 in Lintorf.

Laut Aktenvermerk des RWE fand am 2. Februar 1951 eine Besprechung mit dem Bürgermeister statt. Er vertrat die Ansicht, dass sich viele Familien das „elektrische Kochen“ und die „elektrische Heisswasserbereitung für das Bad“ nicht leisten könnten. In der „längeren Unterredung wurden diese Einwände widerlegt und Herr B. davon überzeugt, dass auch der einfachste Haushalt bei dem H 5 Tarif elektr. kochen und die Heisswasserbereitung für das Bad elektr. durchführen kann“.

Übrigens wollte der Bürgermeister im Frühjahr den Kauf eines Elektroherdes ins Auge fassen. Der Verfasser des Aktenvermerkes bemerkt dazu, dass „ihm unsere besondere Unterstützung bei der Beschaffung seiner Geräte zugesagt“ wurde.

Dr. Andreas Preuß



Gemeinsam stark!

Wir liefern mehr als Strom, Gas, Wärme oder Wasser: Wir übernehmen Verantwortung für Ratingen. Als verlässlicher Partner für Ratinger Vereine und Organisationen unterstützen wir gerne deren Arbeit vor Ort. Wir sorgen für Wärme im sozialen Miteinander. Damit Sie und Ihre Kinder sich in Ratingen wohlfühlen können. Ihre Stadtwerke Ratingen investieren in die Zukunft unserer Stadt.

Stadtwerke Ratingen

Stadtwerke Ratingen GmbH
Sandstraße 36, 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 485-0
www.stadtwerke-ratingen.de

Ein Industriegebiet entwickelt sich neu im Lintorfer Norden

Die Firma Hünnebeck auf dem ehemaligen Zechengelände der Lintorfer Erzbergwerke

Das alte Zechengelände

Eine Zusammenfassung der Berichte und Veröffentlichungen aller Queckeausgaben, die sich mit der historischen Lintorfer Zechenvergangenheit beschäftigen, ergibt ein äußerst umfangreiches und interessantes Gesamtwerk, das wohl kaum noch Fragen über die hiesige Bergwerksgeschichte offenlässt. Die Industrieentwicklung an der Rehhecke rund um das Gelände der ehemaligen Erzbergwerke hat eine lange Historie, über die in den Quecke-Ausgaben 71, 72 und 73 besonders ausführlich berichtet wurde. Dort lesen wir, dass der Lintorfer Bleibergbau auf eine über 350-jährige Geschichte zurückblicken kann.

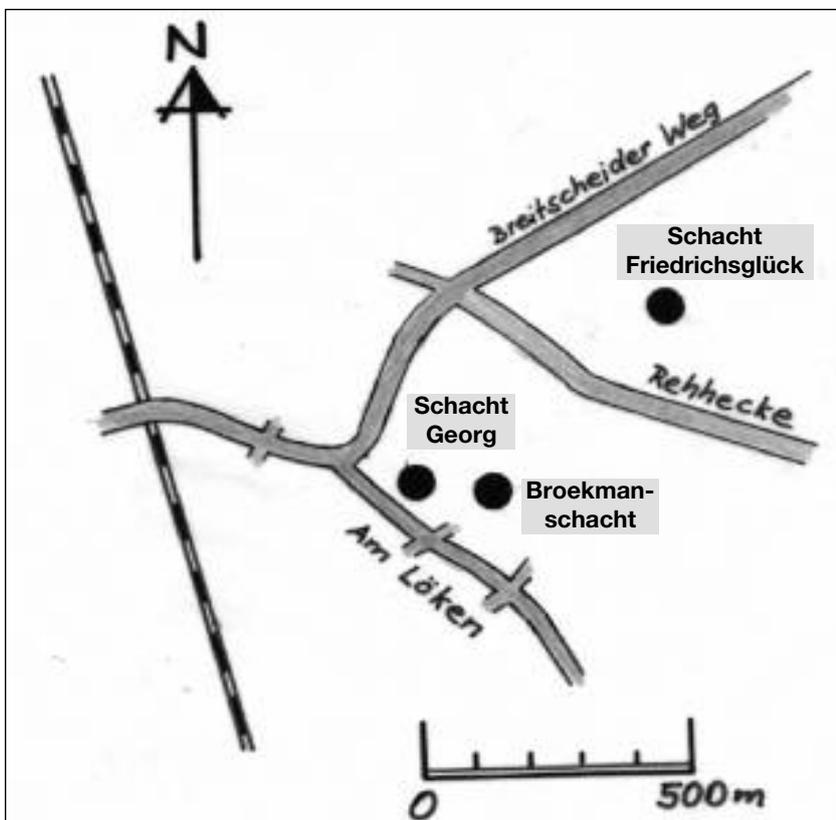
Trotz Höhen und Tiefen und den damit verbundenen Gesellschafterwechseln spornten die zunehmende Nachfrage nach Rohstoffen

und die beträchtlichen Erzvorkommen im Lintorfer Gebiet manchen Investor zum Erwerb von Anteilsscheinen (Kuxscheinen) am Lintorfer Erzbergwerk an. Stets kämpften die Zechenbetreiber mit unkontrollierbaren Wasserzuflüssen in den Gruben. Nachdem die Probleme der Wasserhaltung nicht mehr sinnvoll gelöst werden konnten, wurde 1902 vom Oberbergamt die definitive Betriebseinstellung des Werkes beschlossen. Nach Liquidation der Lintorfer Erzbergwerke gingen 1916 sämtliche Kuxe an die Hugo Stinnes GmbH, Mülheim, die fortan Grundbesitzer des Zechengeländes war.

Nach dem Abriss der Betriebsgebäude und Anlagen vollzog sich eine mehr oder weniger schleppe Umwandlung des Geländes zur neuen Nutzung. Alte vor sich hin rostende Lorenwagen und



Kuxscheine oder Kuxe waren frei handelbare Inhaberaktien, die pro Kux einen Tausendstel Anteil an einem Bergwerk auszeichneten. Kuxinhaber waren im Gegensatz zu Aktieninhabern nachschusspflichtig, wenn die Gesellschaft Kapital benötigte. Hier ein Anteilsschein vom 5. September 1899, in dem Frau Louis Haniel aus Düsseldorf als Besitzerin ausgewiesen ist. Unterschrieben ist der Anteilsschein von H. Lueg und August Haniel. (Hat August Haniel hiermit seiner Frau eine kleine Apanage zukommen lassen? War das Teil der privaten Altersvorsorge?)



So etwa waren die Grubenschächte angeordnet. (Zu den hier dargestellten Schächten gehörte auch die weiter nordöstlich gelegene Loman-Schachtanlage am Teufelshorn)



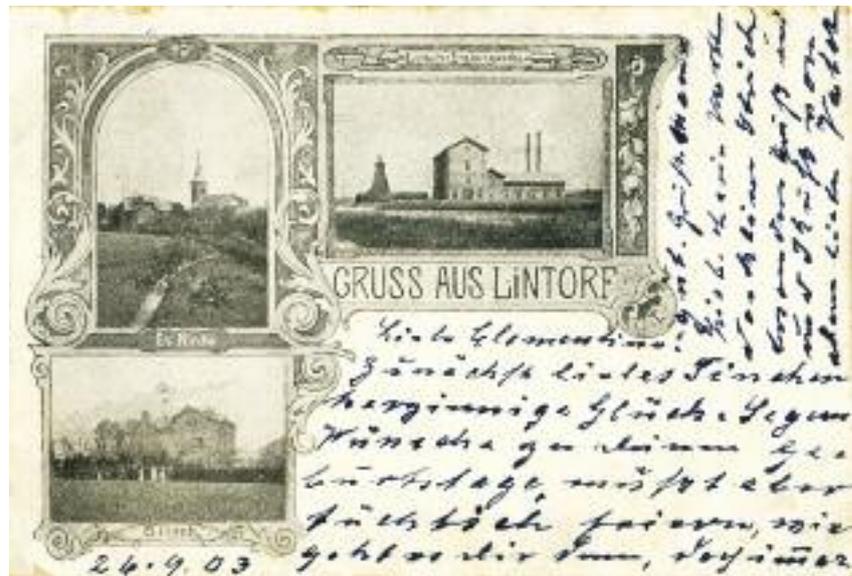
Von der Zechenhistorie übrig geblieben sind als bleibende Zeugnisse die Straßenbezeichnungen für die Bergwerksschächte:

- Broekmanstraße
- Friedrichsglück
- Schacht-Georg-Weg
- Katharinenweg

Weitere Hinweise geben die Straßen

- Bleibergweg
- Zechenweg

Die Auswirkungen des Bergbaues waren noch lange zu spüren. So wurden 1972 Befestigungs- und Absicherungsmaßnahmen an den verlassenen Gruben beim Bau des Schulzentrums Lintorf erforderlich.



Die Postkarte – datiert vom 26.9.1903 mit einem Geburtstagsgruß an Clementine – zeigt neben dem Haus Siloah und der evangelischen Kirche auch eine Ansicht der Broekman-Schachtanlage mit Maschinenhaus, Werkstattgebäude, Schornstein und Förderturm. Diese Schachtanlage war Teil der Lintorfer Erzbergwerke

Abraumhalden entlang der Gleiskörper waren noch 50 Jahre nach Zechenschließung beliebter Abenteuerspielplatz für Kinder. Vorne entlang der Rehhecke standen einige wild errichtete Schuppen und kleine Häuschen.

Einige Betriebs-, Büro- und Werkstattgebäude der alten Zeche blieben erhalten.

Blumberg, ein alteingesessenes Traditionsunternehmen

Noch bevor die Deutsche Stahllamelle Hünnebeck GmbH das Gelände nördlich der Rehhecke übernahm, nutzte die Fa. Blumberg und Co. einen Teil des Geländes und der Gebäude.

Über die Produktion von Tintenrollern aus Bakelit (Graf Bluco Piccolo) ergab sich für das Alt-Lintorfer Unternehmen Blumberg & Co. KG auf der Kalkumer Straße der Bezug zum Papier und in der Folge die Verarbeitung und Veredelung von Spezialpapieren. Damals fertigte Blumberg die für die Papierverarbeitung erforderlichen Maschinen und Anlagen noch selbst. Der Maschinenbau und die Schlosserei waren in den Werkstatthallen auf dem alten Zechengelände an der Rehhecke untergebracht. Der eingezäunte „Blumberg“-Bereich befand sich auf der linken Seite der Einfahrt zum Werksgelände.

Heute produziert das Familienunternehmen nun unter Carl Blum-



Theo Blumberg, ehemals Besitzer der Firma Blumberg & Co. (Graf Bluco) und erster Nachkriegsbürgermeister Lintorf

berg in der vierten Generation Spezialpapiere, wie sie der moderne Weltmarkt täglich braucht.

Der Lintorfer Kugelschreiber

Erinnern Sie sich noch, wann Sie, lieber Leser, Ihren ersten Kugelschreiber erhielten? Wussten Sie, dass nach dem Krieg die ersten Kugelschreiber deutschlandweit in Lintorf produziert wurden?

Erst kurz vor Kriegsende gründete der englische Patentinhaber für Kugelschreiber in Berkshire, England, die erste Kugelschreiberfabrik der Welt. Theodor Blumberg wurde auf dieses neue Schreibutensil aufmerksam, verschaffte

sich die Lizenz, gründete dort an der Rehhecke ein neues Unternehmen und fertigte Kugelschreiber. Obwohl dieser neue Tintenschreiber erheblich teurer war als die bis dato gebräuchlichen Schreiber, lief der Absatz sehr zufriedenstellend. Mit elf bis 20 DM kostete der Kugelschreiber doppelt so viel wie ein Füllfederhalter. Es dauerte jedoch nicht lange, bis nach und nach mehrere Unternehmen ebenfalls vom Verkauf dieses völlig neuen Produktes profitieren wollten. Unter Umgehung der Patent- und Lizenzrechte wurden mittlerweile wesentlich preiswertere Kugelschreiber auf den Markt geworfen. Der Preisverfall machte die Lintorfer Fertigungsstätte unrentabel, und Blumberg stellte den Betrieb ein.

Ging man von der Rehhecke in die Werkseinfahrt, fand man im oberen Teil auf der linken Seite noch aus Zechenzeiten ein von Blumberg genutztes Wohn- und Bürohaus, das unter Denkmalschutz stand. Dieses Gebäude wurde auch später von Hünnebeck als Büro genutzt und von den Hünnebeckern liebevoll „Blumbergvilla“ genannt, bis es dann etwa im Jahr 2000 dem Abrisshammer zum Opfer fiel.

Hünnebeck. Neue Bauweisen, neue Schalungsgeräte

Die Deutsche Stahllamelle Hünnebeck GmbH übernahm 1954 das 155.000 m² große Gelände des

ehemaligen Friedrichsglück-Bereiches zwischen Rehhecke und Breitscheider Weg aus der Entflechtungsmasse der Hugo Stinnes GmbH, Mülheim. Das von **Dr.-Ing. E.h. Dipl.-Ing. Emil Mauritz Hünnebeck** gegründete Familienunternehmen expandierte unter seiner Leitung von Düsseldorf nach Lintorf, da hier ausreichend Raum und Ausdehnungsmöglichkeiten vorhanden waren. Zügig wuchsen 16 Fertigungshallen, Verwaltungsgebäude, Werkstätten und Lagerflächen. Der Bahnanschluss am Anschlussgleis wurde wieder aktiviert.



Die „Tingelbahn“ auf dem Weg über die Rehhecke zum Hünnebeck-Gelände (September 1988). An dieser Stelle wird ein Kreisverkehr entstehen für die Zufahrt zum geplanten Vodafone Campus

Die ehemaligen Bauten der Zeche Friedrichsglück wurden geschickt in die Gesamtplanung integriert. Zunächst konzentrierte sich die Bautätigkeit auf die Errichtung der Fertigungshallen und Sozialgebäude, damit die Produktion frühzeitig in Angriff genommen werden konnte. Zug um Zug erfolgte der weitere Ausbau einschließlich der erforderlichen Infrastruktur, bis 1960 das siebenstöckige Verwaltungsgebäude fertiggestellt wurde. Geplant wurde es von dem bekannten Architekten **Emil Fahrenkamp**. Bis zum kompletten Umzug erfolgte die Verwaltung des Unternehmens noch vom alten Büro auf der Achenbachstraße in Düsseldorf aus. Weitere Hallen und Betriebsanlagen sowie eine moderne, automatische Feuerverzinkungsanlage entstanden im Laufe späterer Jahre.

Viele Arbeitnehmer aus Lintorf und aus dem weiteren Umkreis fanden hier einen neuen Arbeitsplatz. Dr. Emil Mauritz Hünnebeck bemühte sich stark um die Fürsorge seiner Mitarbeiter. Diese Entwicklung wurde auch unter seinem Sohn und Nachfolger, **Dipl.-Ing. Hajo**



Blick vom Hünnebeck-Verwaltungsgebäude in Richtung Rehhecke. Am Horizont etwa in Bildmitte ist noch das alte Broekman-Zechengebäude zu sehen. Links das weiße Haus: die „Blumbergvilla“

Hünnebeck fortgesetzt. Fachkräfte wurden täglich mit dem Werkbus vom Niederrhein abgeholt und zurückgebracht. 1955 erbaute Hünnebeck an der Straße „Am Löken“ eine Werksiedlung mit 32 Wohnungen. Später, 1973/74, errichtete Hünnebeck das siebengeschossige Hochhaus an der Ecke Speestraße/Am Löken (Ärztelhaus). Als Anerkennung für Unternehmenstreue ermöglichte Hünnebeck seinen Mitarbeitern ab zehnjähriger Betriebszugehörigkeit einen kostenlosen dreiwöchigen Sonderurlaub im Westerwald. Verbilligtes Kantinenessen, be-



Der Firmengründer des Lintorfer Unternehmens, Dr. E.h. Dipl.-Ing. Emil Mauritz Hünnebeck besaß eine Vielzahl von Patenten. Er erwarb Anfang der 1950er-Jahre die Burg Klamm bei Obsteig in Tirol und ließ sie mit viel Kunstverständnis sanieren und ausbauen. Jedes Frühjahr aufs Neue veranstaltete Hünnebeck auf Burg Klamm anspruchsvolle Konzerte, zu denen sich die Größen der Gesellschaft trafen: Minister, Generaldirektoren, Vorstandsmitglieder, Unternehmer, Künstler, Geistliche, Wissenschaftler. Emil Mauritz Hünnebeck verstarb am 13. Januar 1968 im Alter von 76 Jahren

triebliche Altersvorsorge durch die Hünnebeck – Stiftung e.V., Maigeld, Sportförderung, Vorsorgeuntersuchungen und Werkarztbetreuungen waren weitere soziale Merkmale, die den Mitarbeitern zugute kamen.

Regelmäßig zur Weihnachtszeit wurde die große Werkskantine für eine Kinderweihnachtsfeier festlich geschmückt, zu der die Kinder aller Betriebsangehörigen eingeladen waren. Hunderte Kinderaugen konnten verfolgen, wie der Weihnachtsmann auf seinem Schimmel erschien und mit seinen Engeln Päckchen und Geschenke verteilte.



Es ist alles vorbereitet für die Kinderweihnachtsfeier



Der Weihnachtsmann und seine Engel bei der Arbeit

Auch die Hünnebeck-Rentner wurden alljährlich zum Weihnachtsfest eingeladen.

Die etwas sperrige Firmenbezeichnung „Deutsche Stahllamelle Hünnebeck GmbH“ wurde 1961 geändert in **Hünnebeck GmbH**.

Das Stahlleichtbauunternehmen produzierte Gerätschaften für die Bauindustrie und kümmerte sich eigenständig um die Entwick-

lungs- und Verwertungskette von der Produktidee, Entwicklung und Planung bis zur Herstellung, Beratung, Vertrieb und Kundenbetreuung. Werksvertretungen, Händler, Auslieferungslager fanden sich über ganz Deutschland verteilt. Generalimporteure sorgten für den weltweiten Export. Das Unternehmen war mittlerweile ein internationaler Begriff. 1970 waren 830 Mitarbeiter im Lintorfer Werk beschäftigt. Hinzu kamen weitere 140 Beschäftigte im Produktionsbetrieb Rüthen/Sauerland.

Im Jahr 1972 produzierte Hünnebeck 64.000 Tonnen Stahlleichtbaukonstruktionen für Schalungs-, Gerüst- und Rüstungsgeräte und deckte damit einen erheblichen Anteil des Bedarfes in Deutschland ab. Seit Jahrzehnten ist der Name Hünnebeck die Metapher für Schalungs- und Rüstungssysteme in der Baubranche.

Die Produktpalette im Einzelnen aufzuführen wäre müßig, darum muss an dieser Stelle eine grobe Spartengliederung der von Hünnebeck entwickelten und hergestellten Geräte ausreichen.

Schalungsgeräte: Schalungsträger und Stahlrohrstützen zur Einschalung von Betondecken und -wänden.

Fassadengerüste: Schnellbaugerüste zur Einrüstung von Wänden für Maurer-, Putz- und sonstiger Arbeiten.

Lehrgerüste, Traggerüste: Rüstträger, Rüststützen für den schweren Brückenbau, für Schwerindustriebau. Zur Überbrückung großer Spannweiten über Flüsse, Straßen, Durchfahrten und zur Ableitung hoher Betonlasten.

Zelhallen, Stahlhallen als temporäre oder stationäre Schutzhallen, Lagerhallen, Produktionshallen, Messehallen etc...

Viele spektakuläre Bauvorhaben mit hohem technischen Aufwand förderten respektvoll den internationalen Bekanntheitsgrad des Unternehmens.

Der Pharao zieht um nach 3.300 Jahren

Abu Simbel, ein versteinertes Zeugnis der Machtvollkommenheit des göttlichen Pharaos Ramses II. Aus Fels erbaut überstand der Gott-

ähnliche einige Jahrtausende fast unversehrt. „Erbaut“ ist allerdings nicht das richtige Wort für die Entstehung der Felsentempel von Abu Simbel. Am westlichen Nilufer meißelten vor fast 3.300 Jahren Arbeiter unter Ramses II. die Tempel quasi aus dem Vollen direkt in den Stein und drangen so bis 60 m tief in das Felsgebirge vor. Ein großer Herrscher aus Stein, aufgetürmt in riesigen Dimensionen. Die Monumente sind teilweise 22 Meter hoch. Das gewaltige Ensemble mit vielen Statuen des Königs, die ihn in immer wieder anderen Funktionen und in kriegerischen Darstellungen aus der legendären Schlacht von Kadesch zeigen, würde auch noch einer weiteren Ewigkeit trotzen. Doch bei Assuan entstand ein Staudamm, der Abu Simbel für immer in seinen Wassermassen versenken sollte. Die UNESCO rief zur Rettung der Tempelanlage auf. Auch die Lintorfer Hünnebeck GmbH trug mit einem in der Fachwelt Aufsehen erregendem Lehrgerüst maßgeblich dazu bei, die Wunderwerke altägyptischer Kunst in ihrer ursprünglichen Pracht zu erhalten.



Luftaufnahme des Werksgeländes von 1999. Unten links verläuft die Rehhecke entlang des Werksgeländes. Der Pfeil zeigt die Werkseinfahrt von der Rehhecke

Die Rettungsaktion begann 1964 unter der Leitung der Hochtief AG, Essen. Es sollte an höherer Stelle außerhalb des Stausees ein künstlicher Berg, in dem die Tempelanlage eingeschlossen ist, geschaffen werden. Der Tempel wurde in mehr als 1.000 Einzelteile zersägt, die jeweils 20 bis 30 Tonnen wogen. Hochtief ließ für die Sägearbeiten Spezialisten aus italienischen Marmorsteinbrüchen einfliegen, um die ägyptischen Arbeiter in die komplizierten Sägearbeiten einzuweisen. Die Tempelblöcke mussten von Hand gesägt werden. Die Blöcke wurden dann zu ihrem neuen, 64 Meter höher gelegenen Standort befördert.

Als künstlicher Berg war ein schweres Stahlbetongewölbe mit 60 m freier Überspannung, 60 m Tiefe und einer Betondicke von 1,40 m bis 2,10 m vorgesehen. Das Gewölbe wurde durch aufgeschütteten Sand und Originalfelsen verborgen, wodurch der ursprüngliche Eindruck eines Felsentempels gewahrt blieb.

Das Lehrgerüst zur Betonierung dieses großen Gewölbes wurde erstellt aus Hünnebeck Rüstträgern SL15, die als Serienbauteile zu der hier erforderlichen Bogenform zusammengesetzt wurden. Das Betongewölbe wurde strei-

fenweise in Abschnitten von jeweils 2,50 m Breite betoniert. Nach Betonieren des ersten Bogenstreifens wurde das Gerüst mit hydraulischen Pressen abgesenkt und dann bis zum nächsten Betonierabschnitt querverschoben. Die Grundidee des Unternehmers Hünnebeck, Serienteile so zu gestalten, dass möglichst viele unterschiedliche Einsatzfälle damit gelöst werden können, setzte sich auch bei diesem eindrucksvollen Bauvorhaben durch. Nach Rücklieferung der Rüstträger SL15 wurden die Einzelteile erneut für standardmäßige Einsätze oder für andere Sondereinsätze wieder verwendet.

Bilder über die spannende Entwicklung des Baufortschrittes in Abu Simbel gingen um die Welt. Presse, Funk und Fernsehen würdigten dieses eindrucksvolle Vorhaben durch Berichte, Dokumentationen und Reportagen. So auch zum Abschluss noch einmal, als Ende September 1968 die Umbauarbeiten an den Pharaontempeln von Abu Simbel beendet waren und die Vertreter vieler Länder zu den Feierlichkeiten erschienen sind.

Die Aufzählung eindrucksvoller Einsätze ließe sich fortsetzen, würde aber wegen der Materialfülle zu einer „Sonderausgabe“ der

„Quecke“ führen, zumal auch nicht abzusehen ist, ob die technischen Hintergründe jedermanns Interesse finden. Darum folgen im Schnelldurchgang nur einige weitere Objekte mit ähnlich sensationellem Hintergrund.

Köhlbrandbrücke Hamburg

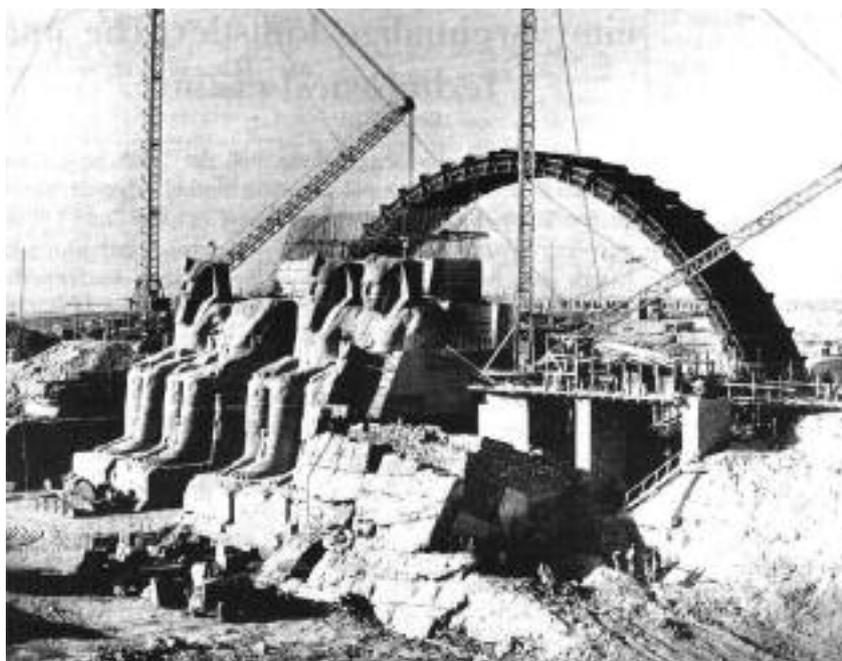
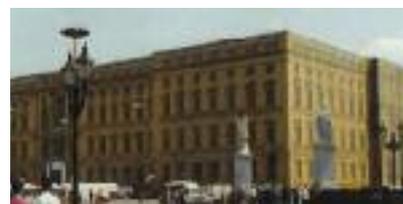
Die Rampenbrücken wurden im Freivorbauverfahren mit Hünnebeck Rüstbindern H33 und Schalungsträgern erstellt. Der im Grundriss kurvenförmige Brückenverlauf stellte ganz besondere Anforderungen an die Flexibilität des Hünnebeck-Gerüsts.



Mit 3.618 Metern ist dies die zweitlängste Straßenbrücke Deutschlands. Bauzeit von 1970 bis 1974

Schloss Berlin, eine Illusion aus Hünnebeck-Gerüsten.

Als Zeichen für die Initiative des Wiederaufbaues sponserte Hünnebeck 1993/1994 für eineinhalb Jahre am originalen Standort ein Raumgerüst im Maßstab 1:1. Das Gerüst war mit einer Fassade in Originalgröße und Originaldarstellung des Schlosses versehen. Das „Guinnessbuch der Rekorde“ meldete: „**Hünnebeck errichtet das größte Raumgerüst der Welt.** Für eine Simulation der Fassade des Berliner Stadtschlosses stellt Hünnebeck Material im Wert von 1,8 Millionen Euro zur Verfügung“.



Die 22 m hohen Kolossalstatuen sind bereits als Blöcke vom ursprünglichen Standort an diesen neuen Platz transportiert und wieder zusammengefügt worden. Der Hünnebeck-Lehrgerüstbogen steht bereit für den ersten Betonierabschnitt. Mit etwa 60 m Spannweite ein imposantes Tragwerk. Sobald der Beton des ersten Abschnittes gefestigt ist, wird das komplette Gerüst in die nächste Betonierposition verschoben

Seehafen Brake

Riesenhalle in nur acht Wochen komplett aufgebaut. Eines der führenden deutschen Seehafen-Umschlagunternehmen, die Fa. J. Müller, übernimmt gewaltige Schiffsladungen wertvoller Hölzer aus Übersee und bereitet ihren Weitertransport ins Binnenland vor. Zur Vergrößerung der Lagerkapazität wurde kurzfristig eine neue Stahlhalle von 200 Metern Länge, 40 Metern Breite und knapp 14 Metern Höhe erforderlich. Die Hallenfläche musste frei von störenden Zwischenstützungen sein.



Die riesige Stahlhalle wurde Mitte der Neunziger Jahre von Hünnebeck entwickelt, gefertigt und in kürzester Zeit komplett errichtet



Bereits acht Wochen nach Baubeginn wurden die per Schiff angelieferten Hölzer in der Halle eingelagert

Dresdner Frauenkirche

Am 30. Oktober 2005 fand der Festakt zur Vollendung des Wiederaufbaues der Dresdner Frauenkirche statt, an deren Wiederaufbau Hünnebeck entscheidenden Anteil hat. So wurde die gesamte Gerüsttechnik mit insgesamt rund 1.000 Tonnen Hünnebeck-Rüstmaterial und die Planungs- und Koordinationsleistung von Hünnebeck gesponsert. 1994 begannen die Wiederaufbauarbeiten. Um einen möglichst schnellen und reibungslosen Wiederaufbau zu ermöglichen, entschied man sich für ein Wetterschutzdach, das mit in die Höhe wachsen konnte. So musste nach dem Erreichen einer bestimmten Bau-



phase das Hünnebeck-Wetterschutzdach mehrfach um einige Meter hydraulisch angehoben werden. Dieses Verfahren entwickelten die Spezialisten von Hünnebeck speziell für den Bau der Frauenkirche. Es ermöglichte, bei jedem Wetter und auch im Winter mit dem Bau fortzufahren.

Burj Tower, das höchste Gebäude der Welt

Beim Bau des höchsten Gebäudes der Welt, des etwa 800 m hohen Burj Dubai, ist Schalentechnik 'Engineered in Germany' gefragt. Konzept und Material der kompletten Wand-, Decken- und Unterzugschalung für den fünf- bis neungeschossigen Podiumsbereich stammen von Hünnebeck. Ebenso wie auch die Decken- und Unterzugschalung der ersten zehn Etagen des Turms von Dubai. Um



die endgültige Höhe des Turmes wird derzeit noch ein Geheimnis gemacht, denn es soll sichergestellt werden, dass dies der höchste Wolkenkratzer der Welt wird. Die Bauarbeiten gehen im Dreischichtbetrieb rund um die Uhr. Am 24. Januar 2007 war der Rohbau auf ca. 402 Meter Höhe und 108 Stockwerke angewachsen, etwa alle vier Tage kommt ein weiteres hinzu. Ende September 2008 war der Turm mit 707 Metern bereits über viermal höher als der Kölner Dom.

Öresundbrücke, die längste Brücke der Welt

Die Öresundbrücke verbindet die dänische Hauptstadt Kopenhagen mit Malmö in Schweden. Sie wurde am 1. Juli 2000 durch Königin Margrethe II. von Dänemark und König Carl Gustaf XVI. von Schweden eröffnet.



Bei dieser 16 km langen Auto- und Eisenbahnverbindung handelt es sich um eine Kombination von Tunnel und Brücke. Der erste Spatenstich erfolgte am 16. September 1993. Die gesamten Baukosten betragen etwa 3 Mrd. Euro. Die Gesamtlänge der Brücke beträgt 7.845 m. Für die Brückenpfeiler waren 51 Stahlbeton-Senkkästen mit einer einzuschalenden Gesamtfläche von 130.000 Quadratmetern erforderlich. Hünnebeck lieferte hierfür die Großflächenschalung, mit der wie am Fließband bis zu sieben Senkkästen gleichzeitig produziert wurden. Die Brückenwiderlager auf der Insel Pepparholm wurden ebenfalls mit Schalungsgeräten von Hünnebeck erstellt.

Die Zeichen der Globalisierung bei Hünnebeck

Die Prozesse der zunehmenden Verflechtungen machten auch vor Hünnebeck nicht Halt. Gesellschafterwechsel, Produktionsverlage-



... **wie**
Höchstleistung.

Schalungs- und Gerüstsysteme
für **hervorragende Bauwerke.**



Besuchen Sie uns im Internet:
www.huennebeck.de

Hünnebeck GmbH

Postfach 10 44 61 · 40855 Ratingen

Telefon (02102) 937-1 · Fax (02102) 37651 · info@huennebeck.com

HÜNNEBECK

rungen, Unternehmenssplittungen, Auslagerung von Unternehmensbereichen, häufige Wechsel in der Unternehmensführung prägten das letzte Jahrzehnt von Hünnebeck. Nachstehend einige Ereignisse im Zusammenhang mit der Fortentwicklung des Unternehmens.

Januar 1988:

Thyssen beteiligt sich mehrheitlich an der Hünnebeck GmbH. Gründung der Hünnebeck-Röro GmbH. Die bisherigen Geschäfte von Hünnebeck und Thyssen-Röro Gerüstbau werden zusammengelegt.



Die Betriebsräte (von links) Klaus Zeletzki, Klaus Backhaus und Barbaros Bozkurtan: Zugeständnisse bei Löhnen und Akkorden halfen nicht. RP-Foto: Blazy

9. Oktober 1990:

Todestag von Dipl.-Ing. Hajo Hünnebeck. Der gebürtige Hösel hat als geschäftsführender Gesellschafter und später als Mitglied des Aufsichtsrates über 30 Jahre lang die Entwicklung des Unternehmens geprägt. In der Folge Übernahme auch der restlichen Anteile durch Thyssen.

September 1996:

Thyssen-Konzern in schwieriger konjunktureller Lage. Nach schlechten Ergebnisprognosen ist eine Schlankheitskur im Konzern angekündigt. Motto: Konzentration aufs Kerngeschäft. Die Bautechnik gehört nach Konzernauffassung nur bedingt zum Kerngeschäft, darum sind hier Restrukturierungsprogramme zu erwarten.

Oktober 1996:

Abspaltung des Unternehmensbereiches Röro-Dienstleistungen.

Verkauf des Geschäftsbereiches Hünnebeck-Hallensysteme.

1998:

Thyssen legt Sanierungspläne auf den Tisch: 245 Mitarbeiter sollen das Unternehmen verlassen. Der

Rest wird in vier unabhängige operative Einheiten aufgegliedert. Der Betriebsrat: „In den vergangenen fünf Jahren wurden auf diese Weise bereits 350 von 900 Lintorfer Arbeitsplätzen vernichtet.“

Das Hünnebeck-Werk Plauen mit 200 Mitarbeitern wird geschlossen.

Das zu Hünnebeck gehörende Holzträgerwerk Steidle in Sigmaringen mit 50 Mitarbeitern wird geschlossen.

Bürgermeister Wolfgang Diedrich wird von Hünnebeck-Chef Thomas Ludwig vertröstet, dass der Standort Lintorf nicht gefährdet sei. Dennoch werden ein Personalabbau und die Auslagerung einzelner Unternehmensbereiche unumgänglich sein.

Fusion Thyssen-Krupp. Der frisch gekürte Industrieriese kündigt erneut Schlankheitskur an.

1999:

Entlassung von 130 Beschäftigten. Ausgliederung von 70 Mitarbeitern in Auffanggesellschaft.

März 2000:

Aufteilung in die Unternehmen Thyssen Hünnebeck Schalung GmbH und Thyssen Hünnebeck Gerüst GmbH.

Mai 2000:

Die Geschäftsführung hat das Aus für Lintorf verkündet. Nur die Hauptverwaltung mit 375 Beschäftigten soll am traditionellen Standort bleiben. Die Produktion wird Thyssen Hünnebeck ab Oktober 2000 komplett aufgeben und nach Osteuropa verlagern. Bereits vor Jahren wurden erste Schritte in diese Richtung unternommen, als Teilbereiche der Gerüstbaufertigung schon damals von Lintorf nach Ungarn verlagert wurden.

September 2003:

Thyssen-Krupp verkauft Hünnebeck an die amerikanische Private Equity-Fond-Gesellschaft Sun Capital Partners Inc. aus Florida. Zu dieser Zeit sind in Lintorf noch etwa 200 Mitarbeiter beschäftigt, 20 von ihnen werden nach der Übernahme ausgegliedert.

November 2005:

Hünnebeck wurde von der US-amerikanischen Harsco Corporation für 140 Millionen Euro erworben.

Im Geschäftsjahresbericht 1995/96 weist das Unternehmen einen Gesamtumsatz von 873 Millionen Mark bei einem Belegschaftsstand von 3.200 Mitarbeitern aus. Rund zehn Jahre später, beim Verkauf des Unternehmens an Harsco Corporation war der Umsatz um rund 65 Prozent geschrumpft auf 150 Millionen Euro. Die Zahl der Beschäftigten sank um etwa 80 Prozent auf 660 Mitarbeiter.

Im Jahr 2009 verweist das Unternehmen auf das achtzigjährige Jubiläum und informiert gleichzeitig, dass nun Zug um Zug an einer neuen Identität gearbeitet wird. Zunächst soll der Name Hünnebeck in einer Übergangsphase noch in einem gemeinsamen Firmenlogo HÜNNEBECK/HARSCO Infrastructure erscheinen. Ziel ist es, die Marke Harsco Infrastructure im Markt bekannt zu machen. Wie lange wird es dauern, bis der Name Hünnebeck komplett ersetzt wird?

Kollegentreff hat Tradition

Ein unverkennbares Zeichen für die Verbundenheit der ehemaligen Hünnebeck-Beschäftigten ist der seit mittlerweile zwei Jahrzehnten bestehende Kollegentreff. Vom Geschäftsführer bis zum gewerblichen Mitarbeiter treffen sich zwischen 50 und 80 ehemalige Hünnebecker in beachtlicher Regelmäßigkeit in Lintorf.

Ein Dank des Autors an Frau **Helke Metzele** aus Lintorf. Frau Metzele, eine Hünnebeck-Mitarbeiterin aus den Anfängen der Lintorfer Unternehmenszeit, ist Organisatorin des Kollegentreffs, und hat aus ihrem Fundus von etwa 2.500 Fotos einige Aufnahmen für diesen Artikel zur



Obwohl mittlerweile weit verstreut, reisen sie aus ganz Deutschland nach Lintorf.

In der Erinnerung an gemeinsam Geschaffenes und Erlebtes ist hier Gelegenheit, mit alten Weggefährten zu plaudern und Filme, Fotos und Dias mit Bildern aus früheren Zeiten anzuschauen. Mit wenigen Ausnahmen fanden die Treffen bisher meist im Gasthaus „Lindenhof“ statt.



Helke Metzela
(† 23. August 2009)

Verfügung gestellt. Die Bearbeitung dieses Quecke-Artikels in der Druckerei war bereits abgeschlossen, da erfuhren wir vom plötzlichen Tod von Helke Metzela. Sie verstarb am 23. August 2009.

Zu guter Letzt

Vor über 50 Jahren erwarb Dr. Emil Mauritz Hünnebeck das Gelände der ehemaligen Bleibergzeche aus der Entflechtungsmasse der Stinnes GmbH.

Heute, nachdem die Hünnebeck-Produktionsstätten stillstehen und nur noch die Verwaltung dort ansässig ist, steht hier wieder Entflechtungsmasse für andere Zwecke zur Verfügung. Ein Teil der Fläche beherbergt mittlerweile den Aldi-Supermarkt. In der Halle des ehemaligen Hünnebeck-Schulungszentrums fand die Firma Contiklima GmbH ihren Platz. Weitere Unternehmen siedelten sich ebenfalls in den freigewordenen Verwaltungsgebäuden an.

Einige der alten Gebäude aus Bergwerkszeiten werden aus Sicherheitsgründen nicht mehr genutzt, weil sich dort Bergsenkungsschäden bemerkbar gemacht haben.

Der östlich gelegene Teil des ehemaligen Hünnebeck-Lager- und Umschlagplatzes ist mittlerweile einbezogen in die Konzeption zur Errichtung eines umfangreichen Areals, in dem ein „Vodafone Campus“ entstehen wird. Nach ehrgeizigen Planungen des Mobilfunkanbieters soll dieser Komplex in der Endausbaustufe 120.000 m² Büro- und Gewerbefläche für bis zu 7.000 Mitarbeiter umfassen. Im ersten Bauabschnitt werden 40.000 m² Bürofläche für 2.500 Beschäftigte einschließlich eines Kindergartens für Mitarbeiterkinder und eines Parkhauses mit 1.800 Einstellplätzen erstellt. Dieser erste Abschnitt soll 2011/2012 bezugsfertig sein.

Es bleibt abzuwarten, wie sich dieses Industriegebiet zwischen Breitscheider Weg, A524, A52 und Rehhecke zukünftig entwickelt.

Ernst Rieder



Übersicht Hünnebeck-Gelände und Vodafone Campus. Der Vodafone Campus wird zu erreichen sein über einen Kreisverkehr am Breitscheider Weg / Fürstenberg, einen zweiten Kreisverkehr an der Rehhecke in Höhe von Aldi und über einen dritten Kreisverkehr an der Rehhecke / Am Kämpchen



Speestr. 26, 40885 Ratingen-Lintorf, ☎ 0 21 02 / 7 06 97 34
www.zauberfloete-shop.de



Post Apotheke

Seid Hosaini, Apotheker für Offizin-Pharmazie
 Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 021 02 / 37383

**Unser Service für Sie,
 auch Mittwoch nachmittags**

- Diabetikerberatung
 - Reise-Impfberatung
 - Kompressionsstrümpfe nach Maß
 - Krankenpflegeprodukte
 - Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck und Diabetes
 - Großes Kosmetiksortiment
- ... und vieles mehr

**Beratung ist unsere Stärke
 Wir freuen uns auf Ihren Besuch**

FUJIFILM

**Express-
 Fotoservice**

**Passbilder,
 Bewerbungsfotos
 und Ihre
 digitalen Fotos
 sofort zum
 Mitnehmen**

Foto Marx
 Speestraße 33 · 40885 Ratingen
 Tel. 0 21 02 - 39 91 02

*Neuraltherapie
 Homöopathie
 Ozontherapie
 Irisdiagnose
 Chiropraktik
 Akupunktur
 Ohrakupunktur
 Sportmedizin*



Naturheilpraxis
LUDWIG F. MEURER
Heilpraktiker

Sprechzeiten nach Vereinbarung
 Am Speckamp 16 · 40885 Ratingen
 Telefon 02102-35349 · Telefax 02102-399640

60 Jahre „Blumen Enk“ in Ratingen-Lintorf

Das Unternehmen „Blumen Enk“ schaut auf eine lange Tradition zurück. Ein Blick in die Chronik des Familienunternehmens zeigt, dass „Blumen Enk“ mittlerweile in der dritten Generation erfolgreich ist. Der Name wechselte von „Enk“ zu „Enk und Sohn“ und schließlich zu „Blumen Enk“, doch die Geschäftsphilosophie blieb die Gleiche: Blumen kaufen, wo Blumen wachsen.

Heinrich Enk gründete das Geschäft 1949 mit einer Stiefmütterchen-Produktion von 5.000 Stück an der Duisburger Straße, dem alten Friedhof gegenüber. 1957 wurde das Geschäft am Kullbeeksweg, also am neuen Lintorfer Friedhof, eröffnet. Im Lintorfer Ortskern zog das Geschäft von der Duisburger Straße zur Speestraße um, wo im Januar 1965 ein neues Ladenlokal eröffnet wurde. Von 1965 bis 1975 wurde die eigene Pflanzenproduktion außer in den Geschäften auch bei Wind und Wetter auf dem Lintorfer Wochenmarkt verkauft. 1976 übergab der Gründer Heinrich Enk das Geschäft an seinen Sohn **Horst Dietz**.

Der Familienbetrieb blieb auch unter der neuen Leitung auf Erfolgskurs: Die Fried-

hofsgärtnerei in Tiefenbroich wurde im Mai 1983 eröffnet, und der Betrieb vergrößerte sich weiter, als im August 1989 die Filiale am Wehrhahn in Düsseldorf und im April 1992 in Ratingen die Filiale an der Wallstraße eröffneten.

1993 übergab Horst Dietz den Betrieb an seinen Sohn **Thomas Dietz**. Dieser führt die Geschicke von Blumen Enk nun mit geschäftlichem Spürsinn und Weitblick wie seine Vorgänger: Die Geschäftsräume der heutigen Zentrale wurden 1996 nach einem Umbau neu eröffnet. Außerdem wurde 2001 das Geschäft „Blumenreich“ in Düsseldorf in unmittelbarer Nähe zur Königsallee übernommen. Es verkauft bis heute Lifestyle-Floristik. 2001 wurde auch das Gartencenter in Ratingen West eröffnet, das ab 2009 mit neuem Geschäftskonzept jetzt als „Das Center – alles für(s) Pflanzen“ auftritt. Das ehemalige Stammgeschäft auf der Speestraße zog 2006 von der Haus Nummer 38 in das Haus Nummer 8 um.

Heute ist „Blumen Enk“ mit seinen Filialen in Lintorf, Tiefenbroich, Ratingen West und Düsseldorf fest etabliert. Darüber hinaus deckt Blumen Enk den

Bereich Eventfloristik und -dekoration (Veranstaltungen von Firmen, Messengesellschaften bis hin zu Jubiläen und Hochzeiten) durch den Firmenzweig „enk eventstyling“ ab. Mit über 1.000 Leihpflanzen kann der Kunde aus einem großen Portfolio schöpfen.

Auch der Reitsport spielt eine große Rolle in den Aktivitäten des Unternehmens: Hochkarätige, internationale Pferdesportveranstaltungen weltweit – von den Olympischen Reiterspielen in Athen 2004, den Weltreiterspielen in Aachen 2006 bis zur „Riders' Tour“ in Doha (Katar) in Kürze werden mit Dekoration und Begrünung ausgestattet. Hier fließt das Herzblut von Thomas Dietz, dem Enkel des Firmengründers Heinrich Enk, der als Nationenpreis-Sieger auch auf dem Reitplatz zu Hause war und ist. Er legte 1990 seine Floristen-Meisterprüfung ab.

Tradition, verbunden mit dem Namen Heinrich Enk und dem Stammhaus in Lintorf, und Fortschritt, verbunden mit dem Namen Dietz und den Neuerungen in allen Geschäftsbereichen, gehen bei „Blumen Enk“ Hand in Hand.

Gina C. Hoffstadt



Uns faszinieren
Blumen...

blumen
enk

Zentrale & Showroom:
dietz unternehmensgruppe

Kullbeeksweg 9a
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. +49 (0) 2102.18164
Fax. +49 (0) 2102.18196
Info@blumenenk.de

Filialen
Ratingen-Lintorf
Ratingen-Tiefenbroich

enk eventstyling
Ratingen-Lintorf

...und die Möglichkeiten, Ihre besonderen Anlässe
mit außergewöhnlichen Ideen unvergesslich zu gestalten.

www.blumenenk.de

50 Jahre Prinz-Eugen-Corps Lintorf

Am 9. September 1959 wurde das Prinz-Eugen-Corps in der Gaststätte „Bürgershof“ gegründet. Der Auszug aus dem Gründungsprotokoll dokumentiert dazu:

„Niederschrift über die am 9.9. 1959 im Lokal Steingen (Bürgershof) stattgefundene Versammlung zur Gründung einer uniformierten Kompanie bzw. Corps. Zu der Versammlung waren 16 Jungschützen geladen, jedoch nur 11 erschienen. (...) Außerdem wurden **Frau G. Kaiser** und **Frau A. Mentzen** als Initiatoren des Corps zu dieser Versammlung geladen ...“

Die Namensgebung war eines der Hauptthemen. Etliche Namen wurden diskutiert, bis Wirt **Hans Steingen** den Namen „Prinz-Eugen-Corps“ vorschlug, über den sich jeder Teilnehmer der Versammlung bis zur nächsten Sitzung Gedanken machen sollte. Als Protektor für das Corps wollten Frau Kaiser und Frau Mentzen Herrn **Willi Molitor** gewinnen. Zum Vereinslokal wurde der „Bürgershof“ gewählt, der es bis heute immer noch ist.

Bei der Versammlung am 23. September 1959 wurde der Name „Prinz-Eugen-Corps“ festgelegt und die Uniform beschlossen.



Das Corps im Jahre 2008

Anfang wurden viele Themen nur gegenwartsbezogen gesehen. So beschloss man zum Beispiel, dass kein Mitglied bei Eintritt älter als 25 Jahre sein durfte, dass die Mitgliederzahl auf maximal 20 beschränkt sein sollte, und dass für jede gegebene Runde ein Obulus in die Kasse zu zahlen war. Es wurden Beschlüsse über Beschlüsse gefasst. In einem späteren Protokoll schrieb der Chronist dazu: „Es wurde soviel diskutiert und beschlossen, und nach den entsprechenden rundenbedingten

Unterbrechungen wusste kaum noch jemand, was alles beschlossen worden war, denn alles war wie weggespült“.

Von den Mitgliedern aus der Gründerzeit haben **Horst Dietz**, **Ferdinand Frohnhoff**, **Hans-Georg Mentzen**, und **Hans-Josef Rosendahl** dem Corps bis heute die Treue gehalten.

Die Blickrichtung wechselte im Laufe der Jahre vom Formalismus der Versammlungen zu geselligen Feiern und Gemeinschaftsfahrten. Und es wurde viel gefeiert, denn Anlässe gab es in Hülle und Fülle. Ob beim 10-, 25- oder 40-jährigen Jubiläum oder bei den Königsfesten der Bruderschaft, das Prinz-Eugen-Corps zeigte sich immer kreativ, wenn es um Programmbeiträge mit eigenen Kräften ging. So präsentierte sich das Corps einmal als „Klimbim-Familie“ auf der Bühne von Haus Anna.

In dem Auf und Ab der vergangenen 50 Jahre stellte das Prinz-Eugen-Corps fünfmal den Bruderschaftskönig und siebenmal den Bruderschaftskronprinzen und es übernahm aktiv Aufgaben im Hauptvorstand und im Festausschuss. In der wechselvollen Geschichte stieg die Mitgliederzahl auf über 30 an und nähert sich jetzt wieder den Zahlen aus der Gründerzeit.



Das Prinz-Eugen-Corps beim Titularfest 1960 in den ursprünglichen Uniformen

Peter Helmut Laufs



Hermann Kockerscheidt war von 1950 bis 1969 der erste Vorsitzende der Kompanie nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Jahre 1953 wurde er Bruderschaftskönig

Hermann Kockerscheidt, der dies bis 1969 bleiben sollte. Er führte die Kompanie sehr erfolgreich. In seiner Amtszeit wurden fünf Tellaner König der Lintorfer Bruderschaft, darunter 1953 Kockerscheidt selbst. Anfang der 1950er-Jahre wurden die ersten Familienabende gefeiert. Schon bald entwickelten sich die Familienfeste, die im Januar oder Februar gefeiert wurden, zu Karnevalsfesten. Bereits zum ersten Fest im Jahr 1951 kamen Bruderschaftskönig Josef Winter und Königin Auguste Mentzen, Kronprinz Ludwig Pützer und Kronprinzessin Hedwig Sturmann. Gekommen waren auch der erste und zweite Vorsitzende der Bruderschaft Emil Harte und Johann Derichs. Für die Hubertus-Kompanie kamen der erste Vorsitzende Ferdinand Fitzen und sein Stellvertreter Fritz Büschken.

Die Einladung zum dritten Familienabend am 7. Februar 1953 macht deutlich, dass die Tellaner damals dem Winterbrauchtum sehr verbunden waren. Die Gäste wurden zum Familienabend mit „karnevalistischem Treiben“ eingeladen. Um 20:11 Uhr sollte das Programm im „Lokale Gerling“ starten; Kostüme waren erwünscht. Außerdem rechneten die Organisatoren mit einer langen, wenn nicht sogar mit einer sehr langen Nacht. Für die Rückfahrt, so hieß es auf der Einladung, stand ein Volkswagenbus bereit, und zwar von zwei Uhr bis zum

Schluss der Veranstaltung. Die Zeitung schrieb über den Abend: „Viele heitere Vorträge und Büttreden, die nicht alle einzeln aufzuzählen sind, fanden großen Widerhall. Auch die intim eingerichtete Bar für ‚Grenzgänger‘ hatte schnell Kontakt mit den Besuchern hergestellt.“

Spätestens drei Jahre später hatte sich der Familienabend zur klassischen Karnevalssitzung gemauert. Und sie erfreute sich in Lintorf großer Beliebtheit. Waren 1953 Kostüme erwünscht, hieß es jetzt nur noch lapidar „Anzug: Kostüm“. Für die Unterhaltung sorgten die „3 Drüje“ der 1. Karnevalsgesellschaft „Spießratzen“ aus Ratingen und die „verstärkte Kapelle Mentzen“. Wegen der beschränkten Plätze in der Gaststätte „Zur Grenze“ war eine Voranmeldung notwendig und der „Unkostenbeitrag“ war auch vorab zu zahlen. Die Gäste konnten mit den Bussen der Linien 81 und 91 anreisen. Für die Rückfahrt stand ab zwei Uhr wieder ein Kleinbus bereit – bis zum Ende der Veranstaltung.

Im nächsten Jahr versprach die Einladung zum „Fest der Feste“ zwar keine Fahrgelegenheit mehr, dafür aber eine Kokos-Bar und ein kaltes Büffet. Gefeiert wurde trotzdem ausgelassen; laut Zeitungsbericht von Samstagabend 20:11 Uhr bis Sonntagmorgen 6:11 Uhr.

In der Gaststätte Gerlings, glanzvoll dekoriert mit bunten Bändern, „schmucken Künstler-Tapeten“ und „prachtvoll imitierten Palmwe-

deln“, vergnügten sich Zigeunerinnen, Bajaderen, Herzdamen, Piraten und „schwere Jungs“. Für die Dekoration waren 2.500 Heftzwecken notwendig gewesen. Davon hatte Frau Fink „90 Prozent eingedrückt“, schrieb die Zeitung. Fritz Habenicht, Karnevalsprinz der Tell-Kompanie, dankte ihr dafür mit einer Schachtel Pralinen.

An diesem „langen“ Abend gingen zahlreiche Tellaner in die „Bütt“. „Pechvogel“ Erich Schuleit war der Erste. Ihm folgte Karl Korb als Schutzmann. Willi Ickelrath brillierte als „Ehemann“. Karl Kleine war der letzte der Büttreden. Als „Verkehrsoffer“ erzählte er von seinen schrecklichen Erlebnissen im Krankenhaus. Zum Tanz spielte die Kapelle Mentzen auf. Laut Zeitung war der Sekt um vier Uhr morgens alle, während das kalte Büffet längst „ratzekahl leergefüttert“ war.

Die Familienausflüge

Aber die Tellaner verstanden nicht nur Karneval zu feiern. Vielmehr unternahmen sie auch zahlreiche Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung. „Seit langer Zeit ist der Samstag nach Christi Himmelfahrt der Tag unseres Familienausfluges, einer der schönsten Tage im Kompanieleben.“ So steht es im Reisebericht zur Grenzlandfahrt der Kompanie am 29. Mai 1965. Den Familienausflug gibt es immer noch, doch bleiben die Tellaner heute lieber der Heimat treu und wandern durch Lintorf und seine Umgebung.



Auftritt des Männerballetts bei einer der vielen Karnevalssitzungen der Kompanie

In den Jahren 1963, 1964 und 1965 machten sich die Mitglieder des Festausschusses aber besondere Mühe bei der Vorbereitung des Familienausfluges. Sie gaben den mitreisenden Tellanern und Gästen einen aufwendig gestalteten Reiseführer mit auf den Weg. Gefüllt war er mit Prospekten aus den Orten, die besucht werden sollten. Die Restaurants, in denen gespeist werden sollte, wurden mit einer Postkarte vorgestellt.

1959 besuchten die Tellaner das Bergische Land. Im folgenden Jahr ging es nach Schwalmthal und 1961 nach Hetterscheidt (Heiligenhaus). Die westfälischen Wasserburgen waren 1962 das Ziel beim Familienausflug. Dann fuhr man wieder an den Niederrhein und ins Bergische Land. 1965 wurde mit Brüggen und Wassenberg das Grenzland besucht.

Und was gab es bei den Familienausflügen mit und ohne Königsschießen in der ersten Hälfte der 1960er-Jahre noch Besonderes? **Ludwig Pützer, Hubert Wassenberg** und **Hans Christens** beglei-

teten die Tellaner, um mit ihrer Musik für die richtige Stimmung zu sorgen.

Beständigkeit

Die Tell-Kompanie liebt eigentlich die Beständigkeit. In den 100 Jahren ihres Bestehens hatte sie nur sieben verschiedene Vorsitzende und nur ganze zwei Kompanielokale. Von 1909 bis 1961 die Gaststätte „Zur Post“, seit 1961 den „Bürgershof“.

Als sich 1909 die 22 Lintorfer in der Gaststätte „Zur Post“ zur Gründungsversammlung der Tell-Kompanie versammelten, bestand die Gastwirtschaft seit acht Jahren. 1901 baute **Fritz Karrenberg** das Haus und eröffnete darin eine Gaststätte. Da im Nachbarhaus das „Kaiserliche Postamt“ residierte, wurde das neue Wirtshaus „Zur Post“ genannt. Otto Karrenberg übernahm 1908 das Gasthaus von seinem Bruder, verunglückte jedoch zwei Jahre später tödlich.

Seine Witwe Wilhelmine, sie war im elterlichen Wirtshaus „Zur

Grenze“ aufgewachsen, heiratete 1911 den aus Selbeck stammenden **Jakob Plönes** und betrieb mit ihm das Lokal weiter. Seitdem wurde es auch einfach „Plönes“ genannt; alte Lintorfer nennen die Gaststätte noch heute so. Jakob Plönes' Eltern besaßen übrigens die Gastwirtschaft „Zur Pönt“. Gemeinsam mit seiner Frau betrieb er die „Post“ bis zu seinem Tode 1939. Wilhelmine, zum zweiten Mal verwitwet, brachte die Gaststätte durch die harten Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Als ihr Sohn Karl 1947 aus der Gefangenschaft kam, half er seiner Mutter und übernahm schließlich 1950 den Gasthof selbst. Karl wurde Mitglied der Tell-Kompanie. Er führte das Kompanielokal bis zu seinem Tod im Februar 1960. Im Frühsommer 1961 kam es mit dem neuen Pächter des Lokals zu „Differenzen“ über die Gestaltung des Königsfestes der Kompanie. Darauf beschlossen die Tellaner auf ihrer Monatsversammlung am 8. Juli, nach über 50 Jahren das Kompanielokal zu wechseln.



MANEGE LINTORF

Der Verein, Ihr Haus, Deine Party

www.manege-lintorf.de



Die Gaststätte **Karl Plönes** („Zur Post“) an der früheren Angermunder Straße war von 1909 bis 1961 das Kompanielokal der Tellaner

Seit 1961 ist die Tell-Kompanie nun im „Bürgershof“ heimisch, der ältesten Lintorfer Gaststätte. Schon am 22. Juli 1961 fand die erste Monatsversammlung im neuen Stammlokal statt.

Der „Bürgershof“ wird bereits im 16. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Die älteste Gasthausrechnung des Bürgershofes datiert vom 22. September 1567. Sie wurde ausgestellt für den Grafen von Broich nebst Gefolge. Eine Kopie hängt heute in der Gaststube. Im Jahre 1747 kaufte der aus Mündelheim stammende Heinrich Steingens das Haus. Auch heute noch – 250 Jahre später - ist der „Bürgershof“ im Eigentum der Familie Steingen. Pächter der Gaststätte mit dem schönen Biergarten unter alten Kastanien ist seit vielen Jahren Tell-Mitglied **Lutz Lohmann**.

Geschichtliche Daten

- 14. März 1909 Gründungsversammlung der Tell-Kompanie in der Gaststätte Mentzen (heute „Zum Kothen“), die damals das Stammlokal der St. Sebastianus Schützenbruderschaft Lintorf ist. **Fritz Nipken** wird Hauptmann (1. Vorsitzender) der Kompanie und bleibt es bis zur Auflösung 1936.
- 1909 Die Gaststätte „Zur Post“ wird Kompanielokal. Gleich im Gründungsjahr wird die Tell-Fahne gestiftet, die noch heute existiert. **Johann Osterloo** wird als erster Tellaner noch im Gründungsjahr Bruderschaftskönig.
- 1914 bis 1924 Infolge des Ersten Weltkrieges und der nachfolgenden Notzeit in Deutschland erlebt die noch junge Kompanie einen Niedergang.
- 1924 Erst Mitte der 1920er-Jahre kommt das Kompanieleben wieder in Schwung.
- 1936 Doch schon 1936 löst sich die Kompanie zusammen mit der Lintorfer Bruderschaft auf. Beide wollen sich nicht den im Dritten Reich gleichgeschalteten Schützenvereinen anschließen.
- September 1950 Seit 1948 gibt es in Lintorf wieder ein Schützenleben. Die Idee, die Tell-Kompanie wiederzubegründen, kommt einigen Schützen beim Schützenfest 1950. Schon im September des Jahres wird die Tell-Kompanie wieder ins Leben gerufen. **Hermann Kockerscheidt** wird 1. Vorsitzender. Er soll es bis kurz vor seinem Tod (1969) bleiben. Die Gaststätte „Zur Post“ wird erneut Kompanielokal. Der ehemalige Hauptmann Fritz Nipken stiftet eine hölzerne Tell-Figur. Als Uniform wählen die Tellaner einen schwarzen Anzug.
- 1951 Erster Familienabend der Tell-Kompanie
- 1953 Der Familienabend wird zur Karnevalsfeier
- 1959 Die Tell-Kompanie feiert das 50-jährige Bestehen
- 1961 Die Gaststätte „Bürgershof“ wird neues Kompanielokal
- 1969 **Karl Ickelrath** wird 1. Vorsitzender (bis 1976)



- 1975 **Peter Wagner** ist erster Kronprinz der Bruderschaft, den die Tell-Kompanie stellt.
- 1976 **Helmut Manteufel** wird 1. Vorsitzender (bis 1979)
- 1979 **Hans Willi Schulze** wird 1. Vorsitzender (bis 1995)
- 1984 Die Tell-Kompanie feiert das 75-jährige Bestehen. Die von Fritz Nipken gestiftete Tell-Figur wird gestohlen.
- 1987 Das bisher letzte Kostümfest der Tell-Kompanie wird im Bürgershof veranstaltet.
- 1988 Statt aufwendige Karnevalsfeiern zu veranstalten, treffen sich die Tellaner ab 1988 am Aschermittwoch zum Fischessen. Die Tellaner beerdigen an diesem Tage den Hoppeditz in einer feierlichen Form.
- 1992 Die Tell-Kompanie schafft sich eine neue Uniform an (schwarze Hose, grünes Jackett).
- 1995 **Joachim Manteufel** wird 1. Vorsitzender (bis 2003)
- 1999 Die bisher letzte Hoppeditzbeerdigung wird im letzten Jahr des vorigen Jahrtausends gefeiert.
- 2000 Joachim Manteufel wird erster König der Lintorfer Bruderschaft im neuen Jahrtausend.
- 2001 **Ernst Kockerscheidt** ist der bislang letzte Bruderschaftskönig von insgesamt 14, die die Tell-Kompanie gestellt hat.
- 2003 **Dirk Steingen** wird zum 1. Vorsitzenden gewählt. Er ist der siebte Vorsitzende der Kompanie in 100 Jahren.
- 2006 **Felix Schulze** ist der bislang letzte Kronprinz der Bruderschaft, den die Tell-Kompanie stellt.
14. März 2009 Die Tell-Kompanie Lintorf feiert mit einem Gottesdienst und einem anschließenden Fest im evangelischen Gemeindezentrum ihr 100-jähriges Bestehen.

Vorstand im Jubiläumsjahr

| | | | |
|-----------------|---------------------------|-----------------|---------------------------|
| Dirk Steingen | <i>1. Vorsitzender</i> | Andreas Preuß | <i>2. Vorsitzender</i> |
| Walter Perpéet | <i>1. Geschäftsführer</i> | Rolf Ritterbach | <i>2. Geschäftsführer</i> |
| Hartmut Schmidt | <i>1. Kassierer</i> | Jürgen Steingen | <i>2. Kassierer</i> |
| Peter Böning | <i>Hauptmann</i> | Felix Schulze | <i>Fahnenträger</i> |



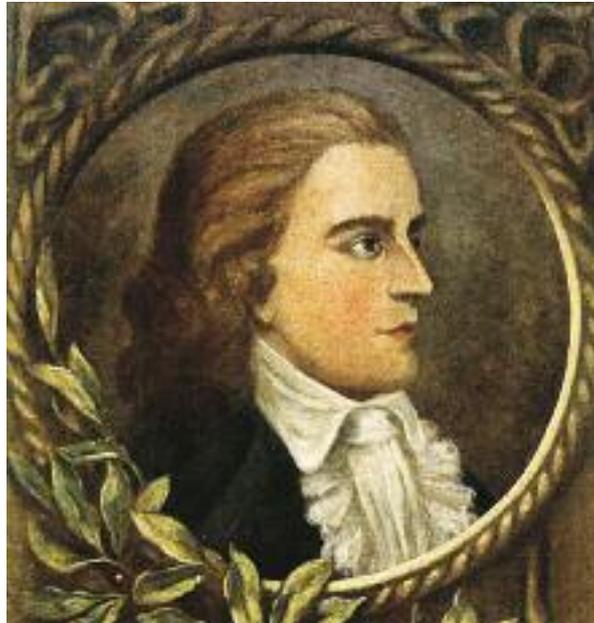
Die Tell-Kompanie im Jubiläumsjahr 2009

Dr. Andreas Preuß

Friedrich von Schiller

* 10. November 1759
Marbach

† 9. Mai 1805
Weimar



Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Tal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, –
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fliegt.

Aus: „Wilhelm Tell“,
Dritter Aufzug, Erste Szene

A handwritten signature of Friedrich von Schiller in black ink, written in a cursive style.

Erinnerungen und Spurensuche

Meine Schulwege und die Nachbarschaft in Hösel

Oft lese ich in den Zeitungen oder höre in Gesprächen über den Aufwand, der heute notwendig ist, damit die Kinder zur Schule kommen. Die Wege sind heute in den meisten Fällen kürzer als früher. Dazu kommt, dass die älteren Schüler häufig in eine Schule in einem anderen Stadtteil gefahren werden. In meiner Kinderzeit gab es in Hösel zwei Schulen, eine evangelische Schule und eine katholische Schule. Beide Schulen waren Volksschulen. Die Schülerinnen und Schüler besuchten diese Schulen acht Jahre.

Seit 38 Jahren wohnen wir in einem Hochhaus mit 36 Parteien. Es ist ein in sechs Lagen übereinander gestapeltes Dorf, allerdings mit einem entscheidenden Unterschied zu einem Dorf. Es besteht kaum ein Miteinander der Bewohner, man kennt nur wenige und weiß oft weder ihre Namen noch die Lage ihrer Wohnungen im Haus.

In unserer Nachbarschaft und im ganzen Dorf Hösel kannte man damals fast jeden.

Nach fast 75 Jahren wage ich den Versuch, über meine damaligen Schulwege, die Nachbarn und die Bewohner der Eggerscheidter Straße etwas zu Papier zu bringen. Kleine Fehler, wie die Schreibweise der Namen und andere Dinge, möge man mir verzeihen. Mit 80 Jahren ist einem einiges entfallen.

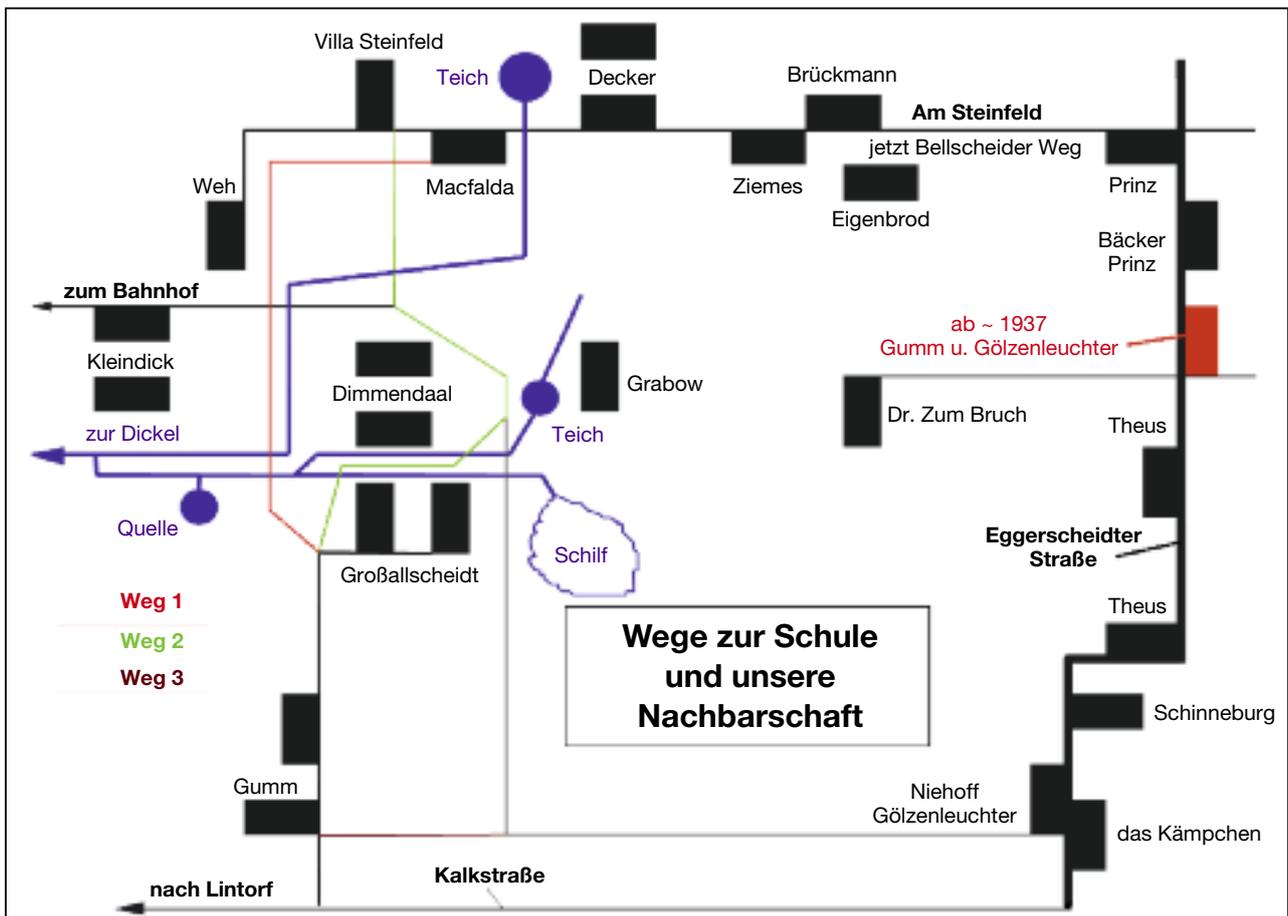
Ich wohnte mit meinen Eltern und Großeltern in Hösel Am Allscheidt 3 (Großallscheidt). Mein Großvater hatte diesen kleinen Bauernhof vom Grafen von Spee auf Heltorf gepachtet. Gute Wege oder gar Straßen im heutigen Sinne gab es damals hier noch nicht.

Der Weg zur Eggerscheidter Straße war immer stark von der Witterung und dem Zustand der Wege abhängig. Man ging zu Fuß oder benutzte, soweit es möglich war,

ein Fahrrad. Der Transport von größeren Dingen erfolgte mit Pferdefuhrwerken. Autos gab es noch kaum.

Weg 1. Waren die Wege gut begehbar, ging ich den kürzesten Weg. Der führte einen Abhang hinab durch eine nasse Wiese, den Banden. Hier waren zwei kleine Bäche zu überqueren, als Brücken dienten ausgelegte Bretter. Nach starkem Regen oder Schmelzwasser waren die Bäche derart vollgelaufen, dass sie oft die ganze Wiese einnahmen. Die Bretter waren dann weggespült oder standen unter Wasser. Der Weg führte weiter durch ein Wäldchen am Nachbarn **Kleindick** vorbei und dann den Berg hinauf zu **Macfalda** am Steinfeld (Heute Bellscheider Weg). Bei **Prinz** erreichte ich dann die Eggerscheidter Straße.

Weg 2. Ein weiterer Weg begann hinter unserer Scheune, führte über einen Bach und dann durch



eine morastige Wiese auf den Weg, der vom Kämpchen zum Bahnhof führte. Nach einigen Schritten, hinter Nachbar **Dimmendaals** Garten, führte dann ein kleiner Weg ebenfalls zum Steinfeld. Auch dieser Weg war bei Nässe nicht zu begehen.

Weg 3. Bei schlechten Wegverhältnissen blieb mir keine andere Wahl, ich musste einen großen Umweg machen oder mit schmutzigen und nassen Füßen zur Schule kommen. Der Umweg führte über den Fahrweg zum Nachbarn **Gumm**, von dort durch den Wald, bis man den Weg zum Kämpchen erreichte. Dort gelangte man auf die Eggerscheidter Straße. Der Fahrweg führte weiter durch den Wald bis zur Kalkstraße und dann rechts zur Eggerscheidter Straße. Der Weg von Gumm bis zur Kalkstraße war mit tiefen Karrenspreisen bedeckt, ein Auto hatte dort zur damaligen Zeit große Schwierigkeiten.



Mein Elternhaus um 1955

Ich versuche mich in meine Kindheit zurückzusetzen und gehe im Geiste noch einmal die alten Wege in der Nachbarschaft und auf der Eggerscheidter Straße bis zu deren Ende.

Mein Elternhaus, das frühere Großallscheidt, steht nicht mehr. Das alte Haus musste einem feudalen Neubau weichen. Die Scheune wurde schon vorher wegen Baufälligkeit abgerissen. Das Backhaus (Backes) und das am Haus angebaute Plumpsklo vertrugen die Schießereien der FLAK (Flieger-Abwehr-Kanonen) in den Kriegsnächten nicht, beide stürzten zusammen. Zum Glück passierte das in der Nacht, es kam also niemand zu Schaden. Der jetzige Neubau ist von hohen Tannen und viel Gestrüpp umgeben. Auch die alte Streuobstwiese wurde beseitigt und zugepflanzt. Die beschriebenen Wege sind nur noch



Großallscheidt mit Backes und Scheune um 1942



Die Scheune kurz vor ihrem Abriss



Hier war der Weg.
Die Natur hat gewonnen



Kleindick um 1910

in Teilen vorhanden. Der **Weg 3** zu Gumm und zum Kämpchen fiel dem Bau der Autobahn zum Opfer. Auch das Haus, die Scheune und der Garten der Familie Gumm verschwanden durch die Autobahn. Von den **Wegen 1** und **2** gibt es im Wald noch einige überwachsene Spuren, ein Stück des alten Weges vom Kämpchen zum Bahnhof ist heute der untere Teil der Straße Am Allscheidt. Die starke Bebauung in den letzten Jahrzehnten hat die gesamte Umgebung völlig verändert.

Ich gehe den **Weg 1**. Aus der Wiese mit den Bächen wurde ein Fischteich. Darin versanken seltene Pflanzen wie Knabenkraut, eine Orchidee, Schwertlilien und noch viele andere Arten. Auch die dort lebenden Tiere, z.B. Ringelnattern, verloren ihre Heimat. Der kleine Wald ist noch vorhanden. Das Haus unseres Nachbarn Kleindick steht noch, es wurde, wie auch die alte Scheune, umgebaut. Damals wohnte hier Herr Wilhelm Kleindick mit seiner Haushälterin Frau Göring. Herr Kleindick galt in der Nachbarschaft als Tüftler und Heilkundiger. Er besaß meines Wissens als erster in der Nachbarschaft ein Radio mit Lautsprecher, das mit großen Batterien betrieben wurde. Oft bewunderte ich die uralte und interessante Standuhr in seinem Flur. Das Haus ist heute nur noch über die Straße Am All-

scheidt zu erreichen. Von Kleindick geht es den Berg hinauf bis zur Gartenhecke der Familie Macfalda. (Der Weg ist heute nicht mehr begehbar bzw. verschwunden.) An der linken Seite sieht man das Haus, in dem damals die Familie **Weh** wohnte. Herr Weh war Maschinenmeister am Gensungsheim (heute Altenheim Pro Seniore). Der Sohn Rudolf war nach dem Krieg ein bekannter Sänger. Das Haus kann man heute nur noch über den Bellscheider Weg erreichen. Ich kenne das



Kleindick



So sieht es jetzt (2008) bei Kleindick aus



Hier wohnte die Familie Weh

Haus noch mit einer Schieferverkleidung. Diese ist heute nur noch in Resten vorhanden. Gehen wir auf **Weg 1** weiter an der Gartenhecke entlang bis zum Steinfeld (heute Bellscheider Weg), vorbei an dem Haus der Familie Macfalda. Herr Ignaz Macfalda war bei der Reichsbahn beschäftigt. Die Familie Macfalda hatte fünf Kinder. Sie waren meine Spielkameraden und wir gingen auch gemeinsam zur Schule. Im vorderen Teil des Hauses wohnte die Fami-



Die Villa Steinfeld

bäumen umgeben. Wir Jungen durften beim Pflücken der Kirschen helfen. Dafür erhielten wir Kirschen. Zu der Villa gehörte noch ein Garagenhaus, das später zum Wohnhaus umgebaut wurde. Im verwilderten Park befand sich ein mit grünem Belag bedeckter Teich. An der Hecke wuchsen einige Esskastanienbäume. Im Herbst suchten wir Kinder hier nach den Esskastanien. Meistens waren die Früchte taub. Bei einem kürzlichen Besuch am Bellschei-

Keine abgefallene Kastanie blieb unentdeckt. Oft halfen wir noch mit Steinen und Knüppeln nach. Das Gleiche galt auch für die am Ende der Reihe stehenden Walnussbäume. Gegenüber wohnte das Ehepaar **Decker** mit ihrer Schwägerin. Das Haus wurde umgebaut, man sah das Fachwerk nicht mehr. Das Fachwerk ist seit Kurzem wieder freigelegt oder aufgemalt worden. An Stelle der alten Scheune steht ein neues Haus. Decker verkauften Tabakwaren und Süßigkeiten an die



Hier stand das Haus von Ziemes



Das Haus der Familie Macfalda

lie **De Jong**. Eine Eigenart des Hauses war ein separates Brunnenhaus. Das Haus steht noch und hat sich in seinem Äußeren wenig verändert. Die Familie Macfalda besaß einen an einem Hang liegenden großen Obstgarten und einen sehr großen, mit einer Ligusterhecke umgebenen Nutzgarten. Gegenüber steht die frühere Villa Steinfeld. Damals wohnten darin mehrere Familien. Das Haus war von vielen Kirsch-



Hinter der Garage ein Esskastanienbaum

der Weg sah ich einen der Esskastanienbäume. Er ist ein stattlicher Baum geworden, aber seine Früchte sind nach Auskunft des Besitzers immer noch überwiegend taub. Der Weg Am Steinfeld führte einen Hang hinunter und stieg dann sofort wieder an. Oben, auf der rechten Seite, am Waldrand, war eine Wiese, auf der Ginsterbüsche und eine Reihe Kastanienbäume standen. Diese zogen uns im Herbst magisch an.

Nachbarn und an die Insassen des Genesungsheimes. Diese kauften am nahen Zaun und machten sich mit einer an einem Draht angebrachten kleinen Glocke bemerkbar. Bei Decker konnte man auch Blumen, die man im eigenen Garten gezogen hatte, kaufen. Hinter Deckers Garten begann eine Wiese, die bis zur Eggerscheider Straße reichte. Heute ist dort alles bebaut. Auf der rechten Seite des



Eigenbrod

Weges, hinter den Kastanienbäumen, standen die Häuser der Familien **Ziemes**, **Eigenbrod** und **Brückmann**. Die Häuser von Eigenbrod und Brückmann stehen noch. Die Kastanienbäume mussten der Bebauung weichen. Herr Ziemes war Hausierer, seine Frau, meist nur nach einem verstorbenen Ehemann Frau **Beuthen** genannt, war ein Original mit scharfer Zunge. Ihr blieb nichts unentdeckt, und sie gab es auch sofort mit entsprechenden Kommenta-



Das Brunnenhaus



Hier wohnte die Familie Decker



Hier wohnte die Familie Brückmann

ren weiter. Eigenbrod hatten eine Gärtnerei. Sie verkauften Pflanzen, Blumen u. Ä. Frau Eigenbrod fuhr mit den Produkten der Gärtnerei auch nach Essen zum Markt. Im Haus der Familie Eigenbrod wohnten damals die Familie **Weiß** mit ihren Söhnen Fritz und Helmut und die Witwe **Hühne** mit ihren Töchtern Sophie und Erna. Was Herr Brückmann machte, weiß ich nicht mehr. Hinter Brückmann war bis zur Eggerscheidter Straße bei Prinz freies Feld und Wiese. Auch dieses Gelände ist heute bebaut. Zur Schule führte der Weg dann bei Prinz nach links über die Eggerscheidter Straße weiter.

Folgen wir jetzt dem **Weg 2**. Er begann hinter unserer Scheune. Dort war eine Brücke über den kleinen Bach, der in der Wiese vor dem Kämpchen entsprang. Der Bach war im oberen Teil mit Schilf bewachsen und danach, bis er in unseren Banden sich mit zwei anderen Bächen vereinigte, von Erlen und Gesträuch umgeben. Aus dem Schilf schnitten wir uns Pfeile für unsere Flitzbögen, und die hohen Erlen waren beliebte Kletterbäume. Im Bach gab es Stichlinge und in dem Gestrüpp nisteten viele, heute seltene Vogelarten. Dieses Gelände war für uns als Kinder ein beliebter Spielplatz. Es hatte einen Hauch von Abenteuer. Alles ist heute nicht mehr vorhanden. Die Scheune ist abgerissen, der Bach ist verschwun-



Die heutige Einfahrt zum Allscheidt.
Links wuchs das Schilf

den, Bäume und Sträucher sind nicht mehr da. Hier stehen jetzt ein Motel und andere Häuser. Der Weg führte vorbei an der Scheune des Nachbarn Dimmendaal, später Escher, durch ein Stück sumpfiger Wiese auf den Weg, der vom Kämpchen zum Bahnhof Hösel führte. Die Scheune steht schon lange nicht mehr, das Gelände ist bebaut, und der Weg ist asphaltiert und heißt „Am Allscheidt“. Nach links ging dann der Weg zum Steinfeld weiter. An der rechten Seite war damals ein kleiner, mit



Das Motel

großen Trauerweiden umwachsender Teich. Hier spielten wir Kinder gerne. An den langen Ästen der Trauerweiden konnte man schaukeln, und im Teich gab es manches zu sehen. Je nach Jahreszeit waren Frösche, Kröten und Molche darin. Im Frühling war der Teich voller Froschlaich und später wimmelte es von Kaulquappen. Im Winter liefen wir auf dem zugefrorenen Teich Schlittschuh oder



Hier wohnten Grabows

schlinderten darauf. Teich und Bäume sind verschwunden, sie mussten Häusern weichen. Hinter dem Teich stand und steht noch heute ein villenähnliches Haus. Es war vor dem Krieg das Wochenend- und Sommerhaus des Krefelder Seidenfabrikanten **Grabow**. Die Familie Grabow hat in diesem Haus, nachdem sie in Krefeld ausgebombt war, noch lange gewohnt. Das Haus war ursprünglich mit Schilf gedeckt. Bei Renovie-



Dimmendaal-Escher

rungsarbeiten in den 1950er-Jahren hantierte ein Anstreicher mit einer Lötlampe und steckte so das Haus in Brand. Gegenüber steht noch heute das Haus, in dem unsere Nachbarn Dimmendaal und später Escher wohnten. Das Haus ist etwas verändert, aber noch dem alten Zustand ähnlich. Der Weg führte am Garten von Dimmendaal bzw. Escher vorbei bis zu einer kleinen Brücke auf der rechten Seite. Von hier ging es steil den Hang hinauf durch den Wald zum Garten der Familie Macfalda und wieder auf **Weg 1**.



Vor dem Nussbaum der jetzige Bewohner Harald Escher

Der von Herrn Escher mit viel Liebe gepflegte Garten ist verschwunden, und auch die auf der rechten Wegseite stehenden kleinen Tannen sind fort. Die Natur hat sich alles zurückerobert. Das Haus steht jetzt hinter Bäumen und der Wald reicht fast bis zum Weg. Der Weg den Hang hinauf ist noch zu erkennen, aber nicht mehr begehbar.



Wo früher Garten war, ist heute Wald

Der weiteste Weg war **Weg 3**. Er führte vom Hof in Richtung Wald (Westen), vorbei an dem Garten meiner Großeltern und meiner Eltern ins Feld. Dort ging dann nach links ein Weg zu unserem Nachbarn Gumm und in den Wald zur Kalkstraße und nach Eggerscheidt. Der Garten meiner Großeltern war von einer hohen Hecke aus Weißdorn und Hainbuchen umgeben. An der Hofseite stand im Garten ein riesiger Speckbirnenbaum. Der Baum wurde bei einem Sturm umgerissen und musste gefällt werden. In der Hecke wuchsen viele Brombeeren. Die Hecke war ein Vogelparadies. Der



Die Familie Gumm um 1910 vor dem Haus

Weg zum Nachbarn Gumm war im letzten Teil aufgeschüttet und lag etwas höher als die Wiesen und der Garten der alten Frau Gumm. Das Haus der Familie Gumm war ein Fachwerkhhaus mit einer separaten Scheune.

Im Haus wohnten damals die alte Frau Gumm, für uns Kinder die Oma Gumm, und ihr Sohn Paul mit seiner Frau und Sohn Erwin. Mit Erwin Gumm spielte ich oft, er ist im Krieg gefallen. Oma Gumm war für uns Kinder von großem Interesse. Im Garten stellte sie sich manchmal breitbeinig hin und und machte im Stehen Pipi. Sie hatte wohl noch die Unterwäsche der alten Art an.



Wo früher die Gärten und das Haus von Gumm waren, befindet sich heute die Raststätte Hösel



Links das Kämpchen, rechts Gölzenleuchter und Niehoff

Die hier beschriebene Umgebung wurde durch den Bau der Autobahn und später deren Verbreiterung und den Bau der Rast- und Tankstelle grundlegend verändert. Die Gärten und Wiesen und auch das Haus der Familie Gumm fielen der Autobahn zum Opfer. Der Weg führte weiter nach links durch den Wald, bis man den Weg, der vom Kämpchen Richtung Bahnhof Hösel führte, erreichte. Man ging am Wald entlang, zuerst unter alten Buchenbäumen und dann an Gestrüpp und einem darin versteckten Tümpel vorbei zu dem oben genannten Weg. Dieser folgte dann dem Waldrand bis zur Eggerscheidter Straße. Dort stand an der Ecke das Haus, in dem die



Das Kämpchen mit Scheune

Familien **Gölzenleuchter** und **Niehoff** wohnten. Mit dem Sohn Fritz der Familie Gölzenleuchter besuchte ich die Gemeinschaftsschule. Die jüngste Tochter der Familie Niehoff, Bärbel, ist auf meinem Schulbild zu sehen. Gegenüber stand das Kämpchen. Hier wohnte die Familie **Horz**. Herr Horz war Bauer und damals Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr Hösel. Das Kämpchen war in alter Zeit eine Fuhrmannswirtschaft.

Alle drei Häuser mussten der Autobahn weichen. Es befindet sich heute dort die Autobahnbrücke. Die Familie Horz baute auf ihrem Land am heutigen Weg „Am Allscheidt“ ein neues Haus. Auch die



Das neue Haus der Familie Horz

Familien Gumm und Gölzenleuchter bauten ein Doppelhaus an der Eggerscheidter Straße.

Da durch den Bau der Autobahn alle Wege zum Allscheidt unterbrochen waren, wurde ein neuer Weg gebaut. Dieser Weg ist die heutige Straße Am Allscheidt. Erst lange nach dem Krieg und mit zunehmender Bebauung erhielt die Straße eine Asphaltdecke.

Der Bellscheider Weg erhielt ebenfalls eine Asphaltdecke.



Am Allscheidt

Die Senke zwischen Decker und Macfalda wurde etwas angehoben und der Eingang des Genesungsheimes von der Eggerscheidter Straße nach hier verlegt.

Hier endet der **Weg 3** und mein Bericht über die Nachbarschaft.

Es folgt der Gang über die Eggerscheidter Straße bis zu deren Ende an der Bahnhofstraße.

Edi Tinschus



Blick von der Eggerscheidter Straße in den Bellscheider Weg

Dor Buur es du-et

Ech kannt en schon lange Johr,
als he noch ne kleene Jong wohr.
He sprong eröm, de kleene Stropp,
em jru-ete Kengertropp.
Wir fuhren jiede Hervst, off Sonnesching oder Jewitter,
Äppel hole be-i sinnem Vatter, dem Uhme Pitter.
Vatter on Motter wohren vom aule Buureschlaach,
sparsam on fließich bes tom letzte Daach.
Dann nohm de Züjel enne Hank de Heinz, öhre Jong,
och en ju-ede Frau he fong.
Se levten tefriede, aver alleen,
Kenger stelllden sech nit een.
Noh lange, lange Johr
wedder op „Wiel“ ech wohr.
Et trock mech met aller Jewalt dohen,
ech wollt noch emol dor Heinz on sinn Frau senn.
Wir hant us jefreut, send us enne Arme jefalle
on konnten von aule Tiede kalle.
Et wohr nit miehe de kräftije, jonge Buur,
ne Unfall on Krankheete hengerlieten öhr Spur.
Dann vertelllden he mech, et wöhr schon lang su jewese,
am lievste di-et he enne „Quecke“ lese.
Se löhch op em Nachtskonsölche, emmer ter Hank,
su wösst he alles uht em Lengtörper on Ratinger Lank.
Do han ech öm verspro-eke, kömmt die nö-ie „Quecke“ eruus,
breng ech se öm enne Adventstied ennet Huus.
Am 11. November 2008, et es Martinsdaach,
ech de „Rheinische Post“ opschlaach.
Janz truurich wohr ech, als ech et sohr,
jistorve wohr dor Buur, dor Heinz Molitor.
Nu donnt öm die Engelches em Hemmel die „Quecke“ vürlese,
on he weet emmer, wat en Lengtörp on Ratinge es jewese.

Maria Molitor



Das **Gut Wiel** liegt an der Einmündung der Straße Wiel in den Angerweg in Heiligenhaus-Hofermühle, unweit des Bahnkörpers der Angertalbahn nach Wülfrath. Es gehörte zunächst der Firma Krupp in Essen und ist heute Eigentum der Firma Rheinkalk in Wülfrath. Seit zwei Generationen ist die Familie **Molitor** Pächter des Hofes, zunächst **Peter Molitor** („Uhme Pitter“), ein Onkel Willi Molitors aus Lintorf, danach dessen Sohn **Heinz**, der im November 2008 verstarb. Das große Scheunengebäude von 1865 steht unter Denkmalschutz. Von der einst weitläufigen Streuobstwiese gegenüber der Scheune sind nur zwei Birnbäume übrig geblieben. Gelegentlich wird der Hof im Frühjahr durch das Hochwasser der Anger überschwemmt.

... immer etwas besser!

Führend in Pflege und
Beratung seit 1987



OPTIMAL
PflegeMobil GmbH
Bernd Kantelberg

AMBULANTER PFLEGEDIENST

Büro Düsseldorf

Duisburger Straße 39

☎ 0211 - 600 21 19

Beratungsbüro Ratingen

Speestraße 28

☎ 02102 - 38 999 85

www.optimal-pflegemobil.de

www.handwerker-in-ratingen.de



BAUCONCEPT

**Planungs- und
Bauleistungs GmbH**



0163-26 46 100

www.bauconcept-bau.de

40885 Ratingen, Duisburger Str. 17

Ärm Lütts Kuh

Om Land wor et su-e, dat jeder, de ne Jaade hadden met nem jrü-ete-re Schobbe drop, oder em Huus jet Platz doför wor, sech a paar Huusdiere hi-elt. Dat meiten de Lütt nit tom Verjnöje, nä, dat wor dor reene Kampf tom Öwerlewe.

Et wor dat Johr 1947, de Zwedde Weltkri-ech hadden sin Spure hengerlo-ete, on die Ziet wor noch en schleite Erennerong. Mir hadden ne jru-ete Jaade, völl Obstböm, ne Hönnerpark met fönftien Hönner, ne jru-ete Schö-eperhonk, twei Katze, en Sau em Stall, e paar Kanning on en witte Hipp – ärm Lütts Kuh -. En witte Hipp doröm, weil die Zoot von Hippe völl fettije Melk jo-ev. Dat Schleite an dem Dier wor, et wor jet arch empfindlich. Wenn de Hipp mol a beske naat wu-ed, hat se kott drop ne dicke Kopp on Fieber. Wenn et mol widder sowiet wor, wu-ed dor alde **Schuleit** von de Homberjer Stroot jehollt. De hadden emmer e Kruut oder e Pölverke praat, öm dat Dier widder op de Been to krieje. Dat wor kenne studierte Dieredokter, äwer de hadden drei jru-ete Vürdeele: He ko-em sofort, he mi-ek de Diere jesonk on he meiden et fast ömmesöns. Ons Hipp wu-ed tweimol am Daach jemolke. De Melk ko-em dann enen flache Schü-etel, dommet sich owe dor Rohm avsette konnt. Noh en paar Stond wu-ed de Rohm en dat Jlas von de Botterkien jekippt. Wenn dat Döppe voll wor, wu-ed dat Rührwerk opjeschro-ewe, on ons Oma dät solang an de Schwengel dri-ene, bes de Botter sech owe avjesett hadden. Dann wu-ed de Botter avjefesch, e beske jesalze on wie su Brötche jeformt. För op et Bru-et to schmiere, wu-ed se met Jressmehlpudding vorlängert. De Marermelk, die bem Bottermaake öwerbleev, kräch dat Ferke onger et Fu-eder. Et lo-ech jo no op de Hank, dat et to Huus bald jede Daach Melkzupp jo-ev, on dat en alle möchliche Arte, met jedrucht Obst, met Sajo, Jressmehl, Nudele, Bru-et on su widder. För Sajo säden min Oma emmer Fro-schepiot, on se wollt mech wiesmaake, ech dät do de Eier von de

Frösch eete. Äwer min Motter on minne Schmeit hant nit tojelo-ete, dat se mech met sujet dor Appetit vorderwe konnt.

En Ratinge jo-ev et nohm Kriech ne Hippevereen, en dem all, die en Hipp to Huus hadden, drenn wore. De Verein hadden och ne ejene Hippebock. Dat Problemche wor: Wo stelle se dat Dier onger? Et wees no jeder, dat ne Hippebock stenkt, on dat nit to knapp. De Jestank kannze en de janze Nohberschaft rüche, menstens hongert Meter drömeröm. Zui-esch stunge henger de „Mutter Schmitz“ en Richtung nohm „Schwatte Look“, do, wo op de linke Sitt e Huus uht brunge Zielsteen wor. Do mossten min Motter met de Hipp hen. Et Johr drop stung de Bock en Eggisch on donoh bem Buur Hauser em „Haus zum Haus“.

Ons Nohberin hadden och en witte Hipp. Die konnt kenn Kenger liede. Wemmer kott bei se woren, ko-em dat Vieh aanjerannt on stiet ons de Kopp en dor Buck oder en dor Rögge. Mir Blare mieke emmer ne jru-ete Bore öm dat Hippedier. Wenn en Hipp nohm Bock mosst, jinge min Motter on ons Nohberin emmer tesaame on hant sech jejesiedich jeholpe, su wor dat fröher onger ju-ede Nohbere. An nem schü-ene Su-emerdaach wor et widder mol suwiet. Mir hadden e jru-et Hippelamm, wat et i-eschte Mol nom Bock mosst. Min Mamm on ons Nohberin jinge met, on och ech durften et i-eschte Mol dobe-i sinn. Weil mer kenne Ware hadden, mosst och die Hipp lope. Min Motter trock an de Hongesling, die se am Halsbank von dor Hipp festjemaat hadden. Ons Nohberin jing neweher, on ech mosst mem Stöckske von henge driewe. Et jing öwer de Feldweech bes „Huus Salem“, dann öwer de Bahn on reits ronger en de „Brück“ on widder nom Blaue See. Von do uht jinge mer öwer de Bimmelbahn en Richtung „Huus tom Huus“. Fröher fuhre noch Damploks dorch et Angertal, on wejen de Brandjefahr – et

flooch jo schon emol jlühende Äsch ongeruut – wor reits on lenks e Pättche newer em Jleis. Mir mosste janze schü-en schiebe on driewe, domet mer vüranko-eme.

Als mer am Stellwerk vürbe-i wore, li-ep de Hipp op emol von janze alleen, on bald drop konnte mer och schnuppere, dat mer nimmie wiet vom Bock weg wore. Als mer op dor Hof ko-eme, fröcht min Motter sonne Kehl, de grad uhdem Huus ko-em: „Saat ens, wo wü-ed he de Hipp jedeckt?“ „Em zwedde Lo-ek ongerm Stähz“, seit de Kehl on ze-icht lachend op en Stalldür. „Du kannz jetz nit metjonn, jank drusse e beske speele“, seit min Motter för mech on jing met de Nohberin on de Hipp en de Stall erenn. En Ziet drop ko-eme die twei Fraue met de Hipp widder eruut, on mir jinge widder op Heem aan. Dat Hippedier wollt äwer zom Verrecke nit mieh loope, on doröm mosste de Mamm de Hipp op dor Arm nehme. Als mer su an de Schiene langjinge, do senn ech, dat henge ongerm Stähz wat Wittes eruutdroppten, on ech han dat de Mamm jesaat. Nohdem se sech kott met de Nohberin bero-ede hadden, jing et widder retour en Richtung Hippebock. Op emol konnt ons Hipp widder alleen loope, on de janze Palawer jing widder von vüre los. Als mer die Re-is henger ons hadden, wore mer fruh, dat mer de Hipp to Huus em Stall hadden on mer ons widder erhole konnte.

E paar Mond späder kräch se twei jesonde Lämmer. De i-eschte paar Daach kräjen se de janze Melk von de Hipp, weil de i-eschte Melk nohm Wurf, de Bi-estemelk, för ons to drenke nit ju-et wor. Wenn de Melk janze eenjescho-ete wor, kräje de kleene Diere emmer wenijer Melk von de Hipp on doför ander Foder. För ons bli-ev dodorch emmer mieh Melk öwer. De Lämmer wu-eden noh on noh op anger Foder ömjestellt, on se jingen ju-et vüeran. De Bro-ede för min Kengerkommion wor su ju-et wie secher!

Friedel Bonn

Erenneronge an minn alde Heimatstadt Ratingen

(2. Teil)



Heinz Weitz

*In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ begannen wir mit dem Abdruck der Jugenderinnerungen des gebürtigen Ratingers **Heinz Weitz**, der seit 1953 in der kanadischen Provinz Ontario lebt. Gelegentlich besucht er seine alte Heimatstadt Ratingen und wundert sich, wie sehr sich das Stadtbild seit seinem Weggang verändert hat. Seine Erinnerungen sprach er in Kanada auf Tonkassette. Wir haben versucht, sein unverfälschtes Ratinger Platt danach richtig niederzuschreiben. Während Heinz Weitz im ersten Teil über seine Kindheit auf der Mülheimer Straße, auf der er im Haus „Sibbe Flöjt“ geboren wurde, berichtete, erzählt er uns in dieser Ausgabe der „Quecke“ von den Ratinger Kinos und den vielen alten Häusern in seiner Jugend, über seine Schulzeit in der Schule an der Graf-Adolf-Straße und seine Lehre bei der Metallfabrik Siebeck. Wir geben seine Erzählungen auch diesmal wortwörtlich wieder in der Reihenfolge, in der sie Heinz Weitz auf sein Band gesprochen hat:*

Denn hatten die en Ratinge och zwei Kinnos. Do woret Kinno ane Oberstroot, dat woret „Capitol“, on ane Lengtörper Stroot, dat wor de „Schauburg“. On de „Schauburg“ hatt ane Sitt, an de Wehrjang, treckt vör de Trinsenturm, hatten die em Sommer en Dür offen, domet die fresche Loft renkohn, avver do wor ne Vorhang vür. On die Dür wor emmer offen, dann hammer ons henger de Vorhang versteckt, on wenn de Platzanweiser dor Röcke jedreht hätt, – semm –, dann hammer schon op die Sitze jesesse on hann ons „Pat on Patachon“ oder Shirley Temple ahnjekickt.

Denn hatten die en Ratinge alle schöne alde Hüüser. Die Namens von die Hüüser, dat wor de „Sibbe Flöjt“, et „Nacktmanns Huus“, de „Witte Schimmel“, de „Zwölf Apostel“, de „Arche“, dor „Hohe Schobbe“, et „Winkelshüske“ on et „Blutjeschwür“. Et „Blutjeschwür“ wor e Huus an de Beecker Stroot, dereckt vüre an de „Jrüne Eck“. Dat looch a beske so erenn. On de Vorderbau, de wor so beske rond, on et jru-ete Huus, dat wor dereckt do ahnjebaut. On dat wor su e witt Huus. Off eimol



Das Haus „Sibbe Flöjt“ (Mülheimer Straße 39), in dem Heinz Weitz geboren wurde

hieß et, die hannt do ne Jeist drenn, on dat Huus hätt manchmol janz jewaggelt. Die Nachbarn sinn jejange, on die wossten jarnit, wat loss wor, on wie die denn do woren, do feng et widder ahn zo waggele. Bes die op eimol do-drop kohme: En die Midde, do wor ne Keller, on die hatten do e Ferke drenn. On en de Midde wor ne Stütze för de Fußboden, on do hätt dat Ferke sech emmer ahn de Stütze jeschuppt, on do hätt oben de ganze Fußboden jerab-

belt. Dat wor de Jeist gewese, dat „Blutjeschwür“.

Wie mer denn en de Scholl jekomme send: Minne Freund, de kohme enne Evangelische Scholl, wat jetz de Anne-Frank-Scholl es, on ech kohme nah de Katholische Scholl, Scholl Nummer II an de Graf-Adolf-Stroot. Ehn Sitt wor e Jebäude för de Jonges, on ehn Sitt wor e Jebäude för de Mädches. On midde off de Schollhoff zwische die zwei Scholle, do wor en Jööt for et Rejenwasser. On wir



Die „Villa Blutschwer“ (Blutjeschwür) an der Bechemer Straße. Heute befindet sich dort die Druckerei Füsgen. In dem alten Haus wohnte lange die bekannte Ratinger Familie **Kurz**, die gegenüber dem Textilkauflhaus Kenntemich (heute: Strauss Innovation) eine Obst- und Gemüsebude unterhielt. Aus dieser Familie stammte auch **Hanni Kurz**, ein karnevalistisches Urgestein der 1950er-Jahre

Jonges konnten nie över die Jööt jonn, die angere Sitt von die Jööt, dat wor dor Spellplatz von die Mädches. Aber späder, wie mer beske älde wore, so em siebte Scholljohr, dann hannt wir Jonges dann henge jestange met de Mädches zosamme bes am Zung.

Dor ieschte Lehrer, de ech hatt, dat wor dor **Lehrer Rehrmann**. Wenn irjendwat wor, dann hätte jesagt: „He da, du Flegel!“ On dann hatt ech em **Lehrer Vidahl** jekritt, on dann ben ech vier Johr met dem Lehrer Vidahl von ehn Klass en de angere jejange. On de wor so streng. On wenn wir et sonndaachs nit enne Kerk wore, dann hammer se schon am Mondachmorje, eh die Scholl richtich ahnfing, da hätte ons schon verdrosche. Wir send nämlich immer nach Ratingen 04. Om 11 Uhr wor de Handballmannschaft am spiele on nammidaachs wor de Fußballmannschaft am spiele. On die woren en die Gruppe von Altenesen, Ongerroht, Eller, Hilden, Benrath, Leverkusen. Dat wor de Bezirksklasse. Ratingen 04 hatt en ju-ete Fußballmannschaft jehatt. Dor Tormann, dat wor der **Heini Brecklinghaus** vonne Herzog-Jerhard-Stroot, on dor **Pönsgen** hätt jespellt on dor **Dombrowski**. Do wohd noch Fußball jespellt. Die hannt do jebolzt on dann hannt se

en de Hacke jetrede on am Schienebeen. On die woren nit wie hüttzedaaage am Fijure schiebe. Do jobb et kinn jelbe Kaat on kinn ruede Kaat. Do wuhden vernöfftlich Fußball jespellt. On wenn die Halbzeit hatte, dann krichte jeder Spieler emmer en viertel Appelsien. Hütt machen die Fußballspieler dausend on dausend off Marks on sojar Milljonen. On die Jongens, die Männer, die hatten Fußball jespellt. Du konnz aber en der Ziet nur enne Mannschaft spiele, wenn du en die Stadt jewonnt häss. On dat wor emmer in-tressant.

Wie mer uht de Scholl kohmen, bin ich en de Lier jejange on hannt Dreher jeliert beim **Siebeck**. On em nächste Johr kohmen denn zwei Jongens von Eggisch, da wor dor **Hans Ropertz** on dor **Günther Karbjinski**. Dor Hans Ropertz hätt Schlosser liere solle on dor Karbjinski, de hätt Dreher jeliert. Dor Hans Ropertz hammer Hänshippen jenannt. Jedesmol, wenne e paar Daach jearbett hätt, dann wor dor Hännesch verschwunden, dann wor de em Angertal. Em Angertal wor sonne Wajong anne Sitt vom Jeleise, do wor ne Ste-inowe drenn. Do hätte denn a paar Daach erumjesesse on jeschloope. On wenn de dann widder zoröck nahde Arbett kohm, dann kohm em Hännesch sinn Vatter on hatt e Bru-et ongerm Arm on e Stöck Woosch. Dann sähte: „Förm Hännesch e Bru-et on e Stöck Woosch, nu donn wat liere.“ On wenn de Hännesch dat Bru-et hatt on die Woosch, dann

wor de widder verschwunden. On dann es de Hännesch beim Militär jejange. Von der Ziet hätt kinn Mensch mieh jehürt, wat middem passiert wor. On dodurch ben ich och nah Eggisch jekumme. On de Hännesch hätt en nette Schwester jehatt, die hätt so lange Hoor jehatt. On wie ech jetzt emol en Deutschland wor, hann ech die Schwester mol besöckt. Do hann ech die jefrocht: „Wer war dat Mädchen, wat so ju-et uhtjesenn hätt met die lange schwatte Hoor?“ Seit die Frau: „Das war ich, das war ich!“

On denn em Wenkter simmer Schlitte fahre jejange, emmer die „Brück“ eronger. Över de Angerbeek wor en kle-ine Bröck. Da hammer ne Viersitzer hinge jehatt on sonne Zweisitzer vüre. Die hammer denn zusammejebonge on dann konnt mer do rechtich met steuere. On dann hammer emmer versöckt, dat mer off die kle-ine Bröck kohme on nit en de Beek jefahre sind. Manchmol wor et zu jlatt, dann simmer nahm Hölender jejange on hannt om Hölender Schlitte jefahre.

Om Hölender owe, da wor en der Ziet och ene Fußballplatz. Do simmer och oft hinjejange Fußball spiele. E-imol simmer met de Scholl nah de „Berjer Scholl“ jejange. Do hädde eene jewannt, op dat ene Lehrer wor oder su? De hatt Schäferhông jehatt. On eene Schäferhôngk wor Weltmeister en dat Johr. On dor Name von dem Hongk wor „Amsel aus der Rhein-provinz“. Dat weef ech noch, da



Das Lehrerkollegium der Schule II an der Graf-Adolf-Straße im Jahre 1926. Stehend von links: Theodor Rehrmann, Lukas Vidahl, Hubert Fleckes, Martha König, Konrektor Hermann Josef Schmitz, Josephine Voß, Maria Grewe. Sitzend von links: Maria Singendonck, Anna Rickhaus, Heinrich Hermanns, Wilhelm Heimmanns, Rektor Sanders (am Pult), Gertrud Hartmann, Maria Neumann



Die 1871 erbaute „Berger Schule“, die Schule für die katholischen Kinder aus Eggerscheid, wurde 1939 geschlossen und in ein Wohnhaus umgebaut

hammer die Höng bekickt, on wir konnten kinne Ongerschied mache. De Hongk, de Weltmeister wor, oder die andere, die sohen för ons all ejal uht.

On dann simmer nah Breitscheid oft jejange. En Breitscheid wor sonne Obstjaade. On die Ströppcher sinn do emmer renjekroope on hannt Biere on Äppel on alles vonne Böim jeschmie-ete. De Buur hatte ne alde Mann, de soht denn do om Stuhl. Wir nannten em „dor alde Düres“. On never sech hätte sonn Schollklingel jehatt met sonne Jriff drahn. On dann sohte denn do. On wir woren dodrenn. Op e-imol röpte mech: „Jong, komm mol her!“ „Ja“, saach ech, „was ist denn los?“ Da seite: „Donn mol he die Schell lüdde, ech glööv, do sind e paar en de

Äppelböim“. De Mann wor schonn över 90 Jahr alt, on de wollden, ech solden met die Schell bimmele, weil do e paar Jonges en de Böim woren!

Do ben ech met minne Freund ove nah Hubbelroth auch auf dor Exerzierplatz jejange. Da hammer emmer die Jewehrhülse, wenn die do Übunge jeschosse hannt, die hammer emmer jesammelt. Dann simmer von denne wegjeagt worden. Wie ech e-imol minne Freund en Deutschland besöckt hann, do wor de Kommandant von die janze Kaserne do ove met de Bundeswehr. Wo wir früher jespellt hann on wo die ons wegjeagt hadden, do wor de Kommandant!

Aver minne Freund es, wie de fuffzehn Jahr ald wor, nah de Unteroffiziersvorschule jejangen, nah Ra-



Die Baumschule und Obstbaumplantage Momm in Breitscheid. Postkarte aus den 1920er-Jahren

vensburg ongen am Bodensee. Do sähte för mech: „Jonndoch met mech!“ Ich sach: „Du bös wohl verröckt. Ech jonn nit bei dem Militär.“ Ech hann minn Lier uhtjemaht, on wenne widderkohm, do hatte kinne Beruf jehatt, da hätte dann beim **Dürr** als Schweißahnjefange. On wie die dann widder de Bundeswehr opjemaht hann, do esse widder beim Militär jejange on es dann dorch de Offiziersschule jejange, on dann wor de naher Offizier jewohde. Aber de arme Jong es jestorwe. De wor pensioniert met 52, on met 62 wore du-et. De hatt och e paar Brödere jehatt on en Schwester. Die hann ech oft besöckt, wenn ech mol nah Deutschland kohm.

En Deutschland, die spreken ja mär Hochdeutsch. Ech ben mol jeschäftlich en Aurich jewese, en Ostfriesland. Kohm ech en die Fabrik erenn, die janze Lütt, die konnt ech überhaupt nit verstonn. Jeder wor am Platt spreke. Wenne do morjens hinkohms, dann seiden se „Moin“, middags seiden se „Moin“ on et ovends seiden die „Moin“. Dat es dat einzije Woot, wat ech naher erausjekritt hann, wat et wor. Dat andere konnt ech nit verstonn. Ech kann ne Holländer besser verstonn wie die Ostfrieese do. On die Kinger, di liere dat ouch enne Scholl, ech jlöv, die hann zwei Stonde Mundart en de Volksscholl.

Ech bin emol en de Scholl jewese in Kanada. Do woren die Blare över die Desche am springe on över die Stühl, on do hann ech jesaht: „Ja, sowat jövv et aber en Deutschland nit. Wir hannt emmer schön en de Reih jesesse, de Hände om Desch, on wemmer wat wollden, dann mossten mer de Fenger zeije, on dann hätt dor Lehrer ons wat jefroocht.“

Dann kohm ech nah Deutschland hin, on minne Freund hätt jesaht: „Komm, jonn emol met en de Scholl, do kannze mol met erennkicke.“ Wie ech do en de Klass erennkicke, do woren do kle-ine Desche, on do woren vier Stühle eröm om jede Desch. Die Kenger woren jenauso op de Desch am sprengre on op de Stühl wie he en Kanada. Do wor überhaupt kenne Unterschied.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

„Amsel aus der Rheinprovinz“ – Eine Schäferhündin aus Ratingen wurde weltbekannt

Als ich im Frühjahr 2009 das befreundete Ehepaar **Kläre und Werner Kall** in Ratingen aufsuchte, um Bilder und Dokumente für einen „Quecke“-Bericht auszuwählen, fragte ich Kläre Kall ganz beiläufig nach einer Rassehündin namens „Amsel aus der Rheinprovinz“ und ihrem Züchter, von denen ich in den Jugenderinnerungen des Ratinger **Heinz Weitz** gelesen hatte. Ich wusste, dass Kläre Kall ihre Jugendzeit in der Nähe der „Berger Schule“ im Ratinger Osten, an der Grenze zu Eggerscheidt, verbracht hatte. Der Bericht von Heinz Weitz aus seiner Schulzeit in den 1930er-Jahren hatte mich neugierig gemacht. Vielleicht konnte ich ja hier Näheres in Erfahrung bringen.

„Da steht sie doch, da auf der Fensterbank!“, riefen mir meine beiden Gastgeber zu. Und: „Der Züchter war mein Onkel Gustav Esser“, ergänzte die Hausherrin. Und tatsächlich. Da stand sie, in Bronze gegossen, in voller Schönheit, auf einem Sockel mit der Aufschrift: „Reichs-Siegerausstellung 1938 Köln a. Rh.“

Gustav Esser (1893-1978) wohnte von 1909 bis in die 1940er-Jahre im Haus Berg 9 (heute heißt die Straße „Bergerschule“), zusammen mit der Familie seiner Schwester, der Mutter von Kläre Kall. Hinter dem Haus lag sein Hundezwinger, dem er den Züchternamen „Aus der Rheinprovinz“ gegeben hatte. Gustav Essers Vater, der ebenfalls den Vornamen Gustav trug, war übrigens Mitbegründer des TV Ratingen im Jahre 1865.

Aus dem Zwinger Gustav Essers gingen im Laufe der Jahre mehrere preisgekrönte Schäferhunde hervor, die den Namen Ratingens innerhalb und sogar außerhalb Europas bekannt machten. Vor allem der Rüde „Etzel aus der Rheinprovinz“ und die Hündin „Amsel aus der Rheinprovinz“ begeisterten auf nationalen und internationalen Ausstellungen und errangen Preise, Pokale und Medaillen. Berichte aus der „Ratinger Zeitung“ in den 1930er-Jahren zeig-



Eine Schäferhündin aus Bronze war der erste Preis für die Ratinger Hündin „Amsel aus der Rheinprovinz“ bei der Reichssiegerausstellung in Köln im Jahre 1938

gen, wie erfolgreich Gustav Esser damals in der Zucht deutscher Schäferhunde war und welche Bewunderung seine Spitzenhunde erregten. So wurde man auch im außereuropäischen Ausland auf Gustav Essers Zuchterfolge aufmerksam. Die „Ratinger Zeitung“ schrieb in ihrem Bericht vom 28. April 1938: „Wie sehr die deutschen Schäferhunde des Zwingers „Aus der Rheinprovinz“ Weltbedeutung erlangt haben, geht daraus hervor, daß noch vor eini-



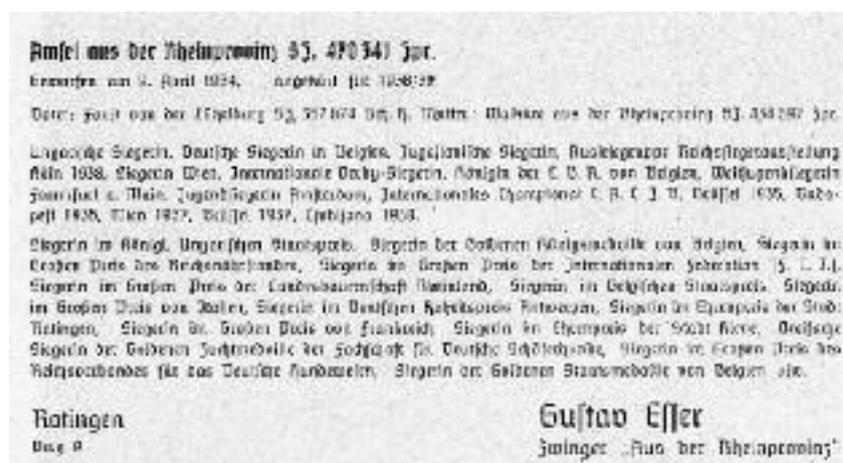
Gustav Esser (1893 - 1978) mit seiner Siegerhündin „Amsel aus der Rheinprovinz“ im Eggerscheidter Wald in den 1930er-Jahren

gen Tagen ein Jungtier „Herta aus der Rheinprovinz“ nach Buenos Aires (Argentinien) verschickt wurde und diesen weiten Weg von Ratingen aus über Basel, Mailand, Genua und von dort aus mit dem Schiff nach Südamerika antrat. Hohe staatliche Stellen und sportliche Interessenten aus Japan, Nordamerika und Indien bemühen sich ebenfalls schon seit einiger Zeit darum, Tiere aus dem so erfolgreichen und weltbekannten Ratinger Zwinger „Aus der Rheinprovinz“ zu erwerben. Ein gutes Zeichen dafür, daß diese so schöne, edle und urdeutsche Rasse nun mehr und mehr zur besonderen Ehre Deutschlands (und) unserer engeren Heimat in der ganzen Welt ungeteilte Anerkennung und höchste Bewunderung findet.“

Bemerkenswert ist der nationalistische Unterton in diesem Bericht. Noch deutlicher drückt sich der Berichterstatter im Sinne des „neuen Deutschlands“ in einem Bericht der „Ratinger Zeitung“ vom 31. Oktober 1935 aus: „So trat denn auch „Amsel“, die sieggewohnte und schon weltbekannte deutsche Schäferhund-Hündin des Herrn Gustav Esser von Ratingen aus die weite Reise nach Budapest an. Als würdige Vertreterin ihrer urdeutschen Rasse hat-

te „Amsel“ nicht allein die Farben ihrer Heimatstadt Ratingen, sondern auch die sportliche Ehre der deutschen Nation in diesem schweren Kampfe zu wahren. Aber, wer in dieser so aristokratischen und beweglichen Donau-stadt „Amsel“, die unbesiegbare, edle, rassige, deutsche Schäferhündin aus der besonders heimlich schönen Stadt an der Anger sehen konnte, zweifelte nicht daran, daß „Amsel“ auch in dieser so klassischen und internationalen Prüfung Siegerin bleiben würde.“

Gustav Esser lebte nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Familie im Hause Koppelkamp 1 in Angermund, wo er als „Direktor Esser“ bekannt und geachtet war. Er bekleidete verschiedene Ehrenämter. In den frühen Aufbaujahren der Bundesrepublik spielte er im politisch-wirtschaftlichen und im kirchlichen Bereich eine nicht unbedeutende Rolle. So verwundert es nicht, dass er beim Staatsbegräbnis **Konrad Adenauers**, des ersten deutschen Bundeskanzlers, im Jahre 1967, mit dem Mantel und den Insignien eines „Ritters vom Heiligen Grabe“ angetan, neben dem Sarg die Trep-



pen vor dem Kölner Dom hinabschritt – so zeigte es die farbige Titelseite der wöchentlich erscheinenden Illustrierten „Bunte“.

Gustav Esser war mit dem bekannten deutschen Kunstmaler Professor **Arthur Kampf** befreundet. Von Ende 1945 bis 1948 gewährte er dem berühmten Absolventen der Düsseldorfer Kunstakademie und Direktor der Preußischen Akademie der Künste in Berlin Kost und Logis in seinem Angermunder Haus, da das Atelierhaus des Künstlers in Berlin bereits 1944 durch Bomben zerstört

und er anschließend aus seinem neuen Wohnsitz in Schlesien vertrieben worden war. Hatte sich Arthur Kampf bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges vornehmlich der Historienmalerei gewidmet, so malte er in seinen letzten Lebensjahren – Professor Kampf starb 1950 – vor allem Porträts, Landschaften und Darstellungen mit religiöser Thematik, möglicherweise unter dem Einfluss Gustav Essers, der ein sehr gläubiger und der katholischen Kirche verbundener Mensch war.

Manfred Buer


KRUMMENWEG
Gourmet-Restaurant und Bistro im romantischen Ambiente.



Restaurant KRUMMENWEG - Am Krummenweg 1 - 40865 Ratingen - Fon: 021 02 / 7006 70 - www.krummenweg.de - info@hotel-krummenweg.de

„Als Polizeibeamter in Polen“

Vor 70 Jahren – Der Zweite Weltkrieg begann am 1. September 1939

Der Zweite Weltkrieg begann am 1. September 1939 mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen. Am Abend zuvor hatte ein deutsches Einsatzkommando in Zivil den Gleiwitzer Sender, direkt an der deutsch-polnischen Grenze in Oberschlesien gelegen, überfallen, um eine fingierte Meldung zu verbreiten, die besagte, dass Polen von deutschem Territorium auf Deutsche geschossen habe.

Vorausgegangen war ein Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion (= Hitler-Stalin-Pakt), abgeschlossen in Moskau am 23. August 1939. In einem geheimen Zusatzprotokoll waren die gegenseitigen Interessensphären beider Staaten „für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung“ abgegrenzt worden.

Am 17. September griff von Osten her die Sowjetunion in die Kampfhandlungen zwischen Deutschen und Polen ein. Sowjetische Truppen marschierten in die Gebiete ein, die der UdSSR im Pakt mit Hitler zugesprochen worden waren. Am 28. September 1939 kapitulierte schließlich die polnische Hauptstadt Warschau. Der polnische Staat war damit – wieder einmal – von der Landkarte verschwunden.

Noch während des Feldzuges begann der Terror der deutschen Einsatzgruppen – eine Vorahnung der Leiden der kommenden Besatzungszeit. Insbesondere die jüdische Bevölkerung wurde von den deutschen Besatzern schwer misshandelt.

Aus den Reihen der Ratinger Polizei, seinerzeit noch kommunal angegliedert, waren vom 16. September bis 15. Dezember 1939 zwei Beamte in Polen tätig, um bei der Herrschaftsetablierung und Sicherung der neu eroberten Gebiete Unterstützung zu leisten. Sie sandten mehrere Briefe an ihre Kollegen bei der Stadtverwaltung, in welchen sie voller Stolz über ihre Tätigkeiten berichteten. Einer dieser Briefe, geschrieben von Polizeiobewachtmeister **Johann Fuß**, kommt im Folgenden leicht

gekürzt zum Abdruck. Der Brief wurde auch in die städtische Kriegschronik aufgenommen, die die wichtigsten Ereignisse der „neuen Zeit“, des NS-Regimes, festhalten sollte und allen Mitarbeitern zur Kenntnis gegeben wurde.

Die Grundhaltung, die der Schilderung zugrunde liegt, zeigt, dass der Schreiber zu diesem Zeitpunkt ein überzeugter Anhänger des NS-Systems war. In seine Begeisterung mischt sich Siegesgewissheit. Er fühlt sich anderen Volksgruppen (Polen) gegenüber kulturell und zivilisatorisch deutlich überlegen. Ebenso ist ein starker Antisemitismus festzustellen. Die Ideologie des „Herrenmenschentums“ hat er verinnerlicht. Sie fließt in seine Handlungen ein. Unrechtsbewusstsein und Mitgefühl fehlen völlig. Damit Hand in Hand geht eine völlige Fehleinschätzung der militärischen Situation, gepaart mit einer Naivität, wie sie auf viele Zeitgenossen seinerzeit zutraf. Dem Schreiber ist nicht bewusst, dass mit dem Polenfeldzug ein Weltkrieg entfacht wurde, dessen Ausgang nur katastrophal sein konnte.

Über den Polizisten Johann (Hans) Fuß ist wenig bekannt. Er zog 1937 nach Ratingen. Nach dem Polenfeldzug, von welchem er im Dezember 1939 zurückkehrte, wurde er am 1. April 1944 nochmals zu einem „Osteinsatz“ einge-

zogen. Danach verliert sich jede Spur. Vermutlich kam er um. Es gibt keine Nachrichten von seiner Rückkehr.

Als Polizeibeamter in Polen

(aus der Ratinger Kriegschronik August 1939 bis April 1945)

„Am 16.9.1939 wurde ich mit den Kameraden der hiesigen Schutzpolizei-Dienstabteilung, Polizeimeister **Kick** und Polizeihauptwachtmeister **Bartnizke** zur Dienstleistung nach Polen abkommandiert. Um 17.00 Uhr fahren wir vom Rathaus ab nach Krefeld. Hier erhielten wir die uns noch fehlenden Ausrüstungsstücke und wurden mit den anderen Kameraden des Regierungsbezirks Düsseldorf zu einem Kommando zusammengestellt. Mit dem fahrplanmäßigen Zug ging es um 22.15 Uhr gegen Osten. In Berlin trafen wir mit den Kameraden des Regierungsbezirks Köln zusammen, welche auch zu unserem Kommando gehörten. Dann ging es weiter bis Gleiwitz. In Gleiwitz hatten wir einige Tage Aufenthalt, die wir zur Besichtigung der Stadt ausnutzten. Da ich bei den Kameraden des Regierungsbezirks Köln manchen Kameraden aus meiner Dienstzeit in Köln wiedersah, wurde uns dieser Aufenthalt zur willkommenen Gelegenheit, alte Erinnerungen aufzufrischen. Leider mussten wir in Gleiwitz Polizeimeister Kick wegen Erkrankung



Rast auf dem Vormarsch – Wehrmachtssoldaten während des Polenfeldzuges

zurücklassen. Unsere Hoffnung, dass er nach einigen Tagen dem Kommando nachkommen würde, erfüllte sich nicht. Lange, nachdem wir wieder in der Heimat waren, litt er noch an dieser Krankheit.

Von Gleiwitz aus ging unsere Fahrt nach Krakau. Nach Überfahren der Grenze von Kattowitz standen wir an den Fenstern des Zuges, um etwa vorhandene Anzeichen des Krieges zu beobachten. Diese wurden auch zur Genüge festgestellt. Gleich an der Grenze waren es „Spanische Reiter“, welche aber den Vormarsch unserer Truppen nicht aufhalten konnten und bereits eingesammelt waren. So glichen sie eher einem Schrottlager als einem Hindernis. Dort waren es von den Polen gesprengte Eisenbahnbrücken, die vom Arbeitsdienst wieder instandgesetzt wurden. Dann waren es Bahnhöfe, an denen unsere Flieger ihre Kunst versucht hatten. Die Signaleinrichtungen waren entweder zerstört oder verschleppt. So ging die Fahrt jenseits der Grenze sehr langsam vorstatten. Nach dreißigstündiger Bahnfahrt, die wir für die etwa 100 km lange Strecke von Gleiwitz bis Krakau benötigten, kamen wir in Krakau an. In Krakau war die Kommando-Dienststelle der gesamten im Gouvernement Krakau eingesetzten Polizei. Hier wurden wir in kleinere Kommandos aufgeteilt und den Standorten zugewiesen. Den kurzen Aufenthalt in Krakau nahmen wir wieder wahr, um die Stadt zu besichtigen. Krakau ist sehr schön. Durch den Krieg war dort nichts zerstört worden. Nur der Bahnhof war von deutschen Fliegern angegriffen und bombardiert worden. In den Anlagen hatten die Polen Gräben zur Fliegerdeckung ausgeworfen. Diese Gräben wurden wieder zugeworfen. Für diese Arbeit waren die Juden aus Krakau herangezogen worden. Es war ein köstliches Bild, diese Menschen, die doch sonst der Arbeit weit aus dem Wege gehen und ihre Arbeit von anderen besorgen lassen, nun selbst bei der Arbeit zu sehen. Es war den Polen selbst eine Genugtuung, diese Menschen bei der Arbeit zu sehen. Sie passten selber auf, dass sich keiner von der Arbeitsstelle verdrückte. Es war aber auch alles, was Jude war, zur Arbeit herangezogen worden. Selbst der „ehrwürdige“ Rabbiner im lan-

gen Bart und Kaftan musste zur Schuppe greifen. Auch die Dämchen, die doch sonst einer weit angenehmeren Beschäftigung nachgingen, waren zur Stelle. Da standen sie denn nun im Seidenkleid und versuchten sich nützlich zu machen. Zur Schonung ihrer Hände hatten sie Handschuhe angezogen. Es fehlte nicht an Polinnen, die ihnen bei ihrer nützlichen Tätigkeit mit einer sichtlichen Genugtuung zusahen und oft durch einen Zuruf zur Arbeit ermunterten.

Am anderen Tage fuhren wir nach unseren Standorten. Unser Kommando hatte als Standort die Stadt Chrzanow zugewiesen erhalten. Chrzanow ist eine Stadt von 22.000 Einwohnern. Sie liegt an der Strecke Kattowitz-Krakau. Gegen Mittag kamen wir dort an. Wir nahmen Quartier in einer Villa, welche einem Juden gehörte und von diesem verlassen war. Die Möbel waren versandfertig verpackt und mit Adressen nach der Schweiz versehen. Anscheinend hat dem Besitzer der Krieg nicht gepasst, und er hat sich eine andere Heimat gesucht. Wir haben die Villa zuerst gesäubert und sie dann wohnlich eingerichtet. Unser Kommando bestand aus 15 Beamten, die auch alle in dieser Villa wohnten. Bei unserer Ankunft wurden wir von den Polen misstrauisch und neugierig beobachtet. Aus einiger Entfernung sahen sie uns zu und unterhielten sich über uns. Am anderen Tag ging der Dienst los. Er bestand vorerst in Streifen durch das Stadtgebiet. Was uns zuerst auffiel, war die große Unsauberkeit der Men-

schen, Häuser, Straßen und Geschäfte. Besonders die Geschäfte waren sehr unsauber. Sie wären in Deutschland in diesem Zustande einfach unmöglich. Verschiedene glichen richtigen Höhlen. Selbst am Tage brannte eine Petroleumlampe, da kein Tageslicht eintrat. Eigentümlicher Weise stand in jedem Geschäft ein Spucknapf. Nach unserem Befragen erklärte man uns, dass dieser nach polnischer Vorschrift vorhanden sein müsste. Man stelle sich vor, das Geschäft kann so unsauber sein wie nur möglich, wenn nur ein Spucknapf vorhanden ist. Darin bestand die ganze Hygiene der Polen. Wer waren nun die Inhaber dieser Geschäfte? Von den Geschäften waren 90 % in jüdischen Händen. Die Juden stellten etwa 50 % der Bevölkerung, aber die Geschäfte hatten sie fast ausnahmslos in den Händen. Viele waren geflohen. Im Laufe der Zeit wurden deren Geschäfte von polnischen Kaufleuten übernommen.

[...]

Einige Zeit nach unserer Ankunft in Chrzanow wurde dieses mit Militär belegt. Das Landratsamt, Arbeitsamt und eine N.S.V.-Stelle wurden eingerichtet. Nun wurden wir auch zum Schutze und zur Mitarbeit bei diesen Dienststellen herangezogen. Es galt vor allen Dingen, die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung sicherzustellen. Die Bauern weigerten sich, die Erntevorräte, welche teils noch ungedroschen in der Scheune lagerten, zu verkaufen. Sie hofften, durch die eingetretene Not einen höheren Preis zu erzielen. Vom Landrat



Polnische Juden – ihre Kleidung weist sie als Orthodoxe aus.
Die Aufnahme wurde offensichtlich heimlich gemacht



Polnische Juden in einer Wartekolonnen in Meiejew.
Vorne ein Bewacher der Wehrmacht

waren die Preise für Lebensmittel, welche bereits angezogen hatten, auf den Stand vom 1. September 1939 zurückgeführt worden. Für diese Preise wollten die Bauern unter keinen Umständen ihre Sachen verkaufen. Da wurden die Vorräte einfach beschlagnahmt und die Bauern erhielten den Auftrag, eine bestimmte Menge Getreide zu einem bestimmten Termin gegen Bezahlung abzuliefern. Sie machten noch einige Ausreden wie Mangel an Arbeitskräften und defekte Maschinen, aber da konnten wir ihnen helfen. Die Maschinen wurden von uns besichtigt und meistens in Ordnung befunden. Als Arbeiter erhielten sie eine Kolonne Juden zugewiesen. Alles wurde durch militärische Posten bewacht und zu dem festgesetzten Termin war die bestimmte Menge Getreide vorhanden. Auch nachts mussten die Erntelager durch Posten gesichert werden, damit sie nicht durch Terroristen in Brand gesteckt wurden. Auch die Kartoffeln wurden beschlagnahmt und unter unserer Kontrolle an die Geschäfte verteilt. Es war aber auch höchste Zeit, dass die Bevölkerung wieder Lebensmittel erhielt, denn sie war schon tagelang ohne die geringste Nahrung. In der ganzen Stadt war keine Bäckerei mehr in Betrieb. Durch unsere Maßnahmen wurden die Bäckereien nach und nach in Betrieb gebracht. In der ersten Zeit wurden die Bäckereien von der Bevölkerung richtig belagert und es kam zu Schlägereien um ein Stückchen Brot. Auch hier war keine Ordnung zu bekommen.

An den Metzgereien waren die gleichen Verhältnisse. Nach einiger Zeit hatten sich die Verhältnisse doch so gebessert, dass die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung gesichert war.

[...]

Bei all unserer Arbeit und unseren Ermittlungen hat uns ein polnischer ehemaliger Kriminalbeamter, welcher als ehemaliger Österreicher die deutsche Sprache beherrschte, wertvolle Dienste geleistet. Er wurde später von der deutschen Verwaltung übernommen und besoldet.

Nach einmonatiger Dienstleistung in Chrzanow wurden wir nach Gorlice (nahe der neuen polnischen Ostgrenze, E.M.) versetzt.

In Gorlice waren die wirtschaftlichen Verhältnisse wesentlich besser als in Chrzanow. Hier hingen auch die Metzgerläden voll, und die anderen Lebensmittel waren auch genügend vorhanden. Hier haben wir sehr viel mit der Preisüberwachung arbeiten müssen. In Gorlice war jeden Dienstag Vieh- und Großmarkt. Die Bauern aus der ganzen Umgebung brachten ihre Erzeugnisse zu diesem Markt. Auch hier waren die Preise auf den Stand vom 1. September 1939 zurückgeführt worden. Wenn auch der Bauer nicht gern zu diesen Preisen verkaufte, so war er doch durch seine Not gezwungen, denn die Bauern waren alle sehr arm.

[...]

Da wir in Gorlice nicht in der Lebensmittelversorgung zu arbeiten brauchten, konnten wir uns mehr

der Verbrecherbekämpfung widmen. Manche Nacht sind wir über Land gewesen, um Verbrecher festzunehmen, deren Wohnung wir mit Hilfe polnischer Polizeibeamter, die uns auch als Dolmetscher dienten, ausfindig gemacht hatten. Die Verbrecher wunderten sich, dass wir so mitten in der Nacht ankamen, um sie festzunehmen. Sie glaubten uns längst in unserem Quartier, die Nachtruhe pflegend. Alle vorkommenden Fälle wurden von uns bearbeitet. Die Vernehmungen wurden von uns unter Mithilfe eines polnischen Dolmetschers getätigt. Dann wurden die Vorgänge an das Sondergericht in Krakau weitergeleitet. Durch die vielen Festnahmen wurde das Gefängnis in Gorlice zu klein, so dass wir die festgenommenen Verbrecher nach Bearbeitung der Vorgänge in das Gefängnis nach Jaslo überführen mussten, um Platz für neu festgenommene Verbrecher zu erhalten. Erschwert wurden unsere Arbeiten durch die schlechten Wegeverhältnisse. Alles mussten wir zu Fuß oder mit dem Pferdefuhrwerk erledigen, da wir die mitgenommenen Fahrräder nicht benutzen konnten. Dabei hatten wir nicht nur die Stadt Gorlice, sondern den ganzen Kreis zu betreuen.

Am 13.12.39 wurden wir durch Gendarmerie abgelöst und in die Heimat entlassen, wo wir am 18.12.39 wieder eintrafen.

Wenn auch der Dienst schwer war und unter schwierigsten Verhältnissen verrichtet werden musste, so haben wir ihn doch gern verrichtet. Wir waren alle stolz darauf, mithelfen zu dürfen, das Land, welches unser Führer mit seiner stolzen Wehrmacht eroberte, zu befrieden und dem deutschen Vaterlande nutzbar zu machen.“

Fuß, Polizei-Revier-Oberwachmeister

Zum Vergleich siehe die differenzierte Darstellung des Einsatzes in Polen nach dem deutschen Überfall in:

Wilm Hosenfeld, „Ich versuche jeden zu retten“. Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagbüchern. Im Auftrag des militärischen Forschungsamtes herausgegeben von Thomas Vogel, München 2004, insbes. S. 245-567.

Dr. Erika Münster-Schöer

Soziale Situation und Lebensläufe Ratinger Juden nach 1900

(Fortsetzung und Schluss)

3. Jüdische Geschäfte, Familien und Schicksale (Fortsetzung)

Ergänzungen zu Hermann Mosbach

Die am Ende des 1. Teils meines Beitrages in der vorigen Ausgabe der „Quecke“ abgedruckte Darstellung des Lebens von Hermann Mosbach, seiner Ehefrau Henny und von Tochter Else weckte bei einigen Lesern Erinnerungen an weitere Geschehnisse. Als Ansprechpartner der „Quecke“ fasste Manfred Buer die Berichte der Zeitzeugen zusammen:

In Reaktion auf den Artikel „Ratinger Juden“ in der „Quecke“ Nr.78 (Dezember 2008) berichten die Geschwister Georg Plöger (*1937), Käthe Haufs und Margarete Hildebrandt (beide geborene Plöger):

„Unsere Mutter, Josefa Plöger, geborene Schneider (ihr Vater Schneider war in leitender Position bei der Eisenhütte), hat 14 Jahre im Geschäft von Hermann Mosbach gearbeitet. Sie machte dort ihre Lehre als Textilverkäuferin und arbeitete im Geschäft bis zu ihrer Hochzeit im Jahre 1933. Als eine Art „Kind im Hause“ hatte sie ein sehr gutes Verhältnis zur Familie, vor allem zu Frau Mosbach. Nach ihrer Hochzeit bezog sie mit ihrem Mann die Wohnung über dem Geschäft, die Frau Mosbach dem jung verheirateten Paar zur Verfügung gestellt hatte. Als Hermann Mosbach 1931 im Junkersbusch tot aufgefunden wurde, hieß es sofort überall, er hat sich

erhängt. (Das bezeugt auch Margret Fleermann, geborene Bös). Else, die Tochter Mosbachs aus erster Ehe, wanderte 1936 nach Brasilien aus. Wie lange das Geschäft von der Witwe Mosbach weiterbetrieben wurde, wann es „arisiert“ wurde und wann Frau Mosbach aus Ratingen abreiste, ist uns drei Geschwistern nicht bekannt, wir waren damals noch nicht geboren (Jahrgänge 1937 – 1940).

Im Juli 1956 suchten die Witwe Mosbach und ihre Stieftochter Else unsere Mutter auf. Es gab ein frohes Wiedersehen. Sie baten ihre ehemalige Angestellte, für sie in einem Wiedergutmachungsverfahren in Düsseldorf am nächsten



Das Textilgeschäft der Familie Mosbach (vormals Cäsar Schmidt und Co) auf der Oberstraße. Ganz rechts Josefa Plöger, die übrigen Personen ließen sich leider nicht identifizieren



Josefa Plöger am Hinterausgang des Mosbachschen Hauses zur Kirchgasse hin. Im Hintergrund erkennt man das Wallersche Haus (heute Suitbertusstuben)

Tag eine Aussage zu machen zur Größe des Geschäfts, zum Warenbestand, zum Umsatz usw. Unsere Mutter sagte zu, und man verabredete sich für den nächsten Tag, um gemeinsam nach Düsseldorf zu fahren. In der gleichen Nacht (Nacht vom 17. auf den 18. Juli 1956) verstarb unsere Mutter an einem Hirnschlag. Georg (19 Jahre) teilte den Mosbachs am nächsten Morgen den Tod mit, als sie zur verabredeten Zeit eintrafen. Frau Mosbach fiel vor Schreck ein Apfel aus der Hand, den sie gerade aß. Bei der Beerdigung sah man sich noch einmal wieder. Frau Mosbach drückte uns Kindern die Hand und sagte: „Ich glaube, ich bin noch einmal nach Ratingen gekommen, nur um Josefa zu beerdigen.“ Nach der Abreise (Frau Mosbach scheint mit ihrer Stieftochter weggefahren zu sein, Else Mosbach war mittlerweile verheiratet) haben wir nie wieder etwas von den Mosbachs gehört.“

Angesichts des Fehlens jeglicher früherer Hinweise kommt die Nachricht vom Suizid sehr überraschend. Das späte Bekanntwerden erstaunt umso mehr, da Hermann Mosbach als Geschäftsinhaber, als Mitglied mehrerer christlicher Vereine und als Ortsbeauftragter der Juden in Ratingen weithin bekannt und geschätzt war und die Teilnahme der Sebastianer an dem Begräbnis (s.o.) dem Todesfall zusätzliche öffentliche Aufmerksamkeit vermittelt hatte. So ist es schwer zu verstehen, dass die Umstände des plötzlichen Todes von Zeitzeugen bisher nicht erwähnt worden sind.

Vielleicht hätte der Bericht in der Todesurkunde vom 31. Oktober 1931 durch den Vergleich mit einem Hinweis in der Todesanzeige stützig machen müssen. In dem Bericht hieß es u.a.:

„(...) Die Polizeiverwaltung hier hat mitgeteilt, dass der Kaufmann Hermann Mosbach, 54 Jahre alt, wohnhaft in Ratingen, geboren zu Hohenlimburg am 18. Juli 1877, Ehemann von Johanna, geborene Hüttmann, zu Ratingen im Junkersbusch unweit des alten Forsthauses am dreißigsten Oktober nachmittags kurz vor ein Uhr tot aufgefunden worden sei. Der Verstorbene wurde zuletzt am dreißigsten Oktober dieses Jahres vormittags um neun Uhr lebend

gesehen. Die Stunde des Todes ist nicht näher festgestellt worden.

Der Standesbeamte Hardt¹⁰⁾

Auf die Art des Todes und die Begleitumstände ging der Bericht nicht näher ein. Während das Standesamt sich auch auf den Todeszeitpunkt nicht exakt festlegte, teilte die Anzeige der Angehörigen (RZ 31.10.1931) mit, Mosbach sei „Freitag früh“ gestorben. Der Suizid war nach Meinung der Familie also schon am Morgen erfolgt, der in der Zwischenzeit vielleicht schon Gesuchte aber erst am Mittag im Wald als Toter entdeckt worden. Die Lücken und Spannungen zwischen den beiden Quellen reichten indessen nicht für die Annahme eines Suizids aus. Erst die Zeitzeugen konnten hier Gewissheit geben.

Eine konkrete Notsituation als Auslöser des Suizids ist nicht erkennbar. Zwar steuerte die Weltwirtschaftskrise schon Ende 1931 ihrem Höhepunkt entgegen, doch gibt es keine Hinweise auf eine besondere Gefährdung des Unternehmens von Mosbach. Da Josefa Plöger bis zu ihrer Heirat 1933 in dem Geschäft tätig war, wurde es zumindest bis dahin weitergeführt. Vermutlich waren die Ursachen für den Suizid im persönlichen Bereich und in der Psyche von Hermann Mosbach zu suchen.

Bemerkenswert war die Teilnahme der katholischen Sebastianer an der Bestattung; denn die katholische Kirche verurteilte jeglichen Suizid und verweigerte den so Verstorbenen ein offizielles kirchliches Begräbnis und ein Grab unter den übrigen Gläubigen. Mochte all dies im Falle von Hermann Mosbach, der auf dem jüdischen Friedhof an der Angerstraße beigesetzt wurde, auch irrelevant sein, galt dies nicht für die ihrer Kirche verpflichteten Sebastianer. Der Zusatz zur Vereinssatzung vom Sommer 1932, der Juden fortan von der Mitgliedschaft im Verein ausschloss (s.o.), war vermutlich auch eine Reaktion auf die Ereignisse des Vorjahres.

Nach der von der Stadtverwaltung 1961 für Yad Vashem erstellten Liste über die Ausreise der Ratinger Juden (s.u.) verließ Else Mosbach am 14.1.1936 die Stadt, um nach Brasilien zu gehen. Ihre Stiefmutter reiste am 12. Oktober gleichen Jahres der amtlichen Notiz

zufolge nach Schwerte ab. Erst der Bericht der Zeitzeugen Plöger informiert uns über die tatsächlich erfolgte Emigration von Mutter und Stieftochter nach Brasilien und über deren Überleben.

Ob beide gemeinsam ausreisten oder die Mutter tatsächlich zunächst in Schwerte war und dann nachkam, ist unbekannt. Brasilien zählte zu den wenigen Ländern, die jüdische Zuwanderer aufnahmen. Die Mosbachs verfügten zudem über die für die Ausreise notwendigen Geldmittel. Anders als nach dem Pogrom 1938 stand diese Flucht noch nicht im Zeichen einer allgemeinen Panik und der Bedrohung von Leib und Leben für den Fall, dass die Ausreise scheiterte.

Ob die Familie Mosbach 1956 oder später eine Wiedergutmachung erhielt, ließ sich anhand von Akten der dafür zuständigen Oberfinanzdirektion Düsseldorf nicht klären. Eine Akte Mosbach war nicht auffindbar.



Das Geschäftshaus der Familie Mosbach an der Oberstraße 13 (Blick in Richtung Marktplatz) wurde im Krieg stark zerstört.

In dem wiederaufgebauten Haus befinden sich heute ein Modegeschäft und ein Mobilfunkladen

10) Der Name „Hüttmann“ statt „Heymann“ taucht nur hier auf. Heymann war ein weit verbreiteter jüdischer Name, in Ratingen waren auch Sophie Levy von der Oberstraße 42 - 44 und Cäsar Schmidts Ehefrau Eva geborene Heymanns. „Hüttmann“ war möglicherweise eine Verdeutschung. Der gängige Geburtsname für Johanna (und ihre drei Geschwister) in der Einwohnerkartei war stets Heymann.

Über die Geschwister Plöger gelangte eine weitere Nachricht an die „Quecke“:

Frau Grete Hopp, inzwischen hochbetagt, verbrachte als Kind nach dem frühen Tod ihrer Mutter bis zur Wiederverheiratung ihres Vaters etliche Jahre bei den Schwestern in der Waisenabteilung des Katholischen Krankenhauses. Die so entstandenen Kontakte pflegte sie später weiter. Noch heute erinnert sich Frau Hopp, dass die Mosbachs vor ihrer Ausreise dem Krankenhaus materielle Zuwendungen machten. Ähnliches erfuhr sie über die Familie Levy, die in unmittelbarer Nähe des Krankenhauses Oberstraße 42 - 44 wohnte und im Herbst 1938 Ratingen verlassen musste. In beiden Fällen handelte es sich vermutlich um Teile des Hausrats und um Kleidung, welche die Spender nicht mitnehmen konnten und wohlthätigen Zwecken zuführen wollten.

Max Hirsch, „Haushaltungsbazar,“ Oberstraße 21

Im Frühjahr 1898 eröffnete Max Hirsch als Neuankömmling – die offizielle Anmeldung bei der Stadt war am 12. Januar erfolgt - an der Oberstraße 21 neben den heutigen „Suitbertusstuben“ einen „Haushaltungsbazar“, in dem er vor allem Textilien feilbot. Seine Familie, Ehefrau Rosa und seine später hier geborenen sechs Kinder, wuchsen bei den Eltern im Geschäftshaus auf. Hirsch war ein tüchtiger und vermutlich fachlich geschulter Kaufmann. Als sich der „Radclub Ratingen“ bildete, suchte er den Mitgliedern in mehreren gezielten Anzeigen eine entsprechend zünftige Ausrüstung anzupreisen. Darüber hinaus war Max Hirsch in „Ratingen, Rath und Umgegend“ als „Agenturvertreter“ für die Westdeutsche Versicherungs-Actien-Bank tätig und als solcher berechtigt, Versicherungen gegen „Brandschäden, Blitzschlag und Explosionsschäden“ abzuschließen (RZ 4.1.1902).

Obwohl erst seit kurzer Zeit in Ratingen ansässig, zählte Max Hirsch im Herbst 1900 zu den Gründern des bald etwa 50 Mitglieder umfassenden „Verbandes Rater Handl- und Geschäftsbetreibender.“ Der neue Verein sollte seine Mitglieder gegen



Im Haus Oberstraße 21, neben dem Haus des jüdischen Pferdehändlers Waller (heute: „Suitbertusstuben“), unterhielt Max Hirsch seinen „Haushaltungsbazar“, in dem vor allem Textilien angeboten wurden

„nachlässige, böswillige oder zweifelhafte Schuldner“ (...) und gegen „schwindelhafte Lieferanten“ schützen und der Wahrnehmung weiterer gemeinsamer Interessen dienen. Als anerkannter geistiger Gründervater durfte Max Hirsch auf der offiziellen Gründungsversammlung die Festrede halten und übernahm darüber hinaus das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden. (RZ 24. 11. 1900). - Nach Helmut Pfeiffer, St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen (S.191), wurde Max Hirsch, auch dies ein Ausdruck der ihm inzwischen zuteil werdenden Anerkennung, 1901 Mitglied der Bruderschaft.

Vorausgegangen waren im Herbst 1900 in der „Rater Zeitung“ wochenlange Auseinandersetzungen um die Besenkung von angeblich 2.000 Kindern mit Äpfeln, Nüssen usw. anlässlich der alljährlichen Martinszüge. Streitpunkte waren die Art der Organisation und Umfang, Qualität und Form der Lieferungen, wobei Max Hirsch, der als Textilkaufmann selbst geschäftlich nicht involviert war, gegen den Vorhalt von „Hauptlehrer“ Cüppers – zum „Rektor“ befördert wurde dieser erst einige Jahre später - Düsseldorfer Händler würden die Geschenkartikel evtl. preiswerter liefern, eine Lanze für seine Rater Kollegen gebrochen hatte. Rektor Cüppers, der sich offenbar von

dem Auftreten und der Rolle des Max Hirsch herausgefordert fühlte, ließ es in weiteren Leserbriefen nicht an unfreundlichen Bemerkungen fehlen. So bezeichnete er Max Hirsch in Anspielung auf das Evangelium vom zweiten Ostertag (über die der Auferstehung Jesu noch unkundigen Jünger von Emmaus) mehrfach als „Fremdling in Israel“, der seinen Lokalpatriotismus erst noch bestätigen müsse, und an anderer Stelle als einen Mann, dessen (gemeint „jüdische“) „Stammeszugehörigkeit“ nicht angezweifelt werde und der selbst noch keine 10 Pfg. Steuern in Ratingen gezahlt habe. (RZ 14.11.1900). - Unterzeichnet mit „Mehrere Kaufleute und Interessenten“, wies die Gegenseite dieses „Anbellen anderer Confessionen“, das nicht in Bezug zur Diskussion stehe, empört zurück und brachte Cüppers mit weiteren scharfen Angriffen in Bedrängnis (RZ 17.11.1900). Die Ehrung von Max Hirsch bei der offiziellen Gründung des neuen Gewerbevereins eine Woche später (s.o.) war indirekt eine weitere Absage an den Rektor. Dieser aber warf seinem Kontrahenten in einem weiteren Leserbrief die Förderung sozialdemokratischer Ideen vor (RZ 1.12.1900).

Max Hirsch vertrat in der Tat fortschrittliche politische Auffassungen, auch im Sinne der Sozialdemokraten, die aber seinen geschäftlichen Interessen kaum förderlich sein konnten. „In einem in Ratingen verbreiteten Flugblatt hieß es, die Wähler der dritten Abteilung sollten genau wie die anderen Wähler nur die Vertreter ihrer eigenen Interessen wählen. Unterschrieben hatten die Flugschrift Max Hirsch, Oberstraße 21, und Heinrich Wilmesmeier, Düsseldorf Straße 28.“¹¹⁾

11) Vgl. Josef Schappe, Steuer- und Dreiklassenwahlrecht um die Jahrhundertwende in Ratingen. Die Quecke 57/1987, S. 23f. – Die Familie Wilmesmeier betrieb bis 1919 an der Düsseldorf Straße 28, heute ist dort die Zentrale der Sparkasse untergebracht, eine Waffefabrik. Heinrich Wilmesmeier war Mitinhaber der Fabrik und nach der Jahrhundertwende über eine Reihe von Jahren mehrfach aus der Gruppe der Arbeitgeber wiedergewählter Beisitzer eines Gewerbegerichts in Düsseldorf. Er galt als sehr aufgeschlossen für die sozialen Probleme der Zeit (RZ 12.12.1901).

Obwohl die SPD nicht verboten und ihre Organisationen nach der Aufhebung der Sozialistengesetze 1890 wieder zugelassen waren, traf ihre Anhänger weiterhin eine weitgehende gesellschaftliche und politische Ächtung. Der sozialistische Gesangsverein „Liederlust“ musste bald nach der Jahrhundertwende seine Aktivitäten für mehrere Jahre einstellen, da ihm als einzigem Ratinger Gesangsverein sein Lokal vom Wirt mit einer politischen Begründung gekündigt und in einem stillen Boykott ein Ersatz verweigert wurde. Zudem war Max Hirsch, der sich – formal erst in Ratingen - aus den Bindungen an die mosaische Religion gelöst hatte, als Dissident bekannt. Obwohl seine Frau an ihrem Glauben festhielt, wuchsen die Kinder als Dissidenten auf. Da seine Frau Rosa jedoch in der jüdischen Kultusgemeinde blieb, zahlte Max Hirsch über Jahrzehnte weiterhin die sogenannte jüdische Einkommensteuer. Dennoch wurde ihm als Juden von der konservativen Umwelt die Verbindung politischer und religiöser Regelverstöße vermutlich doppelt schwer angelastet.

Am 8. Juli 1905 erschien in der Ratinger Zeitung in dem Bericht über eine Schöffengerichtssitzung folgende Notiz: „Freigesprochen wurde das Dienstmädchen Franziska K. von hier, die beschuldigt wurde, vor Ablauf der Dienstzeit ohne gesetzlichen Grund widerrechtlich den Dienst bei dem Kaufmann Max Hirsch verlassen zu haben.“

Den juristischen Boden, auf dem diese Auseinandersetzung sich bewegte, bildete die preußische Gesindeordnung von 1810. Diese hatte bei der berühmten Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern die im Hause ihrer „Herrschaft“ auch wohnenden Personen des sogenannten häuslichen Dienstes (Knechte, Mägde und später auch Dienstmädchen) von den neu erteilten bürgerlichen Freiheitsrechten weitgehend ausgeschlossen. Das Gesinde sollte weiterhin der rechtlichen Aufsicht seines „Herrn“ unterstehen, dem sogar die Ausübung eines „mäßigen Züchtigungsrechts“ zugebilligt wurde. Anders als in allen übrigen Berufen fehlten in dieser sogenannten Hausgemeinschaft

die genauere Festsetzung und Begrenzung der Arbeitszeiten und die Trennung des beruflichen vom privaten Leben. Auch nach Feierabend musste der Bedienstete z.B. um die Erlaubnis bitten, das Haus für einige Stunden verlassen zu dürfen. Wie kaum anders zu erwarten, waren die „Dienstboten“ von der Einbeziehung in die in den achtziger Jahren neu geschaffenen Sozialversicherungen gegen Krankheit, Unfall und Invalidität und von der Altersversicherung ausgeschlossen. Schon ihre niedrigen Löhne machten die Beteiligung fast unmöglich.

In der Regel übernahm das in einem städtischen Haushalt beschäftigte Dienstmädchen seine Stelle auf zunächst ein Jahr. Eine von ihm aus welchen Gründen auch immer vor Ablauf dieser Frist ausgesprochene Kündigung wurde, da eine Nachfolgerin oft nur schwer zu finden war, vom Dienstherrn als Kontraktbruch deklariert. So auch die Argumentation von Max Hirsch. Doch lässt die Zurückweisung seines Antrages durch das Ratinger Gericht vermuten, dass Franziska K. wichtige Gründe für die vorzeitige Beendigung ihres Dienstverhältnisses vorzubringen hatte.

Die bis nach dem Weltkrieg 1919 in Geltung gebliebene preußische Gesindeordnung wurde schon von den Zeitgenossen wie kaum ein anderes staatliches Reglement als



Nach Aufgabe seines Geschäftes an der Oberstraße zog Max Hirsch mit seiner Familie an die Hohenzollernstraße 7 (heute Freiligrathring 19)

anachronistisch und unvereinbar mit den Forderungen nach bürgerlicher Freiheit und Gleichheit empfunden. So erstaunt es, dass Max Hirsch sie dennoch für sich zu nutzen suchte. Vermutlich sah er sich durch die familiäre Situation zu diesem Verhalten genötigt, da seine Frau, die im folgenden Monat ihr viertes Kind erwartete, dringend einer Haushaltshilfe bedurfte.¹²⁾

Verstärkt durch die Belastungen des Krieges, der die zivile Wirtschaft weitgehend zum Erliegen gebracht hatte, musste Max Hirsch sein Geschäft an der Oberstraße aufgeben. Er zog mit seiner Familie an die Hohenzollernstraße 7, heute Freiligrathring 19 (Adressbücher 1914 und 1925). Die jüdische Steuerliste führte ihn 1917 mit der Berufsbezeichnung „Agent“, dann „Reisender“. Offenbar nahm sein beruflicher Weg die umgekehrte Richtung von dem Ferdinand Kahns, der es fast gleichzeitig vom „Reisenden“ zum selbstständigen „Kaufmann“ brachte (s.o.). In der Dauerkrise von Kriegs- und früher Nachkriegszeit waren die beruflichen Möglichkeiten für einen Handelsvertreter unvergleichlich schlechter als für Ferdinand Kahn in der Vorkriegszeit. Max Hirsch, der bedeutend älter als seine Ehefrau Rosa war, starb zwischen 1919 und 1925 und überließ seine am 9.9.1871 in Frankfurt geborene Ehefrau mit den erst zum Teil erwachsenen Kindern einem schwierigen Schicksal.

Laut Ratinger Adressbuch lebten 1925 noch drei Kinder, Lotte, Irmgard und Kurt, bei ihrer Mutter, 1931 nur noch Kurt.

Nach einer Mitteilung der Ratinger Kriminalpolizei vom Februar 1936 an die Gestapo in Düsseldorf wohnte eine „Frau Hermann Potzler, geschiedene Becker, geborene Hedwig Reinecke,“ deren Mann belgischer „Halbjude“ sei, „jetzt bei einer jüdischen Familie

12) Zur politischen und sozialen Problematik der Gesindeordnung und zur Lage der „Dienstmädchen“ vgl. Erika Münster-Schröer, Frauen in der Kaiserzeit, Arbeit, Bildung, Vereinswesen, Konfession. Bochum 1992, besonders Kapitel 3.3.1, Die Arbeit als „Dienstmädchen“, S. 84 – 102.

Hirsch, deren Sohn nach Jerusalem abwanderte und zwar am 21.4.34“, Hohenzollernstraße 7. Auch der Ehemann Potzler tauche, wie die Polizei weiter berichtete, in Ratingen auf. Die Kriminalpolizei nahm Anstoß an dem zwischen Deutschland und Belgien wechselnden Aufenthalt der Eheleute. Vermutlich gab die halb-jüdische Herkunft des Ehemannes der Angelegenheit in den Augen der Kriminalpolizei eine besondere Brisanz. Die weitere Entwicklung ist unbekannt. (HSTAD, 114 – 4925).

Im Unterschied zu allen anderen Ratinger Juden erlernten die Kinder Hirsch moderne Berufe: Irmgard, das älteste der Mädchen (geb. 1903), den Beruf der Schneiderin, Kurt (geb. 1902) den des Schlossers, Lotte (geb. 1905) wurde Stenotypistin und Else (geb. 1908) Kontoristin. Der Beruf des Jüngsten, Erich, ist nicht bekannt. Paul, der Älteste (geb. 1899), war wie sein Vater Kaufmann.

Von Kurt sind die beruflichen Stationen und Probleme, in denen sich die Schwierigkeiten der Zeit spiegeln, genauer bekannt: ab 1916 vier Jahre als Schlosser- und Dreherlehrling bei der Ratinger Maschinenfabrik und Apparatebau A.G. an der Homberger Straße tätig, danach ein Jahr als Schlosser bei der Daag und zwei Jahre als Werkzeugschlosser bei der Eisenhütte. Nebenberuflich betätigte sich Kurt als Musiker; es folgte eine längere Zeit der Arbeitslosigkeit. 1927 bis 1930 war

er als Lagerverwalter und danach bis 1934 als Berufsmusiker tätig, als der er nach eigenen späteren Angaben über ein relativ gutes Einkommen verfügte.¹³⁾

Nach der „Machtergreifung“ emigrierte Kurt 1934 nach Palästina, wo er um 1966 in Tel Aviv verstarb. Zwei weitere Geschwister, Erich und Irmgard, flohen 1937 bzw. 1938 nach England und Else in die USA. Lotte, seit 1932 mit dem Ratinger Elektrounternehmer Ludwig Müller verheiratet, überlebte das NS-Regime in Deutschland, am Schluss versteckt im Westerwald.¹⁴⁾

Nicht jedoch überlebte die Mutter, Rosa Hirsch, der, nachdem sie Ratingen im April 1939 verlassen hatte und sich zu Angehörigen ihres verstorbenen Mannes nach Düsseldorf-Oberkassel geflüchtet hatte, die rechtzeitige Ausreise nicht mehr gelang. Sie wurde am 22.7.1942 nach Theresienstadt und von dort aus am 15.5.1944 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. (www.yadvas-hem.org). - Auch der älteste Sohn, Paul, geboren am 15.2.1899, fand in einem Konzentrationslager den Tod. - Bei der durch eine Initiative der Elsa-Brandström-Schule 2004 veranlassten Verlegung eines „Stolpersteins“ Freiligrathring 19 wurde nur der Mutter, Rosa Hirsch, gedacht.

Paul Hirsch, der von 1913 bis 1917 vermutlich in Wanne eine kaufmännische Lehre durchlaufen



„Stolperstein“ für Rosa Hirsch vor dem Haus Freiligrathring 19. Er wurde am 22. Dezember 2005 durch den Künstler Gunter Demnig verlegt. Leider wurde das falsche Geburtsjahr eingraviert. Rosa Hirsch wurde 1871 geboren

hatte und noch kurze Zeit beim Militär gewesen war, wohnte danach bei seiner Mutter in Ratingen (EK). 1922 verzog er nach Düsseldorf, wo er später ein Haus erwarb. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Köln, von wo aus er im Juli 1942 mit seiner Ehefrau deportiert und ermordet wurde. Über Paul Hirsch liegt eine Wiedergutmachungsakte vor. (HSTAD, Rep. 200 – 726). Vergebens hatte er nach dem Hausverkauf versucht, seine Ausreise aus Deutschland zu erreichen. Im Wiedergutmachungsverfahren ging es um eine Entschädigung für das unter Wert in Düsseldorf abgegebene Haus. Das Ratinger Standesamt besitzt Geburtsurkunden von Paul und Else Hirsch. Auf der von Paul ist unten später vermerkt: „Geheiratet



Lotte Müller, geborene Hirsch, mit ihrem Mann Ludwig und Aloys Hecking, einem Sohn der Familie, bei der sich Lotte Müller von 1944 bis zum Kriegsende im Westerwald versteckt gehalten hatte. Das Foto entstand im Sommer 1945

13) Vgl. zu den beruflichen Stationen von Kurt Hirsch die Wiedergutmachungsakte H 179 im Kreisarchiv in Mettmann. U.a. spielte Kurt in der „Grünen Ecke“ an der Bechemer Straße, deren Inhaber der Schwiegervater seiner Schwester Lotte war. - Vgl. auch Erika Münster-Schröer, Kurt Franz aus Ratingen. Letzter Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka. Die Quecke 70/2000, S. 179 – 183, hier S. 179. Franz, 1965 zu lebenslanger Haft verurteilt, erinnerte sich nach Münster in einem Fernsehinterview um 1990 noch an musikalische Auftritte von Kurt in der „Grünen Ecke“ und hielt ihn im Rückblick makaberer Weise sogar für einen Freund.

14) Vgl. Rita-Maria Habermann, Erinnerungen an die Jüdin Charlotte Müller, geb. Hirsch. Die Quecke 72/2002, S. 192-194, hier S. 192. - Zu Lotte Müller liegt die Heiratsurkunde des Standesamtes vor. Lotte starb am 12.8.1984 in Ratingen.

Nr. 933/1934 Köln“ – und weiter unten: „Für tot erklärt. Beschluß des Amtsgerichts Köln vom 18. April 1950 (H II 281 – 82) 50.“ - Die zahlreichen, bald nach Kriegsende von Angehörigen beantragten Todeserklärungen bildeten die juristische Voraussetzung für die Klärung von Eigentums- und Wiedergutmachungsansprüchen.

Irmgard Hirsch, die nach England entkommen war, weilte, inzwischen verheiratete Blitz, in den sechziger Jahren zum Besuch ihrer Verwandten, der Familie Ludwig Müller, in Ratingen. – Else Hirsch hatte als gelernte Kontoristin früh ihr Elternhaus nach Düsseldorf-Rath verlassen, kehrte aber 1930 – im Rater Adressbuch von 1931 nicht registriert – an die Hohenzollernstraße zurück. Die letzte Nachricht der Rater Einwohnerkartei vermerkt im Mai 1932 ihren Wegzug an die Hüttenstraße 25 in Düsseldorf. Nach dem Kriege lebte Else, nun Goldstein, wie ihr Bruder Erich in den USA.

Bernhard Waller, Pferdehandel, Oberstraße 23

Einen Höhepunkt ihrer öffentlichen Anerkennung als über Ratingen hinaus bekanntes und geschätztes Unternehmen erlebten die Wallers – offiziell als „Bernhard Waller, Pferde- und Viehhandlung“ firmierend – noch in der Blütezeit des Pferdehandels im September 1899 mit einer auf ihrer Pferde-

wiese An der Loh in der Nähe des heutigen Blauen Sees in Anwesenheit des Landrats von Kühlwetter veranstalteten großen „Pferde-Gau-Ausstellung“ des Bezirks Düsseldorf. Die Stadt hatte geflaggt, für die Prämierung der mehr als hundert aufgetriebenen Pferde standen 3.000 Mark an Preisgeld bereit. Der Schau folgte, begleitet von Festreden, ein Festessen mit 120 Gästen im „Rheinischen Hof“ an der Oberstraße (RZ 9.9. und 13.9.1899).

Die Verbindungen innerhalb der Familie, zu der auch nähere Verwandte z.B. in Düsseldorf zählten, waren sehr eng. So arbeiteten unter der Leitung von Seniorchef Bernhard Benjamin Waller (Adr. Bücher 1880 und 1900) später neben Sohn Hugo (geboren 1878), auch dessen Brüder Siegfried und Ferdinand (geboren am 23. 10. 1885 in Ratingen) zeitweise im väterlichen Geschäft. Siegfried Waller fungierte mehrere Jahre als „Geschäftsgehilfe“ (Adr. Buch 1900 und 1903). 1909 war er aber wie Hugo Waller „Inhaber“ mit einem laut jüdischer Steuerliste gleich hohen Einkommen wie sein älterer Bruder. Das Adressbuch von 1925 führte ihn („Siegfried Waller Berlin“) als Eigentümer des Wallerschen Wohnhauses Oberstraße 23, das die Familie einige Jahre später (vgl. Adressbuch 1931) an den Grundstückfonds der Stadt verkaufte. Hugo Waller

wurde dagegen ebd. als Eigentümer des 1921 für 181.500 Mark erworbenen repräsentativen Hauses Ecke Düsseldorfer Straße / Hans-Böckler-Straße ausgewiesen.

Siegfried wohnte im schon 1844 erworbenen Elternhaus an der Oberstraße 23, 1909 aber in einer eigenen Wohnung an der Kaiserstraße 2 (Fortsetzung der Poststraße). Inzwischen hatte er Grete Wallach aus Osterode im Harz geheiratet, die ihm in Ratingen 1907 die Tochter Dorothea und 1908 Sohn Bernhard zur Welt brachte. Bei seinem frühen Tode 1925 hinterließ er eine Familie mit vier Kindern. Schon etwa 1910 war Siegfried als selbstständiger Unternehmer und Pferdehändler nach Berlin-Schöneberg gegangen. Siegfrieds Familie rettete sich später durch die Flucht nach Brasilien (HSTAD, Rep. 200 – 691).

Offenbar waren die Geschäftsniederlassungen in Köln (Ferdinand) und in Berlin (Siegfried) schon länger im Besitz der Großfamilie. Als Hugo 1938 mit Frau und Tochter vor den Nationalsozialisten nach Brüssel geflohen war, entrichtete Ferdinand, um die staatliche Beschlagnahme zu verhindern, von Köln aus wie auch noch 1941 die für den Rater Besitz weiter anfallenden Steuern. Familiär geübte Solidarität war traditionell eine wichtige Stütze nicht nur für den wirtschaftlichen Erfolg, sondern auch für das Überleben der Juden in einer ihnen oft feindlich gesinnten Umwelt.

Interessant war auch die Gliederung des umfangreichen Rater Besitzes, der neben zeitweise zwei Häusern auch eine größere Zahl von Grundstücken, Wiesen und Weiden umfasste. Eigentümer war die Gesamtfamilie, die Anteile der z.T. auswärtigen Eigner waren genau, z.B. in Achtelosen, festgelegt und notariell abgesichert. Nähere Verwandte hatten die Wallers auch im benachbarten Düsseldorf an der Adersstraße 78 in der Nähe des Hauptbahnhofs. Eine 1871 in Ratingen geborene Jenny Waller hatte in die dortige Familie Waller hineingeheiratet (vgl. Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de). Die Todesanzeige eines Bernhard Waller, „Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel,“ im Alter von 69 Jahren in Düsseldorf verstorben, verwies auf



Das Eckhaus Düsseldorfer Straße / Hans-Böckler-Straße (früher Friedrichstraße) wurde 1921 von Hugo Waller erworben

namentlich nicht genannte Angehörige in „Ratingen, Essen-Ruhr, Friemersheim, Vallendar und Mannheim“ (RZ 24.8.1904). Dieser Bernhard Waller war nicht identisch mit dem damaligen Ratinger Firmenchef, der Vorname Bernhard war wohl ein besonderes Markenzeichen der Gesamtfamilie.¹⁵⁾ Die erwähnte Jenny Waller wurde übrigens trotz ihres Alters noch deportiert und am 26.9.1942 in Treblinka ermordet (vgl. Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de).

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zwischen der Stadt Ratingen und der Firma Waller zu einem Konflikt um die Höhe der für 1919 zu zahlenden Gewerbesteuer. Die Auseinandersetzung wirft ein interessantes Licht auf die Art der Geschäftsführung und das in der Familie Waller geltende unternehmerische Ethos.

Gemäß der Forderung des städtischen Steuerausschusses belief sich die Steuerschuld, errechnet u.a. an dem von dem Unternehmen aufgewendeten Kapital (gewerblich genutzte Grundstücke,

Gebäude, Gerätschaften, Vieh, Bankguthaben) von angeblich 500.000 Mark auf 3.250 Reichsmark. Hugo Waller dagegen bezifferte den Kapitalaufwand auf lediglich 331.000 Mark und war darum nur zur Zahlung von 2.051 Mark bereit. Nach langen Verhandlungen vor dem zuständigen Bezirksausschuss I in Düsseldorf einigten sich die Parteien auf die Bestellung eines gemeinsamen Gutachters.

Dieser kam im April 1922 nach der Visitation vor Ort und der Kontrolle der Geschäftsbücher in einem ausführlichen Bericht auf die entsprechende Summe von 300.000 Mark, bei der Hinzurechnung des Wohnhauses Oberstraße 23 als gewerblich genutztes Objekt auf 330.000 Mark. Der Gutachter, der schon seit Jahrzehnten in dem Metier des mobilen Handels und Viehhandels tätig war, listete im Einzelnen den Wert der aufgewendeten Sachmittel und gehandelten Tiere auf. Zugleich zeigte er sich davon beeindruckt, mit welcher Sorgfalt die Wallers die Namen der

Käufer und Verkäufer und die für die jeweiligen Objekte vereinbarten Preise und auch minimale Ausgaben für Futter etc. mit allen entsprechenden Belegen und Anmerkungen in ihren Büchern festgehalten und damit überprüfbar gemacht hatten. Waller setzte sich durch. Interessant war noch die Mitteilung des Gutachters, dass Waller 1919 154 Pferde umgesetzt hatte (StARtg. 2-189). – Zum Vergleich: Bei Kriegsausbruch 1914 hatte es in Ratingen insgesamt nur gut 200 Pferde gegeben. Wallers Pferdehandel reichte also weit über das Stadtgebiet hinaus.

Übrigens hatte Hugo Waller schon seinem ersten Widerspruch im Januar 1921 ein von ihm privat in Auftrag gegebenes Gutachten beigelegt, das zu dem schon erwähnten Votum von 331.000 Mark Kapital und 2.051 Mark geschuldete Gewerbesteuer gekommen war.

15) So hatten die Ratinger Brüder Hugo, Siegfried und Ferdinand jeweils einen Sohn Bernhard benannt.

Trotz ihres vielleicht beneidenswerten öffentlichen Ansehens waren die Wallers wie allgemein manch andere ehrenhafte und geachtete Familien nicht gegen ein einzelnes sogenanntes schwarzes Schaf in ihren Reihen gefeit. So hatte ihnen, was inzwischen lange zurücklag, ein Arnold Waller, „früher Pferdehändler, jetzt ohne Geschäft, aus Ratingen, seit Jahren in Düsseldorf wohnend, (...) wegen verschiedener Handlungen, die das Strafammergesetzbuch unter Strafe stellt, verurteilt“ und wiederholt im Gefängnis, manchen Kummer gemacht. 1889 war er durch zweifache Wechselfälschungen und Betrug erneut straffällig geworden und hatte von einer Düsseldorfer Strafkammer eine einjährige Gefängnisstrafe zu diktiert bekommen. Dem über Generationen hin aufgebauten Ansehen der Ratinger Familie hatte dies vermutlich aber keinen Abbruch getan. (RZ 16.1.1889).

Der Pferdehandel hatte im Alltag auch seine Schwierigkeiten und Tücken. Unter der Überschrift „Entscheidung des Reichsgerichts“ berichtete die Ratinger Zeitung am 14.3.1896 von einem entsprechenden Fall:

„Wegen Wuchers wurde der Ackerer R. am 31. Dezember 1895 vom Landgericht Düsseldorf zu 4 Wochen Gefängnis und 600 Mk. Geldstrafe verurteilt.

Der Fuhrmann L. kaufte im Dez. 1894 von dem Pferdehändler Waller ein Pferd für den Preis von 400 Mk., welches Letzterer jedoch wieder zurücknahm und dem Käufer an Stelle desselben ein solches zum Preise von 800 Mk. gab. Abgemacht wurde dabei, dass die Zahlung des Restkaufgeldes in Raten erfolgen sollte. - Als er 300 Mk. abbezahlt hatte, blieb er mit einer Rate in Rückstand, worauf Waller nach dem Übereinkommen das Pferd pfänden ließ. L. zahlte inzwischen noch weitere 62 Mk. ab, jedoch gab Waller das Pferd nicht frei, wenn nicht L. einen Bürgen beibringen würde. L. wandte sich nunmehr an den Angeklagten R., der sich auch dazu bereit zeigte, allerdings sorgte er gleich von vornherein dafür, dass er nicht zu kurz komme. Er übernahm das Guthaben Wallers, so dass L. nunmehr den Rest an ihn zu zahlen hatte; dann tauschte er das Pferd um gegen ein altes Tier aus seinem Stalle, einen mehr als 15 Jahre alten Kehlkopfpfeifer, der überdies noch eine Canule trug, und berechnete dabei den alten, halbinvaliden Gaul gleichwerthig dem jungen gesunden, von Waller gekauften Thiere. Ferner musste sich auch ihm gegenüber L. zu pünktlicher Einhaltung der Raten verpflichten.

Als L. wieder einmal in Rückstand blieb, verklagte ihn der Angeklagte sofort beim Amtsgericht Ratingen; dieses wies jedoch die Klage als

wucherisch ab. Der Gerichtshof erblickte in der Handlungsweise des Angeklagten den Thatbestand des Wuchers und bezeichnete die Situation des L. als Nothlage, da ihm sein einziges Pferd, durch das er sich seinen Unterhalt verdiente, gepfändet war, die Handlungsweise des Angeklagten dagegen als eine geradezu nichtswürdige Art der Ausbeutung. In seiner Revision gegen das Urtheil rügte der Angeklagte die Nichtbeeidigung des Zeugen Waller und behauptete, es sei nicht recht ersichtlich, worin denn eigentlich der Gerichtshof das wucherische Geschäft erblicke, in der Übernahme der Bürgschaft oder in dem Tauschvertrage oder endlich in den Beiden zusammen. Das Reichsgericht in Leipzig verwarf in seiner Sitzung am Freitag die Revision.“

Der traditionelle Pferdehandel, der 1919 vielleicht noch von der Liquidation des Krieges profitiert hatte, bot schon in den Zwanzigerjahren weniger gute wirtschaftliche Chancen. Während im Jahre 1903 laut Ratinger Adressbuch noch Hugo und Siegfried Waller und drei Hilfskräfte im Ratinger Geschäft tätig gewesen waren, hatte sich diese Zahl inzwischen erheblich, z.B. 1925 auf Hugo Waller als Eigentümer und nur noch eine männliche Hilfskraft verringert (Adr. Buch 1925). Dennoch blieb die Familie ihrer überkommenen Tätigkeit treu.

Hugo Waller war 1878 in Ratingen geboren, seine Ehefrau, Johanna, geb. Hertz, stammte aus einer bekannten Pferdehändler- und Unternehmerfamilie in Coesfeld.

Die Kinder, Bernhard (geboren am 22.12.1910) und Liesel (geboren 20.5.1913), lebten nach 1933 weiter in Ratingen. – Hugos Bruder Ferdinand führte in Köln weiter einen eigenen Pferdehandel, war mit der 1892 in Mayen geborenen Elsa Zelenka verheiratet und hatte einen Sohn Bernhard.

Nach dem politischen Umschwung 1933 geriet Hugo Waller, den der lokale „Nazi - Sozi“ schon zuvor als Juden angefeindet und verspottet hatte, unter den Druck des neuen Regimes. Vielleicht lenkte das von ihm als Jude bewohnte markante Wohnhaus Oberstraße 23 (heute: „Suitbertsstuben“) die Aufmerksamkeit auf ihn.



Die Oberstraße im Jahre 1934. Rechts das (noch) verputzte Wohnhaus der Familie Waller. Auf dem Schild steht: ... Waller, Pferdehandlung. 1931 erwarb die Stadt das Haus und ließ das Fachwerk später wieder freilegen

In der Notzeit von 1932 hatte Hugo Waller noch für 14.000 Mark Vieh nach Kaiserswerth verkauft. Das Verbot an jüdische Händler, erlassen 1935, weiterhin Viehmärkte zu besuchen, und der anhaltende Boykott brachten die Geschäfte bald fast zum Erliegen. Nach einer Mitteilung des Ratinger Bürgermeisters Wendt an den Landrat vom Juni 1938 war das Unternehmen inzwischen „zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken.“

Als im Rahmen einer reichsweiten Aktion zur Pflege des historischen Erbes 1936 die Mauern und Gräben alter Stadtbefestigungen wieder hergerichtet werden sollten, trat die Stadt an Waller heran, ihr ein am Dicken Turm gelegenes Grundstück von gut 1.500 Quadratmetern, dessen Pferdeställe wegen des geschäftlichen Niederganges inzwischen nicht mehr benutzt wurden, zu überlassen. Die Stadt zahlte eine unangemessen geringe Entschädigung. 1938 wurden die in der Zwischenzeit als Garagen genutzten Pferdeställe niedergelegt. „So wird der Blick frei von der Adolf-Hitler-Straße (Oberstraße, d. Verf.) zum ‚Dicken Turm‘ hin“ (RZ 12.2.1938).

Im Februar 1938 floh Hugo Waller mit seiner Ehefrau und seiner Tochter Liesel über Nacht zu Verwandten nach Brüssel. Ein Möbelwagen rettete einen Teil seines Hausrats. Nachträglich erhielt er für ein Jahr in Ratingen einen Pass ausgestellt, doch hatte er den Rest der bei einer Ausreise üblichen Reichsfluchtsteuer – für ihn insgesamt 25.000 Mark – zu zahlen. Da er nicht mehr in Deutschland ansässig war, folgte später die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit und als Abschluss der Entrechtung im April 1942 die Beschlagnahme des Restvermögens, ein Vorgehen, das während des Krieges viele vermögende Juden traf, Austreibung, Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Einziehung des Vermögens griffen wie die Glieder einer Kette ineinander. Erstaunlich war, dass die Ausführung dieser als bürokratische Akte verkleideten Unrechtsmaßnahmen vom NS-Regime normalen Verwaltungsbehörden wie Bürgermeister, Landräten und Regierungspräsidenten überlassen werden konnte.



Das Wohn- und Mietshaus der Familie Levy an der Oberstraße 44. Rechts daneben befand sich die Metzgerei in einem Geschäftshaus, das später ein Teil des benachbarten Textilkaufhauses wurde

Dank der in Brüssel stark assimilierten jüdischen Bevölkerungsgruppen gelang es Waller zu überleben.¹⁶⁾ Sein Sohn Bernhard (geboren am 22.12.1910), der Ratingen schon ein Jahr vor den Eltern „auf Reisen“ vermutlich in Richtung Belgien verlassen hatte, blieb verschollen und fand vermutlich den Tod. Genauere Umstände und Zeitpunkt sind unbekannt.¹⁷⁾

Hugo Wallers Bruder Ferdinand wurde mit seiner Ehefrau Elsa im Oktober 1941 von Köln deportiert. Beide fanden im Ghetto von Lodz den Tod. (Gedenkbuch – www.bundesarchiv.de). Sohn Bernhard (Bernardo) war nach Santiago de Chile geflohen.

Die Witwe Grete des schon 1925 in Berlin-Schöneberg verstorbenen Siegfried Waller gelangte mit ihren inzwischen erwachsenen Kindern nach Brasilien, wo sie um 1950 noch in Sao Paulo lebten.

Josef Levy, Viehhandel und Metzgerei, Oberstraße 42 und 44 - Eduard Levy, Markt 12

Nach der feierlich begangenen Goldenen Hochzeit 1923 (s.o.) starb Sophie Levy, die Frau von Josef Levy, im Sommer 1928 im Alter von 84 Jahren. Die Todesanzeige in der Ratinger Zeitung stellte die Trauerfamilie vor: den nun verwitweten Senior Josef Levy, seine beiden Söhne und drei

Töchter, dazu je einen Schwiegersohn und eine Schwiegertochter und zwei Enkel.

Wie sein Vater, Seniorchef Josef, war Sohn Samuel, geboren am 21.6.1874, der das Geschäft an der Oberstraße inzwischen führte, gelernter Viehhändler und Metzger. Im Unterschied zu den Wallers betrieben die Levys vor allem den Handel mit Rindvieh. Sohn Eduard (geboren 23.6.1882), verheiratet und Vater eines halbwüchsigen Sohnes namens Alfred

16) Zu den NS – Verfolgungen Wallers im Einzelnen vgl. auch Tapken, Ratingen von 1933 bis 1945 (...), a.a.O., S. 323 – 325. Vgl. auch die Ratinger Stadtgeschichte S. 281f.

Nach Liesel Waller, die 1977 in Belgien verstarb, wurde inzwischen in Ratingen Ost eine Straße benannt. Diese Hervorhebung allein der Tochter, deren Eltern zusammen mit ihr in Brüssel gelebt und das gleiche Schicksal mit einem Leben voller Angst vor Entdeckung geteilt hatten, überrascht, zumal auch Liesels Bruder Bernhard, der verschollen ist, unerwähnt blieb. Auf dem Straßenschild steht: „Liesel-Waller-Straße / Liesel Waller 1913 – ? Ratinger Bürgerin: Opfer der Judenverfolgung.“ - Die nach ihr benannte Straße bildet die Fortsetzung der Lucie-Stöcker-Straße, einer Lehrerin der Minoritenschule, die wegen Vernachlässigung der NS-Rassenlehre im Unterricht und wegen ihres Amtes als Präfektin der katholischen Jungfrauenkongregation in St. Peter und Paul 1935 unter den Druck der Partei geraten war. Die Gestapo war informiert worden, was aber ohne Folgen blieb. Vgl. Tapken, Ratingen von 1933 bis 1945 (...), a.a.O., S. 164f. Offenbar ging es den Namensgebern um eine besondere Ehrung der Frauen als Opfer des Nationalsozialismus.

17) Die Annahme in „Menschen – Orte – Erinnerung, Jüdisches Leben in Ratingen“ des Stadtarchivs (S.17), Bernhard Waller sei am 21. Juli 1942 mit dem Transport (der Alten und Kranken) von Düsseldorf nach Theresienstadt und von dort aus fast zwei Jahre später am 15. Mai 1944 nach Auschwitz gebracht worden, ist nicht haltbar. Bernhard Waller war 1942 ein junger Mann von 32 Jahren, weit von Düsseldorf entfernt und hatte mit dem Altentransport nichts zu tun. Der Irrtum beruht auf der Verwechslung des jungen Ratingers mit dem gleichnamigen Düsseldorfer Angestellten Bernhard Waller von der Worringer Straße 78, auf den obige Angaben zutreffen: Dieser Bernhard Waller, geboren am 11.4.1872 in Düsseldorf, wurde wie Rosa Hirsch am 21. Juli 1942 nach Theresienstadt und am 15.5.1944 weiter nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet. - Vgl. unten den „Exkurs: Die Ermordung von Alten und Kranken – Deportationen von Düsseldorf im Juli 1942“.

(geboren 13.12.1913), hatte seinen Beruf als Viehhändler und Schlachter offenbar im Elternhaus erlernt und führte am Markt 12 einen selbstständigen Viehhandel. Samuel und zwei bei ihm an der Oberstraße lebende Schwestern, Johanna („Hannchen“), geboren ?, und Selma, geboren 28.1.1884, waren unverheiratet. Die älteste Schwester, Helene, geboren am 1.11.1878 und verwitwete Frau Weinhausen, hatte einen Sohn. Sie war in zweiter Ehe mit dem 1864 in Aachen, wo sie auch lebten, geborenen Siegmund Hornberg verheiratet.

Josef Levy feierte, von Bürgermeister Scheiff offiziell beglückwünscht, am 19. Januar 1933 wenige Tage vor der „Machtergreifung“ seinen 90. Geburtstag. Er erlebte noch die Schrecken des Nationalsozialismus und starb laut Sterbeurkunde des Standesamtes im Mai 1937. Nach Helmut Pfeiffer, St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen (a.a.O., S.191), war Josef Levy seit 1901 Mitglied der Bruderschaft.

Wegen des sich immer mehr verstärkenden, vom NS-Regime betriebenen Boykotts jüdischer Geschäfte musste Samuel Levy seine Fleischerei nach 1933 bald aufgeben und die Geschäftsräume verpachten. Aber die Pächter, ein Metzger und dann ein Friseur, wechselten schnell, bis ein benachbarter Textilkaufmann die Räume des Geschäftshauses bzw. der Schlachtereier Oberstraße 42 anmietete. Bevor Samuel unter dem steigenden politischen Druck im Herbst 1938 mit seinen beiden Schwestern Ratingen in Richtung Aachen zu Verwandten verließ, war er genötigt, einen wertvollen Teil seines Besitzes, das sogenannte Mietshaus Oberstraße 44, an seinen Nachbarn zu verkaufen. Einen großen Teil des Erlöses musste er als Reichsfluchtsteuer an den Staat abführen.

Eduard Levy vom Ratinger Markt 12 wurde im Mai 1937 wegen eines Verhältnisses mit einer verheirateten Nachbarin verhaftet und wegen eines Vergehens der „Rassenschande“ zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt (RZ 11.5. und 29.6.1937). Sohn Alfred floh über die Niederlande und England in die USA.

Samuel verbrachte mit seinen Geschwistern Eduard, Johanna, Selma und Helene (Hornberg) und deren Ehemann Siegmund, die nun in Aachen zusammenlebten, mehrere Jahre in bitterer Not, zuletzt, zusammengepfercht mit weiteren Schicksalsgefährten, in einem sogenannten Judenhaus an der Eupenstraße.

Alle in Aachen lebenden Mitglieder der Ratinger Familie Levy fanden während des Krieges, z.T. voneinander getrennt und in Konzentrationslager überführt, den Tod. Die pauschale Todeserklärung der Geschwister vom Oktober 1950 in Aachen kann inzwischen näher erläutert werden:

Samuel und Selma wurden von Aachen nach Koblenz und von dort am 22.3.1942 nach Izbica, einer sogenannten Transit-Ghettostadt im Distrikt von Lublin nahe den Vernichtungslagern von Belzec und Sobibor im östlichen Polen, gebracht. Izbica und weitere kleinere Ghettostädte im Osten hatten die Funktion, die Zuführung der Juden zu den Massenvernichtungslagern zu regulieren und die Wege dorthin zu verschleiern. Die Armseligkeit und Brutalität der Lebensverhältnisse in Izbica waren kaum weniger schlimm als die im Warschauer Ghetto. Zwischen März und November 1942 fanden dort außerdem insgesamt 17.000 Verschleppte bei Massenerschießungen vor Ort den Tod. Zeitpunkt und Ort – ob in Izbica oder in einem benachbarten Vernichtungslager – und nähere Umstände der Ermordung der Geschwister Levy sind nicht bekannt (Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de). Unbekannt ist auch, ob Johanna Levy, die laut Bundesarchiv ebenfalls „nach Polen deportiert“ wurde, Samuel und Selma nach Izbica in den Tod begleitete oder ein getrenntes Schicksal erlitt.

Helene wurde am 25.7.1942 aus Düsseldorf nach Theresienstadt und von dort aus am 26.9. nach Treblinka verschleppt und ermordet. (www.yadvashem.org). Mit ihr zusammen fand ihr Ehemann, Siegmund Hornberg, den Tod. – Die 2004 an der Oberstraße 42 – 44 zum Gedenken verlegten drei „Stolpersteine“ berücksichtigen nur Samuel, Helene und Selma, nicht aber die dort ebenfalls woh-

nende und später ermordete Johanna.

Eduard Levy vom Ratinger Markt traf ein Sonderschicksal. An sich hätte die gegen ihn im Juni 1937 verhängte Gefängnisstrafe zum Jahresende 1938 enden müssen. Doch wurde er nicht freigelassen, sondern in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Die Reichspogromnacht vom November hatte die jüdenfeindliche Stimmung so verschärft, dass die Entlassung eines „Rassenschänders“ bei den Nationalsozialisten auf Ablehnung stieß. Erst zum 20. Juni 1939 konnte Eduard seinen Geschwistern nach Aachen folgen.

1942 brachte man Eduard von Aachen zunächst wieder nach Buchenwald. Die Nationalsozialisten hatten also sein „Vergehen“ von 1937 nicht vergessen. Nach einer weiteren Leidenszeit im Konzentrationslager wurde er im Osten ermordet (Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de). Die näheren Umstände sind unbekannt.

Nicht bei den Geschwistern in Aachen war die in den Quellen nur einmal, in der Todesanzeige ihrer Schwiegermutter Sophie Levy 1928 erwähnte Ehefrau Eduards und Mutter Alfreds, Amalie Levy, geborene Stock. Diese hatte ihren Ehemann Eduard nach dessen Verhaftung und Verurteilung im Sommer 1937 verlassen und war, geboren am 25.9.1884 in Gymnich, in ihren Heimatort zurückgekehrt, von dem aus sie 1942 im Osten in den Tod geschickt wurde. Nach dem Kriege hatte es schon eine offizielle Todeserklärung von ihr gegeben. (Gedenkbuch – www.bundesarchiv.de).

Ermordet wurde auch die innerhalb der Familie nicht genau zu identifizierende, am 26.5.1866 in Ratingen geborene Henriette Levy, die offenbar schon in jungen Jahren nach Aachen verzogen und dort verheiratet war. Vielleicht bildete sie das eigentliche Bindeglied der Ratinger Levys zu ihren Verwandten in Aachen. Sie starb am 26.9.1942 in Treblinka (Gedenkbuch – www.bundesarchiv.de). Insgesamt fielen unter Einbeziehung der Aachener Verwandten (Eheleute Hornberg und Henriette Levy) acht Mitglieder der Großfamilie dem NS-Regime zum Opfer.

Von den Ratinger Levys überlebten nur der Sohn von Helene Hornberg aus erster Ehe, Paul Weinhausen, und der Sohn von Eduard und Amalie Levy, Alfred. Sie waren in die USA geflohen und teilten sich später das Familienerbe Levy.

Alfred Levy, inzwischen vereidigter Buchhalter „in einer Stadt im Distrikt Boston“, stattete im August 1972 Ratingen einen Besuch ab (vgl. RP. 19.8.1972).¹⁸⁾

Exkurs: Die Ermordung von Alten und Kranken – Deportationen von Düsseldorf im Juli 1942

Eine besondere Bedeutung bei der Verschickung der Juden aus dem Raum Düsseldorf kam den beiden Zwangstransporten von Alten und Kranken ins „Altenghetto“ von Theresienstadt im Juli 1942 zu. Diese Transporte bezeugten den uneingeschränkten Vernichtungswillen des NS – Regimes und trafen in Ratingen besonders die Familien Waller und Levy.

Bis dahin hatte sich das Regime gegenüber den über 65-Jährigen noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, obwohl z.B. Samuel Levy, inzwischen 68 Jahre alt, schon von Aachen nach Koblenz und von dort im März 1942 nach

Polen (Izbica, s.o.) verschleppt worden war. Im Sinne der „Endlösung“, die auf die Vernichtung aller erreichbaren Juden abzielte, ging man nun daran, letzte Rücksichten aufzugeben.

In den 1942 an die Betroffenen gerichteten Anordnungen wurden die wahren Absichten der Verfolger bewusst verschleiert; denn in den offiziellen Verlautbarungen im Vorfeld war von „Abwanderung“ und von einem „Transport“ die Rede, wie wenn es lediglich um eine Umsiedlung ginge und es am nicht genannten Zielort eine neue Zukunft geben sollte. Auch durften die Verschickten beim Zwangstransport bis zu 100 Reichsmark und 50 Kilo Gepäck mitnehmen. Den Opfern sollte es leicht gemacht werden, ihre Augen vor dem wirklich drohenden Geschehen zu verschließen.

„Am 21. Juli 1942 sollten 997 Juden aus dem Bezirk Düsseldorf mit dem Sonderzug Da 70 in das sogenannte „Altenghetto“ Theresienstadt deportiert werden. Die Außendienststellen der Gestapo erhielten vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin die Direktiven, wie dieser Transport zusammenzustellen sei: Vor allem über 65 Jahre alte bzw. über 55-jährige gebrechliche Juden mit ihren Ehe-

gatten sollten sich an den Sammelstellen einfinden. (...).“

„Die Vermögenserklärung, die die Juden auszufüllen hatten, enthielt Fragen zur Person, zu Ehegatten und Kindern, zum flüssigen Vermögen, zu Liegenschaften und Forderungen, zum Wohnungsinventar und zur Kleidung.(...). Aber nur zum Teil ging dieses so ermittelte und schließlich konfiszierte Vermögen an die Finanzämter. Da mindestens 25% des flüssigen

18) Vgl. zu den Levys auch Ratingen – Geschichte 1780 bis 1975, a.a.O., S. 278-281. - Nach dem Kriege fanden von 1948 bis 1952 ausführliche vermögensrechtliche Auseinandersetzungen mit dem benachbarten Textilkaufmann statt, die im Januar 1952 zu einem Vergleich führten. Dazu liegt eine sehr umfangreiche Akte im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf vor. HSTAD Rep. 200 – 714.

In Ratingen Ost gibt es eine kurz hinter dem Bahnübergang Auf der Aue von der Hauptstraße abzweigende, nach der jüdischen Familie benannte „Levystraße“. Als Wohnstraße ist sie vom Durchgangsverkehr abgetrennt und nicht auf den ersten Blick zu entdecken. Leider fehlen auf dem Straßenschild eine Erklärung des Namens und nähere Hinweise auf die Familie.

Im Nachbarhaus von Eduard Levy am Markt 12a hatte Mitte Oktober 1932 die jüdische Kinderärztin Dr. Hilde Bruch eine Praxis eröffnet (s.u.).

Neben den Familien Levy an der Oberstraße und am Markt gab es eine weitere Familie Levi, ebenfalls im Viehhandel, aber mit geringerem Erfolg tätig, wohnhaft an der Düsseldorfer Straße 10 (bis 1922 Familieneigentum) und der Wallstraße 11 (vgl. Quecke Nr. 78 S. 96 die Anmerkungen bei Cäsar Schmul / Schmidt). Vermutlich gingen sie auf eine der drei Familien Levy zurück, die schon im Adressbuch von 1861 vermerkt sind (s.o.), doch hatte sich die Schreibweise ihres Namens inzwischen geändert.

Gottlieb Levi senior, der im September 1919 im Alter von 88 Jahren starb, war bis 1909 gewählter Vorsteher der Ratinger Filialgemeinde gewesen. (StA Rtg. 1 – 248). Eine direkte Verwandtschaft mit den Namensvettern an der Oberstraße bestand offenbar nicht mehr. Mehrere Todesanzeigen dieser Levis in der „Ratinger Zeitung“ verweisen auf Verbindungen nach Barmen und Elberfeld. Anscheinend starb die Familie 1928 in Ratingen aus. Für den letzten erkrankten Überlebenden der Familie, Gottlieb Levi junior, hatte Hermann Mosbach, von der Düsseldorfer Synagogengemeinde zum Vorsteher der Ratinger Filialgemeinde bestellt, die Vormundschaft übernommen. In den Adressbüchern von 1931 und 1936 tauchen diese Levis nicht mehr auf.



Theresienstadt (tschechisch: Terezín) im 1939 annektierten Reichsprotektorat Böhmen und Mähren war ein alter österreichisch-ungarischer Garnisonsort, 60 Kilometer nördlich von Prag. Im Jahre 1941 wurden die rund 7.000 Einwohner umgesiedelt und aus Theresienstadt wurde ein „Altenghetto“ für Juden aus dem Protektorat, dem Altreich und den Niederlanden. Doch für viele Juden war Theresienstadt nur Durchgangslager, sie wurden von hier aus in die Vernichtungslager in Polen geschickt

Vermögens an die Reichsvereinigung der Juden zu spenden war, „bezahlen“ die „Transportteilnehmer“, ohne es zu ahnen, ihre eigene Deportation; denn die Reichsvereinigung stand längst unter der Kuratel der Gestapo, die von den eingegangenen „Spenden“ die Rechnungen der Reichsbahn beglich. – Auf das „Sonderkonto W“ der Commerzbank in Köln wurden von den Juden der beiden Deportationen vom 21. und 25. Juli 1942 insgesamt 1.089.626 Reichsmark eingezahlt.“

Der Abtransport vollzog sich in aller Öffentlichkeit. „Um 8.30 Uhr versammelten sich die geforderten 289 Juden (aus Wuppertal, d. Verf.) am 20. Juli am Bahnhof (Wuppertal-) Steinbeck, gegen Mittag war der Personenzug in Düsseldorf-Derendorf, wo man im Schlachthof eine Nacht verbringen musste. Am nächsten Morgen wurde ein neuer Zug mit insgesamt 997 Juden aus dem gesamten Gestapobezirk Düsseldorf zusammengestellt, ein Güterzug, der Düsseldorf um 10.17 Uhr verließ und am 22. Juli um 9.18 Uhr in Theresienstadt ankam.“¹⁹⁾

Teilnehmer am Transport vom 21. Juli mit alten Verbindungen nach Ratingen waren: Rosa Hirsch, geboren 1871 (s.o.), David Ansel, geboren 1872 in Ratingen als Sohn eines Metzgers und schon als Kind nach Düsseldorf verzogen (s.u.); Ansel war laut Düsseldorfer Adressbuch 1907 Angestellter der „Agentur der Lebensmittelbranche“ am Schwanenmarkt 18, nach dem Kriege bis 1937 offenbar freier „Lebensmittel-Vertreter“ an der Kirchfeldstraße 128, der 1867 in Ratingen geborene und dort mehrere Jahrzehnte lang bei seinen Verwandten als Gehilfe tätige Hermann Waller (s.o.), die ebenfalls in Ratingen geborene (1871) und in Düsseldorf verheiratete Jenny Waller. Diese lebte, in zwischen Rentnerin, an der Grafenberger Allee (Adressbuch Ddf. 1925) und 1936 wie Hermann Waller an der Lindenstraße 198.

An ihrem Stammsitz an der Adersstraße 78 in der Nähe des Hauptbahnhofs waren die Düsseldorfer Wallers offenbar schon 1936 nicht mehr präsent.

Opfer des zweiten Alten- und Krankentransports von Düsseldorf

nach Theresienstadt am 25. Juli 1942, zu dem die Gestapo auch mehrere Mitglieder der Familie Levy aus Aachen herbeigeht hatte, waren:

Henriette Levy, geboren 1867 in Ratingen und wohnhaft in Aachen (s.o.), (Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de), Helene Hornberg, geborene Levy, geboren 1878 in Ratingen, in zweiter Ehe verheiratet mit Siegmund Hornberg, geboren 1864, beide ansässig in Aachen (s.o.). (www.yadvas-hem.org).²⁰⁾

Die Reise in den verschlossenen, dunklen, mit Alten und Behinderten vollgestopften Güterwagen dauerte zwar nur einen Tag, brachte wegen des Fehlens von Trinkwasser und sanitären Einrichtungen aber schwere Belastungen. Nach der Ankunft hielten die schwierigen Verhältnisse an.

Theresienstadt mit seinen etwa 5.000 gerade evakuierten Einwohnern war erst wenige Monate vor der Ankunft der Massentransporte für seine neue Rolle als Ghetto-Stadt bestimmt worden und auf den Ansturm nicht vorbereitet. Als Folge der Überfüllung, des Mangels an Wohnraum, Hygiene und Lebensmitteln brachen Seuchen aus. Auf dem Höhepunkt der Not im September 1942 zählte die Stadt 58.000 Einwohner. Im September davon neu eingetroffen waren 18.639. 13.000 wurden im gleichen Monat weiter in die Todeslager, vor allem Treblinka, geschickt, fast 4.000 erlagen den Seuchen.

Sechs dieser insgesamt sieben im Juli 1942 nach Theresienstadt deportierten Ankömmlinge aus Ratingen bzw. Düsseldorf / Aachen wurden schon im September des gleichen Jahres in Treblinka ermordet. Rosa Hirsch starb (wie Bernhard Waller senior aus Düsseldorf, vgl. Anm. 17) fast zwei Jahre später nach ihrem am 15. Mai 1944 dorthin erfolgten Abtransport in Auschwitz.

Mit dem Rückgang der Massentransporte 1943 veränderte sich die Situation. Das Regime bemühte sich um die Umwandlung der Ghettostadt in einen angeblichen Vorzeigeort für die Betreuung von Alten und früheren Prominenten, deren spurloses Verschwinden

wiederholt zu unliebsamen internationalen Anschuldigungen führte. Als Ende 1943 Nachrichten von Massenvernichtungen auftauchten, erhielt Theresienstadt, herausgeputzt mit frisch gestrichenen Häuserfassaden, gesäuberten Straßen, Blumenbeeten, Cafés und einem Theater, die Aufgabe, die Vorwürfe einer anreisenden Delegation des Internationalen Roten Kreuzes gegenüber zu entkräften. Um dem Vorwurf der Überbelegung der Stadt zu entgehen, beschleunigte man den Abtransport nach Auschwitz.

Dennoch durchschaute die Delegation bei ihrem Besuch im Juni 1944 das falsche Spiel, und der Besuch endete für die Nationalsozialisten mit einem Misserfolg. Der mit Häftlingen gedrehte Propagandafilm „Theresienstadt – Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet“ wurde erst später fertiggestellt. Bekannt geworden ist dieser Film unter dem nicht authentischen Titel „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“.

Die mitspielenden Häftlinge wurden danach größtenteils in Auschwitz in den Tod geschickt.²¹⁾

**Hieronymus Kellermann,
Haushaltsfilialgeschäft
Wiesenfelder, Friedrichstraße
16 (Ecke Bechmer Straße /
Hans-Böckler-Straße 1)**

Das jüdische Haushaltswarengeschäft Wiesenfelder, ein Filialunternehmen mit Sitz in Duisburg, hatte nach der Währungsumstellung Ende 1923 in Ratingen, Lintorfer Straße Nr. 8, eine Niederlassung errichtet. In seinen Geschäftsanzeigen rühmte sich Wiesenfelder, durch Ausschaltung des Zwischenhandels günstig einzukaufen und darum seinen Kunden besonders vorteilhafte Ange-

19) Aus: Hier wohnte Frau Antonie Giese. Die Geschichte der Juden im Bergischen Land. Herausgegeben vom Trägerverein Alte Synagoge Wuppertal e.V., Essays und Dokumente. Wuppertal 1998, S. 100 f.

20) Wenige Monate zuvor war, wie berichtet, von Aachen aus die Verschleppung und Ermordung der übrigen Geschwister Levy - Samuel, Eduard, Selma und Johanna - erfolgt.

21) Vgl. Wikipedia, „Theresienstadt (Film)“ unter [http://de.wikipedia.org/wiki/Theresienstadt_\(Film\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Theresienstadt_(Film))



Im Haus an der Ecke Bechmer Straße / Hans-Böckler-Straße 1 (vor 1945 Friedrichstraße 16) führte Hieronymus Kellermann eine Filiale des Haushaltwarengeschäftes Wiesenfelder aus Duisburg

bote machen zu können. Im Frühjahr 1926 verlegte Wiesenfelder sein Geschäft an die Friedrichstraße 16, wo Maria Müß, die Ehefrau des Auktionatorgehilfen Otto Müß, seit etwa 1914 (Adressbuch) einen eigenen „Bazar“ betrieben hatte.

Inhaber der Filiale von Wiesenfelder war der Malermeister Hieronymus Kellermann. Ob Kellermann als Angestellter oder weitgehend auf eigene Rechnung arbeitete, ist nicht genau bekannt. Vielleicht kam es in den Notjahren nach 1930 auch zu einer Abänderung der Rechtsverhältnisse, sodass Kellermann, wie sich später herausstellte, auch persönlich für Verluste haften musste. - Seit 1925 war Hieronymus Kellermann mit Dina Kaiser verheiratet, beide jüdischer Herkunft und wie auch ein Bruder Dinas in Rath, Daniel, bei Wiesenfelder beschäftigt. Das Ehepaar hatte eine 1926 geborene Tochter namens Edith.

Hieronymus Kellermann war am 28.1.1890 in Amsterdam geboren und um 1924 nach Deutschland gekommen, wo er in Düsseldorf-Unterrath eine verheiratete Schwester, Helene Ullmann, hatte. - Dina Kellermann, am 31.5.1897 in Heinebach bei Kassel geboren, hatte in Krefeld gearbeitet und vor ihrer Heirat in Ratingen an der Lintorfer Straße 8 und an der Bahnstraße 13 gewohnt (EK). Bei Dina, die schon länger als ihr Ehemann

bei Wiesenfelder beschäftigt war, lag vermutlich die eigentliche Verantwortung.

Die allgemeine Not der Weltwirtschaftskrise machte es der Familie schwer, sich zu behaupten. Neue, vermutlich unlösbare Probleme brachte bei Anhalten der Krise das an die Regierung gekommene NS-Regime, sodass Kellermann, von Schulden erdrückt, sich im August 1935 genötigt sah, über Nacht mit Frau und Tochter zu seinen holländischen Verwandten nach Amsterdam zu fliehen. Die nationalsozialistische „Rheinische Landeszeitung“ (RLZ 12.8.1935) begleitete die Flucht mit einem hämischen Kommentar und deutete sie als Signal für einen wünschenswerten baldigen „Auszug“ aller Juden aus Ratingen. Der zurückgelassene Besitz wurde öffentlich versteigert, die Verkaufsräume in Wohnräume umgewandelt.

Nach der Besetzung Hollands durch deutsche Truppen 1940 gerieten Hieronymus Kellermann und seine Familie erneut in die Hände ihrer nationalsozialistischen Verfolger und wurden - wie die Familie Kahn/Levison (s.o.) - zunächst vermutlich mehrere Jahre im Lager Westerbork festgehalten. Es folgte der Transport in die Vernichtungslager: Tochter Edith starb am 30. September 1942 in Auschwitz, Hieronymus am 4. Ju-

ni 1943 in Sobibor und Dina am 19. Oktober des gleichen Jahres ebenfalls in Auschwitz. Die genauen Todesdaten wurden 1951 über einen holländischen Suchdienst bekannt (HSTAD Rep 200 - 25).

Einem von der Schwester des Hieronymus, Helene Ullmann, seit 1948 betriebenen Wiedergutmachungs- und Vermögensrückgabeverfahren verdanken wir weitere Nachrichten. Helene Ullmann ging davon aus, dass ihrer Familie bei der öffentlichen Versteigerung im August 1935 Vermögenswerte von mehreren zehntausend Mark entzogen worden seien, konnte diese angeblichen Verluste aber trotz mehrfacher Aufforderungen und verlängerter Fristen dem Gericht nicht konkret benennen.

Die Befragung des früheren Ladeninhabers Otto Müß und seiner Ehefrau Maria (s.o.) im Mai 1952, die schon seit 42 Jahren in dem Geschäftshaus wohnten, durch die Ratinger Polizei und weitere Nachforschungen ergaben:

- Müß hatte nach eigenem Bekunden das Geschäft 1926 an Wiesenfelder abgegeben, da es sich nicht rentierte.
- Die Schließung 1935 und die öffentliche Versteigerung der verbliebenen Masse erfolgten auf Anordnung des Ratinger Amtsgerichts.
- Nur ein Teil der Waren wurde versteigert; die noch nicht verkauften gingen bei entsprechendem Nachweis an die Lieferanten zurück.
- Wiesenfelder hatte 1926 die alte Ladeneinrichtung, die im Besitz des Hauseigentümers verblieben war, nur zur Nutzung übernommen.
- Bei seiner Flucht nach Holland hatte Kellermann auch erhebliche Mietschulden hinterlassen.
- Das noch nicht abbezahlte Schlafzimmer der Familie erhielt der Lieferant zurück.
- Daniel Kaiser, dem in Rath wohnenden Bruder von Dinah Kellermann, wurde die Kucheneinrichtung überlassen.
- Von einer besonderen politischen Verfolgung der Familie Kellermann wollte Otto Müß nichts bemerkt haben.

Da keine verfügbaren Objekte und keine begründeten Ansprüche zu erkennen waren, lehnte das Gericht im August 1952 die Eröffnung eines Wiedergutmachungsverfahrens ab. Dennoch hielt Helene Ullmann an ihrer Überzeugung, um ihre berechtigten Ansprüche gebracht worden zu sein, fest. Im Mai 1952 hatte sie in ihrer eigenen Sprache als Holländerin und einfache Frau voller Bitterkeit an das Wiedergutmachungsamt geschrieben:

„(...) Hätte die damalige Regierung ihn (ihren Bruder Hieronymus) in seinem Vorwärtskommen nicht behindert und er gezwungen wurde, Deutschland zu verlassen, um sein Leben zu retten, und er auch sein Leben durch dieses Nazi-Regime, er und seine Familie, im Konzentrationslager verloren hat, ist es die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, dass diese Geschehnisse der damaligen Zeit den überlebenden Erben wieder gutgemacht werden. Die Toten können nicht mehr fordern. Den Überlebenden ist es Pflicht.“

Im November 1956 beantragte Helene Ullmann durch den Düsseldorf Anwalt Dr. P. die Wiederaufnahme der Ermittlungen. Der Erfolg blieb ihr versagt.

Vgl. als Quelle vor allem die Wiedergutmachungsakte HSTAD Rep

200 - 25. Zur Heirat vgl. die Heiratsurkunde des Ratinger Standesamtes.

Dr. Hilde Bruch, Kinderärztin, Markt 12a

Zu den Ratinger Juden, diesen vermutlich aber kaum bekannt, zählte auch die Kinderärztin Dr. Hilde Bruch, die ihre Praxis erst im Oktober 1932 eröffnet hatte. Nach ihrem Studium und der Ausbildung zur Fachärztin an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf, an der Universität Kiel und an einer Spezial-Kinderklinik in Leipzig hatte sie sich wegen wiederholter antisemitischer Anfeindungen entschlossen, eine eigene Praxis zu gründen und sich für die Niederlassung am Ratinger Markt entschieden. Gebürtig stammte sie als Tochter eines schon 1923 verstorbenen jüdischen Viehhändlers aus Dülken, heute ein Ortsteil von Viersen.

Da Kinderärzte erst seit wenigen Jahren offiziell als eigenständige Fachärzte anerkannt und darum der Bevölkerung erst wenig vertraut waren, fiel es Hilde Bruch schwer, einen festen Patientstamm zu bilden, zumal der jungen Ärztin noch die Kassenzulassung fehlte. Bis zum Januar 1933 hatte sie immerhin 35 Patienten gewonnen, als unter dem Druck der antijüdischen Propaganda und

der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten der Rückschlag einsetzte. Der allgemeine, staatlich verordnete Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April traf auch ihre Praxis. Hinzu kam die persönliche Verfolgung und Anfeindung durch den in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wohnenden Ratinger SS-Führer Ernst B., der sie wiederholt mit Telefonanrufen bedrängte und sie dann am 5. April mit einem Boykottaufruf im nazistischen „Ratinger Beobachter“ aus der Stadt zu vertreiben suchte. In dem Zeitungsartikel hieß es:

Etwas für das Wohlfahrtsamt

Ratingen. Es gibt in Ratingen eine Kinderärztin, welche eine Jüdin ist. Diese Kinderärztin ist nun bisher noch bei keiner Kasse zugelassen, sondern sie erhält nur ihre Patienten vom Wohlfahrtsamt zugewiesen, von der Privatkundschaft abgesehen, die aber dank des nationalsozialistischen Aufklärungsfeldzuges mit jedem Tag geringer wird. Wir verlangen nun vom Ratinger Wohlfahrtsamt, dass es gemäß eines Erlasses sofort der jüdischen Ärztin jede Zuwendung entzieht. Wir hoffen, dass diese kurze Notiz genügt, um das Wohlfahrtsamt darauf zu bringen, dass es sich an allgemeine höhere Anweisungen hält.



Im Haus Marktplatz 12a (Bildmitte) unterhielt Dr. Hilde Bruch von Oktober 1932 bis Juni 1933 eine Kinderarztpraxis. Im Haus links daneben (Marktplatz 12) wohnte der jüdische Viehhändler Eduard Levy. Im Eckhaus zur Grütstraße lebte Ernst B., der damalige Führer der Ratinger SS



Dr. Hilde Bruch
(1904 - 1984)

Grundsätzlich hätten wir folgendes zu einer jüdischen Ärztin in Ratingen zu sagen. Für die paar Juden, die wir in Ratingen haben, ist eine besondere jüdische Ärztin wohl nicht nötig, und dass eine jüdische Ärztin deutsche Kinder behandeln soll, das ist auf keinen Fall nötig, schon deshalb, weil wir hier in Ratingen sehr tüchtige Kinderärzte haben. Wenn dem Prozentanteil der Ratinger Juden nach gerechnet würde, so müsste der hiesigen Jüdin sofort ihre weitere Betätigung hier in Ratingen untersagt werden. Wir hoffen, dass auch hier in nächster Zeit der Ratinger deutsch denkenden Bevölkerung Rechnung getragen wird.

Danach blieb der jungen Ärztin nur noch übrig, ihre mühsam aufgebaute Praxis aufzulösen. Am 29. Juni folgte die Abmeldung zu ihrer Familie nach Dülken. Die Volkszählung vom 16. Juni hatte Hilde Bruch nicht mehr in Ratingen erfasst (s.u.).

Um die Möglichkeiten für eine eventuelle Emigration aus Deutschland zu erkunden und erste Kontakte zu knüpfen, besuchte Hilde Bruch im Juli einen internationalen Kinderheilkundekongress in London. Sie blieb, gestützt von neu gewonnenen Freunden, bis zum Herbst des folgenden Jahres in England und emigrierte danach weiter in die USA, wo sie nach erheblichen Anfangsschwierigkeiten und einem mehrjährigen Zusatzstudium der Psychiatrie von den Fünfzigerjahren an zu einer weit über die USA hinaus bekannten Wissenschaftlerin, Professorin und Medizinschriftstellerin wurde, die sich vor allem mit der Schizophrenie, der Fettleibigkeit von Kindern und Essstörungen beschäftigte. Darüber hinaus verfasste sie aber auch ein allgemeines Lehrbuch „Grundzüge der Psychotherapie“. Nach 1960 wurde sie, inzwischen bekannt durch eine Reihe medizinischer Bestseller und geehrt durch viele Auszeichnungen, zu einer der weltweit führenden Autoritäten für das Problem der Magersucht.

Trotz dieser Erfolge wurde ihr Leben weiter mitgeprägt von den traumatischen Erfahrungen während der NS-Zeit. Von den USA aus hatte Hilde Bruch jahrelang mit um die Ausreise und Rettung

ihrer zahlreichen Familie, ihrer Mutter und vier ihrer Geschwister und deren Familien gekämpft. Sie hatte sich um die Beschaffung von Geld, Bürgschaften und Visa für deren Emigration in die USA - und da die Einreise dorthin stark beschränkt war und die meisten europäischen Staaten die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge gänzlich verweigerten - um die Erkundung und Bereitstellung zusätzlicher Fluchtziele in Südamerika, der Karibik und Afrika bemüht.

So hatte ihr Bruder Ernst angesichts der drohend heraufziehenden Kriegsgefahr im Mai 1939 kei-

ne andere Möglichkeit mehr gesehen, als mit seiner Frau per Schiff durch das Mittelmeer und den Indischen Ozean nach China zu fahren, um in der damals jedermann zugänglichen internationalen Zone von Shanghai in Sicherheit abzuwarten, bis seine Quotennummer fällig wurde, die ihm die Einreise in die USA gestattete. Unter endlosen Schwierigkeiten und auf mancherlei Umwegen gelangten Hilde Bruchs Mutter und drei ihrer Geschwister bis 1941 nach England und in die USA. Ihrem älteren Bruder Rudolph aber war trotz aller Bemühungen die rechtzeitige Flucht nicht gelungen. Im Dezem-

4. Zusammenfassung der Ergebnisse

Beantwortung einer Anfrage von Yad Vashem durch die Ratinger Stadtverwaltung im März 1961.

Betr.: Namentliche Aufstellung aller jüdischen Einwohner (Stichtag 16. Juni 1933).

- a) Letzte Jüdin Ratingen verlassen
 - Rosa Hirsch am 12.4.1939 nach Düsseldorf
- b) Stichtag 16. Juni 1933
 - 1. Hirsch, Rosa am 12.4.1939 nach Düsseldorf
 - 2. Hirsch, Kurt am 21.4.1934 nach Palästina
 - 3. Hirsch, Erich am 24.7.1937 nach London
 - 4. Hirsch, Irmgard am 3.2.1938 nach London
 - 5. Levy, Samuel am 19.9.1938 nach Aachen
 - 6. Levy, Alfred am 14.7.1937 nach Düsseldorf
 - 7. Levy, Eduard am 14.7.1937 nach Düsseldorf
 - 8. Kellermann, Hieronimus August 1935 nach unbekannt
 - 9. Mosbach, Johanna Wwe am 12.10.1936 nach Schwerte/Ruhr
 - 10. Mosbach, Else am 14.1.1936 nach Brasilien
 - 11. Waller, Hugo am 17.2.1938 nach Brüssel
 - 12. Waller, Johanna am 17.2.1938 nach Brüssel
 - 13. Waller, Liesel am 17.2.1938 nach Brüssel
 - 14. Waller, Bernhard am 9.3.1937 auf Reisen
 - 15. Kahn, Ferdinand am 19.3.1938 nach Leipzig
 - 16. Kahn, Lina am 19.3.1938 nach Leipzig
 - 17. Levison, Norbert am 7.4. 1938 nach Düsseldorf
 - 18. Kahn, Hans am 12.10. 1933 nach Luxemburg

Am sogenannten Stichtag, dem 16. Juni 1933, hatte im Reich eine allgemeine Volkszählung stattgefunden.

Nicht auf der Liste aufgeführt, aber Ratinger Bürger waren 1933:

die Haustöchter Johanna und Selma Levy,

die Ehefrau des Eduard Levy (s.o.), Amalie Levy, geborene Stock,

Ehefrau Dina Kellermann und Tochter Edith,

Erna Levison/Kahn. 1936 wurde der Familie Levison eine Tochter, Ulla, geboren.

Lotte Müller, geborene Hirsch.

Die Gesamtzahl der Ratinger Juden betrug also etwa 25.

Zu ergänzen ist auch die Kinderärztin Dr. Hilde Bruch, die freilich nur vom 13. Oktober 1932 bis zum 29. Juni 1933 in Ratingen, Markt 12a, ihre Praxis hatte und diese unter dem Druck eines Boykotts aufgeben musste.

Den Tod fanden:

Rosa und Paul Hirsch,

die Geschwister Samuel, Eduard, Johanna und Selma Levy, deren Schwester Helene Hornberg, geborene Levy, mit ihrem Ehemann, Siegmund Hornberg,

dazu Amalie Levy, geborene Stock, die schon etwa 1937 nach Gymnich verzogen war,

Hieronymus und Dina Kellermann sowie Tochter Edith,

Norbert und Erna Levison (geborene Kahn) und Tochter Ulla,

Bernhard Waller (nach 1945 weiter verschollen – vermutlich getötet).

ber 1941 wurde er mit seiner Frau Selma und seiner Tochter in einem Sammeltransport ins Ghetto von Riga deportiert, wo Rudolph bald den Strapazen der Arbeit in einem Waldcamp, dem Hunger und der Erkrankung an Typhus erlag. Ehefrau und Tochter fanden nach der Auflösung des Rigaer Ghettos im November 1943 in Auschwitz den Tod. – Ähnlich erging es Hilde Bruchs Schwester Auguste, die sich mit Ehemann und Tochter schon 1933 von Köln nach Winterswijk in Holland geflüchtet hatte. Mit der Besetzung Hollands 1940 gerieten sie – ähnlich wie die Familie Kahn/Levison und die Familie von Hieronymus Kellermann in Amsterdam (s.o.) – in die Hände der deutschen Besatzungsmacht, die sie zunächst mit vielen tausend anderen mehrere Jahre im holländischen Lager Westerbork festhielt. Im Mai 1943 wurde Auguste mit ihrer Familie in einem mehrtägigen Transport von 2.800 Menschen nach Osten verbracht und im Vernichtungslager Sobibor ermordet.

Hilde Bruch blieb unverheiratet und konnte ihre verständlichen Vorbehalte gegenüber auch Nachkriegsdeutschland niemals überwinden.²²⁾

Nachtrag

In einem weiteren Sinne zu den Ratinger Opfern zu rechnen sind auch zwei einst hier geborene und früh weggezogene Frauen: Selma Simons, geboren am 5. Dezember 1896, deren Vater im Jahr zuvor an der Hochstraße 26, offenbar mit wenig Erfolg, eine Metzgerei eröffnet hatte (vgl. Kapitel 2). Nachdem Selma Simons schon vor der Jahrhundertwende mit ihren Eltern Ratingen verlassen und später offenbar lange in Hamburg gelebt hatte, führte ihr Weg nach der Inhaftierung im Lager Bardenberg (bei Herzogenrath) 1942 von Köln aus in das Ghetto von Minsk und dort in den Tod (Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de).

Ein ähnliches Schicksal erlitt die am 18. Dezember 1885 in Ratingen geborene Sally Löwenthal, die

jedoch auf der Basis der erhaltenen Materialien in ihren Ratinger Wurzeln nicht exakt zu identifizieren ist. Vermutlich war sie die Tochter des im Adressbuch von 1880 als Metzger und Viehhändler am Ratinger Marktplatz nachgewiesenen Philipp Löwenthal, dessen Familie im Ratinger Adressbuch 1900 aber schon nicht mehr auftauchte. Neben Philipp wohnte bis zu ihrem plötzlichen Tode 1905 Schwägerin Helene, verwitwete Frau Abraham Löwenthal, die laut Einwohnerkartei nur eine am 21.9. 1883 geborene Tochter, Sara, hatte (vgl. auch Kapitel 2). – Sally Löwenthal wohnte in Essen, wurde am 27. Oktober 1941 von Düsseldorf aus ins Ghetto von Lodz gebracht, wo sie am 25. Juni des folgenden Jahres den Tod fand (Gedenkbuch - www.bundesarchiv.de).

Ein weiteres Opfer war schließlich der schon beim Altentransport nach Theresienstadt 1942 erwähnte, am 17. November 1872 an der Lintorfer Straße geborene und vermutlich bald mit seinen Eltern nach Düsseldorf verzogene David Ansel (vgl. den Exkurs oben – Gedenkbuch – www.bundesarchiv.de) Sein Vater Hermann hatte laut Adressbuch von 1880 an der Lintorfer Straße eine Fleischnerei betrieben (vgl. Kap. 2).

Die Hälfte aller Ratinger Juden war den nationalsozialistischen Verbrechen zum Opfer gefallen. Auch diejenigen, die ihr Leben hatten retten können, wie z.B. die Überlebenden der Familien Waller oder Hirsch, standen in ihrem weiteren Leben unter schweren seelischen Belastungen.

Eine Erklärung für die hohe Zahl der Ratinger Opfer findet sich u.a. darin, dass die große Abwanderung bzw. Flucht erst spät, Anfang 1938, unter dem massiven Druck der Partei, die z.B. die Familie Kahn um ihr Ladenlokal brachte, einsetzte, unter dem Schock des

22) Vgl. Tapken, Von der Ratinger Kinderärztin zur prominenten amerikanischen Wissenschaftlerin. – Hilde Bruch, ein jüdisches Schicksal. In: Ratinger Forum 8/ 2003, S. 170 – 215. – Vgl. auch die Biographie Hilde Bruchs von ihrer angeheirateten Nichte: Joanne Hatch Bruch, *Unlocking the Golden Cage. An Intimate Biography of Hilde Bruch*, M.D. Carlsbad / California (USA), 1996

Novemberpogroms sich beschleunigte und zu diesem Zeitpunkt eine Ausreise oder Flucht äußerst schwierig oder unmöglich geworden war. Für Ältere und meist Kinderlose wie die Geschwister Levy, 1933 allesamt schon über fünfzig Jahre alt, schied die Suche nach einer Heimat in der Ferne und der Aufbau einer neuen Existenz von vornherein aus. Die Flucht zu Verwandten nach Aachen, zur Schwester Helene und deren Ehemann Siegmund Hornberg, bezeichnete eine Reise in die Hoffnungslosigkeit. - Zudem galt die Ratinger Auswanderung z.T. den Nachbarländern - bei Waller Belgien, bei Norbert Levison und Hieronymus Kellermann und deren Familien Holland - die sich dann als nicht sicher erwiesen.

Im Unterschied zu manchen anderen Orten fehlte es in Ratingen an einer frühen und breiteren Auswanderung z.B. in die USA, bei der die Jungen in der Regel vorausgingen, um mit dem dort verdien-

ten Geld dann die Eltern nachkommen zu lassen. Aber dennoch türmten sich auch bei dem frühen Versuch, dort hinzugelangen oft große Schwierigkeiten auf, da die USA bis zur Reichspogromnacht an ihren Einwanderungsbeschränkungen aus der Zeit der Weltwirtschaftskrise festhielten. Das Verbleiben der Juden in Ratingen hatte neben der Überalterung auch sehr wesentlich mit dem geringen Einkommen bzw. der Armut der meisten jüdischen Bürger zu tun, zumal der staatlich betriebene Boykott ihrer Geschäfte und zuvor schon die Wirtschaftskrise ihnen kaum noch Lebensmöglichkeiten, geschweige denn die Chance zur Bildung von Ersparnissen gelassen hatten. Dennoch gelangten Else und Erich Hirsch - die näheren Umstände sind unbekannt - dorthin, ebenso wie Hans Kahn, der schon 1933 die Stadt verlassen hatte.

Keiner der Überlebenden hatte nach dem Kriege den Wunsch zur Rückkehr. 1950 stattete Hugo

Waller wohl eher widerwillig zur Regelung von Vermögensfragen Ratingen einen kurzen Besuch ab. Irmgard Hirsch besuchte später ihre überlebende Schwester Lotte Müller. 1956 erschien Johanna Mosbach mit Stieftochter Else und deren Ehemann zur Klärung von Wiedergutmachungsansprüchen zu einem kurzen Besuch in Ratingen. Im August 1972 weilte Alfred Levy, kommentiert von einem Bericht in der Rheinischen Post (19.8.1972), in seiner alten Heimatstadt, und wurde zufällig Zeuge des Abrisses seines Elternhauses am Ratinger Markt 12. Die gemeinsam erlebte Vergangenheit hatte offenbar ihren Abschluss gefunden.

Neue Impulse nach Ratingen brachte nach der Wende die Zuwanderung von sogenannten Kontingentflüchtlingen, Juden aus dem Gebiet der inzwischen aufgelösten Sowjetunion.

Hermann Tapken

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 5. und 6. Dezember 2009 vertreten.

Wir bieten an: Die neue Quecke Nr. 79 / Quecken Nr. 1 – 78
Quecke-Sammelbände
Lintorfer Dokumente Nr. 1 – 5
Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft
„Spaziergang durch Alt-Lintorf“
Bücher von Theo Volmert:
„Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte“, Bände 1 und 2
„Eine bergische Pfarrgemeinde“
„Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland !

Jonas Rosner (1914 - 2008)

Ein Lehrer in Lintorf

Ich erinnere mich noch gut an den Kollegen Jonas Rosner, als wir fast zeitgleich am Kopernikus-Gymnasium in Lintorf angingen. Ich merkte schnell, dass er mit vollem Herzen Lehrer war und ganz auf der Seite seiner Schüler stand. Seine Lebensgeschichte machte aber auch deutlich, dass er einen langen Weg bis hier nach Lintorf gegangen war, von dem wir zunächst nur ansatzweise etwas erfuhren. Er war viel zu dankbar, hier an der Schule zu sein, als dass er sein persönliches Schicksal in den Vordergrund stellte. Erst allmählich, als sich freundschaftliche Bindungen zwischen uns Kollegen ergaben, erfuhr ich mehr von seinem Lebensweg. Weil sich in seiner Person auch europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts mit all ihren Irritationen widerspiegelt, möchte ich hier einige wichtige Stationen seines Lebens nachzeichnen.

Jonas Rosner wurde am 22. Februar 1914 – kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs – als Sohn von Leisa und Bertha Rosner in Wicznitz geboren, zu der Zeit eine österreichische Stadt. Nach dem Krieg kam die Bukowina zu Rumänien, somit änderte sich auch die Staatsangehörigkeit: Jonas Rosner wurde Rumäne. Ab 1928 besuchte er das Gymnasium in Czernowitz. Nach Jahren noch schwärmte er von dieser Stadt, denn sie war für ihn ein bedeutender und wichtiger Ort mit einer kulturellen Vielfalt, was ihn stark prägte. Ab 1933 studierte er in Bukarest an der Handelsuniversität. Er belegte als Hauptfach Englisch und bekam sogar eine Auszeichnung als bester Englischstudent. 1939 nach bestandnem Examen ging er nach Radautz, der Stadt, in der er seine Kindheit verbracht hatte. Die Stimmung hatte sich aber inzwischen geändert, er erfuhr die nationalistischen und antisemitischen Strömungen der Zeit. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geriet die Bukowina sofort in die Interessenskollision zwischen der Sowjetunion und dem Dritten Reich. Die Nord-



Jonas Rosner während einer Studienreise nach Istanbul im Jahre 1986

Bukowina wurde von der Sowjetarmee besetzt, und Jonas Rosner musste über die nun bestehende Grenze nach Stochinetz, um dort als Lehrer zu arbeiten. Hier lernte er seine spätere Ehefrau Herta kennen. 1941 zog sich die Sowjetarmee zurück, verschleppte aber viele Bürger aus Czernowitz nach Sibirien. Es folgten unsichere, quälende Tage, bevor sich die Güterwagen in Bewegung setzten. In diesen Tagen heiratete er seine Herta. Der Weg nach Sibirien war vorgezeichnet, aber das Schicksal wollte es anders. Der Waggon, der ihn abtransportierte, wurde als einziger umgeleitet, und in Nordkasachstan musste er auf offenem Feld aussteigen. Inzwischen hatte der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion begonnen. Hier auf dem Feld gab es nichts, nur Steppe und Schneestürme. Nach zwei Jahren wurde er dann einer Arbeitsarmee zugeteilt, um in einer Kolchose Zwangsarbeit zu leisten. 1945 ging der Krieg zu Ende. Aber erst 1947 durfte er nach Czernowitz zurückkehren. Die Stadt gehörte jetzt nicht mehr zu Rumänien, sondern zur Sowjetunion, also bekam Jonas Rosner die sowjetische Staatsbürgerschaft. 1948 wurde der erste Sohn Paul geboren und 1953 der zweite Sohn Alexander. Mehr als 16 Jahre arbeitete er in einer Fabrik, bis er 1963 wieder als Lehrer eingesetzt wurde. Die Freude, endlich

den geliebten Beruf auszuüben, dauerte nur kurz, denn schon im selben Jahr musste er untertauchen. Als ehemaliger Deportierter und als Jude sollte er für Dinge verantwortlich sein, mit denen er aber nichts zu tun hatte. Aber auch diese angstvolle und bedrohliche Zeit ging vorbei, und er durfte wieder in seinem geliebten Beruf als Lehrer arbeiten. Dann kam das Jahr 1973. Jonas Rosner konnte mit seiner Familie in die Bundesrepublik ausreisen. Zusammen kamen die vier Rosners 1974 über Unna-Massen nach Lintorf. Er wurde Englischlehrer am Kopernikus-Gymnasium, und er wurde deutscher Staatsbürger. Jetzt begann eine Zeit, die ihn sehr glücklich machte. Er war mit großer Leidenschaft Lehrer.

Nach seiner Pensionierung 1982 hat er über die Jahre regen Kontakt zur Schule und vor allem zu einzelnen Kollegen und Pensionären gehalten. Ein ganz großer Einbruch in sein Leben war der Tod seiner Frau im Jahre 1985, denn sie waren eine weite Wegstrecke gemeinsam gegangen.

Am 6. August 2008 ist Jonas Rosner nach kurzer Krankheit im Alter von 94 Jahren gestorben. In einem Nachruf heißt es: „Jonas Rosner wurde von seinen Mitmenschen, besonders auch von seinen Schülern, geliebt und geschätzt. Jeder spürte seine Güte und menschliche Wärme, die intensive Zuwendung und seinen Humor. Die Erwachsenen werden zudem seine umfassende Bildung, sein literarisches und geschichtliches Wissen in Erinnerung behalten – Eigenschaften, die sich bei ihm mit Bescheidenheit paarten.“ (Hartmut Krämer)

All das, was den Menschen Jonas Rosner ausmacht, wurde mir und allen Teilnehmern bei der Beerdigung am 11. August 2008 auf dem Jüdischen Friedhof des Düsseldorfer Nordfriedhofs in der sehr persönlichen Traueransprache bewusst gemacht. Es war ein langer Weg von Wicznitz bis Lintorf.

Hans Müskens

1892 - 2009

Das Adam-Josef-Cüppers-Berufskolleg im Wandel der Zeit

(Schluss)

Wiedereröffnung

Mit Genehmigung der Militärbehörde wurde die Zweckverbandsberufsschule Ratingen-Kettwig-Ratingen/Land-Hubbelrath am 10. Dezember 1945 wieder eröffnet. Der Unterricht begann in Ratingen, Lintorf, Kettwig, Wittlaer und Homberg.

Es meldeten sich zunächst etwa 800 Schülerinnen und Schüler zur Einschulung. Die Zahl stieg aber von Monat zu Monat und erreichte im März 1946 eine Höhe von 1.246.

Die Jungen wurden zunächst in drei Räumen der Graf-Adolf-Schule unterrichtet, die Mädchen zogen in das wieder errichtete Haus am Stadionring.

Das Anwachsen der Schülerzahl machte 1947 große Schwierigkeiten. Man beantragte bei der Stadt, einen der Speicherräume an der Mülheimer Straße, wohin die Jungen inzwischen umgezogen waren, auszubauen. Nachdem der Antrag abgelehnt wurde, erbettelte man sich Material, und Lehrer und Schüler bauten gemeinsam das neue Klassenzimmer.

Schlagzeilen aus dieser Zeit:

Direktor-Stellvertreterin **Therese Krukenmeyer** wurde zur Direkto-



Therese Krukenmeyer

rin der Mädchenberufsschule ernannt und am 29. Januar 1948 in ihr Amt eingeführt. Zum Ende des Schuljahres kam die Nachricht, dass Direktor Daubenspeck aus Kettwig in russischer Gefangenschaft gestorben sei.

In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai wurde an der Jahnstraße (heute Jugendhaus, Stadionring - siehe Foto) eingebrochen und drei



Nähmaschinen, eine Spezialmaschine und eine Schreibmaschine entwendet.

Das Kollegium machte eine gemeinsame Wanderung durch das Angertal. In der „Eule“ wurde Kaffee getrunken und gegen Brotmarken Kuchen verabreicht.

Vom 3. bis 9. Februar gab es Filmvorträge mit dem Kreisarzt Dr. Diez zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten.

In der Woche vom 11. bis 21. Oktober Rücksprache mit den Direktoren der Firmen Dürr, Calor-Emag, Besta und Pulch zwecks Beihilfe zum Wiederaufbau einer Lehrwerkstatt.

Die Direktorin stellte im November 1949 den Antrag, entweder auf dem Gelände des zerstörten Seitengebäudes der Mülheimer Straße neue Lehrwerkstätten und Klassenräume zu errichten oder die endgültige Lösung des Berufsschulproblems durch einen Schulneubau zu erwägen. Die Verwaltung stimmte dem zu, und so reichte man im Dezember 1949 einen Raumplan ein.

Der erste Spatenstich für den Neubau der Berufsschule wurde am 9. April 1952 getan und am 13. Juni der Grundstein gelegt. Die Einweihung des neuen Gebäudes erfolgte am 30. Januar 1954.

Im November 1954 stellte man an die Stadtverwaltung erneut den Antrag, auch die Mädchenberufsschule sobald wie möglich neu zu errichten.



Foto auf der Einladungskarte zur Einweihung der neuen Berufsschule an der Minoritenstraße

| Lehrergehälter der Berufsschule im Ratingen | | | | | |
|---|--------------------|---------------------|-----|----|---------|
| 1. | Konzipientenlehrer | Engels Wolf | 628 | 50 | 7.542,- |
| 2. | Lehrer | Kossmann Fritz | 526 | 49 | 6317,88 |
| 3. | Lehrer | Grandwehrh. Carl | 488 | 46 | 5867,52 |
| 4. | Lehrer | Rehloff Walter | 412 | 44 | 4949,28 |
| 5. | Lehrer | Krukenmeyer Therese | 388 | 69 | 4664,68 |
| 6. | Lehrer | Basim. Heinz | 388 | 69 | 4664,28 |
| 7. | Lehrer | Boss. Hiltegart | 345 | 24 | 3902,88 |
| 8. | Lehrer | Wartmann. Maria | 345 | 24 | 2902,88 |
| 9. | Lehrer | Schwaner Hiltegart | 311 | 61 | 3729,32 |
| 10. | Lehrer | Wittlaer Hiltegart | 311 | 61 | 3729,32 |
| 11. | Lehrer | Hiltegart Hiltegart | 16 | - | 192,00 |
| 12. | Lehrer | Kossmann Hiltegart | 40 | - | 480,00 |

Lehrergehälter 1944

In den Lehrwerkstätten des Neubaus an der Minoritenstraße wurden Bauschäden entdeckt.

Am 5. Juli legte man der Stadtverwaltung den ersten Raumplan für den Neubau der Mädchenberufsschule vor, der mit der Stadtverwaltung und Vertretern des Schulausschusses und des Berufsschulzweckverbandes eingehend diskutiert wurde.



Düsseldorfer Nachrichten 31. Januar 1959 „Vom Maßwerk der Schalhölzer und Stempel verdeckt ist der Neubau der Mädchenberufsschule. Als wir gestern die Baustelle besuchten, hob der Kran alle zwei Minuten eine Betonschütte (rechts in der Luft schwebend erkennbar) zum dritten Obergeschoß.“

Im Januar 1958 wurde der Gesamtbau der Mädchenberufsschule in Höhe von 2.100.000 DM von der Regierung bewilligt, allerdings mit Bedenken wegen der Höhe der Baukosten. Das Schuljahr 1959/60 begann mit der Feier des Richtfestes am 9. April. Nach einer kleinen, würdigen Feier auf der Dachterrasse des Neubaus mit Ansprachen des Bürgermeisters Kraft, des Architekten König und der Direktorin Krukenmeyer klang das Fest aus mit einem fröhlichen Umtrunk in der Wirtschaft Querling. Die feierliche Einweihung des Neubaus für die kaufmännische und hauswirtschaftlich-gewerbliche Mädchenabteilung erfolgte am 4. März 1961.

Auch in Kettwig konnte man am Ende des Schuljahres von der Volksschule vor der Brücke und der Villa Volkmann in die neue Berufsschule an der Gustavstraße umziehen. Die Einweihung erfolgte am 9. Juni 1956 durch Bürgermeister Kemper und Stadtdirektor Lechner.



Berufsschule Kettwig (Foto: Archiv)

„Böse Erkenntnis bei einem Sportfest

90 vom Hundert aller Berufsschüler ohne sportliche Betätigung

RATINGEN. Erstmals beteiligt sich in diesem Jahre die Berufsschule an den Bundesjugendkämpfen. Das heißt, daß rund 1.200 Schüler und Schülerinnen aufgerufen waren, an den Kämpfen teilzunehmen, die während des Berufsschulunterrichts durchgeführt wurden. Bei diesen jungen Menschen handelt es sich um 14- bis 18jährige, die in der Berufsausbildung stehen. Es sind die Facharbeiter, Angestellten und Handwerker von morgen.



Eine Umfrage ergab, daß noch keine zehn Prozent Mitglied eines Sportvereins sind und daß die übrigen 90 Prozent der Jungen und Mädchen keine regelmäßigen Leibesübungen betreiben. Dabei muß erwähnt werden, daß rund 90 vom Hundert aller jungen Menschen die Berufsschule besuchen.

Die Kämpfe selbst zeigten mit erschreckender Deutlichkeit, was hinter diesen nüchternen Zahlen steht. Waren die Leistungen derjenigen, die in Turn- oder Sportvereinen sind, auch nicht immer überragend, so ließen doch die jungen Menschen beim Lauf, Sprung und Wurf erkennen, daß sie über eine harmonische Körperausbildung verfügen. Das, was aber von den übrigen gezeigt wurde, war teilweise geradezu niederschmetternd. Ungelenk ist noch eine lobende Anerkennung für die teilweise völlige Unfähigkeit beim Laufen, Springen und Werfen. Vielleicht kann man den jungen Menschen allein nicht den Vorwurf für diesen Zustand machen. Aber eins dürfte feststehen. Dringende Abhilfe ist hier notwendig. ...

Es fehlt hier eben der Turn- und Sportunterricht in der Berufsschule und vor allem in der Grundschule. Gewiß, es mag nicht von heute auf morgen zu lösen sein. Aber man darf an diesem Problem nicht mit verbundenen Augen vorbeigehen.“

Dass die Probleme sich im Laufe der Zeit nicht geändert haben, zeigt der nebenstehende Artikel-ausschnitt der Düsseldorfer Nachrichten vom 25. Juni 1955.



Nach der Verabschiedung von Frau Krukenmeyer am 31. August 1963 übernahm Direktor-Stellvertreter **Killmer** die kommissarische Leitung der Schule.



Viel Spaß beim Nähen im neuen Handarbeitsraum



Am Dienstag wurde zum ersten Mal in der modernen Küche gekocht.
Fotos: RP 1. Juli 1960



Aus dem Werkstattunterricht

Große Unruhe entstand, als der Regierungspräsident im Frühjahr 1964 verfügte, dass einige Fachklassen aus dem Zweckverband herausgelöst und nach Mettmann verlagert werden sollten.

„Neuordnung“

RATINGEN. Gestern mußten sich am Morgen rund 50 Malerlehrlinge aus Ratingen, Kettwig und dem Angerland in die überfüllten Busse quetschen, die weite Anfahrt nach Mettmann unternehmen und dann in einem veralteten Schulgebäude die Stunden absitzen. Die Lehrlinge taten dies nicht aus freien Stücken, sondern folgten einer Verfügung der Bezirksregierung, hinter der ein alter Plan zur „Neuordnung des Berufsschulwesens“ im Landkreis steht. Von dem Plan, der damals überall auf heftigen Widerstand stieß, wird heute nicht mehr gerne gesprochen und selbst die Initiatoren möchten die „Vaterschaft“ leugnen, aber die Ziele des Planes sind ganz offensichtlich beibehalten worden. Ohne Rücksicht auf Struktur, Verkehrsverhältnisse usw. sollen im Landkreis zwei große Berufsschulen gebildet werden. Velbert wird dabei in seinem heutigen Bestand im wesentlichen unverändert bleiben. Mettmann, das bisher im Berufsschulwesen eine nur untergeordnete Rolle spielte, ist als das zweite - in der Rangfolge aber offensichtlich erste - Zentrum vorgesehen. Nachdem sich Hilden, das von diesem neuen Verwaltungsgebilde aufgesogen werden sollte, entschieden wehrte, ist Ratingen an der Reihe. Klasse um Klasse soll hier offenbar ausgebrochen werden, bis die Berufsschule nicht mehr lebensfähig ist, so befürchtet man. Im gleichen Zuge wird Mettmann anwachsen und die Voraussetzungen für den erwünschten Ausbau erhalten. Daß in Ratingen - unter erheblichen Aufwendungen geschaffen - eine der modernsten Berufsschulen im weiten Umkreis vorhanden ist, spielt offenbar ebensowenig eine Rolle wie die Tatsache, daß in Mettmann - mit sicher noch größeren Aufwendungen - erst noch die primitivsten Voraussetzungen geschaffen werden müssen. Aber dem kann geholfen werden. Wie sagte doch der Mettmanner Berufsschuldirektor dem Ratinger Handwerksmeister? **„Der Oberkreisdirektor hat bereits veranlaßt, daß die Straße von Ratingen nach Mettmann verbreitert wird.“** Um die Bildung der Jugend und nicht um Prestigefragen sollte es - unserer Meinung nach - bei der Neuordnung des Berufsschulwesens in erster Linie gehen. **bn**

(Anmerkung: Interessant ist der Artikel, weil er zeigt, dass auch vor über 40 Jahren schon über Zusammenlegungen und Neustrukturierungen diskutiert wurde. Oft spielten hier nicht nur wirtschaftliche Aspekte eine Rolle, sondern vor allem auch Prestige- und Profilierungsdenken. Schmunzeln lässt uns heute der Hinweis auf eine Verbreiterung der Straße von Ratingen nach Mettmann!)

Besonders der Malerfachverband protestierte gegen diese Regierungsverfügung. So hieß es in der Rheinischen Post vom 30. April 1964:

Malerfachverband protestiert

Gegen Regierungsverfügung – Sorge um Fortbestand der Ratinger Berufsschule

RATINGEN/KETTWIG/ANGERLAND. Scharfen Protest erhoben die Handwerksmeister des Malerfachverbandes für Ratingen, Kettwig und das Angerland gegen eine Verfügung der Bezirksregierung, nach der ohne Rücksprache mit dem Berufsschulzweckverband die bestehenden Malerklassen an der Ratinger Berufsschule aufgelöst und gegen alle Vernunft nach Mettmann verlegt wurden. In der Versammlung, an der u. a. auch Bürgermeister Kraft, 1. Beigeordneter Dr. Diekamp und Landtagsabgeordneter Höver teilnahmen, wurde die Rechtmäßigkeit dieser Regierungsverfügung angezweifelt und beschlossen, alle geeignet erscheinenden Maßnahmen dagegen in die Wege zu leiten. Drei Malermeister wurden aus der Versammlung beauftragt, mit den zuständigen Stellen zu verhandeln. Es soll alles getan werden, um einem „kalten Abbau“ der Ratinger Berufsschule entgegenzuwirken und die bisherige gute Berufsschulausbildung des Nachwuchses auch weiterhin zu sichern. Als letztes Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, wurde in der Diskussion sogar ein Schulstreik in Erwägung gezogen ...

Ende 1964 wählte der Schulausschuss **Georg Hattendorf** als neuen Schulleiter. Bei dieser Direktorwahl spielte die Ironie des Schicksals mit. Man entschied sich ausgerechnet in der Zeit, in der die Baugewerbeklassen von Ratingen abgezogen wurden, für einen aus der Fachrichtung Baugewerbe kommenden Direktor.

Die feierliche Einführung erfolgte am 15. Januar 1966. In seiner Rede dankte Bürgermeister Kraft auch dem Direktor-Stellvertreter Killmer, der fast drei Jahre lang die Schule uneigennützig geleitet hatte.

Nachdem Herr Killmer 1969 in den Ruhestand verabschiedet wurde, trat Studiendirektor **Ruhl** die Nachfolge als Direktor-Stellvertreter an.



Rechts Schulleiter Hattendorf und Stellvertreter Ruhl

Im Sommer 1968 richtete man eine Berufsaufbauschule im Bereich Hauswirtschaft sowie eine Handelsschule im Bereich Wirtschaft ein. Seit dieser Zeit bekam der Vollzeitbereich der Ratinger Berufsschule einen immer größeren Stellenwert. So erhielt die Schule in Kettwig 1970 eine Fachoberschule für Wirtschaft. Der Abschluss dieser Schule vermittelte die Fachhochschulreife. Damit wurde neben dem Gymnasium eine zweite Möglichkeit geschaffen, zum Ausgangspunkt eines wissenschaftlichen Studiums zu gelangen.

Die Erweiterungen hatten zur Folge, dass ein enormer Raummangel entstand. So berichtete die Rheinische Post 1971: „Zustand nicht länger tragbar. Verbandsberufsschule braucht dringend neue Räume.“ Es sei nicht zu vertreten, dass Schüler wegen Diskussionen auf Kreisebene leiden sollten. Sie müssten zum Teil in Kellerräume umziehen. Auch Direktor Hattendorf betonte, dass die Lage in puncto Naturwissenschaften besonders prekär sei. Letztlich einigte man sich darauf, dem ersten Bauabschnitt zuzustimmen. Die Kosten dafür bezifferten sich auf 4,1 Mio. DM.

Eine vorübergehende Lösung für das Raumproblem fand sich 1973 durch zusätzliche Räume im Gebäude der Stadtwerke, Düsseldorfer Straße (heutiger Standort C&A), die ihr Domizil nach Ratingen West verlegt hatten.

1971 gab es wieder Reformpläne. Die Velberter Schule beanspruchte, alle technischen Zweige des Kreises nach Velbert zu verlegen. Politik und Verwaltung lehnten dieses Ansinnen ab. Die drei Direktoren der Schulen Ratingen, Hilden und Mettmann betonten, dass keineswegs die Standorte

aufgegeben werden dürften, da sonst eine Zusammenarbeit mit den anderen Schulen „am Ort“ nicht mehr möglich wäre. Die drei Schulleiter schlugen vor, mehrere berufliche Schwerpunkte zu setzen. So sollte Hilden einen kaufmännischen, Mettmann einen gewerblichen und Ratingen einen technischen Schwerpunkt haben. Die Berufsgrundbildung sollte jedoch weiterhin an allen drei Schulen erfolgen. Bei ihren Überlegungen wurde auch von den Klassen und Schülerzahlen in den verschiedenen Orten ausgegangen, weil es in Hilden viele Kaufleute, in Mettmann viele gewerbliche Schüler, z. B. Friseurinnen und Lehrlinge des Nahrungsgewerbes und in Ratingen sehr viele Lehrlinge des Metallgewerbes gab.

„Schulrat Wagner freute sich, dass in diesem Punkt Einstimmigkeit erzielt wurde. Nach seinen Worten ging es beim Problem Berufsschule nicht nur um die Erhaltung des Kreises, sondern um die höchste Effektivität zum Nutzen der Schüler.“ (Düsseldorfer Nachrichten vom 12. Juni 1971)

Die Berufsschüler aus dem Bereich Ratingen, Kettwig, Angerland und Hubbelrath bekamen im Schuljahr 1974/75 erstmals Blockunterricht.

Von 1973 bis 1976 wurde kräftig gebaut. So entstanden weitere Räume für Elektrotechnik, Naturwissenschaften sowie für den kaufmännischen Bereich an der Philippstraße.

1975/76 folgten dann die Bauabschnitte 2 und 3, in denen u. a. die Turnhalle errichtet wurde. Richtfest war am 23. April 1976.

944 Berufsschüler, 365 Berufsgrund-/Berufsfachschüler und 321 Fachoberschüler freuten sich 1976 über insgesamt 58 Unterrichtsräume.

Große Umwälzungen brachte die **Gebietsreform** im Jahre 1975. Kettwig wurde der Stadt Essen zugeordnet, die auch die Trägerschaft übernahm. Die noch vorhandenen Klassen der Berufsfachschule wurden von Ratingen übernommen, während die Berufsschüler des Raumes Kettwig in Essen schulpflichtig wurden. Der Name der Schule änderte sich in **Berufsbildende Schule Ratingen**.



Bautätigkeiten in den 1970er-Jahren

Der Stadtdirektor, Dr. Dahlmann, teilte im Dezember den Mitgliedern des Haupt- und Finanzausschusses mit, dass der Regierungspräsident verfügt habe, die **Trägerschaft** der Schule auf den Kreis zu übertragen. Es wurde jedoch klargestellt, dass diese Verfügung nichts mit dem Fortbestand der Schule zu tun hätte, sondern lediglich die Trägerschaft betraf. So ging 1979 die Trägerschaft an den Kreis über; das Schulgebäude blieb im Besitz der Stadt Ratingen und wurde vom Kreis gemietet.

Zum Schuljahr 1977/78 richtete man die Höhere Handelsschule ein, und ab dem Schuljahr 1980 verfügte die Berufsbildende Schule in Ratingen auch über einen gymnasialen Zweig für Wirtschaft und Verwaltung. Im April 1982 machten erstmals 16 Oberprimaner ihr Abitur am Berufskolleg. In der Mittelstufe saßen 28 Schüler, und für die nächste Unterstufe lagen 33 Neuanmeldungen vor.

In den 70er-Jahren gab es des Öf-

teren Alarm. Es gingen mehrmals Bombendrohungen ein. Da man schwer einschätzen konnte, ob die Drohungen ernst gemeint waren, mussten natürlich vorgesehene Klassenarbeiten verschoben werden. Ein Kollege vernahm sogar einmal ein verdächtiges Ticken. Es stellte sich aber schnell heraus, dass die Ursache hierfür die Zeitschaltuhr am Backofen war. Nachdem ausgefallener Unterricht dann samstags nachgeholt werden musste, blieb es ruhig.

Im November 1981 erfolgte ein neuer Versuch, Berufsschulklassen abzuziehen. Bürgermeister Ernst Dietrich forderte, es bei den bewährten Strukturen zu belassen; schließlich habe Ratingen seit 1970 mehr als 4 Mio. DM in die Berufsschule investiert.

Mit viel Prominenz wurde am 25. Juni 1984 OStD Georg Hattendorf in den Ruhestand verabschiedet. Als er die Schule übernahm, zählte das Kollegium 39 Personen, bei seiner Verabschiedung waren es



Die „Tacke-Dynastie“ bei der Verabschiedung von OStD Rudolf Tacke am 1. Juli 1976. Von links: Direktor Hattendorf, Frau Tacke; Rudolf, Ulrich, Gabi und Rainer Tacke – alle Lehrer an der Berufsbildenden Schule



Hanns H. Fischer

83. Zum Schluss gab er allen Erwachsenen den Rat mit auf den Weg, nie die Sorgen und Nöte der eigenen Jugendzeit zu vergessen. Demokratie lebe vom Verständnis und vom Handeln für andere.

Er wünschte der Schule und seinem Nachfolger viel Erfolg nach dem Grundsatz:

„Man muss etwas tun - nicht, es muss etwas getan werden!“

Die Nachfolge von OstD Hattendorf trat der 50-jährige **Hanns Heinz Fischer** nach den Sommerferien im September 1984 an. Am 28. Februar 1985 folgte die offizielle Amtseinführung.

Bei einer Zusammenkunft von Vertretern der Ratinger Wirtschaft und Ratinger Schulen im Readymix-Haus wählte man OstD Fischer zum Vorsitzenden des neu gegründeten Arbeitskreises Schule-Wirtschaft.

1992 feierte man das 100-jährige Bestehen mit einem Festakt, an dem zahlreiche Vertreter der Stadt Ratingen, des Kreises Mettmann sowie der hiesigen Wirtschaft teilnahmen. Ein Tag der offenen Tür und eine Jubiläumsschrift rundeten die Feierlichkeiten ab.



Georg Hattendorf



Als Dank für die gute Zusammenarbeit und für seinen Einsatz in heimatgeschichtlichen Belangen erhielt der Leiter der VHS, Dr. Kurt Holzapfel, zu seinem 60. Geburtstag eine Nachbildung der Ratinger Daumenschrauben. Fachlehrer Otto Hein hatte diese nach dem „Prager Modell“ mit den Schülern der Metalltechnik, besonders mit Michael Pichler und Erwin Lohmann (Bildmitte), angefertigt. Ebenfalls anwesend war der Vorsitzende des Heimatvereins, Otto Samans (im Bild ganz rechts).



Berufsaufbauklasse für Hauswirtschaft (ab 1968) - Klassenlehrerin Frau Schwinn



Handelsschule (ab 1968)



Berufsgrundschule für Elektrotechnik (ab 1975)

In den 90er-Jahren überrollte uns die Technik mit immer leistungsstärkeren Computern, und als Lehrer hatte man natürlich auch immer auf dem neuesten Stand zu sein. Nahezu jedes zweite Jahr musste also ein neues Gerät her. Leider war das Finanzamt anderer Meinung ...

Der Computer hielt Einzug in den Schulalltag, und zwar nicht nur im Informatikunterricht, sondern auch in anderen Fächern. Durch die Erstellung von Schülerzeitungen, Broschüren oder auch Rezeptsammlungen im Ernährungsbereich wurde die Teamarbeit an unserer Schule stark gefördert. Leider war die gute Ausstattung nicht nur bei Schülern und Kollegen beliebt. Mehrere Male wurde die Schule von Einbrechern heimgesucht, die Computer und etwas später auch die beliebten Beamer sauber abschraubten und mitge-

hen ließen. Da man bekanntlich aus Schaden klug wird, sind die Gebäude seitdem durch Alarmanlagen gesichert.

Das papierlose Büro wurde propagiert - genau das Gegenteil traf ein: Es wurde immer mehr Papier verbraucht, weil die Ansprüche ans Gedruckte auch immer höher wurden. Andererseits war es mithilfe der Computer jetzt auch Schülern möglich, professionelle Arbeit abzuliefern. So luden 1994 Schüler des Wirtschaftsgymnasiums wichtige Personen aus der Ratinger Wirtschaft zu einer Podiumsdiskussion ins Stadttheater ein. Thema des 1. Wirtschaftssymposiums der BBS: **„Wege aus der Krise. Die Jugend fragt nach“**.

Ein weiteres Medium hielt Einzug: das Internet. Wegen des großen Erfolges des ersten Wirtschaftssymposiums organisierte der Economyclub der Schule im September 1996 eine weitere Veranstaltung mit dem Titel **„Internet und Datenbanken“** und im September 1997 folgte eine weitere gelungene Veranstaltung. Auf dem Schulgelände wurde in Zusammenarbeit mit der Sparkasse Ratingen und dem Unternehmerverband eine Infobörse zum Thema **„Ausbildung“** abgehalten. Schüler erhielten u. a. die Möglichkeit, mit „echten“ Personalchefs Bewerbungsgespräche zu simulieren. Von diesem Angebot wurde rege Gebrauch gemacht.

Nach 14 Jahren Amtszeit ging Hanns Fischer Ende Januar 1998 in den Ruhestand. Bis zum Amtseintritt seines Nachfolgers, **OStD Uwe Ebbighausen**, im Mai 1998 führte der bisherige Stellvertreter, Arnulf Schmidt, kommissarisch die Schule.

Die offizielle Amtseinführung des neuen Schulleiters erfolgte am 23. März 1999. Uwe Ebbighausen leitete die Schule bis 2004 und führte eine straffe Strukturierung ein. Unter seiner Leitung gab es auch in pädagogischer Hinsicht viele Neuerungen: regelmäßige Teamsitzungen, Tandemunterricht, im Stundenplan festgelegte Rückmeldestunden für Schüler und Lehrer, die den Erfolg des Unterrichts evaluierten, aber auch zwischenmenschliche Probleme zwischen Schülern und Schülern und Schülern und Lehrern zum



Schulleiter Uwe Ebbighausen

Thema hatten. Insgesamt passte er die Schule den neuen Erfordernissen bestens an. Während seiner Amtszeit wurde auch mit der Erstellung des Ersatzgebäudes begonnen, an dessen Planung er maßgeblich beteiligt war. 2004 trat er als Dezernent bei der Bezirksregierung Düsseldorf seinen Dienst an.

Weitere Schlagzeilen aus den 90er-Jahren:

Namensgebung. Nach langen Diskussionen in Lehrer- und Schulkonferenzen beschloss der Schulausschuss des Kreises 1997, die Schule nach seinem Mitbegründer Adam Josef Cüppers zu benennen.

Eine Schlagzeile sorgte für große Unruhe. In der Rheinischen Post

vom 14. November 1996 erschien eine kleine Notiz: „Stadt denkt an Verkauf“. Gemeint war das Berufsschulgebäude an der Minoritenstraße:

„Tafelsilber“ erhalten

RATINGEN. Die Gebäude der Berufsbildenden Schulen an der Minoritenstraße bleiben nun doch im Eigentum der Stadt. Nach langer, heftiger Diskussion fiel gestern abend in geheimer Abstimmung im Rat diese Entscheidung. 22 Ratsmitglieder stimmten für den Verkauf, 28 dagegen. SPD und Grüne hatten sich für den Verbleib des „Tafelsilbers“ bei der Stadt ausgesprochen, die CDU trat mehrheitlich für den Verkauf ein. Das Abstimmungsergebnis zeigt aber, daß auch einige CDU-Fraktionsmitglieder mit SPD und Grünen votierten.

Damit erlitt Stadtdirektor Reinhard Fischer eine Schlappe. Er wollte mit dem Erlös von 18,3 Millionen Mark dem Stadtsäckel auffüllen. Die Gegner des Verkaufs verwiesen darauf, daß langfristig die Mieteinnahmen und das Verfügungsrecht über Gebäude und Grundstück wertvoller seien. mimi

Besonders verdient gemacht haben sich die Informationstechnischen Assistenten mit ihren Lehrern Klaus Heitkötter und Holger Hoffmann beim Ratinger Netday. In ihrer Freizeit halfen die Schüler anderen Ratinger Schulen bei der Installation von Computern und Netzwerken.

| Zeit | | Schulformen | | |
|------------|---|---|---------------------------------|--|
| | | Wirtschaft und Verwaltung | Technik | Hauswirtschaft und Ernährung |
| 90er Jahre | 1984 - 1993 Direktor: Herr Hans-Henrich Fischer Stellvertreter: Herr Rüdiger Friauf, Herr Rüdiger Herr Schmidt | Berufsbildende Schule (Wirtschaft und Verwaltung) | Berufsbildende Schule (Technik) | Berufsbildende Schule (Hauswirtschaft und Ernährung) |
| | | Berufsbildende Schule (Wirtschaft und Verwaltung) | Berufsbildende Schule (Technik) | Berufsbildende Schule (Hauswirtschaft und Ernährung) |

Durch Pensionierungen und einige Dauerkranke fiel eine Menge Unterricht aus. Neue Lehrer wurden aus Geldmangel nicht zugeteilt. Die Schulpflegschaft wurde aktiv und informierte die Presse. Tatsächlich teilte die Bezirksregierung dann einen neuen Schulleiter und einen neuen Kollegen zu. Erstaunlicherweise hielt dieser Zuwachs eine ganze Weile an. Ein Großteil der neuen Kollegen musste jedoch mit Zeitverträgen vorliebnehmen, die häufig nicht verlängert wurden. Die Schlagwörter lauteten „Geld statt Stellen“ und „schulscharfe Ausschreibungen“, was bedeutet, dass die Schule in eigener Verantwortung Lehrkräfte aussuchen konnte.

Man erhöhte die Pflichtstundenzahl und verordnete allen Lehrerinnen und Lehrern zwischen 30 und 50 Jahren eine zusätzliche „Vorgriffstunde“, die sie später wieder zurückbekommen sollten. (Anmerkung: Tatsächlich wurden diese Vorgriffstunden bereits ab 2008 wieder verrechnet).

Die Schulen des Zweckverbandes Velbert/Heiligenhaus gingen 1998 in den Besitz des Kreises über, der nun die Angebote der Kreisschulen in Mettmann, Hilden, Heiligenhaus, Velbert und Ratingen umstrukturierte. Dabei musste unsere Schule etliche Federn lassen. Die Ausbildungsberufe Frisöre, Bäcker, Einzelhandelskaufleute, Bürokaufleute, Metallbauer und Werkzeugmechaniker wurden auf andere Kreisschulen verteilt. Im Gegenzug sollte Ratingen dafür Medikanten (Arzthelfer/-innen), Automobil- und Reiseverkehrskaufleute zugewiesen bekommen. Leider war dies ein Trugschluss, weil diese Berufe überwiegend in Düsseldorf und Wuppertal beschult werden und diese Schulen ihre Schüler verständlicherweise nicht abgeben wollten. Dadurch gingen die Schülerzahlen stark zurück.

Im Jahre 1998 erfolgte auch die Umbenennung aller Berufsbildenden Schulen in „**Berufskolleg**“.

Schon oft erreichten Schüler des AJC-BK vordere Plätze beim alljährlichen Börsenspiel. In 1999 toppten sie allerdings alles bisher Dagewesene: Die Gruppe Catwiesel belegte bundesweit Platz 3. Auch beim alljährlichen Bundesju-

gendschreiben belegten Schüler des AJC-BK häufig vordere Plätze: einmal bundesweit Platz 1 und einige Jahre später Platz 3.

Die Jahrtausendwende war die „Lean“-Zeit. In der Wirtschaft waren Lean-Production und Lean-Management angesagt. Diese Welle schwappte nun auch auf die Verwaltungen über. Alles sollte mal wieder rationeller, kostengünstiger, jünger werden. Bei der Kreisverwaltung wurde die Fusion der beiden Berufskollegs Ratingen und Mettmann angestrebt, die nach Ansicht des Kreises mit jeweils ca. 1400 Schülern vergleichsweise klein waren. Uns Lehrer wunderte, dass man über 800 Ratinger Tagesschülern bei einem zunächst bevorzugten Standort in Mettmann zumuten wollte, dorthin zu fahren. Dann wieder war plötzlich Ratingen als gemeinsamer Standort im Gespräch, hatte man doch die bessere Nahverkehrsstruktur. Es entstand ein ziemliches „Hick-Hack“. Fieberhaft wurden Grundstücke für einen Neubau gesucht. Begehrlichkeiten wurden plötzlich auch in Wülfrath und Haan geweckt, die sich ebenfalls um einen neuen Standort bewerben wollten.

Es fiel auf, dass die eigentlich Betroffenen, nämlich die Schüler, noch gar nicht befragt wurden. So unternahm man im Rahmen des Politikunterrichts der Höheren Handelsschule eine Meinungsumfrage bei 400 Jungen und Mädchen Ratinger und Mettmanner Realschulen. Das Ergebnis war, dass sich 85% zugunsten von Ratingen und nicht der kleineren Kreisstadt Mettmann entscheiden würden. Und weiter hieß es in dem Schülerschreiben: Bei einem teuren Ausbau der Schule in Mettmann werden die Lehrer vor leeren Klassen stehen. Nur 20% seien bereit, nach Mettmann zu fahren und würden lieber nach Düsseldorf ausweichen. Am 13. November 2001 folgte dann endlich die ersehnte Nachricht: Beide Berufskollegs bleiben erhalten.

Mit dem Ende des Schuljahres 2002 wurde der beliebte stellvertretende Direktor **Arnulf Schmidt** in den Ruhestand verabschiedet. Sein Nachfolger wurde **Ulrich Dey**, der dieses Amt bis April 2008 innehatte.



Erster Spatenstich. v.l.: Bürgermeister Wolfgang Diedrich, Landrat Thomas Hendele, Schulleiter Uwe Ebbighausen, Stellvertreter Ulrich Dey

Die Stadt Ratingen wartete im März 2003 mit einer sensationellen Meldung auf: Ab Herbst solle die Schule saniert und ein moderner Ersatzbau erstellt werden. Insgesamt wurden 10 Mio. Euro veranschlagt.

Der erste Spatenstich für den Ersatzbau folgte am 13. Dezember 2003. Zahlreiche Vertreter von Stadt und Kreis waren der Einladung gefolgt. Schulleiter Uwe Ebbighausen dankte vor allem Bürgermeister Wolfgang Diedrich, der sich mit großem Engagement und im Rahmen vieler Gespräche auf höchster Stadt- und Kreisebene für die Standorterhaltung der Schule eingesetzt hatte. Der Bürgermeister betonte, dass man sich mit dieser Baumaßnahme zum Berufskolleg bekenne und dass der Stadt die Einrichtung nicht nur lieb, sondern auch große finanzielle Anstrengungen wert sei.

Nach den Osterferien 2005 bekam das AJC-BK einen neuen Schulleiter: OStD **Dr. Lothar van den Kerckhoff**. Am Freitag, 2. September wurde er von Regierungsschuldirektorin Lehmkuhl mit der Überreichung der Ernennungsurkunde in sein Amt eingeführt. Gleichzeitig erfolgte die Einweihung des neuen Ersatzgebäudes.

Mit der Einweihung dieses Gebäudeteils waren die Bauarbeiten jedoch noch lange nicht abgeschlossen. Ab 2007 folgten Sanierungsarbeiten. Man begann zunächst mit dem Gebäude 3 an der



Schulleiter seit 2005: Dr. Lothar van den Kerckhoff (Foto: RP)

Philipppstraße. Da insgesamt elf Klassenräume fehlten, musste man auf den Nachmittag ausweichen. Unterricht bis 18 Uhr war keine Seltenheit. Im Schuljahr 2008/2009 wurden die meisten Berufsschulklassen in das Schulzentrum Lintorf ausgelagert, wo



Das neue Ersatzgebäude



So zeigte sich der Schulhof des Gebäudes 3 während der Sanierungsarbeiten

der Schule sechs Klassenräume für ca. ein Jahr zur Verfügung gestellt wurden. Die jahrelangen Sanierungs- und Umbauarbeiten bei laufendem Schulbetrieb kosteten Lehrer und Schüler sehr viel Kraft und Lauferei, zudem musste ständig „umgezogen“ werden.

Heute, zu Beginn der Sommerferien 2009, sieht man allerdings schon einigen Lohn für unsere Opfer: Die Gebäude 3 (Philipppstraße) und 1 (Hauptgebäude und Verwaltung) zeigen sich saniert und renoviert von ihrer schönsten Seite. Ebenfalls neu ist eine Produktionsküche, die ab dem Schuljahr 2009/10 einen Mittagstisch anbietet. Im kommenden Schuljahr folgt noch die Sanierung des Gebäudes 2, so dass voraussichtlich ab Ostern 2010 wieder „normale“ Unterrichtsverhältnisse herrschen werden.

115 Kolleginnen und Kollegen unterrichten heute rund 1.800 Schülerinnen und Schüler in 18



Oben die „BeamtenLAUFbahn“ außen herum; eine Passage innerhalb des Gebäudes war nicht erlaubt. Unten: Ein Flur während des Schulbetriebs

Bildungsgängen im Vollzeit- und sieben im dualen Berufsschulbereich.

Das Adam-Josef-Cüppers-Berufskolleg ist somit die größte Schule Ratingens.

Elfi Lütcke

Angebotene Schulformen und Bildungsgänge in der Übersicht

| Hauswirtschaft und Sozialwesen | | Wirtschaft und Verwaltung | | Technik | | |
|--|----------------------------------|---|-------------------------|--|--|---------------------------------------|
| Berufsorientierungsjahr Berufsfeld Ernährung | | | | Werkstattjahr | Berufsorientierungsjahr Berufsfeld Metalltechnik | |
| Berufsgrundschuljahr Gesundheitswesen Ernährung/Hauswirts. | Berufsfachschule Kinderpflege | Berufsgrundschuljahr Wirtschaft | | Berufsgrundschuljahr Metalltechnik | | |
| Fachoberschule Fachrichtung Sozial- und Gesundheitswesen | | Handelsschule | Höhere Handelsschule | Berufsfachschule Informationstechnik | Berufsfachschule Technik (2 Jahre) Maschinen-/ Automatisierungstechnik | Informationstechnische Assistenten |
| Berufliches Gymnasium für Erziehung und Soziales | | Wirtschaftsgymnasium | | Informationstechnisches Gymnasium | | |
| Schülerinnen und Schüler ohne Berufsausbildungsverhältnis Berufsfeld Ernährung | | Berufsschule für Groß- und Außenhandelskaufleute Kaufleute für Bürokommunik. Industriekaufleute Servicefahrer Einzelhandelskaufleute | | Berufsschule für Metallbauer Anlagenmechaniker | Schülerinnen und Schüler ohne Berufsausbildungsverhältnis Berufsfeld Technik | |

Weitere Informationen unter www.ajc-bk.de

„Das gelbe Schloss“

40 Jahre Anne-Frank-Schule

Als die Anne-Frank-Schule im vergangenen Jahr ihren 40. Geburtstag feierte, konnte jeder sehen, dass das Schulgebäude viel älter ist. Im Jahre 1912 wurde mit dem Bau an der Mülheimer Straße begonnen, also wird es bald 100 Jahre alt.

Aus der Geschichte eines Hauses

Ich selbst habe als Kind einige Jahre gegenüber der Schule an der Mülheimer Straße gewohnt, und jedes Mal, wenn es regnete, erschien an der Wand zwischen den Fenstern der zweiten und dritten Etage eine geheimnisvolle Inschrift: „Königliches Lehrerseminar.“ Nach dem Regen verschwand die Schrift bald wieder, denn die Buchstaben, die ursprünglich diese Schrift zierten, waren längst abgeschlagen, weil das Haus im Laufe der Zeit eine andere Bestimmung bekommen hatte. Auch das Wappen (der preußische Adler) zwischen den beiden Wörtern war nicht mehr da. „Königliches Lehrerseminar“: eine geheimnisvolle Inschrift für mich als Kind. Wohnte da mal ein König oder wohnt er sogar noch da in diesem großen gelben „Schloss“? so dachte ich damals.

Mit „Königlichem Lehrerseminar“ war gemeint, dass hier in diesem Haus Lehrer für ihren späteren Be-

ruf in der Schule ausgebildet wurden. Die Ausbildung der jungen Pädagogen hatte hier in Ratingen 1908 begonnen, also vor etwa 100 Jahren. Das Seminar war in den ersten Jahren an der Poststraße/Ecke Röntgenring¹⁾ untergebracht. Das Haus gibt es heute noch. 1912 hatte die Stadt Ratingen das Grundstück an der Mülheimer Straße zur Verfügung gestellt, auf dem jetzt die Schule steht. Bis dahin waren hier wahrscheinlich Felder, Wiesen und Gärten.

Das Grundstück war ursprünglich größer als der heutige Schulhof. Es ging bis zum Bolzplatz und der Wiese vor dem griechischen Zentrum am Hauser Ring. Hier in diesem hinteren Bereich waren die Schulgärten.

Das Haus besteht bis heute aus drei Teilen: Da ist zunächst das große Haupthaus mit den beiden schönen Portalen, eines führt in die Anne-Frank-Schule, das andere ins Stadtarchiv. Hinter dem Haupthaus links, im rechten Winkel daran, schließt sich der Bau mit der Turnhalle und der Aula an. Und auf der rechten Seite - auch im rechten Winkel zum Haupthaus - ist ein Wohnhaus direkt an die Schule angebaut. Früher waren hier Dienstwohnungen für die Professoren, die die jungen Studenten ausbildeten.

1914 wurde das Haus fertig, und der Unterricht begann. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs wurden viele Lehrer und Studenten zum Militär eingezogen. So kam es, dass Teile des Gebäudes als Unterkunft für die durchziehenden Truppen dienten und auf dem Schulhof exerziert wurde.

Die Aula war damals der einzige größere Saal in Ratingen. Ganz unterschiedliche Veranstaltungen gab es darum hier: Einmal wurde ein Bischof, ein anderes Mal ein Minister offiziell empfangen, dann fanden Konzerte statt oder die Soldaten feierten hier ihre Militärgottesdienste. Später kamen noch Theateraufführungen und Kunstausstellungen hinzu.

1918 war der Krieg zu Ende. Die Soldaten kamen zurück und wohnten wiederum eine Zeit lang in dem Schulgebäude. Es war wie eine Kaserne. Das blieb auch so, als 1923 französische Truppen das Ruhrgebiet besetzten. Auch sie nahmen für einige Zeit im Haus Quartier. Am Ende des Schulhofes, wo die Schulgärten waren, wurden Pferdeställe gebaut, die nach Abzug der Franzosen als Notwohnungen umgebaut wurden und hier bis in die 70er-Jahre des vorigen Jahrhunderts gestanden haben. Bis zum Abriss hatten sie die Bezeichnung „Pferdeställe“ behalten.

Als die Soldaten auszogen, musste das Haus umfassend renoviert werden. 1925 begann dann erst wieder der Lehrbetrieb. Das aber auch wiederum nur für ein knappes Jahr. Denn die Regierung veränderte die Studienordnung für die Lehrerausbildung, sodass das Haus für den ursprünglichen Zweck nicht mehr gebraucht wurde. Also kaufte die Stadt Ratingen das Gebäude. Jetzt wurde es evangelische Volksschule und Berufsschule. Städtische Ämter zogen ein und es wurde der Vorläufer der Ratinger Jugendherberge. Jugendliche Wanderer konnten



Das „Koenigliche Lehrerseminar“ im Jahre 1917, drei Jahre nach seiner Fertigstellung. In dem Gebäude befinden sich heute die Anne-Frank-Schule und das Stadtarchiv

1) Damals Kronprinzenstraße/Moltkestraße

hier preisgünstig übernachten. Im Jahr 1932 gab es immerhin 932 Übernachtungen. Eine beachtliche Zahl! Ein Vorgriff auf den Weltjugendtag vor einigen Jahren in Köln, als hier wiederum viele Jugendliche zu Gast waren.

In der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg wurde auf dem Schulhof Laub als Viehfutter gesammelt, um es später auf den großen Speichern zu trocknen. Ebenso sammelten die Menschen Bucheckern oder Eicheln. Die Waldfrüchte wurden ebenfalls auf dem Speicher gelagert.

Das Jahr 1933: Adolf Hitler kam an die Macht und es dauerte nicht lange, da wurde die Demokratie in Deutschland abgeschafft. Das zeigte sich auch am 6. April 1933 in der Aula der Schule, als hier die neuen Stadtverordneten feierlich in ihr Amt eingeführt wurden. Noch in dieser Sitzung wurden die beiden SPD-Ratsmitglieder **August Wendel** und **Peter Kraft** verhaftet und abgeführt, weil sie den neuen Machthabern nicht genehm waren. Die Nationalsozialisten hatten

somit auch in Ratingen die demokratische Ordnung aufgehoben. In der gleichen Sitzung kam der damalige **Bürgermeister Max Scheiff** bei einer Vertrauensabstimmung nicht auf die notwendige Stimmenmehrheit. Er verlor bald darauf sein Amt.

In den nächsten Jahren wurde die Aula als städtische Festhalle benutzt, wie auch schon in den Jahren davor. Das ging bis 1943. Mitten im Zweiten Weltkrieg übernahm die geheime Staatspolizei (Gestapo) das Gebäude als Ersatz für ihre in Düsseldorf ausgebombte Leitstelle. An diese schlimme Zeit erinnert eine Gedenktafel zwischen den beiden Portalen, dass nämlich hier in diesem Haus „Menschen aus religiösen, rassistischen und politischen Gründen erniedrigt und gefoltert wurden“.

1945 war der Krieg zu Ende. In den letzten Tagen gab es noch einen großen Bombenangriff auf unsere Stadt, bei dem viele Menschen umgekommen sind und eine große Zahl von Häusern zerstört wur-

de. Das Schulhaus hatte diesen Tag fast unbeschadet überstanden. Um diese Zeit begann auch meine Erinnerung an dieses Haus, von der ich am Anfang schon berichtet habe. Es kam die Zeit, wo wir in den Löschteichen, die jetzt ohne Wasser waren, herrlich spielen konnten.

Vielleicht denkt einer, die Geschichte des Schulhauses verlaufe ab 1945 „normal“. Nichts von dem! 1945 kamen amerikanische Soldaten und zogen hier ein, dann englische. Also wieder war die Schule so etwas wie eine Kaserne. Endlich 1948 wurde das Haus wieder ein Schulhaus, diesmal für die Kinder der englischen Besatzungssoldaten, deren Familien in Ratingen und im weiteren Umkreis wohnten. Täglich kamen viele grüne, später weiße Schulbusse auf den Schulhof und brachten die Kinder hierhin. Endlich waren wieder Kinderspiel und Kinderlachen zu hören und keine Kommandorufe von Soldaten. Gut, die Sprache der Kinder war anders, eben Englisch. Mit einem Jungen habe ich

Gärten zum Träumen Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,
Landschafts- u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

mich angefreundet und von ihm das erste Eis am Stiel meines Lebens geschenkt bekommen. „Ice“ war somit meine erste englische Vokabel! In dieser Zeit wurde auch am Hauser Ring ein eisernes Treppenhaus angebaut, das außen bis zur dritten Etage hochführte.

1967 konnten wieder deutsche Schulkinder ins alte „Lehrerseminar“ einziehen, zunächst waren sie im Haus zusammen mit den englischen Kindern. Später hatten sie es dann ganz allein. Die Engländer waren weggezogen. Die evangelische Volksschule, die jetzt hier ihr Domizil hatte, war nach dem evangelischen Liederdichter Paul Gerhardt benannt. In dem einen oder anderen alten Schulbuch findet sich noch der Schulstempel „Paul-Gerhardt-Schule“. Nur ein Jahr war der „Paul-Gerhardt-Schule“ vergönnt, hier zu residieren. Eine Schulreform machte alles anders.

1968: Der Beginn der Anne-Frank-Schule

In diesem Jahr wurden die alten Volksschulen aufgelöst. An ihre Stelle traten die Grundschulen, zu den bisherigen weiterführenden Schulen Gymnasium und Realschule kam die Hauptschule hinzu. „Rechtsnachfolgerin“ der alten Schule an der Mülheimer Straße wurde die Grundschule Nord, die sich bald den Namen „Anne-Frank“ gab – auch mit Blick auf die Geschichte des Hauses, als während des Krieges die Gestapo-Leitstelle hier untergebracht war und viele Menschen die Gewalt des Naziregimes erfuhr.

Schon mit Beginn der 70er-Jahre wurde in der Anne-Frank-Schule ein Schulkindergarten eingerichtet. Hierhin kamen auch Kinder anderer innerstädtischer Grundschulen. Der Schulkindergarten sollte mangelnde Schulreife verbessern.

Die Anne-Frank-Schule war in dieser Anfangsphase Regelschule für viele ausländische Kinder. So wurden 1971 italienische Kinder in einer Übergangsklasse vorbereitet, um später in andere Grund- oder Hauptschulen überwiesen zu werden. Ab dem Schuljahr 1975/76 wurden zwei Klassenzimmer für den Vorbereitungsunterricht der griechischen Kinder benötigt. Schließlich kamen auch türkische Kinder, die ebenfalls in sogenann-

ten Übergangsklassen in der Anne-Frank-Schule betreut wurden. Zusätzlich zu den deutschen Lehrern waren griechische und türkische Pädagogen hier tätig. In diesen Jahren wurden bis zu 600 Kinder in den unterschiedlichen Bereichen unterrichtet.

Mit der Auflösung der Sonderklassen begannen in der Anne-Frank-Schule wieder „normale Zeiten“. Die Schülerzahlen gingen zurück, teilweise in den 80er-Jahren bis auf 160 Kinder. Die Zahlen stiegen wieder, als das Cromford-Gelände bebaut wurde, so dass heute die Zweizügigkeit gesichert ist. Im einen oder anderen Jahrgang gibt es auch schon mal drei Parallelklassen. Muttersprachlichen Ergänzungunterricht in portugiesischer und türkischer Sprache gibt es bis heute. Internationalität ist ein besonderes Kennzeichen unserer Zeit, somit auch der Anne-Frank-Schule. Kinder aus mehr als 30 Nationen werden zurzeit hier unterrichtet und – so hoffen wir – auch integriert.

Weil nicht mehr alle Klassenräume benötigt wurden, zog 1987 das

Stadtarchiv in einen Teil der Schule. Zu Beginn der 90er-Jahre richtete die Schule die Übermittagsbetreuung ein, die im Laufe der Zeit bis 16 Uhr ausgedehnt wurde. Ergänzt wurde diese Maßnahme durch die Hausaufgabenbetreuung. Dieses Angebot hatte sehr bald einen hohen Zuspruch, so dass nach Einführung der Offenen Ganztagsgrundschule vor fünf Jahren die Anne-Frank-Schule auf eine langjährige Erfahrung aufbauen konnte. Hierzu gehörte auch der Hort, das Schulkinderhaus der Anne-Frank-Schule (eine Einrichtung des Jugendamtes), das bis zur Einführung der Offenen Ganztagsgrundschule ebenfalls im Haus an der Mülheimer Straße untergebracht war. Für den Offenen Ganztag und die Übermittagsbetreuung gibt es inzwischen eigene Räume. Unter anderem wurden bisher drei Wohnungen im alten Lehrerhaus für diese Zwecke eingerichtet. Die Kinder sagen: „Wir gehen in unsere Wohnung!“ Eine vierte Wohnung ist mit Beginn dieses Schuljahres fertiggestellt worden. Diese neuen Angebote wer-



Das „Gelbe Schloss“ im Frühling, vom Hauser Ring aus gesehen

den von über 50 Prozent der Kinder bzw. ihren Eltern angenommen. Der Offene Ganzttag umfasst das freie und angeleitete Spiel, die Hausaufgabenbetreuung und zusätzliche Angebote etwa im musischen, kreativen und sportlichen Bereich. Zum offenen Ganzttag gehört natürlich auch das Mittagessen in einer neu eingerichteten Mensa mit Küche, die in den ehemaligen Räumen des Kinderhorts eingerichtet wurde.

Der Förderverein der Schule ist der Träger des Offenen Ganztags und hat einen entsprechenden Vertrag mit der Stadt und der Schule geschlossen. Hinzu kommen weitere Kooperationspartner, wie die Städtische Musikschule oder der TV Ratingen, die ihre speziellen Angebote einbringen und umsetzen.

Herausragende Ereignisse der letzten Jahre: Hier ist u.a. der Umbau des Schulhofes zu nennen nach dem Motto „Grau raus – Grün rein“ und natürlich die Einrichtungen für den Offenen Ganzttag (Wohnungen, Mensa). Ein besonderer Schwerpunkt ist die Musik in der Schule mit Chor- und Orchesterarbeit. Die Aula bietet den ent-

sprechenden Rahmen. Ein neuer Flügel und viele Musikinstrumente wurden vor einigen Monaten vom Förderverein angeschafft. Das Schulleben ist durch regelmäßig wiederkehrende Feste gekennzeichnet (Sportfeste, St. Martinsfeier u.a.), aber auch durch Sonderaktionen, die sehr beliebt sind (z.B. Flohmarkt, Go-Turnier, Charity Walk, Grundschulkonzerte).

Ein Haus verpflichtet

40 Jahre Anne-Frank-Schule, eine annähernd hundertjährige Geschichte des Schulhauses. Nur wenige Häuser in Ratingen können einen solchen Wechsel und unterschiedliche Nutzung vorweisen. Es war immer etwas los in dem „Schloss“ an der Mülheimer Straße/Ecke Hauser Ring. Ich gestehe es gerne, die Bezeichnung „Schloss“ stammt nicht von mir, sondern von einem Kind, das bei einem „Tag der Offenen Tür“ ins Haus kam und aus voller Überzeugung sagte: „Ich möchte hier in diesem Schloss zur Schule gehen.“

Vielleicht sollte ich zum Schluss noch die Sache mit den Löschteichen aufklären. Zwei Stück gab es davon. Einen auf dem Schulhof,

der kam zum Teil wieder zum Vorschein, als der Hof im Rahmen der „Aktion „Grasmücke“ renaturiert wurde. Und der andere ist bis heute noch vor dem Haus zu erkennen, zumindest der obere Betonrahmen. Im Frühling blühen hier wunderschön viele Krokusse. Während des Krieges waren die Becken mit Wasser gefüllt. Nach dem Krieg wurden sie trocken gelegt, und wir Kinder konnten hier herrlich mit unseren Fahrrädern an den schrägen Wänden „Steilwandfahren“ üben.

Zum Jubiläum im vergangenen Jahr bekam die Anne-Frank-Schule zahlreiche gute Wünsche übermittelt, die sich auch auf die Geschichte des Hauses bezogen, dass die Kinder, die hier täglich aus und eingehen, ihr Haus als „Lernwerkstatt“ für ihr eigenes Leben erfahren und umsetzen. Ein anderer Wunsch meinte, dass das Haus nicht mehr so viele Veränderungen erleben möge, sondern nur noch „Verschönerungen“ im Sinne der hier praktizierten Erziehungsarbeit, damit so etwas wie ein „Traum vom gelben Schloss“ sich verwirkliche.

Hans Müskens

Lintorfs Inhaber geführtes Kosmetik- und Parfümerie-Fachgeschäft
gegründet 1921

Unser Service:

- Hautdiagnose
- Individuelle Pflege-Beratung
- Kosmetik-Behandlungen
- Typgerechtes Make-up
- Duft-Empfehlung
- Geschenkgutscheine
- Verpackungs-Service
- Pass- und Bewerbungsfotos
- (auf Wunsch auch mit Make-up)

Unser Pflege-Sortiment:

La Prairie - Shiseido - Lancome - Lancaster - Biotherm
SBT - Prof. Steinkraus - Clinique - Chanel - Dior - Juvena
Plaubert - Annemarie Böhlind - div. Spezial-Kosmetik

Wir freuen uns auf Ihren Besuch



Füsgen





Füsgen

19110 Ratingen

Konrad-Adenauer-Platz 5
40886 Ratingen-Lintorf
Tel.: 0 21 02 / 8 35 04

Heinrich Hoffmann

* 13. Juni 1809

Frankfurt am Main

† 20. September 1894

Frankfurt am Main

Psychiater, 1851 - 1888 Direktor der Nervenheilanstalt in Frankfurt am Main





41 Jahre Hauptschule in Lintorf

Die Heinrich-Heine-Schule schloss ihre Pforten

Im Sommer 1968 veränderte sich durch die Schulreform die Schullandschaft auch im Angerland erheblich. Die bis dahin achtjährige Volksschule wurde in die Grundschule (Klassen 1-4) und Hauptschule (Klassen 5-9) aufgeteilt.

Die Hauptschule Angerland begann im August 1968 mit über 800 Schülern an zwei Standorten ihren Unterricht. Die Schüler aus Lintorf, Breitscheid, Eggerscheidt und Hösel wurden in Lintorf in dem Gebäude der Johann-Peter-Melchior-Schule, Am Weiher, unterrichtet. Die Angermunder, Kalkumer und Wittlaerer Schüler wurden in die Dependence nach Wittlaer in das Gebäude der Grundschule gebracht.

Alles war neu: Die Schüler, die Lehrer, das Gebäude, die Lehrpläne, der Transport mit Schulbussen durch die Firma Walter Schulz.

Ich war ganz junge Lehrerin, mit dem Gebäude in Lintorf wenigstens ein wenig vertraut, da ich als Kind selbst Am Weiher zur Schule gegangen war. Jetzt in der neuen Schulform waren die Herausforderungen groß und vielseitig.

Der erste Rektor der Hauptschule Angerland war Johannes Schmitz, Konrektor Friedrich Müller. Am ersten Schultag standen etwa 600 Schüler/innen auf dem Schulhof,



Johannes Schmitz –
erster Rektor der Heinrich-Heine-Schule
(† 2006)



1974: Klassenfahrt nach London.
Die Klasse 10b mit ihrer Klassenlehrerin Fränzie Brockscothen
in der Nähe der Tower Bridge

die meisten zum ersten Mal mit Schulbussen herantransportiert. Sie kannten sich untereinander nur in kleinen Gruppen und konnten sich zunächst nicht orientieren. Ich erinnere mich, dass unser Rektor Johannes Schmitz, ausgestattet mit einem Megafon und rheinischem Humor, versuchte, die Massen jahrgangsklassenweise aufzustellen. Die vier jüngsten Lehrerinnen, frisch im Beruf, bekamen eine fünfte Klasse mit anfangs je 48 Schülern. Nach einigen Wochen konnte gottlob noch eine weitere Klasse 5 gebildet werden. So waren wir allein in Lintorf in der Eingangsklasse fünfzünftig, Klassenstärke 40 !

Das Unterrichten war Freude und tägliche Herausforderung zugleich. Allein das Leistungsgefälle innerhalb der Klasse erforderte pädagogisches Geschick. Durch die voraufgegangenen Kurzschuljahre wegen der Umstellung des Schuljahresendes von Ostern auf den Sommer hatten einige Eltern bewusst ihr Kind im fünften Schuljahr noch nicht zum Gymnasium oder zur Realschule geschickt. So gab es recht leistungsstarke, aber auch schwache Schüler.

„Meine“ erste Klasse und ich durchlebten die folgenden Schuljahre mit viel Lust und vermutlich manchmal auch Frust, wie das sowohl aus Schüler- als auch aus Lehrersicht nun mal so ist im Leben. Eine der vielen schönen Erinnerungen geht zurück an die große Abschlussfahrt „meiner“ 10. Klasse nach England 1974. Es war inzwischen das 10. Schuljahr zum Erreichen des Mittleren Bildungsabschlusses für Schüler mit entsprechend qualifiziertem Zeugnis nach Klasse 9 eingeführt worden. Ab 1979 wurde das 10. Schuljahr dann Pflicht.

Trotz sicher nicht leichter Anfangsbedingungen habe ich an die ersten Jahre der Hauptschule Angerland intensive und überwiegend positive Erinnerungen. Diese Sicht bestätigen mir auch immer wieder ehemalige Schüler, wenn man sich in und um Lintorf trifft, wiedererkennt und miteinander plaudert. Und wie freut es mich, dabei zu erfahren, was auch beruflich Gutes aus ihnen geworden ist!

Organisatorisch hatte man so manches Hindernis zu bewältigen. Fachunterricht in Hauswirtschaft,

Technik und Textilgestaltung war nur in Fachräumen anderer Lintorfer Schulen möglich, dazu kamen die Fahrten zu Sportstätten. Es war ein ständiges Hin und Her, per pedes oder per Schulbus.

Endlich 1975 bezogen wir das neue Schulzentrum in Lintorf an der Duisburger Straße. Die Dependance Wittlaer wurde aufgelöst. Tolle Fachräume wie Schulküche, Physikräume, Sprachlabor, Kunst- und Technikräume boten sich an. Aber aus der Größe des Zentrums mit drei verschiedenen Schulformen unter einem Dach ergaben sich natürlich auch manche Konflikte. Unsere Schüler und auch die Lehrer empfanden nicht selten, im Zweifelsfall die Schuldigen zu sein.

1976 erhielt die Schule den Namen Heinrich-Heine-Schule, Städtische Hauptschule.

Schon seit 1986 begannen leider rückläufige Schülerzahlen unsere Schulform zu gefährden. Zunächst schien sich die Entwicklung durch geburtenschwache Jahrgänge zu erklären, doch zunehmend wurde die Schulform Hauptschule in der Gesellschaft schlecht bewertet und teilweise auch schlechtgeredet.



„Eheschließung“ Heine-Einstein
Von links: Gerlinde Unger, Sylvia Kleimann, M. Wecker. Am Keyboard: Kurt Pelster

Doch noch waren wir mehrzünftig und die jährlichen Abschlussfeiern in übervoller Aula lockten immer wieder außer den Entlassschülern und ihren Familien viele Ehemalige an. Der beliebte Lehrer Detlef Junker komponierte eigene Abschiedslieder, sogar eine Rockoper wurde einmal aufgeführt.

1983 ging Rektor Schmitz in den Ruhestand. Marianne Halbach war dann Rektorin bis 1996, ihr folgte Rektor Kurt Pelster und seit 2006 leitete kommissarisch Kon-

rektorin Sylvia Kleimann die Heinrich-Heine-Schule bis zur Schließung im Juli 2009.

1990 wurde die Albert-Einstein-Hauptschule in Ratingen West aufgelöst, und einige Schülerjahrgänge und ihre Lehrer kamen nach Lintorf. Schülerschaft und Kollegium mussten zusammenwachsen. Ich erinnere mich an den ersten Lehrerausflug. Eine zünftige Wanderung nach Kettwig und ein „Eheschließungs“-Theaterstück zwischen Heine und Einstein beim



Rektorin Marianne Halbach pflanzt einen Apfelbaum bei ihrer Verabschiedung im Jahre 1996



Begegnung der Kulturen und Zeitalter. Eine Schülerin im zeitgenössischen Heine-Kostüm auf dem Lintorfer Wochenmarkt

Abendessen zeigten symbolisch die Offenheit für gemeinsames Schaffen.

1997 zum 200. Geburtstag Heinrich Heines veranstalteten wir einen Heine-Abend. Von den von Heinrich Heine geliebten Apfeltörtchen über vertonte Heine-Texte bis zu Heine-Installationen im Schuhkarton gab es eine Fülle von Schülerdarbietungen. Das Niveau wurde von vielen Besuchern hoch gelobt. In einem späteren Heine-Projekt gingen einige Schüler in zeitgenössischen Kostümen an einem schönen Sommertag über den Lintorfer Wochenmarkt, sprachen mit Heine-Versen Marktbesucher an und verteilten Einladungen zum Schulfest.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Hauptschularbeit ist die Vorbereitung auf das Berufsleben.

Unsere Schüler konnten außer den Erfahrungen durch die Schülerbetriebspraktika in den Klassen 9 und 10 auch profitieren von der Zusammenarbeit mit der Firma Karrena, die durch das Kooperationsnetz Schule/Wirtschaft unserer Schule als Partner zur Verfügung stand. Die Schüler bauten so unter fachlicher Anleitung einen Kamin, erhielten aber auch in der Theorie Unterstützung, etwa bei der aktuellen Form der schriftlichen Bewerbung.

Ich könnte noch so manches an Einzelheiten aus den letzten Jahren erwähnen, was die Heinrich-Heine-Schule geboten hat, was Lehrer und Schüler leisteten.

Aber leider gingen die Anmeldezahlen für diese Schulform in Ratingen verglichen mit dem Landesdurchschnitt viel stärker zu-

rück. So lagen die Anmeldungen für die Klasse 5 der Hauptschule vor drei Jahren im Landesdurchschnitt bei 15%, in Ratingen bei 4%, letztlich zu wenig, um eine Mehrzügigkeit in Lintorf und Ratingen-Mitte aufrechtzuerhalten.

Und so war der 1. Juli 2009 der letzte Schultag in Lintorf für alle Heinrich-Heine-Schüler. Die letzten Klassen 9 und 10 besuchen jetzt die Elsa-Brandström-Hauptschule in Ratingen .

Es ist schade, dass dieser Schulform nicht mehr Wertschätzung entgegengebracht wird. Das sage ich nach 40 Jahren an der Heinrich-Heine-Hauptschule auch heute im Ruhestand noch immer aus vollem Herzen.

Fränzie Brockscothen

(An meine Schwester [Charlotte])

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krächten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei –
Kikereküh! sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut,
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! – – –

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und Alles rollt vorbei –
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb und Treu.

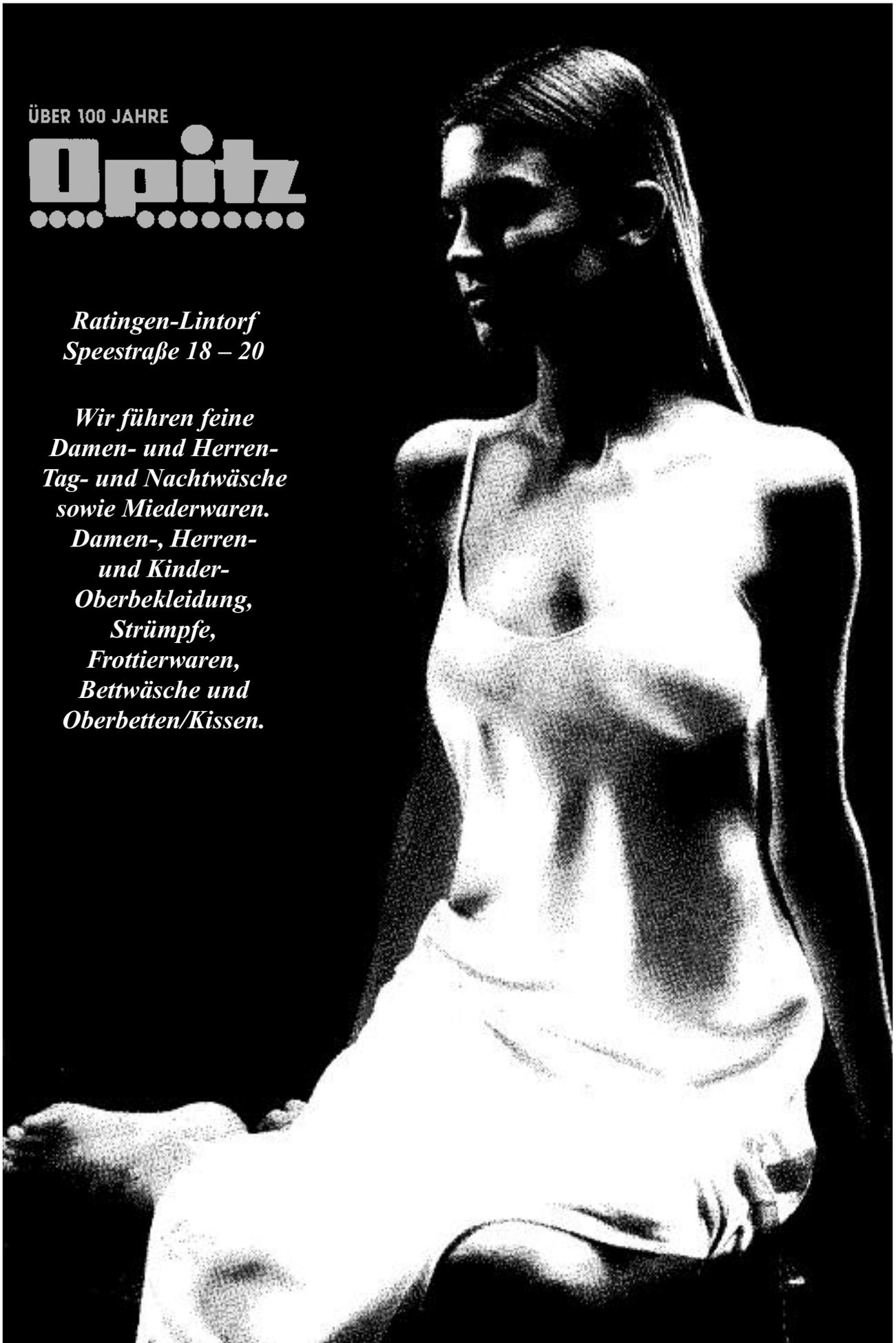
Heinrich Heine

ÜBER 100 JAHRE

Opitz

*Ratingen-Lintorf
Speestraße 18 – 20*

*Wir führen feine
Damen- und Herren-
Tag- und Nachtwäsche
sowie Miederwaren.
Damen-, Herren-
und Kinder-
Oberbekleidung,
Strümpfe,
Frottierwaren,
Bettwäsche und
Oberbetten/Kissen.*



Lengtörper Kall

| | |
|---|---|
| Bedelslütt | Bettler |
| Daakkall | Dachrinne |
| Döns vertelle | kleine urige Geschichten erzählen (nicht unbedingt die Wahrheit) |
| Duffes | Taubenschlag oder kleine Dachwohnung |
| ne arme Schluff | eine benachteiligte Person |
| Futzefänger | Tandemrad |
| Hoddel | Lumpenstück oder nachlässige, unordentliche Person |
| jråd-out | geradeaus (gehen) oder geradeheraus reden |
| Jraff | Grab |
| Kappes | Sauerkraut |
| kleen Blaare on Volljesoopenesare de Woorheet | kleine Kinder und Betrunkene sagen die Wahrheit |
| Kleuhook | Greifhaken |
| klórt sech op en de Lehmkuul | „Es klärt sich auf in der Lehmgrube“ = sagt man, wenn es nach einem Regenguss nicht aufhellt |
| Knick | Genick |
| Knösch | Husten, Hustenreiz |
| Koschäppel | Stachelbeeren |
| kruude | Gras schneiden mit einer Sichel |
| Krütsche-rühr-mech-nit-ahn | Springkraut |
| Mankelstock | Mantelstock, Garderobe |
| Möppkesware | Kirmeswagen mit Süßigkeiten und Kleingebäck |
| Ops | Obst |
| Peedzkosch | harte Brotkuste oder trockene Brotreste (als Pferdefutter geeignet) |
| Piep | Pfeife |
| puhle | aussortieren |
| riep | reif |
| ru-ede Kappes | Rotkohl |
| Schmacht | Hunger |
| Schrutevurel | mageres und ungepflegtes Federvieh |
| Schuffkarhölp | Tragegurt für Schubkarren |
| Spiller | Sitzstange für Hühner |
| Stuutstaak | Eisenstange oder Holzstange mit Eisenspitze zum Löchermachen für Bohnenstangen |
| Wäschlapp | Waschlappen (auch als Schimpfname) |
| witte Kappes | Weißkohl |



Drohmesier = Zugsäge für zwei Personen



Heckeschier = Heckenschere



Heuhärk = Heuharke



Hankware = Handwagen, auch Bollerwagen genannt



Kappesschaaf on Kappesdöppe = Weißkohlschneidevorrichtung für Sauerkraut und Sauerkrautfass aus Ton



En „Lampett“ = Washkomp on Watertööt = Washschüssel und Wasserkanne aus Porzellan



Kuhfu-et = Nageleisen



Drehfu-et = Dreifuß (Gusseisen) zum Besohlen von Schuhen



Wäschbrett on Wäschbütt = Washbrett und Washwanne aus Zink



Kniptang = Kneifzange

Bis auf die Zugsäge stammen alle gezeigten Gegenstände aus dem Besitz der Familie Hamacher vom Speckamp.
Lorenz Herdt

Die fuddelije Döschdeck

En fuddelije Döschdeck es dönn on affjeweische. Son Deck hadden wir och, dobee hatt se noch e paar Löckskes vonne Zijarette, do kohm se en der Keller en der Lompesack. Do be-i us völl Platz wohr, benne on butte, kohmen die Enkelkenger oft tou us, och su manches Kengerfest wud be-i us jefiert. Et wohr mol widder su wiet. Die Freunde on Freundinne wuden enjelade, Cousine on Cousins, all so-eten se op de Terrasse on lieten sech de leckere Ku-eke schmecke. Dann kohm de Clou vom Fest, die Verlosung.

Dat Jlöcksrad wud op de Wies jestellt, on all konnten se watt jewenne. Never sü-etem Krom jo-ef et och nötzliche Sakes, Bleesteffe, Bonkstesteffe, Radierjummi, Blocks, alles, watt se jebroke konnten. Dat Jlöcksrad stammte noch uut den Anfänge vom Schötzevereeren. En de ieschte Johr, als die Schötze-feste em Zelt jefiert wuden, jo-ef et op em Krönungsball en jru-ete Verlosung. E Jlöcksrad stong op de Bühn, on jieder konnt si Jlöck versü-eke. De Hendrich Breuer uut em Bosch, ane Dieke, hätt för e Los en Couch jewonne, Bezug: ruede Epinglee, dat wohr en Freud. Dat Jlöcksrad hätt minne Mann jemackt, on de Anstrieker Fritz Lohusen hätt et bemolt. Et hatt ne Durchmesser von circa 50 cm on stong op nem Ständer, circa 160 cm hu-ech. Als dat Jlöcksrad nit miehe jebuckt wud, kohm et be-i us en der Keller, jetz konnten sech die Kenger domet amüsiere.



Am Glücksrad wird gewonnen. Einige von Maria Molitors Enkelkindern bei einem Kinderfest am 1. September 1975

Als die Verlosung vorbeie wohr, so-eten se all öm der Dösch eröm. Do fing eent vonne Kenger ahn, op de Döschdeck te schrieve, dat jefiel mech nit. Öm dem Kenk die Freud nit te verderve, han ech uut em Keller die fuddelije Döschdeck jeholt, op der Dösch jeleit on jeseit: „Jetzt dürft ihr alle euren Namen auf die Tischdecke schreiben.“ Nu fingen se all ahn te schrieve, eent wollt vör sinnem Name Dr. schrieve, ech frochten woröm. Do seit et: „Das schreiben mein Vater und meine Mutter auch immer.“ Ech han em erklärt woröm, do hätt et et jelo-ete. Als se all met öhrer schönste Schreft der Name jeschrieve hatten, hätt minne Mann Opa on ech Oma drop jeschrieve on dat Johr 1971. Weil ech die Na-

mes op der Deck su schü-en fong, han ech se donoh all met Steckjarn uutjesteckt, bonkt dorchenanger, met Reste uut de Jarnkest. Jetz senn die Kenger von fröher Männer on Fraue, die ech nit miehe all kenn. Wenn speeder be-i us e Fest jefiert wud, kohm die fuddelije Deck op der Dösch, on jieder konnt sinne Name dropschrieve. Dat wohr us Jästebu-ek. Ne Sproch ennet Jästebu-ek schrieve, do hant die meeste ken Lost för, aver su eves der Name op en Deck schrieve, dat donnt se all.

Su es die fuddelije Döschdeck on-gertösche to en ganz interessante Deck jewohde. Et stonn schon e paar honget Names drop, völl senn dovon schon du-et. Wenn ech mech die Deck bekiek, kuhmen mech allerhand schü-ene Erenneronge, on ech ben dem Kenk dankbar, wat domols op de Döschdeck schrieve wollt. Hütt süht se en öhrer Bonkthe-it ganz schü-en uut, besongisch, wenn se stief jestärkt es. Ech jlöf, die wüd nit fottjeschmiete, wenn ech du-et ben.

Als die Enkelkenger jru-et wahren, wud dat Jlöcksrad nit miehe jebuckt, an Urenkel hant wir noch nit jedeiht, do wud et an de Stroot för der Sperrmüll jestellt. Et hät schnell ne Liebhaber jefonge on wohr fott, eh der Müllware do wohr. Schad dröm, wir hätten et besser vör de Urenkel verwahrt.



Die fuddelije Döschdeck (Ausschnitt)

Maria Molitor

60 Jahre aktiver Sänger im Männer-Gesang-Verein „Eintracht 02“ Lintorf

Meine Erinnerungen

Meine Sangeslust begann nicht mit guten Vorzeichen. Während meiner Schulzeit von 1938 bis 1946 hatten wir bei Lehrer Franz Mendorf Musikunterricht. Einige Klassenkameraden durften bei den Volksliedern schon die zweite Stimme singen. Ich wollte das auch können. Lehrer Mendorf meinte aber: „Sei ruhig, Frohnhoff, du brummst. Halte den Mund und setz dich.“ Das war meine erste Erfahrung mit dem Singen.



Werner Frohnhoff im Alter von 18 Jahren

Wegen des Zweiten Weltkrieges 1939 bis 1945 ruhte von Dezember 1943 bis Oktober 1945 das Vereinsleben des MGV „Eintracht 02“. Am 21. Oktober 1945 begannen dann wieder die Chorproben. Zu dieser Zeit war Heinrich Doppstadt Erster Vorsitzender, Chorleiter war Herr Meyer-Gossner.

1949 dann, nachdem einige meiner Freunde schon 1948 in der „Eintracht“ singen durften, hatte ich durch Drängen der Freunde auch Lust im Chor zu singen. Mein Anliegen, in den Verein zu gehen, kam bei meinen Eltern nicht gut an. „Gesangsvereine sind Saufvereine, aber mit 18 Jahren, nach der Lehre, kannst du machen, was du willst“, sagte mein Vater. Aber mein Entschluss stand fest, in den



Aloys Allhoff war von 1949 bis 1951 Chorleiter der MGV „Eintracht 02“

Verein einzutreten. Das war 1949 nach meiner Lehre. Bei meiner ersten Chorprobe musste ich wegen Überprüfung meiner Stimmlage alleine mit dem Chorleiter am Klavier vorsingen.

Der damalige Chorleiter, **Aloys Allhoff** aus Düsseldorf, meinte nach meinem Vorsingen: „Ne,

Jong, kum ennem Jahr noch emol widder, dinn Stimm es noch nit för ne Chor jeeignet.“ Ich war sehr enttäuscht und ging zurück zu den Sängern, die gespannt wissen wollten, welche Stimmlage ich hätte. Ich sagte: „Ich soll für ein Jahr nochmal nach Hause gehen.“ Die älteren Sänger aber meinten: „Dat minnt de Aloys nit su, blieb einfach he on sett dech in de letzte Reih.“ Bei den Proben für den bevorstehenden Sängerwettstreit in Hagen-Haspe am 7. August 1949 mussten in den einzelnen Stimmlagen, wenn es nicht klappte, die Sänger einzeln vorsingen. Ich saß im ersten Bass und kam auch einzeln an die Reihe. „We hätt denn jetzt jesonge“, meinte Chorleiter Allhoff. Er drehte sich am Klavier um und sah mich. „Do böste jo doch on kannst senge, dann fahr met nohm Wettstreit.“ Somit war mein Sängereinstand doch noch geglückt und ich ging nun wöchentlich jeden Mittwoch um 20 Uhr in die Gaststätte „Zum Grunewald“ von Adolf Doppstadt zur Chorprobe. Seit 60 Jahren singe ich nun schon im ersten Bass.



Die Gaststätte „Zum Grunewald“ von Adolf Doppstadt war im Jahre 1902 Gründungslokal des MGV „Eintracht“. Sie blieb Probe- und Vereinsgaststätte bis 1978, als sie zum Seniorentreff der Lintorfer AWO umgebaut wurde



44 aktive Sänger haben sich im August 1949 vor dem Sängerwettbewerb in Hagen-Haspe zu einem Gruppenfoto zusammengefunden

Die intensiven Proben vor dem Sängerwettbewerb in Hagen-Haspe waren hart und anstrengend, denn es ging um Preise und Pokale.

Am 7. August 1949 fuhren wir mit zwei Bussen um 6.30 Uhr mit etwa 50 Sängern zum Wettbewerb. Viele Chöre hatten sich zu diesem Wettbewerb angemeldet. Jeder Verein bekam ein Probelokal zugeordnet zum Einsingen. Alkohol vor dem Auftritt war nicht erlaubt. Die alten, erfahrenen Sänger brachten getrocknete Pflaumen mit; jeder bekam eine, um eine klare Stimme zu bekommen.



*Ulrich haben Freunden
Tells und Kunst
zu deren Erinnerung
Wittgenstein 1957
Friedrich Tölk*

Musikdirektor Günter Foltin war von 1953 bis 1972 und von 1975 bis 1982 Chorleiter des MGV „Eintracht“

Dann wurde es ernst. Unser Chor wurde aufgerufen, um auf die Bühne zu treten. Der Chor war singebereit. Ich stand in der letzten Reihe mit meinen Noten in der Hand. Dann ging der Vorhang auf. Ich hatte das Gefühl, die ungefähr 1.000 Zuhörer in der riesigen Festhalle schauten alle nur mich an. Meine Nervosität wurde groß und größer. Die Hände mit den Notenblättern und meine Hose fingen so an zu zittern, dass ich zuerst keinen Ton herausbrachte. Jetzt wusste ich, was Lampenfieber ist. Dieser Gesangswettbewerb war für unseren Verein eine Enttäuschung, da wir nur den 4. Platz erreichten. Trotzdem ging es mit neuem Elan in die Zukunft.

Es war für mich damals mit 18 Jahren ein Ehre, noch mit zwei Mitgründern des Vereins von 1902, **Hubert Braun** und **Wilhelm Wilbs**, zu singen.



Der MGV „Eintracht 02“ im Jahre 1952 auf dem offiziellen Jubiläumsfoto zum 50-jährigen Bestehen

Ein älterer Sangesbruder von mir, **Johann Pfützner**, hatte eine Tochter Elisabeth – genannt Ello –, die mir gut gefiel. Heute sind wir 52 Jahre verheiratet. Meine Frau ist somit durch ihren Vater seit fast 60 Jahren mit der „Eintracht“ verbunden.

1950 wurde ich schon in den Vorstand als Notenwart (Archivar) gewählt, dem ich mit zweijähriger Unterbrechung bis 2002 als erster und zweiter Schriftführer (Protokollführer) angehörte. Das bedeutete 50 Jahre schreiben, schreiben, schreiben. Für das 60-jährige Vereinsjubiläum 1962 habe ich 31 DIN-A4-Seiten handschriftlich benötigt, um den ganzen Jahresbericht niederzuschreiben. In den 60 Jahren habe ich mit neun Vorsitzenden zusammengearbeitet. Es waren dies die Sangesbrüder: 1949 Julius Fuhr, 1950 bis 1958 Matthias van Wickeren, 1959 bis 1964 Peter Füsgen, 1965 bis 1972 Karl-Heinz Finke, 1973 und 1974 Günter Blumenkamp, 1975 Karl-Heinz Finke, 1976 bis 1982 Dieter Altenbeck, 1983 bis 1985 Rainer Götze, 1986 bis 2006 Johannes Netz, von 2006 bis heute Günther Kraft.

Im Laufe meiner Sängerzeit habe ich unter neun Chorleitern gesungen. Dies waren: 1949 bis 1951 Aloys Allhoff, 1951 bis 1953 Robert Schorcht, 1953 bis 1972 Günter Foltin, 1972 und 1973 Heinz Harms, 1973 bis 1975 Jürgen Etzrodt, 1975 bis 1982 Günter Foltin, 1983 bis 1988 Werner Schürmann, 1988 bis 1993 Thorsten Pech, 1994 Hans Borengäßler, seit 1995 Wolfram Bieberstein.

Chorleiter Günter Foltin war ein guter Freund von Ello und mir. Er war 1957 bei unserer Hochzeit Trauzeuge zusammen mit Irmgard Eicker, geborene Soumagne.

Besonders erwähnen möchte ich die Jubiläumsveranstaltungen während meiner Mitgliedschaft. Es war immer ein großer Aufwand und viel Arbeit für alle Vorstände, die diese Veranstaltungen organisierten. Auch die Sangesbrüder mit ihren Frauen waren stets bereit, die Arbeit bei den Vorbereitungen mitzutragen. Es hat sich aber immer gelohnt, denn es wurden schöne gelungene Feste und Konzertreisen.

Die Veranstaltungen in den Jubiläumsjahren waren:

1952 - Zwei Tage großes Volksfest im Festzelt in den Gartenanlagen der Gaststätte Doppstadt mit großem Umzug durch Lintorf.

1957 - großes Volksfest - die gleichen Feierlichkeiten wie 1952.

1962 - Opern-, Operetten- und Walzerabend im „Haus Anna“ und großer Sängerwettbewerb mit 18 Chören.

1967 - Internationales Wettsingen im „Haus Anna“ mit 11 Chören.

1972 - Freundschaftssingen in der Schulaula des Schulzentrums mit 8 Chören; Seemannslieder-Abend mit Tanz im „Haus Anna“.

1977 - Gottesdienst in der St. Johannes-Kirche mit anschließendem Empfang im Pfarrsaal.

Freundschaftssingen in der Schulaula mit 13 Chören; „Tanz in den Mai“ im Haus Anna; Bau eines Karnevalswagens für den Rosenmontagszug in Ratingen.

1982 - Karnevalsveranstaltung mit eigenen Kräften im Pfarrsaal St. Johannes und Bau eines Karnevalswagens für den Rosenmontagszug in Ratingen; Herrentour mit Bahn, Bus und Schiff nach Ystad/Schweden

1987 - Freundschaftssingen in der Schulaula mit 11 Chören.



Jubiläumsumzug des MGV „Eintracht“ durch Lintorf im Jahre 1952. Das Foto zeigt die Kreuzung Speestraße/Am Löken/Am Speckamp. Rechts erkennt man das Haus von Sangesbruder Willi Abels

1992 - Opern- und Operettenkonzert in der Stadthalle Ratingen; siebentägige Konzertreise mit Bus nach Wien/Budapest.

1997 - achttägige Flugreise nach Finnland zur Partnerschaftsstadt Ratingens, Kakkola.

2002 - siebentägige Flugreise nach Italien in die Toskana.

2007 - siebentägige Busreise nach Dresden.

Zusätzlich zu diesen Jubiläumsreisen wurden wir 1955 international bekannt durch eine Konzertreise in die Niederlande zu den Tilburger Sängerknaben.

Nicht nur in den Jubiläumsjahren wurden Veranstaltungen und Fes-

te organisiert. Fast jährlich wurden Ausflüge mit und ohne Frauen unternommen, um die enge Verbundenheit, Kameradschaft und Geselligkeit zu pflegen. Hierbei haben meine Frau Ello und ich viele schöne und frohe Stunden erlebt. Meinen ersten Ausflug machte ich 1952 mit meiner damaligen Freundin Ello Pfützer, mit dem Chor und den Chorfrauen nach Glüder bei Solingen. Wie Freude und Stimmung aufkommt, haben wir bei einer gespielten Taufe erlebt. Sangesbruder Hans Haselbeck und seine Frau Käthe hatten keine Kinder. So wurden sie durch die Sangesbrüder zu Eltern mit einer Puppe! Taufpatinnen waren Klara Pfützer und Maria Ehrkamp.

Die Jubiläumsfahrt 1982 nach Schweden bleibt für viele von uns in guter Erinnerung. Der Sitte des



1992 – zum 90-jährigen Bestehen – wurde eine siebentägige Konzertreise nach Wien und Budapest veranstaltet. Hier sieht man den Chor mit Chorleiter Thorsten Pech bei einem Kurzkonzert auf den Stufen der Fischer-Bastei in Budapest



Ausflug des MGV „Eintracht“ nach Glüder bei Solingen im Jahre 1952

Landes entsprechend bekamen wir alle auf dem Weg ins Hotel einen Wikingerhelm, um eine Wikingertafelrunde mit Met-Trunk im Hotel in Ystad traditionell zu feiern. Die dreitägige Herrentour endete morgens um 6 Uhr am Düsseldorfer Hauptbahnhof. Alle waren erschöpft und müde.

Auch Wanderungen mit unseren Familien durch Wald und Flur, bei Sonnenschein und Regen, gehörten zur Geselligkeit dazu. Morgens gab es bei einer Rast ein Picknick, nachmittags selbstgebackenen Kuchen der Sängerfrauen.

Bei unseren Festlichkeiten wurde viel getanzt und gelacht bis zum Morgengrauen. Dass viel gesungen wurde, brauche ich wohl nicht groß zu erwähnen. Ein Gläschen

Wein oder Bier und einige „Kurze“ gehörten immer dazu, um unsere Stimmen zu kräftigen.

Spannend war es immer bei den Ausflügen, wenn es wieder nach Hause gehen sollte. Von der Theke im Gastraum hörten die schon im Bus Wartenden immer nur unseren Trinkspruch: Prost meine Herren, frisch vom Fass. Wohl bekomm's – GRATIAS! Oder ein Rufen aus dem Bus: Julius (Fuhr, ein älterer Sangesbruder) Autobus!

Alle diese schönen Erinnerungen bleiben. Es gab nicht nur Höhen in diesen Jahren, sondern auch Tiefpunkte zu überstehen, die immer wieder durch unseren Zusammenhalt überwunden werden konnten. Ich singe heute noch gerne und freue mich, wenn das Publikum unsere musikalischen Darbietungen mit einem Applaus belohnt. Montagabend ist für mich Singstunde. Ich habe immer versucht, montags meine Zeit für die Chorproben freizuhalten und habe vor, solange es meine Gesundheit zulässt, dies weiter so zu halten.

Ohne die Unterstützung meiner Frau Ello hätte ich nicht 60 Jahre lang, fast jede Woche, pünktlich zur Probe gehen können. Hierfür möchte ich ihr recht herzlich Dank sagen.

Für meine 60-jährige Mitgliedschaft und 50-jährige Vorstandarbeit wurde ich in unserer Matinee am 26. April 2009 vom Vereinsvorstand mit der goldenen Vereinsnadel mit einem Brillanten und einer Urkunde geehrt.

Durch den Deutschen Sängerbund wurde ich, zusammen mit vielen anderen Sängerbildaren aus dem Sängerkreis Düsseldorf, am 18.



Matinee des MGV „Eintracht“ am 26. April 2009: Werner Frohnhoff wird durch den Vorsitzenden Günther Kraft für 60-jährige Vereinszugehörigkeit mit einer Urkunde und der goldenen Vereinsnadel mit einem Brillanten geehrt

Oktober 2009 im Opernhaus Düsseldorf für meine langjährige Mitgliedschaft ausgezeichnet.

„Die Zeit des Chores läuft ab.“ Als ich diese Zeile in einer Tageszeitung las, überfiel mich Wehmut und Traurigkeit. Der Nachwuchs fehlt, wie es leider in vielen anderen Chören auch ist.

Aber solange wir „Alten“ es noch schaffen, den Chor zu erhalten, bin ich dabei – so Gott es will.

Ich schließe meine 60-jährigen Erinnerungen mit dem Fahnenpruch unseres Vereins:

„REIN IM SANG, TREU IM WORT, FEST IN EINTRACHT IMMERFORT!“

Werner Frohnhoff



Al Capone-Frohnhoff und seine Gangsterbraut Ello bei einer der vielen Festlichkeiten des Vereins



Fünzig – Nur eine Zahl oder mehr? Eine Zeitreise durch Lintorf

Prolog

Fünzig ist eine einfache Zahl. Man kann sie sich gut merken. Sie lässt sich leicht rechnen. Sie ist ein Geldschein und eine Münze (haste mal ne'n Fuffziger?). Ist sie nur das?

Nein: Fünzig ist ein halbes Jahrhundert. Fünf Jahrzehnte von der Geburt bis ins beste Alter. Die Fünzig wird mit Jubiläen verbunden. Man feiert seinen 50. (runden) Geburtstag in froher Runde. Die Goldhochzeit (50. Jahrestag der Eheschließung) ist ein Höhepunkt im Leben der Gatten. – Und man ist fünfzig Jahre **Mitglied** in einer Gemeinschaft.

So bin ich 50 Jahre Kolpingbruder. **Was ist ein Kolpingbruder?** Als Adolf Kolping vor über 150 Jahren in Wuppertal und dann in Köln die wandernden, oft heimatlosen Handwerksgesellen um sich scharte, um ihnen Heimat und Heim zu geben, nannten sie sich untereinander „Brüder“. Aus dem ehemals katholischen Gesellenverein ist längst die Kolpingsfamilie geworden, mit Männern und Frauen als Mitglied. Mit evangelischen und katholischen Christen,



Das Kolpingdenkmal vor der Minoritenkirche in Köln ist Anlaufstelle für Wallfahrer aus der weiten Welt. In 54 Ländern gibt es das Kolpingwerk



Auf diesem Bild bin ich schon dabei. Eine Lintorfer Gruppe vor dem Kolpingdenkmal in Köln im März 1960. Von links: Heinz Doppstadt, Josef Neuendörfer, Josef Mendorf, Eberhard Messing, Martin Fuß, verdeckt hinter ihm ... ?, oben in der Mitte Joachim Zeletzki, unter ihm Franz Preuß, weiter geht's der Reihe nach: Peter Cremerius, Kaplan Ulrich Lange, Heinz Fink, Josef Zacharias, Josef Beier, Kurt Lamerz, Werner Frohnhoff und Erwin Bittner

mit Jungen und Alten, mit Familien eben und mit Kolpingschwestern und -brüdern. Als ich vor 50 Jahren in Lintorf Kolpinger wurde, gab es nur Männer in der Kolpingsfamilie. Die Frauen und Bräute gehörten zwar zur Gemeinschaft, Mitglieder wurden sie aber erst 1979.

Fünzig Jahre Kolpinger, 50 Jahre Lintorfer Geschichte

Die „Quecke“ hat mehrfach über Kolping berichtet (zuletzt in der Nr. 71 vom Dezember 2001: „50 Jahre Kolpingsfamilie Lintorf“). Ich aber möchte heute die Leser teilhaben lassen an Namen und Institutionen, die mich in meinen 50 Kolpingjahren begleitet haben. Namen und Männer, die in Lintorf bekannt sind, die Lintorf geprägt und teilweise dem Dorf am Dickelsbach ihren Stempel aufgedrückt haben.

Wie kam ich zu Kolping?

In den Jahren nach unserem Zuzug (siehe „Quecke“ Nr. 76 vom Dezember 2006 „Die große Wohnungsnot in der Nachkriegszeit“)

hörte ich einmal im Monat sonntags in St. Anna von der Kanzel (wer erinnert sich an sie?) durch Dechant **Wilhelm Veiders** oder **Kaplan Werner Koch** die Verkündigung: „Am nächsten Sonntag um 8.30 Uhr gemeinschaftliche heilige Kommunion der Kolpingsfamilie.“ Ich konnte mir damals unter Kolping nichts vorstellen. War ich deswegen religiös ungebildet? Vielleicht ja, vielleicht war ich aber auch nur ein Kind der Kriegs- und Nachkriegszeit. Schule und Religionsunterricht haben nichts über Kolping, den großen katholischen Sozialreformer, gelehrt. Und meine Mutter? Ich glaube, sie wusste erst etwas über Kolping, als drei ihrer vier Söhne selbst Mitglied geworden waren.

In den Häusern der Siedlergemeinschaft „Solidarität“ an der Mörikestraße (nachzulesen in dem Artikel von Dr. Andreas Preuß in der „Quecke“ Nr. 67 vom November 1997, Seiten 170 ff.) wohnten einige Kolpingbrüder. Unser direkter Nachbar Erwin Bittner sprach mich immer wieder auf Kolping an. In der Karnevalszeit des Jahres 1959 ging ich endlich einmal mit

zu einem von Kolping ausgerichteten Faschingsvergnügen in der Gastwirtschaft „Zum Grunewald“. Der Gastwirt **Heinz Doppstadt** war selbst Mitglied und stellte seinen hinteren Gastraum viele Jahre als Vereinsraum zur Verfügung. Als dann auch noch der mittlerweile in Lintorf tätige Kaplan Ulrich Lange (von 1958 bis 1960) sich mit mir in großer Freundschaft unterhielt, war ich bereit. Bereit, bei Kolping mitzutun. Obwohl ich offiziell erst am Kolpinggedenktag, dem 6. Dezember 1959, in den Räumen der Gastwirtschaft Doppstadt feierlich aufgenommen wurde, hatte ich bereits Monate vorher Aufgaben bekommen (und auch übernommen). „Der ist beim Amt (Angerland), der macht den Schriftführer“, hieß es. Ich verschloss mich nicht. Über 35 Jahre war ich ununterbrochen Schriftführer und gehöre heute noch nach 50 Jahren dem Vorstand (in anderer Funktion) an.

Erinnerungen an Namen und – an Lintorf

Als man mir die Mitgliederliste übergab, staunte ich ob der vielen **Steingen!** Sechsmal zählte ich den Namen. Zu jedem will ich nachfolgend einen kurzen Satz sagen. Ausgiebig geschildert wurde die Dynastie ja in der letzten Quecke 2008. Alle diese Steingens habe ich mal mehr, mal weniger persönlich gekannt, mit ihnen gesprochen, sie bei Veranstaltungen erlebt, sie besucht. Von jedem habe ich in meinem Kolpingarchiv die Beitrittserklärung mit der dazugehörigen Unterschrift. Beispielhaft zeige ich die von dem ältesten Gründungsmitglied: klar, erkennbar und schwungvoll, eben beispielhaft.

Übrigens: Das Familienbuch des Bäckermeisters **Wilhelm Steingen** befindet sich noch im Familienbesitz. Wilhelm ist ja der Großvater von Monika und Manfred Buer, zwei Unermüdlichen im Heimatverein. Ich habe Wilhelm nur zwei oder drei Mal bei Kolping erlebt. Er verstarb 1961.

Es geht weiter mit seinem Sohn **Rudolf Steingen**, dem Bäckermeister von der Speestraße, der in der Nachkriegszeit Entscheidendes für Lintorf leistete. Schon als ich 1953 beim Amt Angerland anfang, erzählte man mir, wie Rudolf unter anderem das „Ausländerlager an der Rehhecke“ belieferte. Im Auftrage der Briten und unter Begleitschutz. Ich habe den Kolpingbruder Rudolf hin und wieder besucht, um eine Spende, oft in Naturalien, zu erbitten, der er sich nie verwehrt. Ich brachte ihm unser Programm vorbei, wobei ich mich auf meinem Fußweg zum Rathaus nur an der Scheibe seines Büros bemerkbar zu machen brauchte, was rechts neben dem Geschäftseingang lag und von der Straße aus einzusehen war. Ein paar freundliche Worte waren immer „drin“.

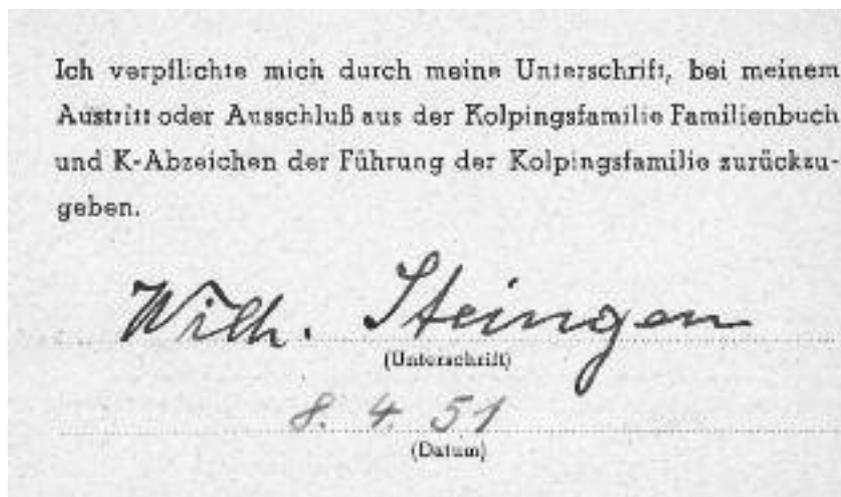
Der Uhrmachermeister **Martin Steingen** war mir schon vor meiner Kolpingzeit als Gemeindevorsteher (Ratsherr) von Lintorf, als Amtsvertreter und Mitglied mehrerer Ausschüsse bekannt. Ein Mann, der viele Ehrenämter ausübte und sich als Handwerksmeister nicht zu schade war, seine Kunden zu Hause aufzusuchen. So sehe ich ihn noch vor mir, als er zu Fuß vom Dorf aus die Speestraße hochkommend mir eine von unserer Mutter geschenkte Wohn-

zimmeruhr vorbeibrachte. Ich bin froh, dass ich ihm an seinem 80. Geburtstag am 7. Juli 1985 die Glückwünsche der Kolpingsfamilie persönlich überbringen durfte. Kurz danach verstarb er.

Ohne eine besondere Reihenfolge der Wichtigkeit einzuhalten, komme ich nun zu dem Installateur **Franz Steingen**. Franz war ein stiller Kolpingbruder, aber immer zur Hilfe bereit. Als ich als junger Angestellter 1962 auf dem Hirschweg baute, gab Franz immer wieder und selbstlos meinem Schwager und mir – wir machten viel in Eigenleistung – Hilfestellung durch Rat und zur Verfügung gestelltes Werkzeug.

Den Gastwirt (von Beruf war er Konditor) **Hans Steingen** vom Bürgershof kannte wohl fast jeder Lintorfer. Mittagessen, Karnevalsfeiern, Hochzeiten, Gründungslokal der Kolpingsfamilie, Veranstaltungsort vieler Ausschusssitzungen, Treffpunkt der Parteien, es gab nichts, was Hans nicht organisieren konnte. Er hat mir persönlich geholfen, dass morgens um 7 Uhr die dem Amt Angerland zugewiesenen Flüchtlings- und Aussiedlerfamilien ein gutes und ausgiebiges Frühstück bekamen. So können Sie in der WDR-Sendung vom 9. März 2007 den Satz hören „Hat er uns zum Frühstück gebracht, nach Steingen.“¹⁾

Fehlt noch der Sechste, der Landwirt **August Steingen**. Bei vielen Wanderungen über die Kalkstraße sah ich immer seinen landwirtschaftlichen Hof im Soestfeld. Hingekommen bin ich da aber erst Jahre später, um einen Wildschaden zu regulieren. Das hatte nichts mit Kolping zu tun. Aber dass wir als Kolpingbrüder seine Milchbar „Am Weiher“ besuchten, hier kegeln und auch schon mal in der Gastwirtschaft, die der Milchbar folgte, ein Bierchen tranken, das hat was mit Kolping zu tun und gehört zu unserer Gemeinschaft. August selbst war kein sehr Aktiver, aber immerhin.



1) Gemeint ist der WDR-Dreiteiler „Flüchtlinge und Vertriebene an Rhein, Ruhr und Weser“, dessen dritter Teil „Eine neue Heimat“ am 9. März 2007 ausgestrahlt und in dem Lintorf erwähnt wurde.

Merken Sie etwas? Mit dem einen Satz zu jedem Steingen ist es nichts geworden. Wenn man das Dorf kennt, wenn man bei Kolping Gemeinschaft erlebt, dann ist man mittendrin. Mitten im Leben, bei den Familien, bei den Personen.

Und so erlebte ich die drei Frohnhoff-Kolpingbrüder:

Der Kraftfahrzeugmeister Wilhelm Frohnhoff war ein sehr Em-siger. Seine Werkstatt an wechselnden Standorten in Lintorf kennen vor allem die Opelfahrer. In der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft bekleidete er hochrangige Ämter, die ich gar nicht alle auf-führen kann. Wenn er auch nicht zu den einzelnen monatlichen Vor-tragsabenden kam, er war bei je-dem Fest, bei jeder Mitgliederver-sammlung dabei und hat nie ver-leugnet, ein Kolpingbruder zu sein.

Dann ist sein Sohn **Wilhelm Frohnhoff jun.** zu nennen. Er ist Kraftfahrzeugsachverständiger, hielt darüber bei Kolping Vorträge. Willi betreute verschiedene Sach-aufgaben und war bis in die Mitte



Das Bild von 1974 zeigt vorne links den unermüdlichen Förderer der „Quecke“, Alfred Preuß. Neben ihm Wilhelm Frohnhoff. Rechts in der Mitte ist Bürgermeister Edmund Wellenstein zu sehen

der 1970er-Jahre Vorsitzender zu-sammen mit **Erwin Bittner**.

Der nächste im Familienbunde ist der Fernmeldehandwerker **Werner Frohnhoff**. Besser bekannt als der Werner vom „Kalter“. Ne-

ben seiner Leidenschaft fürs Sing-en bekleidete er mit mir zusam-men in den 1960er-Jahren Vor-standsämter bei Kolping. Er ist mir bis heute ein echter Freund ge-blieben.



Auch in der
sechsten
Generation
wird bei uns
Natur
liebervoll
verbacken

Lintorf

Speestraße 24 · Ulenbroich 5

Telefon 0 21 02 / 3 12 90



An wen erinnere ich mich noch:

Josef Beier, der sein privates Auto für viele Kolpingabende bereitstellte, die außerhalb Lintorfs stattfanden. Josef hatte ein gutgehendes, wenn auch für heutige Verhältnisse kleines Baugeschäft. Er war unser Vizepräses. Das heißt, er hatte den Präses im Verhinderungsfall zu vertreten. Im konkreten Fall **Kaplan Hubert Köllen** (von 1960-1964 in Lintorf). Sie sehen Kaplan Köllen auf dem nebenstehenden Bild bei einem Tanzabend im Lokal Grunewald, mit dabei Joachim Zeletzki.



Ein sehr eifriger Kolpingsohn war Frisörmeister **Martin Fuß**. Er hatte auf der Bahnhofstraße (heute Wedauer Straße) im Hintergelände einen kleinen Laden, der ihm keine Reichtümer brachte, ihn aber über Wasser hielt. Martin fehlte an keinem Veranstaltungsabend. Das habe ich an ihm immer bewundert.

Ebenso eifrig war Schreinermeister **Hans Schlüter**. Er wollte von dem Material der 1953 abgerissenen Johann-Peter-Melchior-Schule (stand auf Treibsand) ein Kolpinghaus bauen. Die Steine waren schon geputzt. Ob er dann von diesen Steinen die ersten im sozialen Wohnungsbau geförderten Wohnungen an der Birkenstraße gebaut hat, entzieht sich meiner Kenntnis und gehört wohl in das Reich der Märchen und Fabeln.

Auf dem Thunesweg gab es den Klempnermeister **Karl Ropertz**. Ich meine hier den Sohn vom Jahrgang 1924. Sein Vater Karl, Jahrgang 1890, war Gründungsmitglied; ich habe ihn nicht kennengelernt. Karl (jun.) war immer aktiv. Zu jeder Mithilfe bereit. Ganz besonders hat er sich beim Anstrich der Häuser im Kinderdorf Maria in der Drucht durch die Lintorfer Kolpingsfamilie im Jahre 1977 eingesetzt.

Ein besonderes Jubiläum konnte Kolpingbruder **Alfred Preuß** im vorigen Jahr feiern: er gehörte im Dezember 2008 bereits 60 Jahre der Kolpingsfamilie an.

In seiner Geburtsstadt Essen hatte der heute 80-Jährige in seiner Jugend schon etwas von Kolping gehört. Wegen des Dritten Reiches konnte er aber sein Interesse nicht weiter vertiefen. Die Kriegswirren führten Alfred Preuß mit sei-

nen Eltern und Geschwistern als Essener Evakuierte nach Thüringen. In dem Städtchen Meiningen erlernte er das Handwerk des Schriftsetzers, ehe er 1947 nach Lintorf übersiedelte. Hier hatte seine Familie Verwandte, die den Zuzug ermöglichten. Die Stadt Essen verwehrte in diesen Jahren einem Teil ihrer Evakuierten die Aufnahme, weil der nötige Wohnraum fehlte. Ein heute kaum vorstellbarer Vorgang, der sich jedoch zum Segen für Alfred und Lintorf erweisen sollte.

In Lintorf arbeitete Alfred in seinem Beruf bei der eingessenen Druckerei Hubert Perpéet. Am 5. Dezember 1948 trat er als Einzelmitglied der Deutschen Kolpingsfamilie mit Sitz in Köln bei. **Denn:** In Lintorf gab es noch gar keine Kolpingsfamilie, sie wurde erst am 8. April 1951 gegründet. **Da gehörte Alfred schon über zwei Jahre dem Kolpingwerk an.** Die 40 Gründungsmitglieder wählten „den Schriftsetzer Alfred Preuß als Senior (Jungkolping)“ in den Vorstand.

1952 heiratete Alfred Marianne Hey; also hält diese Ehe seit 57 Jahren. Mit der Siedlergemeinschaft „Solidarität“ baute die junge Familie (weitere Kinder sollten noch geboren werden) an der Mörikestraße auf Kirchenland ihr Eigenheim, in das sie stolz und zufrieden 1957 einzog. Nachbarn in dieser aus zehn Familien bestehenden „Solidarität“ waren damals so bekannte Kolpingbrüder wie Erwin Bittner, Hans Kemper, Heinz Kaiser – Heinz ist vor wenigen Wochen verstorben, Erwin und Hans vor vielen Jahren – und Joachim Zeletzki.

Alfred machte sich selbstständig. An der Krummenweger Straße, heute Ulenbroich, betrieb er in dem ehemaligen Möbelgeschäft des Kolpingbruders und langjährigen Bürgermeisters Edmund Wellenstein eine Druckerei. Er druckte zeitweise unser Kolpingprogramm und beschäftigte den Kolpingsohn Helmut Hümb's, der im September vorigen Jahres verstarb. Die Firma wurde größer. Alfred verlegte den Betrieb in das neue Gewerbegebiet an der Siemensstraße. Die Druckerei Preuß GmbH, heute vom Sohn geführt, ist sein Lebenswerk. Das 40-jährige Firmenjubiläum im März 2005 hat eine stattliche Anzahl von uns miterlebt; Alfred hatte eingeladen. Und was das heißt, wisst ihr: „Vater Kolping, schau hernieder, deine Söhne saufen wieder ...“. Der Seniorechef hat sich zurückgezogen. Aber er und seine Frau Marianne sind immer noch in der Firma anzutreffen. Vor allem die jährliche „Quecke“ lässt sich Alfred nicht aus der Hand nehmen. „Er ist unser wichtigster Mann für die Quecke“, sagte mir Frau Monika Buer vor einiger Zeit.

Alfred hatte viele öffentliche Ämter inne. Er war in der jungen Union, lange Jahre CDU-Mitglied, mehrer Amtsperioden Gemeindevertreter, also Ratsherr in Lintorf. Anmerkung hierzu: Für kurze Zeit saß ihm in der Gemeindevertretung Lintorf sein älterer Bruder Franz, Mitbegründer der Lintorfer Kolpingsfamilie, gegenüber. Allerdings vertrat der eine andere Partei. Nämlich die SPD. Jahrzehnte war Alfred im Kirchenvorstand von St. Anna. Er hat diese Lintorfer Pfarre mitgeprägt. Seine Arbeit im Verein

„Heimstatt-Ketteler-Heim e.V.“ darf ich nicht vergessen, dem auch ich einige Jahre als Schriftführer angehörte.

Alfred Preuß hat ein langes Kolplingleben nach den Wünschen unseres Gründers Adolf Kolping geführt. Er hat seine Kolphingsfamilie nie vergessen. In seinem „Ruhestand“, der für ihn wohl ein Fremdwort ist, hat er mit Begeisterung an den wöchentlichen Fahrradtouren teilgenommen.

Nun komme ich aber zu einem ganz besonderen Kolpingbruder – Gründungsmitglied, Bürgermeister, Amtsbürgermeister, Vorsitzender von Ausschüssen und persönlicher Freund. Ganz Lintorf kennt den Namen **Edmund Wellenstein**. Was soll ich zu ihm schreiben? Die „Quecke“ hat mehrmals Artikel gebracht. In Kirche und Gemeinde kennt man ihn. Er wird und wurde geachtet, so wie er in jedem Gegenüber immer den Mitmenschen sah. Sie sagen, das klingt pathetisch. So habe ich ihn über viele Jahre erlebt, bis zu seinem frühen Tod im September



Das Bild zeigt Edmund Wellenstein am 7. Dezember 1974 beim Kolpinggedenktag im Haus Anna (ganz links). Ob der Bürgermeister so ernst blickt, weil Lintorf in wenigen Tagen seine Selbstständigkeit verliert? Wer mag es wissen? Neben ihm meine Wenigkeit mit meiner Frau Resi

1998. Drei Wochen vorher habe ich ihn an seinem Geburtstag von Kolping aus besucht. Ich bin dankbar, dass ich das durfte. Erlauben Sie mir dann, so zu denken!

Und mit dem obigen Bild will ich meinen Beitrag für die „Quecke“ schließen. Vielleicht war in meinen 50 Kolpingjahren ein bisschen Heimatkunde dabei. Und alle, deren Namen ich nicht genannt ha-

be, die erwähnenswert gewesen wären (die Mendorfs, die Lamerz und ... und ...) bitte ich um Vergebung. Vergessen habe ich sie nicht, vergessen werde ich sie nicht. Vielleicht gibt es noch einmal die Gelegenheit, zu allen Lintorfer Kolpingmitgliedern, Männern und Frauen, etwas zu berichten. Eventuell an anderer Stelle!

Joachim Zeletzki

König

MODEHAUS

Suchen Sie das Besondere?

Wir nehmen uns viel Zeit
für Sie und beraten Sie gerne!

Speestraße 37
Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02/3 57 50

Hauptstraße 109
Essen-Kettwig (in der Altstadt)
Telefon 0 20 54/38 39

Kundenparkplatz

Wie ich die Währungsreform erlebte

Am 1. April 1948 begann ich beim Telegrafengebäude in Düsseldorf-Derendorf eine Lehre. Die Oberpostdirektion Düsseldorf stellte damals 48 neue Lehrlinge ein. In der ersten Juniwoche fuhren wir geschlossen mit unseren Ausbildern für drei Wochen in ein Zeltlager an die Lingesetalsperre in der Nähe von Marienheide. Dieses Zeltlager wurde von der Gewerkschaftsjugend organisiert.

Bekannt war, dass eine Währungsreform bevorstand. Mit meinen Eltern hatte ich vereinbart, meinen Personalausweis nicht mit ins Zeltlager zu nehmen. Sie sollten für mich die 40 Deutsche Mark „Kopfgeld“ in Duisburg in Empfang nehmen. Doch das war ein Denkfehler. Im Lager wurde uns durch die Ausbilder gesagt, dass jeder, der sich mit dem Personalausweis ausweisen könne, die 40 DM erhalten würde. Also konnte das „Kopfgeld“ auch im Zeltlager in Empfang genommen werden. In der Gruppe waren wir sechs Jungen, die ihren Personalausweis nicht dabei hatten. Sie hatten alle so gedacht wie ich.

Wir sechs konnten am Tag der Währungsreform, am 20. Juni 1948, nach Hause fahren und uns in der Jugendherberge in Ratingen gegen Vorlage des Ausweises die 40 DM aushändigen lassen. Uns wurde gesagt, dass die Zahlstelle in der Jugendherberge aber nur bis 13 Uhr geöffnet habe.

In aller Herrgottsfrühe brachen wir sechs nun am 20. Juni ohne Frühstück von der Lingesetalsperre auf. Ein langer Fußmarsch, eine Autobusfahrt und eine Zugfahrt lagen



Die alte, im Jahre 1939 erbaute Rater Jugendherberge an der Göttschenbeck 8 im Junkerbusch. Sie wurde 1997 zum größten Teil abgerissen und durch einen Neubau ersetzt, der am 5. Juni 1999 offiziell eröffnet wurde. Der Neubau kann also in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen feiern

vor uns. In Düsseldorf Hbf angekommen, verabschiedeten wir uns voneinander, und jeder fuhr zunächst nach Hause.

Als ich in Großenbaum ankam, war es schon spät in der Zeit. Meine Eltern waren nicht zu Haus. Mein Vater war arbeiten und meine Mutter einkaufen. Wir wohnten damals in einem Zweifamilienhaus, in dem nie eine Tür abgeschlossen wurde. Also konnte ich ungehindert in unsere Wohnung. Ich holte meinen Personalausweis, schnitt mir eine dicke Scheibe Schwarzbrot ab, steckte sie in die Jackentasche, holte mein Fahrrad aus dem Keller und machte mich auf den Weg nach Ratingen.

Da mir als Großenbaumer Junge der Wald und die Umgebung bestens bekannt waren, wählte ich

den kürzesten Weg, um zur Jugendherberge nach Ratingen zu kommen. Der Hunger wurde während der Fahrt mit der Scheibe Schwarzbrot gestillt, die ich ja in meiner Jackentasche hatte.

Ich konnte mich noch so beeilen und so schnell fahren, ich merkte, die Zeit reichte nicht aus, um bis 13 Uhr die Jugendherberge in Ratingen zu erreichen. Abgehetzt und erschöpft kam ich mit zehn Minuten Verspätung am Ziel an. Die Bediensteten hatten schon alles eingepackt und bereiteten sich auf ihre Abfahrt vor. Ich war verzweifelt. In meiner Not, die 40 DM trotz aller Mühen nicht zu bekommen, schilderte ich den Anwesenden meine Situation. Sie sahen wohl meine tiefe Enttäuschung. Aber ich hatte Glück. Sie packten ihre Unterlagen noch einmal aus, und ich bekam die 40 DM von ihnen ausgehändigt. Ich war an Leute geraten, die noch Mitgefühl zeigten und meine Notlage erkannt hatten. Als ich die 40 DM in Händen hielt, bedankte ich mich bei ihnen und fuhr überglücklich nach Großenbaum zurück. Am Tag der Währungsreform blieb ich noch bei meinen Eltern. Am nächsten Morgen, am 21. Juni, machte ich mich wieder auf den Weg zum Zeltlager, das ich am Spätnachmittag erreichte.

Das ist meine Erinnerung an die Währungsreform am 20. Juni 1948.

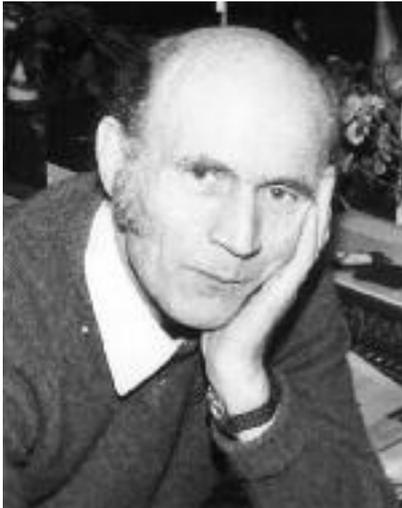
Fritz Rolauffs



In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ hatte ich über meine Kindheit in Lintorf berichtet, sie endete mit dem Eintritt in das Berufsleben am 1. April 1959.

Und was kam dann?

Mein Berufswunsch, Schriftsetzer zu werden, entstand bei einer Besichtigung der Druckerei Perpéet als Schüler. Ermutigt wurde ich dazu auch durch meinen Lehrer Karl Schaefer, der kannte den Personalchef bei der früheren Druckerei



Karl Schaefer
(1920 - 1997)

Schwann in Düsseldorf. Nach dem Bewerbungsschreiben wurde ich zum Eignungstest eingeladen, und nach bestandem Test (Diktat,



Das 1952 errichtete Gebäude der Druckerei Perpéet am früheren Klosterweg (heute: Krummenweger Straße)

diversen Rechenaufgaben und Buchstabenskizzen) erhielt ich den Ausbildungsvertrag. So wurde ich ein „Jünger Gutenbergs“ und Mitglied der „Schwarzen Kunst“, wie man das grafische Gewerbe allgemein nennt. Ein viel zitierter Satz dieses Gewerbes lautet: „Viel mehr als das Blei in der Flinte hat das Blei im Setzkasten die Welt verändert.“ Mit Erfindung der beweglichen Lettern und der Buchdruckerkunst wurde der Allgemeinheit das Lesen ermöglicht.

Einen besonderen Auftrieb bekam die „Schwarze Kunst“ durch die Reformation im 16. Jahrhundert. Das Druckwerk erhielt erstmalig den Charakter als Massenerzeugnis durch den Druck unzähliger Flugblätter, Traktate, Streitschriften für und gegen die lutherische Lehre und natürlich der Bibel.

Damals wurde noch alles in Blei gesetzt und gedruckt, da hieß es, die Fächer des Setzkastens auswendig zu lernen, wo z.B. welcher Buchstabe liegt, das „Blindmaterial“ für die Wortzwischenräume usw. Die Buchstaben, die in der deutschen Sprache am meisten gebraucht werden, liegen der Hand des Setzers am nächsten. Der in der deutschen Sprache am meisten gebrauchte Buchstabe ist das „e“.

Die Buchstaben wurden dann im „Winkelhaken“ zusammengesetzt und auf das „Setzschiff“ gehoben. Als Lehrlinge hatten wir damals auch die Aufgabe, die Wünsche der Gehilfen zu erfüllen, so z.B. Getränke zu besorgen, die Henkelmänner einzusammeln, in die Küche zu bringen, dort in den Ofen zu stellen und kurz vor der Pause wieder dem jeweiligen Kollegen zurückzubringen. Wenn die Henkelmänner geöffnet wurden, dann traten sämtliche Gerüche Arabiens heraus.

Nach bestandener Gehilfenprüfung 1962 wurde ich sehr bald Maschinensetzer, da hieß es Lochstreifen zu erstellen, die dann die Monotype-Gießmaschine steuerten. In dieser Abteilung wurde im



Alter Setzkasten aus der Druckerei Perpéet, der sich heute in der ehemaligen AWD-Motorradfabrik auf der Kölner Straße befindet. Als die Familie Perpéet ihren Betrieb von Bleisatz auf Fotosatz umstellte, überließ sie diesen überflüssig gewordenen Schrank ihrem Verwandten August Wurring, der ihn zur Aufbewahrung von Schrauben, Muttern und Scheiben gut gebrauchen konnte. Der Schrank trägt noch heute die alte Beschriftung aus der Druckerei

Schichtdienst gearbeitet (6 bis 14 Uhr und 14 bis 22 Uhr), für die Freizeitgestaltung blieb daher wenig Platz und Zeit.

Im gleichen Zeitraum pflegte man sowohl in der katholischen wie auch in der evangelischen Gemeinde eine rege Jugendarbeit. Dort gab es Gruppen von Männlein und Weiblein, die sich regelmäßig trafen und verschiedene Aktivitäten ausübten (Zeltlager, Fahrten mit dem Fahrrad, Formationstanz der Mädchen und zur Adventzeit Basteleien für den Weihnachtsmarkt.

Einmal in der Woche trafen sich die Mitglieder der katholischen Jugend im Pfarrheim im „Haus Anna“. Da ich im Schichtdienst arbeitete, konnte ich nur alle 14 Tage an diesen Treffen teilnehmen. Es war eine innige Freundschaft, die uns damals verband, jeder half jedem.



„Haus Anna“ im Jahre 2003, kurz vor dem Abriss. Die Räume der Pfarrjugendgruppen von St. Anna befanden sich über der „Pfarrzentrale“

Ich gehörte der Stephanus-Gruppe an, diese Formation war nicht unumstritten, weil wir damals schon viel Blödsinn im Kopf hatten, wir waren jung, das Leben lag vor uns, und die ersten Liebschaften zwischen Jungs und Mädchen entstanden. Wenn es aber ernst wurde, z.B. Kleider- oder Schrottsammlungen in Lintorf durchzuführen für Bedürftige in der Dritten Welt, dann waren wir da.

Gruppenführer war zuerst Helmut Hümbts, danach Werner Speckamp (beide sind im Jahr 2008 verstorben) und zum Schluss Helmut Geiger. Mitglieder (in loser Reihenfolge) waren Helmut Eickelpoth, Helmut Blumenkamp, Wolfgang Umbeck, Wolfgang Bötsch, Josef Altmann, Herbert Stefes, Rudi und Helmut Geiger, mein Freund Claus Ruwwe und ich.

Am 1. April 1966 trat ich (und die meisten anderen Gruppenmitglieder auch) dann den 18-monatigen Grundwehrdienst an. Es wurden die sogenannten geburtenschwachen Jahrgänge (1944/45) eingezogen, daher auch die lange Dienstzeit. Der Freundeskreis wurde auseinandergerissen, da jeder an einen anderen Standort berufen wurde. Man traf sich nur noch sporadisch am Wochenende, meist im „Haus Anna“ und dort im Clubraum. Diesen Clubraum haben wir in Eigenregie erstellt und bewirtschaftet. Pfarrjugendführer war damals Rolf Blumenkamp, vorher war es Hans-Hermann Jacobs.

Am 2. Weihnachtstag lud Dechant Veiders von der Kanzel aus die Soldaten, die auf Urlaub zu Hause waren, immer nach der Messe zu sich nach Hause ein. Da wurde Wein getrunken und es wurden dicke Zigarren geraucht, die der Dechant uns spendierte. Das waren immer sehr lustige Treffen, und Fräulein Veiders kam mit dem Nachschub kaum nach.

Für mich endete die Bundeswehr-Dienstzeit nicht so schön. Bei der Abschlussuntersuchung wurde ei-



Dechant Wilhelm Veiders
(1892 – 1977)

ne tuberkulöse Rippenfellentzündung festgestellt, mit der ich dann ein Jahr lang mit mehreren Operationen in diversen Krankenhäusern lag. Diese Krankheit habe ich mir wohl als Kradmelder mit nassen Klamotten auf dem Motorrad zugezogen.

Nach meiner Genesung im Oktober 1968 trat ich dann wieder in das Berufsleben bei der Firma Schwann ein.

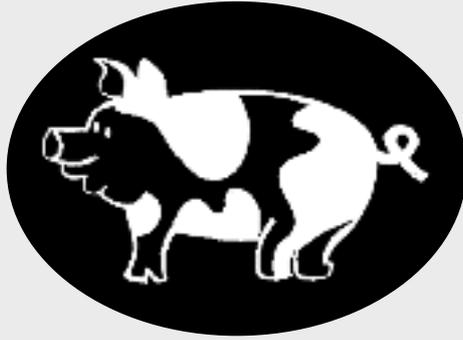
Kurze Zeit später (Anfang der Siebzigerjahre) kam das Aus für den Bleisatz, es kamen der Fotosatz und der Computer. Mit dem Aus für den Bleisatz kam auch das Aus für die Firma Schwann, und ich wechselte zur Rheinisch-Bergischen Druckerei, die auch die „Rheinische Post“ herstellte, damals noch am Martin-Luther-Platz/Blumenstraße in Düsseldorf, heute stehen dort die Shadow-Arkaden.

Die neue Technik schuf neue Berufsbilder und vernichtete etliche andere. Mit dem Einzug des Computers gingen gewaltige Berufsveränderungen einher, dies können mir sicher auch die Leser der „Quecke“ bestätigen.

Es gab da die älteren Kollegen, die sich der neuen Technik einfach verweigerten, aber es half ja nichts, heute steht die „Blechkiste“ in jedem Geschäft und in vielen Privatwohnungen und ist aus dem heutigen Leben kaum wegzudenken.

Nachdem auch die „Rheinische Post“ die Akzidenzabteilung, in der ich arbeitete, schloss, war für mich ein weiterer Firmenwechsel angesagt (Akzidenzen sind alle Drucksachen, die nicht zur Zeitung gehören). Nachdem ich dann noch einmal die Firma wechselte, landete ich schließlich am 1. Juli 1993 bei einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft (PricewaterhouseCoopers) als Fertigungskritiker. Dort war es meine Aufgabe, die von Wirtschaftsprüfern erstellten Berichte auf orthografische und rechnerische Richtigkeit zu prüfen. Am 28. Februar 2007 war mein letzter Arbeitstag, und nun bin ich in der passiven Phase der Alterszeit und ab 1. Mai 2010 „richtiger“ Rentner.

Heiner Faßbender



METZGEREI BENSBERG

Speestraße 5

Öffnungszeiten:

Mo - Fr 6.30 bis 18.30 Uhr

Sa 6.30 bis 13.00 Uhr

ab 11.00 Uhr

täglich wechselnder Mittagstisch

Duisburger Straße 25

Öffnungszeiten:

Mo - Fr 8.00 bis 13.00 Uhr

Sa 7.00 bis 12.00 Uhr

Telefon 021 02/321 48

Ein Mensch in unserer schönen Stadt,
der mal besondere Wünsche hat,
er will sich etwas Schönes kaufen
und keine weiten Wege laufen,
dem geb ich einen Tipp dafür,
denn Lintorf liegt vor seiner Tür.

Hier kriegt er völlig unbeschwert
fast alles, was sein Herz begehrt,
sei es nur eine Kleinigkeit
oder ein schickes Abendkleid,
ob für die Wohnung, für den Garten,
ein toller Mix aus allen Sparten.

Als Krönung fällt mir dann noch ein,
hier gibt's noch echte Bäckereien,
in denen noch von früh bis spät
der Bäcker vor dem Ofen steht
und backt noch wie in alter Zeit
die besten Brote weit und breit.

Bei uns, da backen noch drei Meister,
nur Frisches, keinen Frosterkleister,
nur handgemacht, mit Garantie,
nicht Teiglinge der Industrie.
Es gibt sie noch in unserer Zeit,
die Bäckerei der Ehrlichkeit!

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL 

Duisburger Straße 25 · Telefon 321 98
Speestraße 19 · Telefon 10 19 160

In der Duisburger Straße jeden Sonntag von
8 bis 12 Uhr rund 20 Sorten Sonntagsbrötchen

Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps,
damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem
Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Herz-Apotheke 

Duisburger Str. 23 · 40 885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 3 55 12



Fenster Kalde Bauelemente

Inh. Maria Kalde
Reparatur Service
Fenster-Haustüren-Rolläden-Markisen-Vordächer

Breitscheider Weg 17 - 40885 Ratingen

Tel: (02102)3097483

Fax: (02102)8949170

info@kalde-bauelemente.de





GARTENGERÄTE-SERVICE STRACK GMBH

Verkauf, Vermietung und
Instandsetzung von Gartengeräten

Speestraße 61
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (021 02) 9 31 40

Geschäftszeiten:
Mo., Di., Do., Fr.
9 - 13 und 14 bis 18 Uhr
Mi., Sa. 9 bis 13 Uhr

Frank Nitsche Malermeister

Fachbetrieb für:

**Maler- und Lackierarbeiten
aller Art**

Bodenbeläge

Fassadengestaltung

Treppenhaussanierung

Thunesweg 14
40885 Ratingen

Telefon
0 21 02 / 39 91 77

Telefax
0 21 02 / 89 35 21



Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung



PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33
40885 Ratingen

Telefon (021 02) 3 42 35
Telefax (021 02) 3 15 13

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe

Inh. Dieter Linke · Schlossermeister

Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 02102 - 3 58 78 · Fax 3 91 78



Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände ·
Wand- und Deckenverkleidungen · Dachausbauten ·
Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen ·
Schrankergänzungen

Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Rufen Sie uns an!

Wir beraten Sie gerne und unverbindlich!

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 / 3 60 32 · Telefax 0 21 02 / 3 47 49

WEGA REISEN

Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 93 44-0
Telefax 0 21 02 / 93 44 22

Sanitär und Heizung (Gas- Öl- Solar- und Brennwerttechnik)
Altbausanierung · Exklusive Bäder- auch barrierefrei · Kundendienst

Sanitäre Installationen

Franz und Rainer
Steingen
GmbH

seit 1945

Duisburger Straße 39 · 40885 Ratingen
info@sanitaer-steingen.de
Telefon: 02102/3 56 79 Mobil: 0172/2114502

Ein Lintorfer Original

Manch einer kennt die „Grande Dame“ von Lintorf, aber nur wenige beachten sie. Inzwischen ist sie sehr alt geworden. So viele Generationen hat sie aufwachsen sehen wie sonst niemand. Die Stelle, an der man sie finden kann, war vielleicht nicht von Anfang an ihr bevorzugter Aufenthaltsort, aber irgendwann in ihren jungen Lebensjahren scheint sie sich damit abgefunden zu haben – ja mehr noch: sie machte sich den Ort zu eigen und beherrschte ihn. Auch eine „Grand Dame“ hat natürlich mal klein angefangen, doch es ist fast zu vermuten, dass man sie schon immer an ihrem „strategischen“ Standort vorgefunden hat: einer Ecke. An Eckpunkten erlebt man ja meist mehr als irgendwo zwischen beliebigen Häusern. Wer nun an einem solch interessanten Posten verbleibt, der erlebt zwar viel, muss sich aber auch wappnen gegen die Unbilden des Wetters, als da sind Stürme, Regen und (in der Zeit vor der Klimaerwärmung) Schneegestöber.

Und: Wer zur „Grande Dame“ geworden ist, ragt aus der Menge

hervor, genießt Achtung. So ist es auch mit unserer Lintorfer großen alten Dame. Übrigens ist sie in der Tat groß von Wuchs. Zugegeben, ihre Körperformen sind nicht gerade elegant, wirken sogar maskulin, aber eine herbe Schönheit kann man der Dame nicht absprechen. Ob sie eine Taille hat? Sicher, doch die sieht man nicht, Taille und Oberweite haben dieselben Maße. Geradezu riesig ist die Frisur, sie ist kugelig und zugleich struppig. Die Haarfarbe? Nun ja, im Sommer muss es Grün sein. Im Herbst sind auch bei ihr warme Braun-Töne geboten. Im Winter sieht der Schopf ärmlich grau und zottelig aus. Immerhin wechselt die Dame ihre Erscheinung entsprechend den Jahreszeiten.

Wo finden wir diese Lintorferin? Sie steht seit wenigstens hundertfünfzig Jahren unverdrossen an einer Grundstücksecke am Rande unseres Dorfes. Wenn Sie sich auf der (heutigen) Straße An den Banden auf Höhe des Hauses Nr. 38 (nahe den Tennishallen) befinden, ist das urige Exemplar bei Tage und bei Nacht zu besichtigen, es

handelt sich nämlich um Lintorfs vermutlich älteste und imposanteste ... Eiche!

Dieser Baum, mit seinem „Tailenumfang“ von 3,40 Metern und seiner ausladenden Laubkrone, steht wie ein Bollwerk an der Ecke eines Laubwaldes, und zwar seit der Zeit, als die Häuser ihm gegenüber noch nicht existierten. Die Fläche, die den Baum an dieser Ecke berührt und parallel zur Straße An den Banden liegt, war Jahrzehnte lang Getreideacker und danach Wiese; seit Ende 2008 baut die Stadt Ratingen dort das neue Regenbecken „Scheidter Bruch“.

Es gibt für mich in diesem Gelände keinen Spaziergang und keine Joggingrunde, ohne dass ich die alte „Grande Dame“ eines respektvollen Blickes würdige. Dieses Prachtstück von einer Eiche kommt mir immer wie ein Lintorfer Original vor: urwüchsig, knorrig, bodenständig und unverwüstlich.

Hartmut Krämer





Hans Peter Keller

* März 1915
in Rosellerheide (Neuss)

† Mai 1989
in Büttgen

UND ORT UND STUNDE HOHL

der Mann im Mond schneuzt sich
der Dunst macht Streifendienst
die ganze Nacht bekreuzt sich
weil du erschienst

du bist nicht willkommen
dein Hirn ist kahl
wo warst du mit den Frommen
beim Schlachtfest Totenmahl

du wirst die Nase rümpfen
unterm Flederwisch
hier blakts aus den Sümpfen
es riecht nach Frosch und Fisch

der Frosch ist eine Unke
zieht Kot schleift Gold an Land
zu ihr in Liebe tunke
ich meine Algenhand

den Kuß bewacht ein Hering
die Augen versteint
ortsfremd und düsterer Lehrling
des Geistes der verneint

das Nein setzt Wucherzinsen
ein Kapital aus Luft
ich wechsel dies Grinsen
dem Schelm dem Schufft

los Nihilist die Reuse
das Fischmaul in den Wind
fang mir Fledermäuse
Spielzeug für mein Kind

mein Kindchen ist ein Bluter
ich habs gewollt
nie unkte gemuter
der Frosch aus Kot und Gold

wo warst du mit den Frommen
beim Schlachtfest Totenmahl
du bist nicht willkommen
dein Hirn ist kahl

der Mann im Mond schneuzt sich
der Dunst macht Streifendienst
die ganze Nacht bekreuzt sich
weil du erschienst

Einige dieser suggestiven Zeilen von **Hans Peter Keller** spuken noch immer in meiner Erinnerung. Der Autor hatte das Gedicht 1966 bei einer Matinee im Kreise des Vereins Lintorfer Heimatfreunde vorgetragen. Auch drei Jahre zuvor hatte Keller die Heimatfreunde mit einer abendlichen Lesung seiner lakonischen Sprach-Konzentrate verblüfft und angeregt. **Theo Volmert** hob damals den Abend als einen der bedeutsamsten im Lintorf der letzten Zeit hervor. Der Dichter vom Niederrhein (der in der Not der Nachkriegsjahre auch einmal Verlagsvertreter des kleinen Henn-Verlages aus Ratingen war) befand sich in den 60er-Jahren auf der Höhe seines Erfolges. Er zählte zu den bekanntesten und anerkanntesten deutschen Lyrikern und Aphoristikern. In acht schön gestalteten Bändchen des Limes-Verlages Wiesbaden sind seine Verse, Sentenzen und unbequemen Spruchweisheiten versammelt. Bei der Litfaßsäulen-Aktion des Katholikentages 1982 in Düsseldorf sprang ein Denkspruch von Hans Peter Keller ins Auge: „Selig die Gebeugten, sie fallen nicht tief.“

Vor nunmehr 20 Jahren, 1989, starb der 1915 in Rosellerheide am Niederrhein geborene Hans Peter Keller in seinem Haus in Büttgen bei Neuss, der „Eremitage seines Schreibens“, wie es in einem Nachruf hieß. Es war still um den fast Erblindeten geworden. Eine der Strophen, die Hans Peter Keller – über seine Brille blinzelnd – in Lintorf vorgelesen hatte, ist kennzeichnend für den Mann und sein Werk:

Es scheint, Gefühl wird
heut anders getragen und nicht
auf der Hand: eher in der Tasche.

Rudi Steingen

„Kunst ist – wenn man sie macht – die höchste menschliche Verantwortung, die es gibt.“

Volfram Anton Scharf (1906 –1987)

Bekannter Duisburger Künstler war auch Kunstpädagoge an den Ratinger Innenstadtgymnasien

Der Maler, Bildhauer, Lyriker und Pädagoge Volfram Anton Scharf, am 9. September 1906 in Duisburg geboren, stammt aus einer Handwerker- und Musikerfamilie.

Er beginnt 1923 seine Ausbildung als Kunstmaler im Düsseldorfer Meisteratelier **Werner Schramm**.¹⁾ Daneben arbeitet er als Bühnenbildner und Schauspieler am Düsseldorfer Schauspielhaus unter der berühmten **Louise Dumont**²⁾ und deren Ehemann **Gustav Lindemann**³⁾. Gleichzeitig gründet er mit neun Künstlerkollegen den „**Bund Duisburger Künstler**“.⁴⁾

1924, Scharf ist gerade 18 Jahre alt, entstehen zu russischen Volksmärchen zwölf Aquarelle. Dies sind unter anderen seine ältesten erhaltenen Arbeiten.

Schon damals, in jungen Jahren, setzte sich Scharf mit der russischen Kultur, die er verehrte, auseinander. Auch wenn der kubistische Einfluss auf sein expressives Werk variiert, ist die stilistische Ausformung dieser zwölf Aquarelle vom Vorbild der **russischen Avantgarde**⁵⁾ geprägt.

Zwei Jahre später macht sich der 20-Jährige, von Kind auf bereits „Wandervogel“, auf den Weg von Duisburg aus über die Alpen bis nach Sizilien. Dies war damals auch für ihn die billigste Reismöglichkeit. Er besucht Venedig, studiert in Rom, dann in Anacapri bei **Theodor Däubler**⁶⁾. Als er schließlich in Messina auf Sizilien ankommt, hat er zu Fuß ganz Italien durchwandert.

Der junge Scharf wohnt eine längere Zeit bei der italienischen Familie Marangolo. Scharf erzählte einmal, dass Signor Marangolo ihn damals in jeder Hinsicht unterstützte. Die Zeit in Messina war wohl eine der schönsten Zeiten in seinem Leben. Seine wachen Augen bekamen, selbst im späten Alter, immer noch einen besonderen Glanz, wenn er über diese Zeit plauderte. Ich denke, es lag nicht

nur an der sonnigen, südlichen Atmosphäre mit der ungewohnten, zauberhaften Mittelmeerflora, sondern seine Schwärmerei galt auch der wunderschönen Tochter seines Mäzens. Dieses Wohlgefühl drückt der Künstler nicht nur lyrisch wie in seinem folgenden Gedicht,

Schlangen sonnen sich.

*Kein Aug' vermag das Gleis-
sen zu ertragen,
der Himmel brennt auf glatten
Felsen wider.*

*Er sprüht und glitzert,
blinkt und flimmert im Blüten-
regen*

*wie im Staub der steilen
Schlucht.*

*Da fängt die Sonne sich in
starken Rissen*

*und schießt nun Blitze zu-
ckend hin und her;
steigernd die Glast in glieder-
lähmend Fieber.*

*Berg über Meer –
uralt erhabne Güte;
die Winde reisen her,
die Sonne zaubert Blüte
um Blüte auf dein Herz.*

*wie langsam auch dein Schlag
in tiefer Druse geht –*

*Uns ist der kurze Tag
das Leben himmelwärts;
Du Steingewordener fühlst
früh wie spät*

*nicht unsern Wandel
zwischen Freud und
Schmerz.’*

*) Wiedergabe nach dem Originaltypo-
skript des Künstlers

sondern auch in seinen bildnerischen Arbeiten aus, die jetzt auf unterschiedlichen Formaten entstehen. Ich persönlich sehe eine mediterrane Beeinflussung nicht nur in der Leichtigkeit der zuerst mit weichem Bleistift hingeworfenen Motive, sondern auch in der anschließenden Farbgebung seiner Aquarelle, bei denen zarte Blau-, Grün- und Gelbtöne vorherrschen.

Nach dem Italienaufenthalt reist er nach Paris, wo er seine Studien fortsetzt. Er arbeitet in einem Atelier in Meudon, einem Vorort von Paris, in dem auch schon **Auguste Rodin**⁷⁾ arbeitete.

Hans Arp⁸⁾ baut mit seiner Frau **Sophie Taeuber-Arp**⁹⁾ hier 1927 ein Haus.

Max Ernst¹⁰⁾ wohnt im gleichen Jahr in Meudon. Ihm erging es später ähnlich wie Volfram Anton Scharf. Auch seine Werke werden

1) *1898 Duisburg, †1970 Düsseldorf, deutscher Maler und Bühnenbildner

2) *1862 Köln, †1932 Düsseldorf, deutsche Schauspielerin und Theaterleiterin. Eine Dumont-Büste steht im Düsseldorfer Hofgarten.

3) *1872 Danzig, †1960 Stephanskirchen, deutscher Theaterleiter, Regisseur und Mitbegründer des Düsseldorfer Schauspielhauses

4) Erste Künstlervereinigung der Stadt Duisburg, Vorläufer des heutigen „Duisburger Künstlerbundes“

5) Von 1918 bis 1934 erlebte die russische Kunst eine Weiterentwicklung bis hin zur Abstraktion und internationalen Moderne. In den 30er-Jahren brachte Stalin die avantgardistischen Künstler zum Schweigen. Es folgte der „Sozialistische Realismus“.

6) *1876 Triest, †1934 St. Blasien, deutscher Schriftsteller, beschäftigte sich mit expressionistischer Dichtung, Malerei, Bildhauerei und Architektur

7) *1840 Paris, †1917 Meudon, französischer Bildhauer

8) *1886 Straßburg, †1966 Basel, deutscher Maler, Bildhauer und Lyriker, einer der bedeutendsten Vertreter des Dadaismus und Surrealismus, emigriert nach der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht mit seiner Frau in die Schweiz

9) *1889 Davos, †1943 Zürich, schweizerische Malerin und Bildhauerin. Ihre Arbeiten sind von den verschiedenen Stilen des beginnenden 20. Jahrhunderts, wie Dadaismus, Expressionismus und Surrealismus beeinflusst.

10) *1891 Brühl, †1976 Paris, deutscher Maler, Grafiker, Bildhauer; einer der wichtigsten Maler des Surrealismus, Rheinischer Expressionist, gründet in Köln die Dada-Gruppe „Zentrale W/3“, Mitglied der Düsseldorfer Vereinigung „Das Junge Rheinland“



Selbstporträt, 1936, 40 x 30 cm,
(Aquarell)

vom NS-Regime diffamiert und als „entartet“ eingestuft. Später flieht er, wie Scharf, in die USA.

Nach Duisburg zurückgekehrt, stellt er die bereits 1923 begonnene und aus privaten Mitteln finanzierte Freilichtbühne im Duisburger Stadtwald fertig. Hier werden nun Theaterstücke aufgeführt.

Von 1928 bis 1931 studiert Scharf an der Düsseldorfer Kunstakademie Grafik bei **Prof. Wilhelm Herberholz**¹¹⁾, Malerei in der Meisterklasse bei **Prof. Heinrich Campendonk**¹²⁾ und ist Gast Schüler bei **Heinrich Nauen**¹³⁾.

Nebenher absolviert Scharf eine Architekturausbildung bei dem Krefelder Baumeister **Karl Buschhüter**¹⁴⁾, dessen enger Mitarbeiter und Vertrauter er war. Bis zu dessen Tod bleiben sie freundschaftlich miteinander verbunden.

Bedingt durch die Folgen der Weltwirtschaftskrise im Winter 1929/30, es herrscht in den Industrienationen eine große Arbeitslosigkeit, schlägt sich V. A. Scharf von 1931 bis 1933 in Duisburg und Krefeld als freischaffender Künstler durchs Leben. Seine Tätigkeit wird abrupt nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten beendet. Die NSDAP erklärt ihn zum „Staatsfeind“, verhaftet ihn im Oktober 1933 und sperrt ihn vorübergehend ein. In der entscheidenden Phase seiner künstlerischen Entwicklung wird seine Kunst als „entartet“¹⁵⁾ eingestuft, er erhält Berufs- und Ausstellungsverbot, und wird unter Polizeiaufsicht gestellt.

Scharf emigriert 1936 nach Belgien, wo sein Bruder Hermann wohnt. Er versteckt sich in Antwerpen und Kortrijk und flieht dann schließlich 1937 in die USA. Hier lebt er zuerst in New York und anschließend auf einer Farm in den Appalachen.

Doch begleiten wir ihn nun auf seiner anschließenden Ostasienreise in den Jahren 1938 und 1939, die er finanziert, indem er auf Schiffen als Matrose anheuert. Sie führt ihn über Lissabon, durchs Mittelmeer, den Suezkanal, weiter nach **Ceylon**¹⁶⁾. Weitere Stationen sind Indien, die Inseln Penang (Malaysia), Sumatra, Java, Borneo und Celebes, die Hafenstadt Manila auf den Philippinen, dann Japan und schließlich Nordostchina. Auf dieser Seereise und den Landgängen entstehen jetzt, im Gegensatz zu seinen Italienbildern, kleinformatigere Aquarelle auf Büttenpapier in Skizzenblockgröße. Volkram Anton Scharf setzt sich hier mit der uralten Tradition fernöstlicher Tuschzeichnung und Malerei auseinander.

Zeitweise lebt er in einem buddhistischen Kloster als Mönch unter dem Namen „Katsu“, für ihn eine sehr wichtige Phase seines Lebens. Hier lernt er bei den Mönchen den **Zen-Buddhismus**¹⁷⁾ kennen, der sein späteres Leben nachhaltig, aber auch sein künstlerisches Werk maßgeblich beeinflusst hat. Glücklicherweise beschriftet der Protagonist später seine Arbeiten der Ostasienreise mit dem Kürzel „OAR“, so dass dieser Werkblock in seinem unüberschaubaren Nachlass besser einzuordnen ist. Sein Farbspektrum beschränkt sich nun auf erdige und feinstufig gebrochene Gelb- und Umbratöne für die Landschaft und auf lichte, helle und klare Blautöne für die Wasserflächen.

Wilhelm Wiacker¹⁸⁾ äußert sich 1952 bei einer Ausstellung von Scharfs Aquarellen, die während der Asienreise entstanden sind, wie folgt:

[...] „Scharf will nicht Einzelheiten oder den vom Zufall einer Lichtsituation bestimmten Landschaftsausschnitt wiedergeben, sondern die großen, zusammenhängenden Formen nachdrücklich unterstreichen. [...] Es sind vielfach Natur-

eindrücke, vom Schiff aus erlebt, mit großem und breit ruhendem Wasser, aus dem oft nur ein schmaler Küstenstreifen oder eine bizarre Bergformation dunkel hervorragt. Horizontale Bildachsen entstehen, welche die Komposition wesentlich mitbestimmen. [...] Die technischen Mittel, deren sich Scharf bedient, sind geschickt angewandt [...].

1940 wird Scharf als Wehrmachtsoldat eingezogen und verbringt die ersten Kriegsjahre in Österreich, wo auch seine Tochter **Iduna**¹⁹⁾ geboren wird. Anschließend dient er an der Front in Russland, Rumänien und Frankreich. 1943 wird er nach einer Verwundung heimatnah eingesetzt und zwar als Beobachter auf dem Wasserturm am **Kaiserberg**²⁰⁾ in Duisburg, und kommt schließlich in englische Kriegsgefangenschaft.

11) *1881 Schwerte/Westfalen, †1956 Oberstdorf, Düsseldorfer Maler u. Grafiker, 1938 Gestapohaft, Professor an der Kunstakademie Düsseldorf (1921-50)

12) *1889 Krefeld, †1957 Amsterdam, deutscher Maler u. Grafiker, Rheinischer Expressionist, Professor an der Kunstakademie Düsseldorf (1926-32); Verfemung als „entarteter Künstler“ durch die Nationalsozialisten; Flucht nach Holland

13) *1880 Krefeld, †1940 Kalkar, deutscher Maler, bedeutendster Vertreter des „Rheinischen Expressionismus“, 1919 Gründungs- und Vorstandsmitglied der Düsseldorfer Künstlervereinigung „Das Junge Rheinland“, Professor an der Kunstakademie Düsseldorf (1921-37), 1937 durch die Nationalsozialisten in den Ruhestand gezwungen

14) *1872 Krefeld, †1956 Krefeld, deutscher Architekt, gilt als Wegbereiter des ökologischen Bauens

15) siehe auch: Aktenvermerk am 4.4.1984 von Dr. Josef Milz, ehemaliger Archivdirektor der Stadt Duisburg

16) wurde am 22.5.1972 eine Republik mit dem Namen „Sri Lanka“

17) „Meditations-Buddhismus“

18) *1914 Duisburg, †1977 Duisburg, deutscher Maler, studierte an der Kunstakademie Düsseldorf

19) *1943 Baden bei Wien, Studium an der Werkkunstschule Krefeld (Prof. Wimmer) und Kunstakademie Düsseldorf (Prof. Sackenheim), Goldschmiedin, Malerin, Bildhauerin, eröffnet in Angermund, Auf der Krone 9, am 16. 10. 1970 die Galerie „IDOS“

20) siehe auch: Aktenvermerk am 4.4.1984 von Dr. Josef Milz, ehemaliger Archivdirektor der Stadt Duisburg



Porträt Iduna im Profil, 9.9.1943, 14 x 16 cm, (Aquarell/Rötel)

1947 kehrt er nach **Oestrum**²¹⁾ zurück. Er hat sein ganzes Hab und Gut verloren. Ein Teil seines künstlerischen Werkes ist vernichtet oder verloren gegangen. Mit seiner Frau **Ida**²²⁾ baut er sein Haus aus und richtet sich ein Atelier ein. In diesem Haus verbringt er glückliche Jahre zusammen mit seiner Frau, seiner Tochter und deren Familie.

Von 1948 bis 1950 ist Scharf als Dozent an der Volkshochschule in Rheinhausen tätig.

Von 1965 bis 1973 unterrichtet er als Kunsterzieher an den beiden **Ratinger Innenstadtgymnasien**²³⁾ und ist danach bis 1980 als Pädagoge am „Heinrich-Heine-Gymnasium“ in Rheinhausen tätig. Der intensive Einsatz von Schulleitung und Schülerschaft beim Kultusministerium ermöglichte, dass Scharf noch bis zu seinem 74. Lebensjahr junge Menschen künstlerisch prägen konnte.

Sicherlich ist einigen ehemaligen Ratinger Schülerinnen und Schülern der qualifizierte Kunstunterricht dieses vielseitigen Malers, der wegen seiner menschlichen Güte und aufrichtigen Unbestechlichkeit beliebt war, gegenwärtig.

Auch ich erinnere mich gerne an die ersten Kontakte mit dem Künstler Volfram Anton Scharf.

Es war Ende der 50er-Jahre, als mir meine Schwester Solvejg vorschlug, mit ihr nach Oestrum zu fahren.

Nun, da ich schon früh an Kunst interessiert war, sagte ich zu, und wir fuhren am Spätnachmittag los.

Ich weiß nicht mehr genau wann, aber es muss ein Donnerstag gewesen sein, denn an diesem Tag fand in Rheinhausen-Oestrum, am Paschacker 2, immer der weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannte legendäre „Donnerstagskreis“ von Volfram Anton Scharf statt.

Angekommen in Oestrum, erlebten wir einen Abend, an dem wir reich beschenkt wurden. Wir fühlten uns sofort wie zu Hause. Aber nein, es war mehr! Die Geborgenheit, die wir ja als Kinder im Elternhaus in Ratingen am Nachtigallenweg genossen und immer als eine Selbstverständlichkeit empfunden hatten, konnten wir erstmals in einer neuen Umgebung, hier am Paschacker erleben. Die außergewöhnliche Offenheit, die herzliche Gastfreundschaft und Bescheidenheit dieser starken Persönlichkeit, die Volfram Anton Scharf ausstrahlte, faszinierten uns ungemein. Hier waren junge Menschen zusammengekommen, teils von weit her, unter anderem aus Dinslaken, Köln, und Krefeld, um hier im vertrauten Kreis, manchmal nach musikalischen Beiträgen, über das Leben und die Welt, aber vor allem über Kunst und Literatur zu diskutieren. Da wurden oft bis spät in die Nacht Thesen und Antithesen leidenschaftlich vertreten.

Die Großmutter war meistens noch wach und ließ es sich nicht nehmen, das Geschirr, das wir benutzt hatten und brav in der Küche zusammenstellten, noch mit der Hand zu spülen. So blieb für uns nur noch das Abtrocknen. Zu später Stunde machten wir uns dann wieder auf den Heimweg mit den Abschiedsworten: „Nächsten Donnerstag kommen wir wieder, wenn wir dürfen“. Wir durften!

Man freudete sich schnell an und so ergab es sich, dass wir auch außerhalb dieser Abende die Familie Scharf besuchten.

Ich denke gerne an die Gespräche mit Ida, Anton und ihrer Tochter Iduna zurück. In Antons Atelier und Werkstatt konnten wir ihm bei seinen Drucktechniken über die Schulter schauen.

Aber auch sein urwüchsiger Garten, in dem sich hier und da auch Kunstwerke versteckten, stand uns zur Verfügung. Im Sommer durften wir über seine alten Kirschbäume herfallen und uns die dunkelroten Schattenmorellen munden lassen. Die „Klondorf“, die sich zum Garten hin öffnete, hatte es mir besonders angetan.

Die Anregungen, Anstöße und Erfahrungen, die ich von diesen Abenden mitnahm, waren mir in meinem späteren Leben oft Entscheidungshilfe. Sie halfen mir auch in meinem Beruf als Lehrer, nicht nur im Fach Kunst, weiter. Auch heute noch greife ich gerne auf Ratschläge und Tipps aus dem damaligen Freundeskreis zurück.

Volfram Anton Scharf hatte sein Haus so eingerichtet, dass er es auch als Galerie nutzen konnte. Er nennt sie **„Galerie Sammlung Ostarhem“**²⁴⁾ und charakterisiert die am 21. März 1964 eröffnete Galerie wie folgt:

„Die Sammlung Ostarhem besteht aus einer Anzahl von Wohnräumen, an deren Wänden Bilder und

21) Stadtteil von Rheinhausen; Rheinhausen wird 1975 im Zuge der Neugliederung nach Duisburg eingemeindet

22) *1910 Duisburg, †2006 Rheinberg, geborene Gudenoge, Gobelweblerin

23) Damals noch Theodor-Heuss-Gymnasium und Geschwister-Scholl-Gymnasium, heute: Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasium

24) alter Name von Oestrum



Volkram Anton Scharf in seinem Atelier in Oestrum

vor ihnen Menschen sich sammeln mögen und einander betrachten können. Fragt sich, wer besteht. Sicherlich beide! Oder ebenso leicht keiner von beiden. Aber ein Gespräch über das Schwarze und eine Helligkeit, über einen Farbfleck und eine farbige Fläche wird beiden zueinander helfen.

Der Mittler zu einem Zustandekommen dieses „Zueinander“ ist hier die Atmosphäre des bewohnten Raumes.“

Der Künstler öffnet Kunstinteressierten die fünf Räume seiner Wohnung, die so, vierzig Jahre lang, quasi zu einer „Relaisstation“ wurde, mit vielen Impulsen für das kulturelle Leben von Rheinhessen und außerdem eine Ausstrahlung auf den ganzen Niederrhein hatte.

Aber vor allem ist er Förderer von jungen Künstlern aus dem In- und Ausland. Er gibt ihnen die Möglichkeit, ihre eigenen Werke in seinem Haus einem besonders interessierten Publikum zu zeigen, und ermöglicht so einen Kontakt zwischen Schauenden und Künstlern.

Als Schauender hatte auch ich im September 1965 die Möglichkeit die Arbeiten des Künstlers **Alfred Angeletti**²⁵⁾ zu bewundern. Scharf

lernte ihn im gleichen Jahr zu Pfingsten auf einer Reise durch die Provence kennen. Der 1919 geborene Vertreter des französischen „Art brut“, hatte so die Gelegenheit, in Scharfs Galerie seine Werke auszustellen.

In der Biografie eines Ausstellungskatalogs aus dem Jahre 1996, den das „Musée d'Art Moderne et d'Art Contemporain“ (**MAMAC**) in Nizza zum Gedenken

des 1991 verstorbenen Künstlers Angeletti herausgab, konnte ich nachlesen, dass die oben erwähnte Vernissage in Oestrum, im Jahre 1965, seine erste im Ausland war. Diese war somit damals für Angeletti das Sprungbrett vieler seiner weiteren Ausstellungen, vor allem aber in Deutschland.

Im gleichen Jahr ermöglichte V. A. Scharf auch dem Pariser Maler und Grafiker **Norman Dupont-Far**²⁶⁾, in der „Galerie Sammlung Ostarhem“ seine Werke erstmals in Deutschland zu zeigen.

Vielen weiteren, heute sehr bekannten Künstlern ging es ähnlich. Ich möchte hier noch einen hochbegabten Künstler erwähnen, der auf diese Weise zu einem höheren Bekanntheitsgrad gelangte: Es ist der japanische Maler **Toshiaki Tsukui**²⁷⁾, der 1969 im Hause Scharf auch erstmals in Deutschland und im gleichen Jahr auch in

25) *1919 Arpino, Provinz Frosinone, Region Latium, Italien, †1991 Nizza, Studium an der Königlichen Kunstakademie in Liège (Lüttich), Belgien. Angeletti siedelte 1946 mit seiner Familie nach Nizza über und war u. a. mit Pablo Picasso befreundet.

26) *1929 Toulon, †1974, wohnte in der Rue d'Amsterdam in Paris. Seine Frau Madeleine ist die Enkelin des bekannten Düsseldorf Verlegers Eugen Diederich.

27) *1935 Urawa, Japan, 1959 bis 1963 Studium an der Kunstschule in Tokio im Atelier von T. Hayashi



„Der Gastgeber“, Anfang der 50er-Jahre, 35 x 45 cm, (Linolschnitt)

Paris bei **Suzanne de Coninck**²⁸⁾ in der Rue de Verneuil, in unmittelbarer Nähe des „Musée d’Orsay“, ausstellte.

Madame de Coninck, von Scharf liebevoll im Anklang an „**Mutter Ey**“²⁹⁾ hier „Mutter Suzanne“ genannt, bedankt sich im Tsukui-Ausstellungskatalog bei dem Ehepaar Scharf mit folgenden Worten:

[...] „Es scheint mir, dass nur derartige geistige Bemühungen die neuen Generationen zu einer großzügigeren Sicht des Lebens können. Die unentwegte Hingabe von Herrn und Frau Scharf für die heutige junge Kunst hat sich schon längst bewährt und diese „schmale Tür“ kann eher unsere Pariser Arbeit zu einer weiteren Öffentlichkeit führen als jene veraltete, verbliche Spekulation.

Nur so, bei einer solchen engen, vertrauensvollen Zusammenarbeit kann geistiger Frieden entstehen.“

So enthusiastisch, wie sich Scharf für andere Künstler engagierte, so vernachlässigte er sein eigenes Image. Er arbeitete zurückgezogen in seinem Atelier, abseits des kommerziellen Kunstmarktes und legte keinen Wert darauf, zu den berühmten Künstlern zu gehören.

Die Buchhändlerin, Autorin und Niederrheinkennerin **Marianne Possmann**³⁰⁾ bestätigt dies:

[...] „Dabei wollte er nie berühmt werden. Seine Arbeiten blieben für ihn immer nur Selbstzweck und wurden nie Stufen zu einer lukrativen und spektakulären Künstlerkarriere.“

Scharf hatte keinen Sinn für die Vermarktung seiner Werke, im Gegensatz zu manchen anderen Zeitgenossen der Kunstszene. An seinem 75. Geburtstag sagte er dazu: „Dieser Markt ist mörderisch – er treibt die Künstler ins Alleinsein.“

Dabei konnte Scharf auf ein umfangreiches Repertoire seines Schaffens zurückgreifen.

Volkram Anton Scharf ist sicherlich der produktivste, aber dabei facettenreichste rheinische Künstler, den ich kenne. Was zunächst die Begegnung und Auseinandersetzung mit seinem Œuvre erschwert, ist die bemerkenswerte Vielfalt seiner Gestaltungskraft. Er bedient sich der ganzen Breite der Ausdrucksmittel, die er bis an sein Le-



Porträt von Hein Diekmann, 1930-1932, 69 x 50 cm, (Öl/Leinwand auf Sperrholz)

bensende immer wieder verändert und verfeinert hat. Diese Vielseitigkeit macht es dem Betrachter seines Gesamtwerkes nicht leicht, die Kontinuität seines Vorgehens in den einzelnen Neuansätzen seiner Werksphasen zu durchschauen. Der Protagonist hat gerne experimentiert und so eine Vielfalt bei seinen Werken erreicht, die ihresgleichen sucht, aber deren Stil auch sehr schwer einzuordnen ist.

Seine Arbeiten, die er vor und nach dem Krieg geschaffen hat, werden daher von Kunstexperten sowohl in die Nähe des „Rheinischen Expressionismus“, dann später dem „Nachexpressionismus“, der „Neuen Sachlichkeit“ und schließlich dem Gegenständlichen, wie auch dem Abstrakten, zugeordnet.

Glücklicherweise sind aus der frühesten Zeit seines Schaffens noch einige Rötel- und Tuschzeichnungen, Ölbilder, Aquarelle und auch Gouachen vorhanden.

28) französische Galeristin, Leiterin des Pariser „Centre de Recherches d’Art Intégral“

29) *1864 Wickrath, als Johanna Stocken, †1947 Düsseldorf, Beisetzung in einem Ehrengrab auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof; Mäzenin für moderne Kunst; 1907 hatte „Mutter Ey“ eine Bäckerei an der Ratinger Straße 45 in Düsseldorf, später eine Café-Galerie am Hindenburgwall (heute Heinrich-Heine-Allee, an der Stelle, wo sich die Ostseite des Museums K20 am Grabbeplatz befindet), 1934 durch Repressalien des NS-Regimes verursachter Bankrott, Geschäftsaufgabe, „Exil“ in Pempelfort, 1946 Ehrenbürgerin von Düsseldorf

30) *1950, aus „Duisburger Künstler“ in „Duisburger Journal“, Jahrgang 11, 1987

Der Protagonist beherrscht außerdem die Technik der Farbradierung und er schafft so eine riesige Fülle an Druckgrafiken, die hauptsächlich abstrakt gestaltet sind. Da Scharf aber nach jedem Abzug die Druckplatte neu und graduell mit anderen Farbtönen bestreicht, entsteht jedes Mal eine Variante des vorigen Abdrucks und somit ein Unikat.

Doch damit ist seine künstlerische Bandbreite noch nicht erschöpft. Der Künstler gestaltet auch Fenster. In Rheinhausen sind seine Glasmalereien im evangelischen Gemeindehaus in der Peschmannstraße 2 gut bekannt. Brunnen, Metallarbeiten wie Torgitter und Geländer, Großplastiken, Wandfresken und Plakate gehören auch zu seinem Repertoire. Eine seiner Auftragsarbeiten ist ein Taufbecken, das in einem Hamburger Privathaus steht.

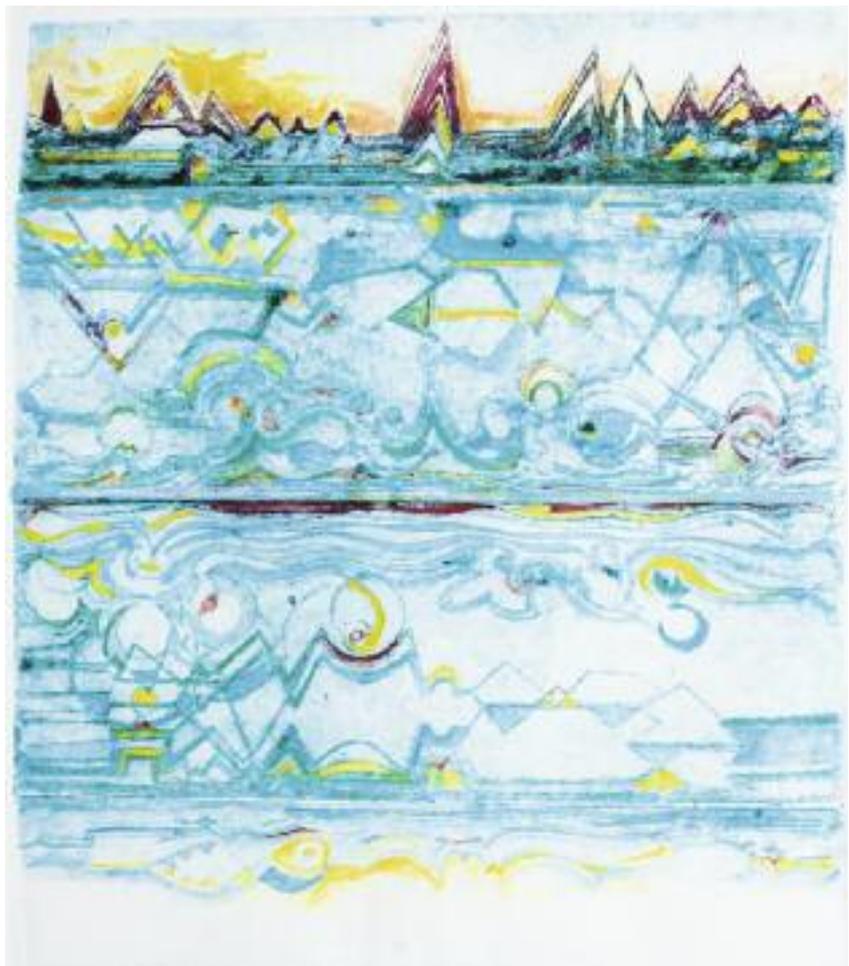
Aber auch in der Lyrik ist er zu Hause. In seinen Dichtungen drückt er seine Stimmungen und Gefühle aus.

Er selbst meint zur Vielseitigkeit seines Gesamtwerkes:

„Wer den Kopf schüttelt über Vielfältigkeit und dies Verzettelung nennt, mag Sorge haben, den Kopf nicht gar zu verlieren. Ich



„Blumen“, 28 x 14,5 cm, (farbige Kaltnadelradierung)



„Stadt am Strom“ (Xanten am Rhein), Ende der 70er-/Anfang der 80er-Jahre, 44 x 36,5 cm, (farbige Kaltnadelradierung)

spreche gern vielerlei Sprachen, wenn ich ihrer mächtig bin. Ich denke nicht daran aufzuhören, zu lernen und die Skala meiner Ausdrucksmittel zu erweitern, bis ich sterbe.“

Dies hat Scharf wortwörtlich bis in seine letzte Schaffensphase durchgesetzt. Er hat seinen Sterbensweg künstlerisch dargestellt. Ich glaube, dass ihm in dieser Endphase die Stärke seines Durchhaltewillens nur durch seinen längeren Aufenthalt bei den buddhistischen Mönchen ermöglicht wurde.

Schon schwer erkrankt, reist er im Jahre 1985 mit seiner Frau und Tochter nach Norwegen. Hier entstehen viele Landschaftsaquarelle. Scharf malt, schon an den Stuhl gefesselt, „gegen die Zeit“, aber nicht um des Kunstkommerzes willen.

Nach dieser letzten großen Reise besuchte ich ihn in Oestrum. Von seiner schweren Krankheit gezeichnet, lag er in seinem Krankenbett und zeichnete, halb ge-

lähmt, mit schwarzen und bunten Stiften und mit Hilfe eines Spiegels, ein Porträt von sich. Es war eines von vielen Selbstporträts, die er zum Schluss seines Lebens noch mit einer enormen Ausdrucksstärke zeichnete, nur halbseitig. Als er es mir zeigte, erklärte er, dass die andere, gelähmte Hälfte für ihn nicht existiere. Ich war mir damals nicht sicher, wer da zu mir sprach, der Künstler Anton oder der buddhistische Philosoph „Katsu“.

Diese seine letzten Werke halfen ihm die Phasen seiner Krankheit aufzuarbeiten, genauso, wie er es nach einem seiner vielen Krankenhausaufenthalte mit der grafischen Reihe: „Klinisches Tagebuch“ bereits Jahre zuvor bewerkstelligt hatte.

Vom 16.12.1986 bis 14.3. 1987 zeigt eine Ausstellung des Lehmbruck-Museums in der Städtischen Sammlung Duisburg-Rheinhausen, an der Händelstraße, schwerpunktmäßig Arbeiten mit Pinsel und Stift auf Papier (etwa 100 Zeichnungen und Aqua-



Letztes Selbstporträt, 9.1.1987,
40 x 30 cm, (Bleistiftzeichnung)

relle), einige Druckgrafiken und die schon erwähnten Aquarell-Illustrationen zu den „Russischen Volksmärchen“.

Ich persönlich zähle diese zwölf Aquarelle, die mit transparenten Wasserfarben gemalt sind, zu seinen bemerkenswertesten Arbeiten.

Trotz seiner schweren Erkrankung konnte Volkrant Anton Scharf mit seiner Frau Ida und seiner Tochter Iduna diese Ausstellung noch mit vorbereiten.

Die Vernissage, die er noch miterleben konnte – allerdings nur lie-

gend – erfreute ihn sehr. Gab sie ihm doch, noch kurz vor seinem Tod, eine erneute Bestätigung seiner Anerkennung.

Volkrant Anton Scharf setzte sich schon früh mit dem Tod auseinander, der für ihn das „letzte Tor“ war, das er als Wissender durchschreiten wollte, wie er es einmal ausdrückte. So schrieb er am 23. November 1950 folgendes Gedicht:

*Am eignen Sarg
Ihr, die ihr wahrhaft meine
Freunde seid
geht heim – bedenkt
wann Ihr mir folgen werdet.
Ihr andern aber haltet Euch
bereit
zu tag'n, womit Ihr mich be-
schwerdet.
Wenns aber dennoch nicht
kann anders sein,
nehmt meine Asche,
streut sie in den Wind.
Ich war von Anfang an der
Weite Kind.
Was wiegt, ob Du dich
dünkest
GROSS, ob du bist klein.')*

*) Wiedergabe nach dem Original-
typoskript des Künstlers

Am 10. April 1987 stirbt Volkrant Anton Scharf in den Armen seiner Tochter Iduna. Er findet seine letzte Ruhe in der Familiengruft auf



Volkrant Anton Scharfs Totenmaske,
gefertigt von seiner Tochter Iduna

dem alten Waldfriedhof in Duisburg am Sternbuschweg.

Aus Anlass seines 100. Geburtstages widmet das Wilhelm-Lehmbruck-Museum der Stadt Duisburg dem Künstler im Jahre 2006 eine Retrospektive seiner Bilder, die auf seinen frühen Wanderungen 1926 durch Italien und von 1938 bis 1939 auf seiner Asienreise entstanden sind.

Seine Reisen beweisen, dass ein künstlerischer Austausch zwischen verschiedenen Kulturen immer für alle Beteiligten fruchtbar ist und Türen zu neuen Erkenntnissen und Wahrnehmungen öffnet.

Mit den beiden zuvor genannten Ausstellungen würdigt das Wilhelm-Lehmbruck-Museum nicht nur das Lebenswerk seines Duisburger Sohnes, sondern auch den Kunstpädagogen Volkrant Anton Scharf, dem sich unzählige Erwachsene, Schüler und Schülerinnen dank vielfältiger künstlerischer Anregungen verbunden fühlen.

Dazu gehört auch **Michael Kreft**³¹⁾, damals Schüler am Ratinger Innenstadtgymnasium. Er erinnert sich an seinen ehemaligen Lehrer:

„Volkrant Anton Scharf war mein Kunstlehrer seit der Mittelstufe, also etwa seit 1966, wenn das Fach Kunst auf der Studententafel stand.



„Sturmheld Ivan Kuhson“, 1924, 16 x 19,5 cm,
(Aquarellillustration zu den „Russischen Volksmärchen“)

31) *1949 Düsseldorf, seit 1987 Leiter der Martin-Luther-King-Gesamtschule in Ratingen

Seine Figur war eher zierlich, seine farblich dunkel gehaltenen Anzüge wirkten wie maßgeschneidert, obwohl er auch manchmal einen weißen und durchaus mit Farbklecken versehenen Kittel darüber trug, der verdeutlichte, dass er seine Schüler beim Malen praktisch unterstützte, was wir durchaus positiv wahrnahmen. Sein dunkelgraues, langes Haar war vorne nach hinten gekämmt und kräuselte sich im Nacken. Seine Kopfform war geprägt durch eine große Nase, eine große fliehende Stirn, und seine manchmal sehr dünnen Lippen wie sein Mund zeigten variationsreich seine Stimmungen, sein Schmunzeln und seine Reaktionsweisen auf die Argumente des Gegenübers.

Aus dem Lehrer-Schüler-Verhältnis der Mittelstufe erwuchs in der Oberstufe und in den Jahren nach dem Abitur eine Beziehung, von der ich sage, dass Anton für mich eine Art väterlicher Freund wurde.

Volkram Anton Scharf war als „freischaffender Künstler“, was wir ja erst nach und nach erfuhren, eben kein „normaler“ Lehrer. Er brachte sehr eigene Ansichten zum Thema Kunst in den Unterricht ein, und damit auch in die Bewertung der Gesellschaft der BRD in den Sechzigerjahren. Er eckte damit auch an, wurde von manchen – wenn nicht als Spinner abgetan – doch zuweilen milde belächelt, aber unter der Lehrerschaft wohl auch attackiert.

Volkram Anton Scharf förderte – nicht nur bei mir – ein Verständnis für einen recht weit gefassten Kunstbegriff: Kunst = Können und

Kunst = Können. Zum künstlerischen Können gehörte bei Scharf auch der sparsame Umgang mit den Ressourcen. Dass er alles mögliche hochwertige, aber durchaus schon auf einer Seite bedruckte Papier, z. B. Einladungskarten, zum Bemalen nutzte, ist all denen bekannt, die Bilder von ihm besitzen.

Wenn er uns Schüler aber dann schon einmal mit seinem Renault 4 (Pistolengangschaltung!) in seine Galerie nach Rheinhausen zu einer Ausstellungseröffnung mitnahm, erfuhren wir als damalige Fahrschulbesucher, wie man Energie (und vielleicht auch Benzin) sparen kann: zwischendurch, besonders auf der A 3 zwischen Kreuz Breitscheid und Duisburg, schaltete er immer wieder in den Leerlauf und ließ den Wagen rollen. Heute würde das vom Umweltministerium wahrscheinlich als manuelle Schubabschaltung bezeichnet... Scharf war wohl seiner Zeit ein Stück voraus.

Fachlich haben ich und die, die es wollten, eine Menge bei „Anton“ gelernt. Wenn ich in den letzten Jahren als Prüfungsausschussvorsitzender im Fach Kunst beim Abitur oder bei zweiten Staatsprüfungen im Rahmen einer soliden Allgemeinbildung kompetent mitreden konnte, dann ist dies, neben dem eigenen Interesse an der Sache, der hervorragenden fachlichen Ausbildung bei Volkram Anton Scharf zu verdanken.

Anton hat, seitdem ich ihn kennengelernt habe, viele Kaltnadelradierungen angefertigt. Sie lassen sich keiner der auch in den Lehr-

plänen verankerten Kunst- oder Stilrichtungen zuordnen. Teilweise sind seine Werke durch seine biographischen Fernosterfahrungen beeinflusst.

Mich hat dieses sein Werk durchaus angesprochen, weshalb es nicht verwunderlich ist, dass nach dem Prinzip der „Petersburger Hängung“ nicht nur **eine** Radierung in meiner/unserer Wohnung anzutreffen ist.“

Im Jahre 2008 erscheint der Band 54 der „Duisburger Forschungen“, herausgegeben vom Stadtarchiv Duisburg, mit dem Titel: „Seit Lehmbruck–Duisburger Künstlerportraits“, Merkator-Verlag, Duisburg. Leider erlebt Volkram Anton Scharf diese Edition nicht mehr.

Auf Seite 276, unter der Abbildung des Ölgemäldes „Winterlandschaft“, das V. A. Scharf im Jahre 1933 schuf, kann man über ihn die folgende Laudatio von **Werner Arand**³²⁾ lesen:

„Volkram Anton Scharf, [...] war vielseitiger Maler, Zeichner, Grafiker, sensibler Plastiker, kraftvoll-treffsicherer Lyriker, einfühlsamer mehrlicher und überaus erfolgreicher Kunstpädagoge, scharfsichtiger Philosoph. Sein Zwiegespräch mit seinem Leben war auch eine Auseinandersetzung mit seiner bewegten Zeit, mit 80 Jahren unseres Jahrhunderts. Was er da niederschrieb in Form und Farbe, auf vielen tausend Bildern und Blättern, ist, in einem kaum überschaubaren Lebenswerk, auch ein Kommentar zu diesem Leben, zu dieser Zeit, ist ein immer waches Suchen, ein immer neues Finden und Erfinden, eine immerwährende Neugier, ein ständiger Aufbruch – auch ganz wörtlich zu sehen – zu immer neuen Ufern, die ihn am Ende zu einem ungewöhnlich umfassenden Wissen geführt haben, [...] Sein Leben war groß, chaotisch und diszipliniert zugleich und immer farbig. [...]“

Dr. Christoph Brockhaus³³⁾, würdigt im Vorwort dieses Bandes Scharf als einen der Mitbegründer



„Niederrhein“, 44 x 75 cm, (Schablonendruck)

32) *1935 Gelsenkirchen, Bühnenbildner, Kulturreferent der Stadt Wesel von 1974 bis 1999

33) *1944 Lübeck, Kurator und Direktor des „Wilhelm Lehmbruck Museums“ in Duisburg

Vom 5. Dezember 2009 bis 21. Februar 2010 findet im Kunstraum des „Hauses Salem“, Auf der Aue 17, in Ratingen Ost eine Ausstellung mit ausgewählten Werken **Volkram Anton Scharfs** statt. Eröffnet wird diese Ausstellung in einer Vernissage am Samstag, dem 5. Dezember 2009, um 11 Uhr.

des 1923 ins Leben gerufenen „Duisburger Künstlerbundes“ und schlägt im gleichen Jahr den Künstler für eine Straßenbenennung in Duisburg vor.³⁴⁾

Nähere Einzelheiten über die Straßenbenennung erhielt ich freundlicherweise von Herrn **A. Schulz-Marggraf**, Vermessungsingenieur im Amt für Baurecht und Bauberatung der Stadt Duisburg.

Arbeiten von Volkram Anton Scharf befinden sich in Sammlungen in Rheinhausen, Duisburg, Moers, Ratingen, Rheinberg, Hamburg, Kassel, Frankfurt, München, Eschwege, Kufstein, Tokio, Delhi und Kabul.

Schlussbemerkung:

Bei meinen Nachforschungen über Volkram Anton Scharf stieß ich auf einige veröffentlichte Ungereimtheiten, die ich aufklärte und korrigierte.

Glücklicherweise konnte ich auf persönliche Erfahrungen und eigenen Unterlagen wie: private Aufzeichnungen des Künstlers, Brief-



Die Tochter des Künstlers wählt mit dem Autor in ihrem Atelier in Eversael/Rheinberg einige Bilder dieses Artikels aus

verkehr, Kataloge, Vernissageeinladungen und Zeitungsartikel zurückgreifen.

Außerdem fand ich bei meiner Recherche die freundliche Unterstützung bei der Kunsthistorikerin Frau Dr. Dawn Leach im Archiv der Kunstakademie in Düsseldorf an der Eiskellerstraße und zusätzliche Informationen im Archiv der Stadt Duisburg am Karmelplatz.

Vor allem aber erhielt ich viele neue Fakten über den Künstler von dessen Tochter Iduna Schnepf-Scharf und deren Ehemann Otto Schnepf, der als Sport-

und Geografielehrer von 1968 bis 1972 am damaligen Ratinger Theodor-Heuss-Gymnasium tätig war.

Dem Ehepaar Schnepf-Scharf gilt mein besonderer Dank, auch dafür, dass sie mir bei der Auswahl der hier abgedruckten Bilder zur Seite standen.

Gunnar-Volkmar
Schneider-Hartmann

34) Aktennotiz vom 28. Januar 2008: „Straßenbenennung im Bereich des rechtsverbindlichen Bebauungsplans Nr. 700-I-F ...“, unterzeichnet : „Klein“

Im folgenden Text schreibt die Tochter des Künstlers über ihre früheren Kontakte zu Ratingen:

In den ersten Jahren, in denen mein Vater am Theodor-Heuss-Gymnasium unterrichtete, besaß er noch keinen Führerschein und fuhr so täglich mit einem kleinen, alten Moped von Rheinhausen nach Ratingen. Die Fahrt war lang und bei Wind und Wetter recht beschwerlich, was ihn jedoch nicht störte, denn die Arbeit mit den Schülern machte ihm immer sehr viel Freude.

Als ich dann meine Fahrerlaubnis erlangt hatte, konnte ich ihn morgens etwas bequemer zur Schule bringen. Wir nahmen nicht die Autobahn, sondern behielten seine schöne Mopedstrecke durch den Wald bei. Von Rheinhausen nach Duisburg-Bissingheim, dann durch herrlichen Buchenwald mit Unterholz aus Rhododendronbüschen an Lintorf und Breitscheid vorbei.

Dann erinnere ich mich noch an einen Kreisverkehr und das Lokal „Krummenweg“. Dort haben lange Zeit später meine Eltern, mein Mann und ich ein Lehrerfest mit dem Kollegium des Ratinger Gymnasiums gefeiert.

Die morgendliche Fahrt mit meinem Vater ging weiter durch viel Wald, den wir in Rheinhausen und Umgebung vermissten, am „Blauen See“ vorbei hinein nach Ratingen, zu der Stadt, die viele Jahre für meine Familie und mich nicht nur von beruflicher, sondern ebenso von privater Wichtigkeit war.“

Iduna Schnepf-Scharf

30 Jahre Club Ratinger Maler

Der „Club Ratinger Maler“ feierte im Frühjahr 2009 sein 30-jähriges Bestehen. Die Liste seiner zahlreichen Aktivitäten ist lang, und so ist die Gemeinschaft weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt geworden.

Wie begann alles? Der Gründer des Clubs, **Otto Bartsch**, vielen als Stadtjugendpfleger und Motor der Städtepartnerschaft mit Maubeuge bekannt, nahm in den siebziger Jahren an einer Ausstellung in Düsseldorf teil und lernte dabei die Malergemeinschaft „Staffelei“ kennen, die sich 1976 zusammengefunden hatte und recht erfolgreich in unserer Nachbarstadt agierte. Otto Bartsch dachte sich: Warum sollte so etwas nicht auch in Ratingen funktionieren? Im Frühjahr 1979 überzeugte er auch den Maler und Grafiker **Vaclav Snop** sowie einige Bekannte von seiner Idee und gründete den „Club Ratinger Freizeitmaler“. Arbeitsprinzipien wurden festgelegt und ein Vorstand gewählt. Vorsitzender wurde Otto Bartsch, zweiter Vorsitzender Peter Josef Andersen, Schatzmeisterin Sibylle Völkle, Schriftführerin Erika-Maria Riemer-Sartory. Den Begriff Freizeitmaler wählte man seinerzeit, um deutlich zu machen, dass es sich hier überwiegend um Künstler handelte, die ihre Leidenschaft nicht als Hauptberuf ausübten. Bereits kurz nach der Gründung fand die erste Ausstellung in der Sparkasse Ratingen statt.



Gemeinsames Malen bei einem der vielen Malaufenthalte

Von Anfang an wurde großer Wert auf Fortbildung gelegt und man analysierte bei den Treffen Bilder, was bei den Betroffenen nicht immer nur Freude auslöste. Vaclav Snop gab wichtige Hinweise. Die heutige Vorsitzende, **Elfi Lütcke**, stieß drei Monate später zu der Truppe, übernahm 1980 die Schriftführung und wurde 1986 zusätzlich zur zweiten Vorsitzenden gewählt, nachdem Peter Josef Andersen ausschied. Bekannte Ratinger Künstlergrößen, wie die schon erwähnte Erika Maria Riemer-Sartory, Lu Possehl, Inge Dropmann oder die Leiterin der Malschule am KAP, Marlene Ober-

scheven, machten vor dem Kunststudium ihre ersten Gehversuche im Club.

Rasch entwickelte sich die Malergemeinschaft zu einer festen Einrichtung der Ratinger Kulturszene. Rund 120 Ausstellungen wurden bisher in Ratingen und Umgebung, in den Partnerstädten Maubeuge, Vermillion und Beelitz organisiert. Die Maubeuger Gruppe „Palette Maubusienne“, zu der eine lange Freundschaft bestand, stellte auch einige Male in Ratingen aus.

Highlights aus dieser Zeit waren die Anfertigung eines Riesenbildes von 50 m² auf den Betonplatten des Marktplatzes zu Dixieland-Musik, Ausstellungen im Schloss Kalkum, Fahrten nach Worpswede, Giverny, Barbizon, Rotenburg, Murnau und, und ...

Zum zehnjährigen Bestehen 1989 wurde ein Buch mit Biografien und Bildern der Mitglieder erstellt, welches bereits nach kurzer Zeit vergriffen war.

Im Laufe der Zeit bildeten sich viele Mitglieder durch Sommerakademien oder Kursangebote von namhaften Künstlern weiter. Jährlich wurde bei einer einwöchigen Malexkursion in eine bekannte Künstlergegend gemeinsam gemalt. Häufig wurden auch Preise bei Wettbewerben eingeharbt, so in Giverny (Frankreich) und Murnau.



Otto Bartsch mit einigen Gründungsmitgliedern beim 20-jährigen Jubiläum im Museum der Stadt Ratingen

v. l.: Vera Kuppe, Tilde Kaufhold, Otto Bartsch, Marlis Scheiter, Sibylle Völkle



Die Bewohner des Bereiches für Demenzkranke im Altenzentrum St. Marien treffen sich regelmäßig auf dem „Marktplatz“. Das Wandbild dient auch zur Orientierung. (Foto: RP)

Oft sprangen die Maler des Clubs ein, wenn es darum ging, Bühnenbilder oder Wagen für den Karneval zu erstellen, Wappen der Schützen für das Festzelt zu fertigen oder auch Wandgemälde für das Altenzentrum St. Marien. Mit dieser Einrichtung verbindet den Club jedoch sehr viel mehr. Etliche Flure wurden mit Bildern ausgestattet und jährlich, am 1. Dezember, eröffnet er die Aktion „24 Türen“ mit einer themengebundenen Ausstellung. In diesem Jahr unter dem Motto „Hoffnung und Vertrauen“.

Häufig wurde der Club herangezogen, um triste Firmenflure in Bildergalerien zu verwandeln. So gab es Ausstellungen bei Ingersoll Rand, Sensormatik, Balcke-Dürr,

Hewlett Packard, Tandberg-Data (Dortmund), RKD (Düsseldorf), Vodafone, im Quattrium, Fidus Business-Solutions und bei Banken und Sparkassen.

Auch Einladungskarten für den Chor 73 wurden gestaltet.

Zum 20-jährigen Bestehen fand eine Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen statt, was natürlich nicht allen Gremien recht war und zahlreiche Diskussionen auslöste. Dem Club lag es jedoch fern, sich auf eine Stufe mit „großen“ Künstlern zu stellen. Andererseits wollte er dem Anlass entsprechende Räumlichkeiten nutzen können. Eine attraktive Alternative gab und gibt es in Ratingen-Mitte nicht, weil die Hängeflächen des Lese-

cafés im Medienzentrum für so viele Maler nicht ausreichen.

Bei der 25-Jahr-Feier stellte sich wieder das gleiche Problem und diesmal setzte sich der damalige Bürgermeister, Wolfgang Die-drich, kurzerhand durch.

In diesem Jahr fand die Veranstaltung zum 30-jährigen Bestehen im Foyer und kleinen Saal der Stadthalle statt, weil wohl ein neues Konzept für die Nutzung des Museums erarbeitet wird.

Dabei zeigte sich, dass die Stadthalle für längere Ausstellungen nicht geeignet ist, da durch ständig wechselnde Veranstaltungen Stellwände immer wieder „umgebaut“ werden mussten. Heinz Hülshoff und sein Team des Restaurants „Ratingia“ lösten diese Aufgabe mit Bravour - manchmal noch nachts um drei.

Seit dem Jahre 2000 wird der Club vom Dreiergespann **Elfi Lütcke, Anita Esper** und **Anneli Steimann** geleitet. Nachfolgerin der 2008 verstorbenen Kassenführerin Gertraud Hörner wurde Renate Prumbaum.



v. l.: Anneli Steimann, Anita Esper, Elfi Lütcke



rolf kögler augenoptik · contactlinsen

alles aus einer hand, von der augenglasbestimmung bis zur fertigen brille und individuellen contactlinsenversorgung

augeninnendruckmessung

inh.

georg miskiw

augenoptikermeister
contactlinsenspezialist

linterfer markt 7

40885 ratingen

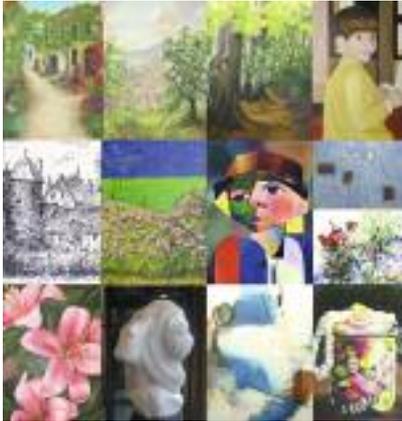
telefon 02102-36003

fax 02102-733287

optik-koegler@t-online.de



Kartengestaltungen für den
Konzertchor 73



Alle Techniken und Stilrichtungen sind
vertreten



Das 25-jährige Bestehen wurde 2004 im Museum der Stadt gefeiert

Im Club Ratinger Maler hat sich eine Gemeinschaft zusammengefunden, die Spaß mit Ernsthaftigkeit kombiniert und kreativ umsetzt. Er zählt heute rund 50 Mitglieder. Von der Meisterschülerin bis zum reinen Autodidakten ist alles vertreten. Viele der Kunstschaffenden können auf eine ab-

geschlossene künstlerische Ausbildung verweisen. Gemeinsam vereint alle die Liebe zur Kunst. So heißt denn auch das Motto seit der Gründung

„Freude am Malen“.

Elfi Lütcke

Ihre Botschaft ist nicht zu überhören:

25 Jahre Ratinger Kinder- und Jugendchor

Wir befinden uns am 24. Mai 2009 zusammen mit vielen Zuhörern in der großen Siegerland-Halle in Siegen. Über 40 Chöre aus ganz Nordrhein-Westfalen haben sich an zwei Tagen versammelt, um zu zeigen, dass sie „Meisterchor“ werden wollen.

Gute, tolle Chöre mit Liedprogrammen, die beim Publikum sehr gut ankamen. Der Ratinger Kinder- und Jugendchor musste als letzter Chor nach einem Veranstaltungsmarathon sein Können unter Beweis stellen. Dann etwas ganz Besonderes: Der letzte Ton ist kaum verklungen, da springen tausend Zuhörer in der Halle auf und applaudieren. Es ist spontane Begeisterung. Auch die Jury lässt sich mitreißen. Steht auf. Applaudiert. Der Ratinger Kinder- und Jugendchor hat alle eingeholt und sogar überholt: Vom „Pater noster“ bis zum „Wo mag denn nur mein Christian sein?“ haben die

jungen Sängerinnen und Sänger eine thematische und musikalische Spannung aufgebaut, die sie mit Bravour auflösen. Standing Ovation. Aber noch viel beeindruckender war die Stille der Zuhörer während der Vorstellung. Die Zuhörer hielten fast „hörbar“ den Atem an beim „Lauda alla vergine Maria“ von Giuseppe Verdi oder beim „Moi hvězda“ von Bedřich Smetana. Diese atemlose Stille war ein starkes Erlebnis. Die höchste Punktzahl war am Ende das, was die jungen Sängerinnen und Sänger mit nach Ratingen brachten.

In der 25-jährigen Chorgeschichte steht ziemlich am Anfang der Erfolgsstory die Aufführung des Kindermusicals „Die Seefahrt nach Rio“. Einmal wird es im „Haus Anna“ aufgeführt und ein zweites Mal im Stadttheater. Das war 1987. Drei Jahre vorher, nämlich am 12. November 1984, hatten die Pro-

ben des neu gegründeten Lintorfer Kinderchores begonnen, initiiert von **Ortrun Erlekotte**, damals Mitglied im Schulausschuss. **Brigitte** und **Werner Schürmann** waren vom ersten Tag an dabei. Die Probenarbeit klappte so gut, dass bereits ein halbes Jahr später das erste Konzert in der Aula des Lintorfer Schulzentrums stattfinden konnte. 1986 wagte sich der Chor an ein größeres Projekt heran, nämlich an die Kantate „Max und Moritz“. „Dschungelbuch des Lintorfer Kinderchores war ein voller Erfolg“, war die Schlagzeile des Jahres 1991. Die Aufführung wurde 1992 im restlos ausverkauften Stadttheater wiederholt. Dann gab es noch „Klaus Klettermaus“ im Jahre 1993. Klettermaus war Publikumsmagnet vor ungefähr 2.000 Zuschauern in Ratingen und anderen Städten. Wir sind im Jahre 1997: „Joseph“, das Musical von Andrew Lloyd Webber im Colosseum in Essen steht auf dem

Programm. Von März bis zu den Sommerferien sangen, spielten und tanzten die Jungen und Mädchen des Chores professionell zweimal wöchentlich vor jeweils 1.600 Zuschauern. Dieses durchschlagende Erlebnis wiederholte sich dann für die Chorgruppe nochmals 1999.

Was wäre der Ratinger Kinder- und Jugendchor ohne seine Chorreisen? Da ist z.B. die Reise nach Prag im Jahre 1990 zu nennen. 1996 findet die Reise nach Ungarn statt. 1998 ist Finnland das große Ziel. Konzerte u.a. in der bekannten Felsenkirche von Helsinki oder im Dom von Tampere. Im Jahr 2000 ist es die Reise nach Andalusien, die zum großen Erfolg wird. 2001 fährt der Chor nach Berlin und 2002 nach Rom mit einem großen Konzert in der Kirche San Ignazio. 2003 steht erneut Berlin auf dem Programm, um am Deutschen Chorfestival teilzunehmen. 2004 finden wir den Chor in Österreich am Wolfgangsee und in Salzburg. Im gleichen Jahr singt der Chor auch in Weimar. 2006 gewinnen die Sängerinnen und Sänger die Goldmedaille beim Festival in Barcelona. und schließlich fährt der Chor 2008 an den Bodensee. Der Chor reist nicht nur in der weiten Welt herum, sondern wir treffen ihn bei zahlreichen Konzerten an vielen Orten unseres Landes an und natürlich auch in unserer Stadt, wo er sein vielseitiges Repertoire immer wieder vorstellt. Wichtig sind auch die CD-Einspielungen im Laufe der Jahre, die et-



Der Ratinger Kinder- und Jugendchor unter der Leitung von Werner Schürmann beim Jubiläumskonzert im Ferdinand-Trimborn-Saal am 14. Juni 2009.
Links am Flügel: Brigitte Falke-Schürmann

was festhalten, was in einem Konzert oftmals schnell vorbeigeht und damit bald in Vergessenheit gerät. Der Lohn der Mühen zeigt sich in einer Reihe von Auszeichnungen bis zum aktuellen Titel „Meisterchor“ vom Mai dieses Jahres.

Musik ist eine Art zu kommunizieren, die über die Sprache hinausgeht. Dieser Satz bekommt mit Blick auf die Vergangenheit des Kinder- und Jugendchores und mit Blick auf seine Zukunft eine vertiefte Aussagekraft: Die Musik, ob gesungen oder instrumental, interpretiert die Welt auf ganz eigene Weise, verändert den Menschen,

verändert die Welt. Musik mischt sich ein in die Welt. Musik ist demnach eine besondere Form der Kommunikation, indem junge Menschen selbst Musik machen, Musik hören, Musik umsetzen und sich somit über Musik verständigen.

Bei einem Interview antworteten einige Mitglieder des Chores auf die Frage, warum sie eigentlich im Chor seien: „Wir treffen Freunde“ – „Der Chor bedeutet für uns ein Gefühl von Gemeinschaft.“ – „Wir haben Freude am Singen und an der Musik.“ – „Wir finden es wichtig, etwas in der Gruppe zu erreichen.“ – „Es gibt echte Erfolgserlebnisse.“ – „Wir wissen, dass man nur etwas in der Gruppe erreichen kann, wenn wir zusammenhalten, miteinander harmonieren.“ – „Wichtig und schön sind für uns die gemeinsamen Erlebnisse: die Chorreisen, die Wettbewerbe.“ – „Im Kinder- und Jugendchor zu singen, ist überhaupt nicht langweilig, weil immer etwas Neues eingeübt wird.“ – „Es ist auch schön, anderen Menschen mit der Musik Freude zu machen. Schließlich macht die Musik auch uns selbst Freude.“

Dem kann man nur noch hinzufügen: Gut, dass es den Ratinger Kinder- und Jugendchor gibt. Hoffentlich sind die jungen Sängerinnen und Sänger noch lange „gute Botschafter“ unserer Stadt.



Der Chor singt bei der Eröffnung der Neanderland-Biennale im Cromford-Park am 1. Mai 2007

Hans Müskens

Von der Ratinger Rentnerband zum Senioren-Orchester

Seit über 25 Jahren bringen die jung gebliebenen Musiker Freude

Sie spielen oft die Gassenhauer und Straßenfeger der „Goldenen 20er-Jahre“ des letzten Jahrhunderts. Zu ihren Partituren gehören aber auch Evergreens und Ohrwürmer jüngerer Datums. Flotte, schmissige Märsche, aber auch Kaffeehausmusik sowie getragene Ouvertüren und Opernmelodien sind im Angebot des Senioren-Orchesters Ratingen. „Aktuell haben wir über 200 Stücke drin. Über 1.500 Titel sind in unserem Fundus von Noten, die wir teilweise aus Nachlassen geerbt haben. Zu entsprechenden Anlässen wird ein jeweils dazu passendes Konzertprogramm zusammengestellt“, berichtet stolz der Manager des Senioren-Orchesters Ratingen, Ernst Cebulla, über das Repertoire der Musiker, die seit über 25 Jahren mit ihren Auftritten Freude bringen. Das Eintrittsalter liegt bei 60 Jahren, das Durchschnittsalter bei etwa 76 Jahren. Der älteste Musiker ist im 89. Lebensjahr und spielt die zweite Violine, das jüngste Mitglied ist 66 Jahre und spielt die zweite Trompete. Zurzeit gehören dem Orchester 19 Musiker an.

Die Ursprünge des Orchesters liegen im Jahr 1982. Der damalige städtische Sozialamtsleiter Walter Heischkamp hatte die Information bekommen, dass der rüstige

Rentner Wolfgang Schmeil abwechselnd mal mit diesem, mal mit jenem Musikpartner zum Tanz und zur Unterhaltung aufspielte und auch einen kleinen Chor leitete. Heischkamp dürfte die guten Möglichkeiten des Musizierens als ideales Training der „kleinen grauen Zellen“ und bestimmter Körpermuskeln erkannt und geschätzt haben. Er empfahl Schmeil, eine Musikgruppe für Auftritte z.B. in Seniorentreffs, Altenheimen und Krankenhäusern zu gründen. Der piffige, temperamentvolle Wolfgang Schmeil setzte die Anregung in die Tat um. Mit Hannes Schmitz konnte er einen guten Geiger zum Mitmachen bewegen, mit Hans Uhl einen schwungvollen Schlagzeuger und mit Hannes Schulten einen Klavier- und Akkordeonvirtuosen. Sie probten jeden Mittwoch und nannten sich stolz „Ratinger Rentnerband“. Der schon damals beachtliche Notenfundus von Wolfgang Schmeil versetzte sie in die Lage, ein breit gefächertes Programm anzubieten. Ihre Tanztee-Nachmittage in der Stadthalle erfreuten sich beachtlicher Beliebtheit. Bereits im Jahre 1985 benannte sich die Musikgruppe um und nannte sich jetzt Senioren-Orchester Ratingen. Durch ihre Musik und Auftritte wurden sie mehr und mehr

bekannt und lockten nach und nach weitere Musiker zum Mitmachen an. Zwischen 1985 und 1989 kamen ein Flötist, ein Posaunist und Trompeter, ein weiterer Akkordeonspieler und sieben Geiger hinzu. Eine Sängerin machte ebenfalls mit. Der Aufwand wurde immer größer. Schmeil spielte Orgel und dirigierte. 1989 gab er die Leitung an Sybille Krechel ab. Sie hatte die musikalische Leitung bis zum Jahr 2000 inne und dirigierte in dieser Zeit allein über 200 Konzerte. Ihr folgte 2001 bis heute Gerd Fricke. Er war bereits vorher Mitglied des Orchesters und spielte Geige.

Zur besonderen Vertiefung des Gemeinschaftsgefühls dienten Bildungswochen in der Kolping-Akademie in Soest und im beschaulichen Königswinter sowie Fahrten in die Ratinger Partnerstadt Beelitz bei Potsdam im Jahre 1999 und erneut nach Beelitz sowie nach Berlin 2002. Der unvergessene Friedrich Wagner aus Lintorf, seines Zeichens Ex-Schulrat und Kreistagsabgeordneter, der bis über sein 90. Lebensjahr hinaus im Orchester zweite Geige spielte, hatte diese schönen Fahrten organisiert. Dem Beelitzer Altenheim wurde aus Anlass der Konzertreise ein Klavier zur Verfügung gestellt. Beim Besuch in



Das Senioren-Orchester im Jahre 1986. Ganz rechts am Keyboard Wolfgang Schmeil, Gründer und erster Dirigent des Orchesters

Berlin wurde der Bundestag be-
sichtigt, und die Ratinger Musiker
gaben ein Konzert in der Haupt-
stadt sowie natürlich auch in Bee-
litz. In Erinnerung an Friedrich
Wagner, der auch begeisterter
Flieger war – u.a. mit dem Segel-
flugzeug in Homberg-Meiersberg
– und viel zum Zusammenhalt der
Formation beigetragen hat, spie-
len die Musiker noch heute den
„Fliegermarsch“ als echte Her-
zensangelegenheit. Zu dem No-
tenbestand gehören insgesamt
177 Märsche, 119 Ouvertüren,
102 Phantasien, 105 Lieder, 471
Salonstücke, 171 Potpourris, 244
Walzer und 253 Tanzmusikstücke.
Die Moderation öffentlicher Kon-
zerte übernimmt Gisela Schöttler.
Die ehemalige Kulturreferentin des
Kreises Mettmann und nach wie
vor als lokale Feuilletonistin der
Rheinischen Post tätige Musikerin
spielt im Senioren-Orchester Flö-
te. Zudem moderieren auch Ma-
nager „Ernesto“ Cebulla und Diri-
gent Gerd Fricke mit launigen
Worten die Auftritte. Alljährlich
steht ein größeres Konzert auf
dem Programm. Nachdem viele
Jahre das Medienzentrum Austrag-
ungsort war und wegen der gro-
ßen Beliebtheit des Orchesters
und entsprechendem Publikums-
interesse aus allen Nähten platzte,
spielte das Orchester 2008 erst-
malig im Stadttheater zum Ab-
schluss der Seniorenwoche – mit
großem Erfolg. 2009 folgte der
Auftritt an gleicher Stelle zum Auf-
takt der Reihe „Kultur am Nach-
mittag“ der Stadt Ratingen. Beein-
druckend auch das Konzert zum
30-jährigen Jubiläum des städti-
schen Seniorenrates im vergan-
genen Jahr. Das Orchester ist be-
müht, aktuelle Anlässe im Musik-



Bei einem Konzert im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg in Lintorf im Mai 2009 leitete Manager Ernst Cebulla (vorn am Flügel) das Orchester für den erkrankten Dirigenten Gerd Fricke

geschehen in sein Programm mit
einzubeziehen und an musikali-
schen Gedenk-Ereignissen teil-
zunehmen. So spielte es im Mo-
zartjahr 2007 die Titus-Ouvertüre.
2009 wurden der 200. Geburtstag
von Felix Mendelssohn-Bartholdy,
der 200. Todestag von Joseph
Haydn und der 250. Todestag von
Georg Friedrich Händel aufge-
griffen.

Manager Cebulla (78), der beruf-
lich als Diplom-Ingenieur Dezer-
nent bei der Bezirksregierung war
und privat Ehemann der erfolgrei-
chen langjährigen Ratinger Kultur-
politikerin Erika Cebulla (u.a. war
sie viele Jahre Kreistagsabgeord-
nete und Mitglied der Land-
schaftsversammlung Rheinland)
ist, weist mit sichtlichem Stolz da-
rauf hin, dass pro Monat durch-
schnittlich ein Auftritt für das Se-
nioren-Orchester ansteht. Die Uni-

versität Paderborn begleitet die
Entwicklung des Orchesters im
Rahmen ihres Projektes „Musik im
Alter“. Cebulla: „Man muss sich
immer wieder Ziele setzen. Das
hält fit und fordert den Geist.“ Er
selbst spielt u.a. Cello im Orches-
ter. Interessenten, die gerne im
Orchester mitmachen möchten,
sind herzlich willkommen. Sie soll-
ten sich zu den allwöchentlichen
Proben jeweils dienstags von 10
bis 12.30 Uhr im Evangelischen
Gemeindezentrum Bleibergweg in
Lintorf einfinden oder telefonisch
Kontakt mit Ernst Cebulla unter
der Rufnummer 02102/24450 auf-
nehmen. Dies gilt auch, wenn sie
schon längere Zeit kein Instrument
gespielt haben sollten. Gemeinsa-
mes Üben reaktiviert manche län-
ger nicht praktizierte Fähigkeit.

Wolfgang Diedrich



Musikschule Lintorf

Die Dorfmusikschule

Qualifizierter Musikunterricht für Kinder
Jugendliche und Erwachsene in den Fächern:
Klavier, Keyboard, Akkordeon, Gitarre, E-Gitarre, E-Bass
Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte, Saxophon, Klarinette, Cello, Violine
Pop- und Jazzgesang, Klassischer Gesang, Musikalische Früherziehung ...

Telefon 02102 - 73 27 18
www.musikschule-lintorf.de

Heinz Erhardt

* 20. Februar 1909

Riga

† 5. Juni 1979

Hamburg



Moderne Sinfonie

*Droben sitzt die Kapelle,
festlich und gestimmt ist sie.
Schon ertönt die dritte Schelle –
gleich beginnt die Sinfonie.*

*Nun wird's stille; denn es zeigt sich
der Maestro, wohlbefruckt,
steigt aufs Podium, verneigt sich,
dreht sich um und schlägt den Takt.
Geigen geigen, Bläser blasen,
Pauker pauken, Harfe harft ---
alle Noten dieses Werkes
werden schonungslos entlarvt ...*

*Droben schwitzet die Kapelle,
auch der Dirigent hat's satt! –
Morgen können wir dann lesen,
ob es uns gefallen hat ... !*

Rickys Barbierstube

Friseursalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/3 42 83

Zigarrenhaus Hamacher

Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto

 Rheinbahn-Tickets



40885 Ratingen-Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 14

Telefon 0 21 02/3 33 12

franz Jüntgen GmbH

- HEIZUNG ● SANITÄR ● EXCLUSIVE BÄDER
- Fertigbäder – alles aus einer Hand



Franz Jüntgen

40885 Ratingen-Lintorf · Konrad-Adenauer-Platz 35 · Telefon 021 02/3 17 94 · Fax 021 02/3 52 04

ZEITSCHRIFTENVERTRIEB BERTELSMANN-LESERING DER CLUB

Benno Coenen Buchvertrieb

Wedauer Straße 8 · 40885 Ratingen

Telefon 0 21 02 / 3 19 24

Spurensuche

Integration in Ratingen und anderswo

Eine Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen
vom 18. Januar bis 22. Februar 2009

Bereits in der Ausgabe der „Quecke“ Nr. 77 aus dem Jahre 2007, Seite 248, wurde über das beabsichtigte Ausstellungsprojekt „Wohnen in Ratingen“ berichtet. Wenn eine Ausstellung dann aber tatsächlich nach der Planungsphase eröffnet wird, ist es immer spannend zu sehen, ob sich das eigene Interesse mit dem der Besucher überhaupt deckt. Vor dem Termin in Ratingen war die Ausstellung bereits in Mönchengladbach, Velbert, Siegen und Kreuztal zu sehen. Diese Ausstellungen überzeugten bereits mehr als ein Testlauf. Obwohl es Bilder und Texte aus Ratingen waren, zeigten die Besucherzahlen und Gespräche mit den Alt- und Neubürgern der jeweiligen Städte ein großes Interesse an dem visuell dargestellten Thema.

Oft flossen sogar Tränen bei Angehörigen der ersten „Gastarbeitergeneration“, denn ihre eigene erlebte Wohnsituation wurde durch die Bilder der schlechten Behausungen aus den 1970er-Jahren wieder lebendig.

Im Januar 2009 war es dann soweit und die Ausstellung wurde in Ratingen eröffnet. Ich habe die Besucher nicht gezählt, aber die Presse schrieb: „Das Museum der Stadt Ratingen hatte im vergangenen Jahr einige glanzvolle Eröffnungen erlebt, doch am 18. Januar wurde der Besucherrekord des vergangenen Jahres eingestellt. 300 Gäste kamen zur Vernissage von „Spurensuche, Integration in Ratingen und anderswo.“

Eigentlich hätten es an diesem Tag leicht 100 Personen mehr sein können, wenn die türkische Gemeinde nicht den plötzlichen Todesfall eines 16-jährigen Mädchens zu beklagen gehabt hätte.

Das Interesse war enorm. Es gibt zahlreiche Bilder von damaligen „Gastarbeitern“. Es gab aber

bisher keine Ausstellung, die nach längeren Jahren einmal nach dem Lebensweg der Kinder und Jugendlichen von damals gefragt und ihn öffentlich gemacht hat. In den folgenden Wochen kamen viele Besucher, weil hier auch ihre eigene Geschichte erzählt wurde.

In einer Stadt von der Größe Ratingens waren viele der abgebildeten Personen bekannt. Man erinnerte sich, den einen oder die andere der interviewten Personen schon einmal gesehen zu haben, sei es als Unternehmer, Nachbarn oder als Arbeitskollegin.

Im Verlauf der Vorbereitungen hatte die Ausstellung speziell für Ratingen an Größe zugenommen und wurde „runder“.

Bei der Präsentation bestand sie dann aus drei Teilen:

Beim Betreten des Museums wurden die Besucher von einer bunten Skulpturengruppe empfangen: fünf Kinder in Lebensgröße und jeweils andersfarbig abgebildet.

Sie sollten das bunte, internationale Leben in Deutschland darstellen, und als ich sie anfertigte, gab mein Sohn ihr den treffenden Namen „**BunT**esrepublik **Deutschland**“.

Auf einem Teil der insgesamt zwanzig „Roll-up-Banner“, die ideal für eine Wanderausstellung sind, wurde die Ratinger Wohnsituation der ersten Gastarbeiter in den 70er-Jahren dargestellt.

Diese Verhältnisse können ohne Abstriche auf die meisten Städte in Deutschland übertragen werden. Auf einem weiteren Teil dieser Banner waren die alten, schwarz-weißen Fotos der ehemaligen Jugendlichen zu sehen. Im Mittelteil war das Interview mit ihnen abgedruckt, und den Abschluss eines jeden Banners bildeten Farbfotos aus dem Jahre 2008. Auf ihnen waren die damaligen Jugendlichen noch einmal in ihrem jetzigen Umfeld abgebildet. Zwischen den alten und neuen Fotos lagen Welten.



Die Skulpturengruppe „BunTesrepublik Deutschland“ von Franz Naber empfing den Besucher der Ausstellung beim Betreten des Museums



Baki Süz zeigt auf das Roll-up-Banner, das über ihn als kleinen Jungen in seinen damaligen Lebensumständen berichtet. Heute ist er Inhaber der Firma Bara Gerüstbau

Als Bedri Turgut 1973 mit seinen Eltern nach Ratingen kam, war er bereits zwölf Jahre alt und erinnert sich daher noch recht gut an die ersten Eindrücke des fremden Deutschlands. Besonders die Brötchen waren damals ein Schock für ihn – die mochte er nämlich überhaupt nicht. 2008 war er Vorsitzender der Türkisch-Islamischen Gemeinde e.V. und hat sich nicht nur an die Brötchen gewöhnt. Er ist einer von schätzungsweise 20.000 Ratingern mit einem so genannten „Migrationshintergrund“. Mehr als die Hälfte von ihnen besitzt die deutsche Staatsbürgerschaft.

Ergänzend zur Ausstellung haben sich Schülerinnen und Schüler des Franz-Rath-Weiterbildungskollegs der Aufarbeitung einzelner Biographien bis heute angenommen und in einem rund 35-minütigen Film erfasst, der dauerhaft während der Ausstellung zu sehen war. Im Mittelpunkt des Films standen sechs ehemalige Kinder und Jugendliche dieser Generation. In Interviews wurde noch einmal ihre schulische, berufliche und familiäre Entwicklung beleuchtet und erläutert, inwieweit Ratingen ihre Heimat geworden ist. In den Gesprächen wurde nicht nur nach den Lebensläufen, sondern auch nach individuellen Wünschen und Hoffnungen gefragt.

„Es war spannend zu hören, wie es damals war und was heute aus diesen Leuten geworden ist“, findet die 17-jährige Susan Bajrami. Neben den beeindruckenden Porträts dieser Ratinger Mitbürger enthält der Film auch ein Interview mit Thomas Kufen, dem Integrationsbeauftragten des Landes Nordrhein-Westfalen.

Neben zahlreichen Gästen aus den verschiedensten Bereichen des öffentlichen Lebens war auch **Michael Höver**, einst Richter für

Baurecht am VG Düsseldorf und OVG Münster zur Ausstellungseröffnung gekommen.

Mittlerweile Ruheständler, reiste er extra aus der Bretagne, seinem jetzigen Hauptwohnsitz, an. In den ersten Jahren der „Ratinger Migrationsgeschichte“ spielte er als Ratgeber eine wichtige Rolle und war 1975 auch derjenige, der die Idee für die erste Fotodokumentation der Wohnungen hatte und sie mit **Kenan Ergüllü**, **Yusuf Polat** und mir umsetzte. Auch wenn er mittlerweile nicht mehr in Ratingen lebt, erinnern sich viele Ausländer immer noch gern an seine lebenswerte und hilfsbereite Art.

Wie bei fast allen Ausstellungen dieser Reihe, ließ es sich **Thomas Kufen** erst recht in Ratingen nicht nehmen, die Anwesenden zu begrüßen.

Dirk Tratzig, der als Kulturdezernent und in Vertretung für Bürgermeister Birkenkamp kam, hielt eine beeindruckende Rede und ließ spüren, dass er sich intensiv mit der Migrationsgeschichte und ihren Fragen und Aufgaben befasst hatte.

In der bisherigen Ausstellungsreihe bekam die Ausstellung zweifellos im Begegnungszentrum der Moschee in Duisburg-Marxloh die größte Aufmerksamkeit, wo sie allein in einem Monat von mehr als 10.000 Menschen betrachtet wurde.



Michael Höver (links) und Franz Naber vor dem Eingangsbanner zur Ausstellung

Sie stand in Vereinen, Museen und Moscheen, Verwaltungen, Schulen, Sparkassen und Banken.

Der Ausstellungsort war und ist Nebensache, es sollten nur viele Menschen die Ausstellung sehen. Ende 2009 sollte sie nach zwei Jahren auslaufen.

Das Interesse ist aber immer noch groß, denn die letzte Anforderung kam aus Bergkamen – für das Jahr 2011.

Durch die Aufarbeitung des Themas Integration anhand konkreter Ratinger Biographien wurde ein bedeutender sozialgeschichtlicher

Aspekt lebendig und greifbar.

Durch die Ausstellung wurde einmal mehr ein zukunftsweisendes Beispiel für eine moderne, bürger-nahe Museumskonzeption zu stadtgeschichtlichen Themen in Ratingen präsentiert.

Franz Naber

Michael Höver, von dem die meisten Fotos der Ausstellung aus den 1970er-Jahren aufgenommen wurden, um die schlechte Wohnsituation der damaligen „Gastarbeiter“ in Ratingen zu dokumentieren, und der am Konzept der ersten Ausstellung 1975 im Ratinger Rathaus entscheidend mitgewirkt hatte, war am Tag der Ausstellungseröffnung von weit her nach Ratingen angereist. In einer kurzen Einführungsrede berichtete er von seinen Beweggründen, sich in den 1970er-Jahren für eine Besserung der Lebensumstände Ratinger „Gastarbeiter“ einzusetzen:

Meine Damen und Herren,
liebe Freunde,

dieselben Bilder nach über 30 Jahren, fast der gleiche Ort – damals das Rathaus, heute, wenige Schritte davon entfernt, hier im Museum –, doch welche Änderung der Situation derer, um die es ging. Dieselben Menschen wie einst, doch zwischen diesem Einst und dem Jetzt liegt fast ein halbes Leben. Diese Spanne und diese Wandlung lassen sich auf den Bildwänden der Ausstellung jeweils zwischen dem Oben und dem Unten nachvollziehen.

Damals – und das ist die Zeit, für die ich mit dieser Ausstellung verbunden bin – damals, das war die Zeit der „Gastarbeiter“. Bei diesem Wort „Gast“ ging es nicht um eine Behandlung der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in einer Weise, wie sie Gästen gebührt, ganz im Gegenteil: Es konnte, wie die damalige Ausstellung über die Wohnsituation der ausländischen Familien zeigte, von Gastlichkeit meist keine Rede sein. Das Wort „Gastarbeiter“ zielte allein ab auf eine zeitliche Begrenztheit des Aufenthaltes. Für einige Jahre würden sie und ihre Familien hier sein und dann in ihr Herkunftsland zurückkehren.

Dass die Wirklichkeit der aus dem Ausland gekommenen Arbeitnehmer und ihrer Familien eine ganz andere war, wurde fleißig verdrängt, war nachgerade tabuisiert.

„Deutschland ist kein Einwanderungsland!“ lautete die – fast – überall verkündete Parole. Integration der Zuwanderer, ihre Einbindung in die hiesige Gesellschaft, in die Lebensbedingungen dieses Landes wurden nicht als Ziel verfolgt. Doch Ausnahmen bestätigen die Regel – und Ratingen ist eine dieser Ausnahmen (wenn es auch Ausnahmen von dieser Ausnahme gab, so den Fall der Arbeiterwohnungen von Cromford!).

Als ich 1974 nach über zehnjähriger Abwesenheit wieder nach Ratingen zog, hatte ich bereits Erfahrungen gemacht, die der offiziellen Parole widersprachen. Im Zusammenhang mit meinen damaligen politischen Aktivitäten¹⁾ war ich in Kontakt zu griechischen Zuwanderern gekommen, die in aktiver Opposition zu dem Obristenregime standen, das damals Griechenland beherrschte, und hatte mit ihnen zusammengearbeitet. Diese hatten mich dann, als ich wieder nach Ratingen zog, an ihre hiesigen Landsleute „umgemeldet“, Landsleute, die mich auch nach kurzer Zeit hier kontaktierten und über die ich **Franz Naber** kennenlernte, der bei der Stadt Ratingen für die Betreuung der Zuwanderer zuständig war. Wir entdeckten bald, dass wir eine sehr ähnliche Sicht auf deren Probleme hatten und begannen, parallel und gemeinsam an deren Lösung zu arbeiten (soweit man das im begrenzten Bereich der kommunalen

Politik kann). Franz Naber tat dies von der administrativen Seite aus, ich von der politischen, indem ich den Arbeitskreis für ausländische Arbeitnehmer ins Leben rief, einen Arbeitskreis, in dem sich interessierte Ausländer, Vertreter der ausländischen Vereine, politisch interessierte Deutsche – auch aus unterschiedlichen Parteien! –, und Franz Naber, als Vertreter der Stadt, zusammenfanden. Diese Zusammenarbeit wurde vom damaligen Stadtdirektor der Stadt Ratingen, Herrn Dr. Dahlmann, unterstützt.

In diesem Arbeitskreis nahmen wir uns der verschiedensten Probleme der Zuwanderer an: Schulfragen, Gründung von Begegnungszentren, Hilfe bei der Selbstorganisation von Vertretungen der verschiedenen Nationalitäten in der Öffentlichkeit durch Ausländerfeste. In vielem waren diese Aktivitäten dem, was damals das verbreitete politische Bewusstsein betraf, weit voraus. Dies gilt insbesondere auch für die politische Vertretung der Zuwanderer bei der Stadt. Jahrzehnte bevor dies in die Kommunalordnung kam, wurde so auf Initiative des Arbeitskreises und mit Unterstützung der Spitze der Verwaltung vom Rat der Stadt in Ratingen ein Ausländer-

1) Michael Höver war damals Kreistagsmitglied der SPD (Die Schriftleitung)



„Gastarbeiter“-Familien vor zugemauerten Werkswohnungen der Textilfabrik Cromford in den 1970er-Jahren

beirat beim Rat gebildet, dessen Mitglieder von der ausländischen Bevölkerung demokratisch gewählt wurden und der an der politischen Arbeit des Rates beteiligt wurde, um dieser Bevölkerung ein Minimum an politischer Vertretung zu gewähren.

Und wir nahmen uns – um wieder auf den Ausgangspunkt der Ausstellung und auf die auf den Bildwänden oben stehenden Fotos zu kommen – der Wohnsituation der ausländischen Familien an. Dies sollte durch eine Fotoausstellung geschehen, die die Wohnsituation der ausländischen Familien darstellte und auch die Menschen selbst, die in diesen meist schlechten oder gar katastrophalen Wohnungen lebten. Ich sage „meist“, denn die Ausstellung sollte auch positive Beispiele zeigen, in denen die Familien ordnungsgemäß wie ihre deutschen Nachbarn untergebracht waren.

Es war Franz Naber, der aus seiner Betreuungsarbeit die Menschen und ihre Wohnungen kannte und der die Kontakte zu den Betroffenen vermittelte. Mit unseren Fotoapparaten besuchten wir Familien verschiedener Nationalitäten, aber auch Einzelpersonen, die, wie die Bewohner des Kettelerheimes in Lintorf, unter menschenunwürdigen Umständen und unter Ausnutzung ihrer Zwangslage untergebracht waren. Wir dokumentierten auf über 100 Fotos die Zustände in

den Wohnungen und Unterkünften und bildeten die Menschen, vor allem die Kinder, ab, die dort leben mussten. Sie mussten leben in abbruchreifen Häusern mit brüchigen Fußböden und verrotteten Fenstern, ohne ordnungsgemäße Wasser- oder Stromanschlüsse, zwischen Wänden, an denen die Tapeten schimmelten oder – wie bei einem skrupellosen Vermieter von Wohnungen an der Festerstraße – vor Nässe sogar von den Wänden fielen. Die Kinder spielten zwischen Abfällen und Schutt in vernachlässigten Wohnanlagen, z.B. bei den Arbeiterhäusern von Cromford, deren Bewohner Sie auf dem auf diese Ausstellung hinweisenden Gruppenfoto sehen können. Sie wohnten in Kellerräumen, in die kaum Licht fiel, und selbst in Garagen. Letzteres kam nicht nur in Ratingen vor. Ich erinnere mich aus meiner beruflichen Praxis an einen Prozess, den ein Hauseigentümer aus einer anderen Stadt gegen die Untersagung einer Nutzungsänderung in seinem Haus führte, und der sich auf andere Fälle in seiner Nachbarschaft mit den Worten berief: „... und in den Garagen werden Ausländer eingelagert“. Dieser Zynismus charakterisiert die Haltung von Wohnungseigentümern und Vermietern, die der Kindheit einiger, deren Weg diese Ausstellung verfolgt, ein düsteres Umfeld bescherten, die sie wie Waren „einlagerten“.

Die Stadt Ratingen hat – durch Herrn Dr. Dahlmann – damals nicht nur das Foyer des Rathauses für die Ausstellung zur Verfügung gestellt, sondern ist auch aktiv gegen die Missstände vorgegangen: So konnten einigen Familien geeignete Wohnungen vermittelt werden. Im Fall des Kettelerheimes übernahm die Stadt, nachdem nach Demonstrationen der Bewohner und nach Behandlung der Missstände in den Medien, insbesondere auch im Radio, der Träger des Heimes das Handtuch geworfen hatte, die Einrichtung und schuf dort menschenwürdige Verhältnisse. Und sie sorgte dafür, dass auch in anderen Städten das Problembewusstsein weiterentwickelt wurde, indem sie die Ausstellung an diese Städte weitergab.

Soviel zur Ausgangssituation dieser Ausstellung. Wie es für die Betroffenen weiterging, schildern sie auf den Bildwänden selbst. Dies gibt mir das befriedigende Gefühl, dass unsere Bemühungen nicht umsonst gewesen sind. Die Kinder von damals haben ihren Platz im Leben unserer Gesellschaft gefunden. Ich selbst habe sie dabei wegen beruflicher Veränderung nur noch eine kleine Weile begleiten können. Doch mein unermüdlicher Mitstreiter Franz Naber, der auch diese Ausstellung gestaltet und organisiert hat, ist für alle über die langen Jahre hinweg Anlaufpunkt und Helfer gewesen.

Kindernachmittag Am Sondert mit dem Spielmobil „Felix“

Ein Angebot des Ratinger Jugendamtes im Übergangwohnheim für
Aus- und Übersiedler von 1997 bis 2003

Das heutige Übergangwohnheim „Am Sondert“ in Ratingen-Breitscheid wurde Ende 1943 als Führungslager für die Organisation Todt (OT) errichtet. Es bestand damals aus fünf unverputzten Hohlblocksteinbaracken und einer Holzbaracke, die teilweise unterkellert waren. Das Lager verfügte über eine eigene Wasser- und Stromversorgung und war zentral beheizbar. Nach vorübergehender Unterbringung von ehemaligen polnischen und italienischen Kriegsgefangenen von Mai bis September 1945 nahmen ausgebombte Essener Familien von dem Lager Besitz und richteten es sich wohnlich her. Wegen der vielen Kinder wurde eine Steinbaracke der nun „Essener Lager“ genannten Einrichtung zur Schule umgebaut, in einer zweiten Baracke wurden ein Saal für Gottesdienste und Veranstaltungen sowie ein Kindergarten eingerichtet. 1953 ließ die Verwaltung eine zweite Holzbaracke für Flüchtlinge aus der Sowjetzone errichten, die aber Mitte der 1960er-Jahre wieder abgerissen wurde. Am 1. Mai 1960 ging die Verwaltung des Lagers von der Stadt Essen auf das Amt Angerland über. Mitte der 1960er-Jahre begann der Auszug der ursprüng-

lichen Lagerbewohner. In die leerstehenden Wohnungen wiesen die umliegenden Kommunen Nichtsesshafte und andere soziale Problemfälle ein. 1975 gingen Besitz und Verantwortung für das Lager an die „neue“ Stadt Ratingen. Die Holzbaracke und die als Schule und als Kindergarten genutzten Steinbaracken wurden niedergedrückt. Die drei verbleibenden Steinbaracken gerieten erst einmal in Vergessenheit. Bis zum 1. April 1979 wurde das nun städtische Übergangwohnheim Am Sondert 5-9 zeitweise zur Unterbringung von obdachlosen Personen genutzt.

Danach diente die Anlage der Stadt als Unterkunft für ausländische Flüchtlinge. 1998 umfasste das Wohnheim drei Steinhäuser mit einer Aufnahmekapazität von jeweils 40 Personen. Später kam eine Containeranlage hinzu.

Von 1997 bis 2003 bot das Jugendamt der Stadt Ratingen in Kooperation mit dem Caritasverband zunächst jeden Dienstag und später jeden Sonntag einen Kindernachmittag im „Clubraum“ (Am Sondert 5) oder auf dem Freigelände der Wohnanlage an. Zu diesem Zeitpunkt lebten rund 100 Kinder

und Jugendliche in der Flüchtlingsunterkunft. Ethnisch gehörten sie der Volksgruppe „Roma“ an. Sie kamen zusammen mit ihren Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Ratingen oder wurden bereits in Deutschland geboren.

Das Freizeitangebot des Jugendamtes wurde gerne angenommen. Bis zu 60 Kinder nahmen an den wöchentlichen Veranstaltungen teil. Im Sommerhalbjahr sorgte zusätzlich das Spielmobil „Felix“ für Spaß und Unterhaltung.

Nachdem die Stadt Ratingen 2003 in einem bundesweit einmaligen Pilotprojekt finanzielle Anreize für eine freiwillige Rückkehr der Flüchtlinge in ihre Heimat anbot und diese Unterstützung von der Hälfte der Bewohner auch gerne angenommen wurde, beendete das Jugendamt seine wöchentlichen Kindernachmittage.

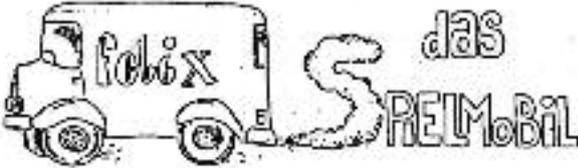
Während der Spielnachmittage machte ich im Laufe der Zeit viele Fotos. Sie zeigen, dass die Roma-Kinder trotz mancher Entbehrungen eigentlich immer fröhlich waren. Sie genossen die Abwechslung, die ihnen das Spielmobil „Felix“ des Ratinger Jugendamtes brachte. Hier eine kleine Auswahl:







Michael Baaske · Jugendamt Stadt Ratingen · www.spielmobilfelix.de



**Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche
Festveranstaltungen**
Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt
das Spielmobil „Felix“
des Ratinger Jugendamtes
Fernruf 02102-5505660
www.ratingen.de/kinder&jugend



*Das Spielmobil des Jugendamtes & Festveranstaltungen in Ratingen
Original Zeichnung (Kleinanfertigung) von Stefan Siebler*

Paass
Spedition GmbH

Paass
LOGISTIK UND SPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Industriestraße 16 ● 50735 Köln

Telefon 02 21 / 77 09 218 ● Fax 02 21 / 77 09 220

Tischlerei Frey  Möbel und Innenausbau

● Neuanfertigung ● Ergänzung ● Reparatur

• Nach eigenen und
gegebenen Entwürfen

• Echtholz
oder Kunststoffdekor

• in massiver, furnierter
oder farbiger Ausführung

• Oberflächen geölt,
gewachst oder lackiert

Manfred Frey
Tischlermeister

Telefon 02102-39 96 72

Fax 02102-482 60 64

soeds Tel. 02102 - 37240

Breitscheider Weg 115

40885 Ratingen-Lintorf

**- Individuelle Maßanfertigung
für alle Räume Ihres Hauses**

- Innentüren

- Möbel aller Art

- Wand- und Deckenvertäfelung

- Fertigparkett und Laminat

- Treppenrenovierung

**- Wartung und Reparatur
von Kunststoff- und Holzfenstern**

sowie

**Erhöhung der Sicherheitsklasse
durch Umrüstung der Beschläge**

- Holzarbeiten an Haus und Hof

- und vieles mehr

Fragen Sie uns - Wir beraten Sie gerne

manfred.frey@tischlerei-frey.de www.tischlerei-frey.de

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG

Breitscheider Weg 115

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 70 31 28

Fax 0 21 02 / 70 31 34

KUNDENDIENST



für Waschmaschinen,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro
Wanteufel

Meisterbetrieb

Lintorf · Breitscheider Weg 115
Tel. 3 43 55 · Fax 12 78 82

KAROSSERIEBETRIEB
G. KRAUSE
UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie



Fachbetrieb



89 32 89

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ (Matthäus 18,5)

Lüder Lüers und sein Lebenswerk 50 Jahre Kindernothilfe

Der junge Diplom-Gartenarchitekt und Landschaftspfleger Lüder Lüers besuchte einst im Frühsommer 1960 seinen Freund und beruflichen Partner in dessen Duisburger Wohnung. Er las dort zufällig einen von der Familie mitgebrachten Prospekt der „Aktion Hungernde“^{*)}. Die darin zitierten Worte aus dem Matthäus-Evangelium (18,5 + 25,40), die spürbare christliche Nächstenliebe und der Aufruf zur Hilfe durch Übernahme einer Patenschaft ergriffen ihn sofort. Aber auch seine eigene Lebenserfahrung, als Flüchtlingskind Not und große Hilfe erlebt zu haben und als Deutscher in Kenntnis der verheerenden Gräueltaten der Nazis nun Gutes zu tun, veranlassten den jungen Mann, mit dieser Organisation Kontakt aufzunehmen. Lüder Lüers setzte sich mit den Initiatoren der von der evangelischen Kirche gestützten Aktion zusammen. Der Duisburger Gemeindeamtsleiter **Karl Bornemann** und Superintendent **Otto Vetter** sind die Mitbegründer der späteren Kindernothilfe (KNH). Lüder Lüers entschloss sich bei einem ersten Gespräch zu einer Patenschaft, bot aber auch der Organisation praktische Hilfe an. Durch sein Abitur und sein Studium konnte er z.B. Briefe ins Englische überset-



Der berühmte indische Maler Professor Stanley Suresh, ein ehemaliges Patenkind der Kindernothilfe aus der Volksgruppe der „Unberührbaren“, in seinem Atelier in Haidarabad in den 1990er-Jahren

zen und so den Kontakt nach Indien fördern. Aus der „Aktion Hungernde“ gründete sich dann am 7. Januar 1961 die Kindernothilfe e.V. Lüder Lüers gehörte zu den Gründungsmitgliedern. Im November 1962 wurde Lüers in den Vorstand gewählt. Im Jahre 1959 wurden die ersten fünf Patenschaften vermittelt, Ende 1961 waren es bereits 410, 1979 schon 69.459, 1985 stieg die Zahl auf 107.017, und 2007 unterstützte die Kindernothilfe weltweit 566.717 Kinder.

Ein Patenkind kostete damals 30 DM pro Monat. In den Anfangsjahren war Indien der Tätigkeits-

schwerpunkt, später kamen Hongkong, Bangla Desh, Sri Lanka, die Philippinen, Lateinamerika, afrikanische Länder und Ost-Europa dazu.

Die Familie Lüers hatte mehrere Patenkinder, und es ist aus den vielzähligen Lebensberichten der Patenkinder mit großer Freude die wirkliche Hilfe zu spüren, die eine Patenschaft bewirkt.

Zum Beispiel aus dem Lebensbericht von Selvaraj, einem ehemaligen Patenkind der Kindernothilfe e.V.: „Ich wurde 1964 als fünftes Kind in dem Dorf Kaliymbakkam... geboren. In dem Dorf lebten Menschen verschiedener Kasten zusammen. Meine Familie gehörte zu der Gruppe der sogenannten „Outcasts“, der Unberührbaren, die außerhalb des indischen Kastensystems stehen. ... Wir durften kein Wasser aus den Bewässerungsbrunnen der Kastenangehörigen nehmen, durften keine Schuhe tragen und durften ihre Häuser und Tempel nicht betreten. ... Ich begann meine Grundschulausbildung in der Missions-Schule mit Heim in Nagari im Jahre 1970. ... Aufgrund der Armut meiner Familie wurde ich in das Patenschafts-



Während einer Indienreise im Jahre 1984: Ministerpräsidentin **Indira Gandhi** empfängt den Exekutivsekretär der Kindernothilfe, **Lüder Lüers**, seine Frau und **S. Michael Rubdy**, den Direktor der Partnerorganisation der Kindernothilfe in der Nordindischen Kirche

*) Die „Aktion Hungernde“ war der Vorläufer der „Kindernothilfe“ und wurde 1956 von dem Duisburger Pfarrer **Karl Bornemann** ins Leben gerufen.

programm der Kindernothilfe aufgenommen. ... Die Klassen 9 bis 12 besuchte ich in der Goudi Schule, ... wohnte aber weiter im Heim. ... 1982 wurde ich in die berufliche Ausbildungsstätte nach Guindy in Madras verlegt. ... In Guindy fing ich an, von einem Friseurladen zu träumen. ...1984 ... eröffnete ich einen Friseur-Salon im Hotel President. Ich wurde bald der bekannteste Friseur in Madras. ... Der Bischof von Madras ermutigte mich, ein Projekt zur Ausbildung von Haarschneidern für arbeitslose Jugendliche in Madras zu beginnen. ... Auf diese Weise sind bis heute 800 Jungen und Mädchen von mir als Friseur ausgebildet worden. Sie haben alle in Indien und teilweise im Ausland Arbeit gefunden. ... Außerdem habe ich zwei Heime für AIDS-Waisen und AIDS-kranke Kinder gegründet, in denen 80 Kinder mit allem versorgt werden, was sie brauchen. Die Heime werden durch Spenden von mir und Freunden unterstützt. ...Ohne diese Patenschaft würde ich wahrscheinlich ein Viehhirt in meinem Dorf sein. Ich möchte betonen, dass alles, was ich erreicht habe, ich erstens der Gnade Gottes und zweitens der Kindernothilfe verdanke. Ich bin sehr dankbar dafür. Möge Gott meine Pateneltern und ihre Nachkommen, wo immer sie sich befinden, in Fülle segnen."

Lüder Lüers wurde am 27. Oktober 1926 in Velbert geboren. Die Familie mit später acht Kindern lebte ab 1930 in Jena und ab 1940 in Posen. 1944 kam Lüers zur Kriegsmarine. Nach dem Krieg machte er sein „Notabitur“, absolvierte eine



Familie Lüers vor ihrem Haus in Indien (120 km nordwestlich von Madras) anlässlich der Taufe des ältesten Sohnes im Jahre 1967

Gärtnerlehre in Osnabrück und studierte in Hannover Garten- und Landschaftspflege. Auf der Suche nach einem Job im Nachkriegsdeutschland kam der Gedanke, dass im zerstörten Ruhrgebiet Aufträge lockten. So fuhr Lüder Lüers von Osnabrück mit dem Fahrrad nach Duisburg und erhielt bald von der Kupferhütte als freischaffender Diplom-Gartenarchitekt einen ersten Auftrag. Hier in Duisburg lernte er dann die Kindernothilfe kennen. Sein ehrenamtliches Engagement für die Organisation wuchs von Jahr zu Jahr.

Der KNH-Vorstand beschloss im Jahre 1963 eine erste Reise nach Indien, um die Arbeit vor Ort kennenzulernen. Da Lüder Lüers freiberuflich tätig war, konnte er zusammen mit dem Missionar Alfred Kölle der Basler Mission eine

mehrwöchige Reise unternehmen. Während dieser Indienreise wuchs die Erkenntnis, dass es für die weitere Entwicklung der Arbeit der Kindernothilfe in Indien gut wäre, wenn ein Mitglied des Vorstandes die Arbeit vor Ort begleiten könnte. So reisten im Juli 1965 Lüder Lüers und seine Frau Ruth nach Indien und lebten mit zwei Söhnen, die 1967 und 1969 in Indien geboren wurden, bis 1973 etwa 120 km nordwestlich von Madras. Als Entwicklungshelfer war Lüers' Arbeits-Schwerpunkt der Aufbau von Bewässerungsanlagen für die Landwirtschaft. In seiner Freizeit begleitete er nebenbei den weiteren Aufbau der Arbeit der Kindernothilfe in Indien.

Als die Familie Lüers 1973 nach Duisburg zurückkehrte, wurde Lüers zum Leiter der KNH-Ge-

ÜBER 30 JAHRE

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
IHR PERSÖNLICHES HOTEL
INH. MARIANNE BJELIC
LINTORFER MARKT 10
40685 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102) 3 02 40
FAX (02102) 3 64 15

Hotel Angerland



Festveranstaltung der „Kindernothilfe e.V.“ zum 50-jährigen Bestehen in der Duisburger Mercatorhalle. Lüder Lüers im Gespräch mit Dieter Kürten. 28. März 2009

schäftsstelle berufen. Er unternahm in dieser Funktion viele weitere Reisen in die Arbeitsgebiete der KNH und Krisengebiete der Welt mit akuten Hungersnöten. Bis zum 65. Lebensjahr (1991) blieb Lüers im Vorstand der KNH. Die Familie Lüers lebte mit vier Söhnen in Angermund. Im November 2006 wurde Lüder Lüers durch seinen Umzug von Angermund nach Lintorf ein „echter“ Lintorfer, denn er radelt mit seinem Fahrrad „durchs Dorf“ und erledigt seine Einkäufe vor Ort. Mit den Lintorfer Familien Wächtershäuser und Morgenroth verbindet ihn eine Freundschaft.

Am 27. März 2009 fand in der Duisburger Mercatorhalle eine

große Gedenkfeier zum 50-jährigen Bestehen der Kindernothilfe statt. Als einziger aus dem Kreis der Gründungsmitglieder nahm Lüder Lüers an dieser Feier teil, in der auch die Bundeskanzlerin Angela Merkel das große soziale Engagement der Kindernothilfe für die Kinder der Welt in ihrer Festansprache ehrte.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

Quellen :

- o Gespräch mit Lüder Lüers am 7. April 2009
- o Veronika Kölle : Kindernothilfe, die Entfaltung einer Idee, Moers 1986
- o Lebensbericht des indischen Kindes aus dem Bestand der Familie Lüers
- o www.kindernothilfe.de (16. 4. 2009)

Kölscher Stammbaum

1) *Ich wohr ne stolze Römer,
Kohm met Cäsars Legion.
Un ich bin ne Franzus,
Kohm me'm Napoleon
Ich ben Buur, Schreiner, Fischer,
Bettler un Edelmann,
Sänger un Gaukler, su fing alles aan.*

Refrain: *Su simmer all he hijekumme,
Mir sprechen hück all dieselve Sproch.
Mir han dodurch suvill jewunne,
Mir sin wie mir sin, mir Jecke am Rhing,
Dat es jet, wo mer stolz drop sin.*

2) *Ich ben us Palermo, braht Spajetties für üch met.
Un ich, ich wohr ne Pimmock¹⁾,
Hück laach ich met üch met.
Ich bin Grieche, Türke, Jude,
Moslem un Buddhist,
Mir all, mir sin nur Minsche, vür'm Herrjott simmer jlich.*

Refrain: *Su simmer ...*

3) *Die janze Welt, su süht et us,
Es bei uns he zo Besök.
Minsche us alle Länder stonn met uns he an d'r Thek.
Mer jläuv, mer es en Ankara, Tokio oder Madrid,
Doch se schwade all wie mir un söke he ihr Jlöck.*

Refrain: *Su simmer ...*

Text und Musik: Bläck Fööss

1) Pimmock = Schimpfwort für einen Land- und Ortsfremden

Nachtrag zu dem Artikel „Eine deutsch-französische Freundschaft – Der Beginn der Partnerschaft zwischen Ratingen und Maubeuge“ von Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann in den „Quecken“ 76 bis 78

Erst nach Drucklegung der „Quecke“ Nr. 78 im Dezember 2008, in welcher der letzte Teil der Vorgeschichte zur offiziellen Partnerschaft zwischen den Städten Ratingen und Maubeuge veröffentlicht wurde, erreichte die Schriftleitung der „Quecke“ ein Leserbrief, den **Max Heuser**, einer der Gründerväter und Motoren der Städtepartnerschaft, im Juni 1973 aus seinem Urlaub in Südfrankreich an die Redaktion der „Rheinischen Post“ geschrieben hatte. In dem Brief, den wir hier im Wortlaut veröffentlichen, äußert sich Max Heuser zum Tod **Peter Schneiders**, von dem er kurz zuvor im Urlaub erfahren hatte. Der Brief zeigt die Wertschätzung, die Max Heuser seinem Mitstreiter entgegenbrachte und seine Sichtweise der Rolle, die Peter Schneider bei der Begründung der Partnerschaft mit Maubeuge gespielt hat.

Leserbrief in der „Rheinischen Post“ am Samstag, dem 2. Juni 1973

Mit Bestürzung lese ich, daß Herr Oberstudiendirektor Peter Schneider verstorben ist.

Im Namen der Europa-Union und der Arbeitsgemeinschaft für deutsch-französische Verständigung Ratingen-Angerland möchte ich die Verdienste andeuten, die die deutsch-französische Verständigung ihm verdankt.

Peter Schneider war Mitbegründer der hiesigen Europa-Union. Ihm verdankt die Stadt Ratingen die Partnerschaft mit Maubeuge. Sein engagierter und unermüdlicher Einsatzwille erreichte, daß bereits zu einem noch sehr frühen Zeitpunkt freundschaftliche Gefühle in der Bevölkerung der beiden Städte geweckt wurden. Ihm gelang es, bewußt zu machen, daß man sich um Verständigung bemühen muß. In unzähligen sportlichen Begegnungen und bei kulturellen Veranstaltungen wurden auf verschiedenen Ebenen Kontakte zwischen Menschen geschlossen, die ursprünglich glaubten, einander feindlich gesonnen zu sein. Es waren damals tausende französische und deutsche Jugendliche, die sich aufgerufen fühlten, nach dem Vorbild seiner kosmopolitischen Geisteshaltung Barrieren abzubauen zu helfen. Heute spricht keiner mehr von diesen Pioniertaten.

Der Kreisvorsitzende der Europa-Union hat den Bürgermeister der Stadt Maubeuge, Herrn Dr. Forest, über das Ableben von Herrn Schneider unterrichtet. Dr. Forest und seine Gattin übermitteln im Namen aller französischen Freunde der Familie und vor allem der Witwe ihre aufrichtige Beileidsbezeugung.

Die Europa-Union und die Arbeitsgemeinschaft für deutsch-französische Verständigung werden ihr langjähriges Vorstandsmitglied und ihren Mitbegründer immer ehren.

Ich persönlich werde den Menschen Peter Schneider nicht vergessen können.

Max Heuser



Eine der ersten Fahrten, die Ratinger Jugendliche nach Maubeuge unternahmen, fand in der Zeit vom 8. bis 16. August 1956 statt. Die Ratinger Volkstanzgruppe reiste mit ihrem Trainer und Leiter **Ferdi Treimer** in die spätere französische Partnerstadt.

Unser Foto zeigt die Ratinger Gruppe vor dem Rathaus von Maubeuge.

Zweiter von rechts in der vorderen Reihe: Ferdi Treimer, damals Lehrer an der Katholischen Schule I (heute Minoritenschule). Im kurzärmeligen, hellen Hemd ebenfalls in der vorderen Reihe: Busfahrer **Heinz Zünkler**

Bürgermeister Harald Birkenkamp wurde wiedergewählt

Bei den Kommunalwahlen am 30. August dieses Jahres wurde der Amtsinhaber und Kandidat der Bürger Union (BU), Harald Birkenkamp, für die nächsten sechs Jahre als Bürgermeister der Stadt Ratingen wiedergewählt. Mit 47 % der Stimmen schlug er seine Mitbewerber **Stephan Santelmann** (CDU/FDP), **Christan Wiglow** (SPD/Grüne) und **Manfred Evers** (Ratinger Linke) klar. Nach dem neuen NRW-Wahlgesetz reichte die einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen für den Sieg aus.

Leider betrug die Wahlbeteiligung in Ratingen nur 53 %.

Für die kommende Amtsperiode wird Bürgermeister Harald Birkenkamp bei der Durchsetzung seiner Pläne und Ziele im Rat der Stadt auf die Suche nach wechselnden Mehrheiten gehen müssen, das erfordert die Zusammensetzung des neuen Rates: CDU (19 Sitze),

Bürger Union (16 Sitze), SPD (12 Sitze), Bündnis 90/Grüne (6 Sitze), FDP (5 Sitze) und Ratinger Linke (2 Sitze). Die Ratinger Linke hat damit Fraktionsstatus erreicht.

In der ersten Sitzung des neuen Rates am 3. November 2009 wurde Bürgermeister Harald Birkenkamp durch den Altersvorsitzenden **Heinz Brazda** (BU) offiziell in sein Amt eingeführt. In der gleichen Sitzung wählte der Rat der Stadt **David Lungen** (CDU) zum ersten stellvertretenden Bürgermeister und **Anne Korzonnek** (SPD) zur zweiten stellvertretenden Bürgermeisterin. Anne Korzonnek hatte das Amt der Bürgermeisterstellvertreterin bereits in der vergangenen Wahlperiode inne.

Wir wünschen Bürgermeister Birkenkamp und seinen ehrenamtlichen Stellvertretern viel Erfolg für die kommende Amtsperiode.

Manfred Buer



Bürgermeister
Harald Birkenkamp

HOLZBAU KAISER

Zimmerer-Meisterbetrieb
Ihr Partner für den Holzbau rund um Haus & Garten

Rehecke 100
40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 39 92 39
Fax 0 21 02 / 3 93 76
Mobil 01 72 / 8 38 28 06
info@holzbaukaiser.de
www.holzbaukaiser.de

Mitglied im
**Ratinger
Handwerker-Team**

- Dachstühle
- Dachgauben
- Dachaufstockung
- Anbau & Umbau
- Altbausanierung
- Trockenbau
- Carports, Garagen und Gartenhäuser
- Holzrahmenbaukonstruktionen
- Holzterrassen
- Terrassenüberdachungen und Pergolen
- Glasbedachungen
- Sichtschutz und Zäune
- Holzfassaden
- Wärmedämmung
- 3D-Darstellungen und vieles mehr in Holz

Ratinger Wahrzeichen in neuem Glanz

Die „Ratinger Jonges“ restaurierten den Dicken Turm

Als der größte Heimatverein der Stadt, die „Ratinger Jonges“, am 11. Februar 1957 gegründet wurde, ahnte man nicht, wie der Verein sich bis heute entwickeln würde. Die Pflege heimatlichen Brauchtums und die Förderung alten Kulturgutes, die Bewahrung Ratinger Mundart, die Erhaltung historischer Gebäude, die Erinnerung an Geschichte und Legenden unserer Stadt, das hatte sich der Verein auf die Fahne geschrieben. Aber zu den Hauptaufgaben des Vereins zählen Patenschaften, Restaurierungen und Sanierungen historischer Gebäude.

Der Verein blieb bis heute diesen Vorsätzen treu. Erinnert sei hier nur an das Relief zur Ratinger Stadtgeschichte am Südgiebel des Bürgerhauses, an den Portikus auf dem Ehrenfriedhof, den historischen Stadtrundgang und vor allen Dingen an die Restaurierung der Hauser Kapelle. Die ehemalige Kapelle der Wasserburg Haus zum Haus war durch den Bombenangriff vom 22. März 1945 erheblich beschädigt worden. 1986 haben die Jonges aus Vereinsmitteln die Kapelle vollständig renoviert. Hier zeigte der Verein erstmalig, wie durch Initiative Ratinger Bürger ein Baudenkmal erhalten werden kann.

2003 entstand dann unter Baas Karl-Heinz Dahmen die Idee, den

Dicken Turm zu sanieren. Der Dicke Turm ist einer der fünfzehn Wachttürme in der Stadtmauer, die im 15. Jahrhundert errichtet wurden. Er ist dreizehn Meter hoch, und sein Mauerwerk misst mehr als drei Meter. Mit den anschließenden Mauerresten, dem Stadtgraben und der zweiten Stützmauer lässt sich die Bauweise der Befestigung hervorragend nachvollziehen. Bereits 1439 begann man mit dem Bau des ersten Wachtturms, des Taubenturms. Der Dicke Turm, um 1460 fertiggestellt, war der größte der Wachttürme, woher auch sein Name rührt. Er war demnach wohl der nach Norden gerichtete Batterieturm. Zahlreiche Narben, die Stein- und Eisenkugeln im Mauerwerk hinterließen, zeigen, wie trutzig er manche Belagerung überstand.

Aber die Wachttürme verloren immer mehr an Bedeutung, und mit Ausgang des Mittelalters schritt der Verfall der Türme schnell voran.

Am 23. Februar 1901 schrieb der damalige Bürgermeister **Peter Jansen** an den Landrat des Landkreises Düsseldorf, dass ihm eine Eingabe einer größeren Anzahl von Einwohnern der hiesigen Stadtgemeinde zugegangen sei, durch welche die Niederlegung des sogenannten Dicken Turmes

beantragt werde. Als Begründung werden eine weitere Bebauung sowie auch der Ausbau der Straße angeführt. Der Turm bilde somit ein Verkehrshindernis, dessen Beseitigung erwünscht sei. Ein Ersuchen des Landrates an den Provinzial-Conservator Professor Dr. Clemen wurde wie folgt beantwortet:

„Der sogenannte Dicke Turm gehört zu den mittelalterlichen Befestigungsanlagen der Stadt Ratingen, welche mit wenigen Lücken noch beinahe die ganze Stadt umgeben. Und zwar ist mit Rücksicht auf seine Form bestimmt anzunehmen, daß der Dicke Turm noch ein Teil derjenigen Befestigungen ist, welche sofort nach der Erhebung Ratingens zur Stadt im Jahre 1276 angelegt wurden. Es ist ihm deswegen nicht nur von lokalgeschichtlichen Standpunkten eine Bedeutung zuzusprechen, sondern er gehört neben denen von Köln und Neuß mit zu den ältesten erhaltenen Stadtbefestigungstürmen der Rheinprovinz und beansprucht darum allgemeines Interesse. Eine Erhaltung ist aus diesen Gründen wünschenswert, denn der Turm präsentiert sich, wie die ganze angrenzende Mauerpartie mit ihrem breiten, vorliegenden Graben sehr malerisch. Es müßte deshalb zu den Zielen einer weiter ausschauenden Stadtverwaltung gehören, diese malerischen Überbleibsel, die zu den größten Anziehungspunkten der Stadt gehören, zu erhalten und sie im Bebauungsplan zur Schaffung von malerischen Straßenbildern zu verwerten. Es kann nicht der Zweck der Denkmalpflege sein, alle und jeden Teil der Stadtbefestigungen zu konservieren, aber hier ist die Ummauerung samt Graben und Turm beinahe lückenlos erhalten. Es müßte deshalb im Interesse der Stadt sowie der Denkmalpflege liegen, daß der Herr Bürgermeister der Stadt Ratingen den Erhalt der historischen Anlagen im Rahmen des neuen Bebauungsplanes veranlaßt“.

Aber erst 1981/1982 wurde der Turm auf seine jetzige Höhe



Der Dicke Turm und die Turmstraße im Jahre 1915



Der Dicke Turm im Jahre 1975 vor der Aufmauerung auf seine ursprüngliche Höhe

aufgemauert sowie der Stadtgraben und die Stadtmauer auf Veranlassung des damaligen Stadtdirektors Dr. Alfred Dahlmann saniert.

Ende der 1980er-Jahre versuchte erstmalig ein Verein, und zwar die „Anger-Garde“, den Dicken Turm nutzbar zu machen. Nach ersten Reinigungsarbeiten sollte es zügig mit weiteren Sanierungsarbeiten vorangehen. Aber seit dieser Zeit wurden am Dicken Turm immer wieder Schäden behoben, doch mehr als Ausbesserungen kamen dabei nicht heraus.

Fast drei Jahre, nachdem die Idee 2003 geboren wurde, schwirrte das Projekt in den Köpfen der „Ratinger Jonges“ herum, bis das Thema auf der Jahreshauptversammlung 2006 als Tagesordnungspunkt zur Debatte stand. Trotz kontroverser Diskussionen sprachen sich die Mitglieder mit überwältigender Mehrheit dafür aus, den Dicken Turm zu restaurieren.

Mit der Stadt Ratingen und der Unteren Denkmalbehörde wurden die Nutzung und die Vorgehensweise der Sanierungsarbeiten abgesprochen. In drei Bauabschnitten sollten die Arbeiten durchgeführt werden. Trotz erheblicher Auflagen des Denkmalschutzes - hier ein besonderer Dank an die Leiterin der Unteren Denkmalbehörde, Anna-Maria Voss - konnte der Verein bereits am 17. März 2007 mit einem Turmfest den offiziellen Beginn der Bauarbeiten

einläuten. Zuerst wurde der Turm vom Bewuchs befreit, dann erfolgten die Verlegungen der Anschlussleitungen. Durch das Aufsetzen eines flach geneigten Daches mit Glaspyramide wurde das Innere des Turms vor Regen geschützt.

Schon am 23. Mai 2007 konnte der Verein mit einem Richtfest den ersten Bauabschnitt beenden. Nach der Rohbauphase stellten die Jonges im Oktober 2007 den Dicken Turm der Öffentlichkeit vor.

Je nach Trockenphasen wurde zügig der Innenausbau vorgenommen. Die Schießscharten wurden mit Fenstern versehen. Eine Projektklasse des Adam-Josef-Cüppers-Berufskollegs fertigte Gitterfenster an, die als zusätzlicher Schutz vor Vögeln eingebaut wurden.

Ein Mauerdurchbruch, der zukünftig als Notausstieg gedacht ist, wurde durch ein Fenster abgedichtet und brachte zusätzliches Licht in das obere Geschoss.

Eine Fußbodenheizung wurde im mittleren und oberen Bereich installiert. In der unteren und mittleren Ebene wurden Bodenfliesen verlegt und in der oberen kamen Eichendielen zur Ausführung.

Der Einbau von Panzerglasplatten zwischen den einzelnen Ebenen mit zum Teil künstlichem sowie natürlichem Licht hebt die Attraktivität der Räume besonders hervor. Der Besucher hat hier die



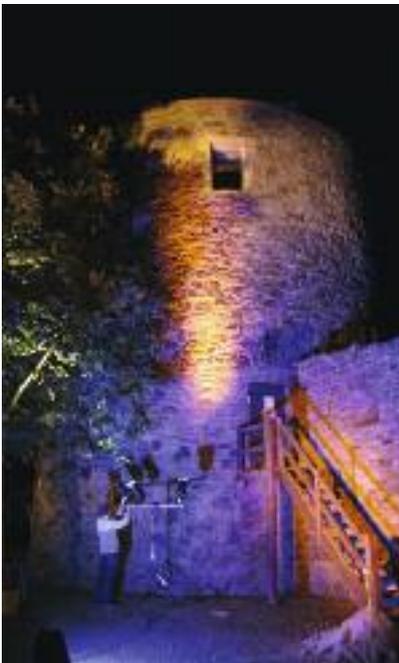
Das flach geneigte Dach mit der aufgesetzten Glaspyramide ist von unten nicht zu sehen



Durch eingebaute Panzerglasplatten in den beiden Zwischendecken hat man einen Blick vom „Eiskeller“ hinauf bis zum Glasdach



Der Versammlungsraum in der oberen Etage verfügt über eine kleine Küche, eine Sanitärzelle und ein Büro



Der Dicke Turm im neuen Glanz ist ein Schmuckstück für die Stadt Ratingen

Möglichkeit, von dem künstlich erhellten „Eiskeller“ und dem Mittelgeschoss bis zu dem mit natürlichem Licht versehenen Obergeschoss den Dicken Turm von innen zu bestaunen. Der Einbau von Wänden im oberen Bereich trennt eine kleine Küchenzeile, einen Büroraum sowie eine Sanitärzelle ab. Der übrige Raum wurde durch Holztische und -stühle möbliert. Die Gedenktafel im Eiskeller ist durch einen Restaurator überarbeitet worden, sodass alles in neuem Glanz erstrahlt.

Das Denkmal „Dicker Turm“ wurde erstmals nutzbar gemacht und steht nun den „Ratinger Jonges“

als Versammlungsraum und Büro, aber auch der Öffentlichkeit zur Verfügung. Für Stadtbesichtigungen sowie Veranstaltungen hat der Verein eine Nutzerordnung erstellt, sodass zukünftig alles geregelt ist und der Dicke Turm für weitere Generationen erhalten bleiben kann.

Das Vorstandsmitglied **Klaus Hamacher** betreute und leitete die Arbeiten und kann sich nun zufrieden zurücklegen. Selbst für ihn, den Fachmann, war es eine Baustelle mit vielen Unbekannten.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Wohl nie während seiner fast 600-jährigen Geschichte war der Dicke Turm in einem so hervorragenden Zustand wie heute. Aber

die Arbeiten hatten auch ihren Preis. Hier gebührt den vielen Spendern sowie den Mitgliedern mit ihren Eigenleistungen ein besonderer Dank. Erst durch sie wurde diese aufwendige Sanierung des historischen Bauwerkes möglich. Erwähnt sei noch die großzügige Unterstützung der Stadt und der NRW-Stiftung. Noch nie hat die NRW-Stiftung ein Baudenkmal in Ratingen, das auf Basis einer privaten Initiative renoviert und saniert wurde, finanziell unterstützt. Hierauf kann der Verein besonders stolz sein.

Am 6. Mai 2009 fand in Gegenwart vieler Ehrengäste dann die offizielle Schlüsselübergabe durch Bürgermeister **Harald Birkenkamp** an die „Ratinger Jonges“ statt. Der Baas der Jonges, **Georg Hoberg**, versprach allen Anwesenden, dass der Verein durch die Übernahme gleichzeitig auch die Verantwortung übernommen habe und hofft, dass der Dicke Turm durch die Nutzung wieder in das Bewusstsein der Bürger und Gäste der Stadt rücken wird. Weiter führte Hoberg an, dass der Dicke Turm vermutlich eine der ersten Fehlinvestitionen in der Stadtgeschichte gewesen sei, denn als der Geschützturm Anno 1460 gebaut wurde, hatte die Waffentechnik den Geschützturm eigentlich längst überflüssig gemacht – bis jetzt. Die Zukunft soll es zeigen.

Dieter Wellmann



Schlüsselübergabe am 6. Mai 2009. Bürgermeister Harald Birkenkamp (rechts) überreicht Baas Georg Hoberg den Turmschlüssel. Ganz links: Albrecht Woeste von der NRW-Stiftung

Geheimnisvolles um den Dicken Turm

Genau genommen hat der Dicke Turm eigentlich nie jemandem genutzt. Als man ihn im 15. Jahrhundert baute, sollte er als Geschützturm feindliche Angreifer abwehren, die sich von Norden her den Mauern der Stadt näherten. Doch als er fertig war, gab es bereits Waffen, für die Stadtmauern und Wachttürme kein nennenswertes Hindernis mehr waren. Jahrhundertlang dümpelte er vor sich hin, diente als Abstellkammer und als Zufluchtsort für Vögel und andere Tiere. Nur gelegentlich nutzten die Menschen den Turm für ihre Zwecke, wenn auch nur für kurze Zeit.

In den 1850er-Jahren gestatteten die städtischen Behörden der kirchlichen Armenverwaltung auf Antrag, die untere Etage des Turmes als Eiskeller zu benutzen. Die 3,50 Meter dicken Mauern und die hohe Luftfeuchtigkeit in diesem Raum erlaubten im Winter die Herstellung und Aufbewahrung von Eisblöcken, die man zur Haltbarmachung von Lebensmitteln benötigte. Diese Art der Konservierung von Nahrungsmitteln war noch bis zum Beginn der 1950er-Jahre üblich. Erst mit dem beginnenden Wirtschaftswunder setzte

sich der moderne elektrische Kühlschrank endgültig durch. Wer von unseren älteren Mitbürgern erinnert sich nicht an die Männer mit Lederschürze und Lederlappen auf der Schulter, die mit einem eisernen Haken Eisblöcke von ihrem Wagen zogen und auf der Schulter zu ihren Kunden in die Häuser trugen? Das Eis wurde zerkleinert und in ein Vorläufermodell unseres modernen Kühlschranks gefüllt. Es hielt eine Woche, bis wieder neues Eis geliefert wurde. Anstelle einer Pachtzahlung für den „Eiskeller“ im Dicken Turm musste die Armenverwaltung damals der Stadt überschüssiges Eis zum Selbstkostenpreis überlassen. Eine von den „Ratinger Jonges“ restaurierte alte Tafel erinnert im auch heute noch Eiskeller genannten Raum an diesen Vertrag zwischen Stadt und Kirche.

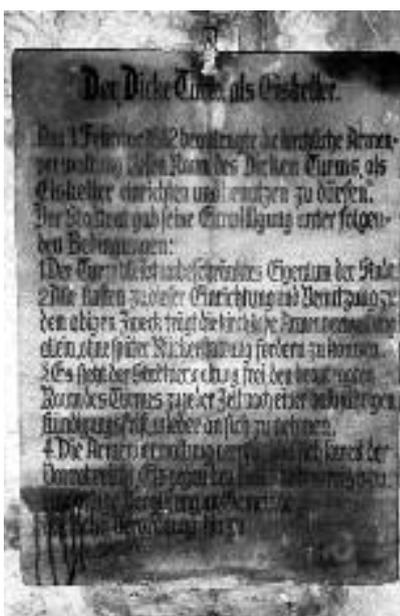
Einige Ratinger können sich noch gut daran erinnern, dass 1945 nach Ende des Krieges im nur vom Stadtgraben aus zugänglichen Eiskeller Feldbetten standen. Sie waren das Überbleibsel einer militärischen Einrichtung. Wegen der immer häufigeren Fliegeralarme war in der Endphase des Krieges die Luftschutz-Leitstelle im Dicken Turm untergebracht. „Quecke“-Autor **Wolfgang Diedrich** hat nicht nur die Betten gesehen, er erinnert sich auch an Ringe, die mit Ketten an den mächtigen Mauern befestigt waren. Diente der Turm der Stadt Ratingen vielleicht eine Zeitlang als Verließ?

Im Jahre 1944 beauftragte die Stadtverwaltung den Düsseldorfer Bildhauer **Ernst Reiss-Schmidt**¹⁾, drei Steinplastiken zu Themen aus der Ratinger Stadthistorie anzufertigen. Es entstanden ein „Bergischer Löwe“, der das Ratinger Stadtwappen in seinen Klauen hält – er steht noch heute auf der Mauer vor der Pfarrkirche St. Peter und Paul –, ein „Dumeklemmer“, der, an die Suitbertus-Sage erinnernd, in der Stadtgrabenanlage vor dem Trinsenturm seinen Daumen zeigte und beim Neubau des Rathauses sang- und klanglos



Tonmodell für den „Ratinger Stadtsoldaten“ von **Ernst Reiss-Schmidt**. Das Foto entstand im Düsseldorfer Atelier des Künstlers

verschwand, sowie ein mittelalterlicher „Stadtsoldat“, der in einer kleinen Parkanlage vor dem Dicken Turm aufgestellt wurde. Gewissermaßen als Symbol des deutschen Militarismus wurde er eines Tages nach Kriegsende entfernt und in der ehemaligen Luftschutz-Leitstelle im unteren Turmraum eingelagert. Dort schlummerte er, bis man 1952 entdeckte, dass die Figur des Stadtsoldaten eigentlich doch ein Symbol für den engagierten und wehrhaften Bürger hatte sein sollen, der für seine Stadt und seine Mitbürger einstand. Also stellte man ihn am alten Platz wieder auf, bis, ja, bis ihm ein Andenkensjäger in den 1960er-Jahren den Kopf ab-



Tafel im „Eiskeller“ des Dicken Turmes mit dem Vertrag zwischen der Stadt und der kirchlichen Armenverwaltung vom 3. Februar 1852

schlug. Nach einiger Zeit wurde auch der verbliebene Rumpf des Standbildes abgeräumt und zum städtischen Bauhof gebracht.

In den 1950er-Jahren gastierten die berühmten Hochseilakrobaten der **Traber-Renz-Truppe** in Ratingen. Ich habe damals als Junge zugeschaut. Ein Stahlseil war vom Turm der Kirche St. Peter und Paul zum Dicken Turm gespannt. Von dessen Plattform (heute der Fußboden des Versammlungsraumes der „Ratinger Jonges“) gingen die Artisten mit einer riesigen Balancierstange zum Kirchturm hinauf. Höhepunkt war die Fahrt mit einem Motorrad, unter dem eine Art Trapez befestigt war, auf dem ein zweiter Artist die Balance zu halten hatte. Das Motorrad lief auf den Felgen über das Seil. Bei der Rückfahrt runter zum Dicken Turm ereignete sich ein Unfall: die Bremse des Motorrades arbeitete nicht einwandfrei und der unten sitzende Artist schlug mit beiden Schienbeinen vor die obere Kante des Dicken Turmes, der damals noch nicht auf seine jetzige Höhe aufgemauert war. Der verletzte Artist wurde ins nahegelegene Krankenhaus gebracht.

Manfred Buer

- 1) Siehe dazu: **Dr. Richard Baumann** „Der Ratinger Stadtsoldat – ein Opfer der Entmilitarisierung?“ in „Quecke“ Nr. 69 vom November 1999, S. 117 bis 120



Der Dicke Turm in den 1950er-Jahren

hilgenstock
bauelemente
GmbH

Lieber gleich
zum
Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren -

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 934 20
Fax: 021 02 / 93 42 42 · Internet: www.hilgenstock.de · www.fenstersicherheit.de

Am 6. Dezember 2008 wurde im Ferdinand-Trimborn-Saal der Städtischen Musikschule wieder ein verdienter Ratinger Bürger mit der Dumeklemmer-Plakette des Heimatvereins „Ratinger Jonges“ geehrt. Findungskommission und Vorstand der „Jonges“ hatten beschlossen, diesmal dem Ratinger Gastronomen **Hans Willi Poensgen** die hohe Auszeichnung zu verleihen, der sich vor allem bei der Förderung des heimatlichen Brauchtums, aber auch im Denkmalschutz große Verdienste erworben hat. Jonges-Baas **Georg Hoberg** überreichte Hans Willi Poensgen die Plakette, während Vizebaas **Uwe Budzin** den Text der Urkunde verlas. Die musikalische Umrahmung der Feierstunde übernahmen der Klavierpädagoge **Alfred Pollmann** und der Preisträger des Ferdinand-Trimborn-Förderpreises 2006 im Kreis Mettmann, **Bastian Hillebrand**, Violine. Sie spielten Stücke für Violine und Klavier von Wolfgang Amadeus Mozart, Jules Massenet und Charles de Bériot. Die Laudatio hielt der ehemalige Stadtdirektor der Stadt Ratingen, **Dr. Alfred Dahlmann**:



Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2008. Von links: Jonges-Baas Georg Hoberg, Hans Willi Poensgen, Vizebaas Uwe Budzin

„Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“.

Goethe muss unseren Freund Hans Wilhelm Poensgen bereits gekannt haben, als er das dichtete.

Sie, lieber Herr Poensgen, können heute mit Stolz und Genugtuung auf die von Ihnen erbrachten Leistungen zurückblicken. Sie haben viel aus Ihrem Erbe gemacht. Sie können auch mit Fug und Recht optimistisch in die Zukunft blicken, wenn Sie auf Ihre Betriebe schauen. Einen Platz im Brauhaus muss man Tage vorher reservieren. Sie haben Grundsteine gelegt, auf denen Ihre Söhne mit Fleiß weiterbauen können.

Auf der Bahnstraße fing alles an: „Zum treuen Husar“ hieß die erste Gaststätte der Poensgens, die Vater Theo am 1. Februar 1933 eröffnete. Den Namen hatte er seinem Vater Johann Poensgen gewidmet, der in Krefeld bei den dort stationierten Husaren gedient hat-

te. Im Mai jenes Jahres wurde Hans Willi geboren. Sehr früh musste er Verantwortung übernehmen, sein Vater kehrte nicht aus Russland zurück, und seine Mutter erkrankte 1951 schwer. Schon 1952 schloss der 19-Jährige die ersten Verträge mit der Schützenbruderschaft ab. Unterschreiben musste Mutter Erna, da der tatkräftige Sohn noch nicht geschäftsfähig war. Herr Poensgen erinnert sich noch heute daran, dass es ein hartes Stück Arbeit war, die sehr kritische Mutter zu überzeugen. Drei Monate lang hat er all seine Überredungskunst aufwenden müssen. Wie denn überhaupt Mutter Erna energisch war. Wenn sie es für richtig hielt, abends Schluss zu machen, rief sie in die Gaststube: „Feierabend“, und die Gäste gingen brav nach Hause.

1952 wurde dann bereits der Spiegelsaal gebaut, der größte Saal in Ratingen, Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Unvergessen sind die tollen Winterfeste der Tell-

Kompanie in dem schönen Saal, der heute eine Tanzschule ist.

Später hieß der Betrieb „Schinderhannes“, und der Kreis schließt sich, denn was mit dem „Treuen Husar“ und dem „Schinderhannes“ begann, ist nun das „Brauhaus“. Hier hat sich Herr Poensgen einen Jugendtraum erfüllt, er braut sein eigenes Bier. Die erste Brauerei in Ratingen seit 90 Jahren! Der Erfolg gibt ihm recht. Denn überall, wo er bewirtet, erleben die Gäste genussreiche und unbeschwerte Stunden. Schon früh trat Herr Poensgen innerhalb und außerhalb Ratingens als Investor auf. Sein Unternehmen expandierte in schneller Folge, sozusagen im olympischen Vierjahresrhythmus!

1967 kaufte er die „Suitbertusstuben“, das älteste Fachwerkhaus, der Stolz der heimatbewussten Ratinger. Doch Welch ein Unterfangen, wie sah das Haus aus?

1968 war bereits die Eröffnung. Der Umbau wurde von einem Essener Architekten mit viel Sorgfalt, Sachkenntnis und Behutsamkeit

Beinah hätt' man's platt gemacht,
weil's in allen Fugen kracht.
In den Balken war der Wurm,
die Decken bogen sich im Sturm.

Im Inneren war's verfault und klamm,
in den Wänden saß der Schwamm.
Doch Poensgen hat es übernommen:
Hans Willi ließ uns nicht verkommen!

Er hat sich sofort engagiert
und den Bau ganz renoviert.
Das alles tat er ohne Gage,
mit Bürgersinn und viel Courage.



Die „Suitbertus-Stuben“ in den 1970er-Jahren

vorgenommen. O-Ton des Architekten: „Aus diesem Haus eine Gaststätte zu machen, das war eine Doktorarbeit. Aber gerade daher hat es mir so großen Spaß gemacht.“ Das Fachwerkhaus wurde restauriert und entspricht von außen dem ursprünglichen Gebäude vom Ende des 15. Jahrhunderts. Auch innen spürt man das Mittelalter. Das alte Haus und die urige Einrichtung sind aus Ratingen nicht wegzudenken. Die „Suitbertusstuben“ wurden ein voller Erfolg.

1972 (es bleibt beim Vierjahresrhythmus) wagte Poensgen den Sprung über die Stadtmauern an den Rhein. Er übernahm die „Alte Rheinfähre“ in Düsseldorf, ein Café-Restaurant am Strom. Der vorgeschobene Außenposten ermöglichte es den Ratinger Karnevalisten, hin und wieder frische Luft zu schnappen. Herr Poensgen ist Ehrenmitglied in vielen Schützen-, Karnevals- und Heimatvereinen. Ein Messingschild an der „Rheinfähre“ weist auf sein Engagement hin: „Närrisches Konsulat, Hans-Willi Poensgen, Schirmherr 1989, Karnevalsabschluss der Stadt Ratingen“.

Seit dem Sprung an den Rhein bitet Herr Poensgen immer inständig um einen trockenen Sommer, nicht, wie Sie vielleicht denken, damit die Gäste mehr Durst haben, sondern, nachdem die Rheinfähre schon öfter „abgesoffen“ ist, ist dieser Wunsch nur allzu verständlich! Denn 1983 hatten Was-

ser und Schlamm sämtliche Maschinen, die Öfen, das Kühlhaus, Mobiliar und den Boden zerstört. Es entstand ein Schaden von 170.000 D-Mark. Weihnachten 1983 hat er mit seiner Ehefrau Maria, in Woldecken eingewickelt, ohne Strom und Telefon, in der ersten Etage seines Hauses verbracht. Doch nicht zuletzt dank des Engagements seiner acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konnte er am 10. Januar schon wieder den Betrieb eröffnen.

Ob von dieser kalten Nacht seine Vorliebe für warme Öfen herrührt, ist nicht überliefert. Jedenfalls rettete er den alten Kachelofen aus dem Stadthallenrestaurant, der



Die Laudatio hielt der frühere Stadtdirektor der Stadt Ratingen, Dr. Alfred Dahlmann

beim Umbau in diesem Jahr entsorgt werden sollte. Er ließ ihn abbauen und im Brauhaus wieder aufbauen. Nun können seine Gäste dort Kaiser Karl V. und den Fugger auf der wunderschönen Keramik bewundern.

1976: Ein englisches Sprichwort besagt: „Der Freund in der Not ist der wahre Freund.“ Am Freitag, dem 9. Januar 1976, um 11 Uhr, rief ich Herrn Poensgen an und fragte: „Können Sie uns helfen?“ Am nächsten Tag sollte die Stadthalle eröffnet werden, für Samstagabend war die Prinzenkürung angesetzt. 960 Karten verkauft, volles Haus, doch der Pächter der Stadthallen-Gastronomie hatte sich in der Nacht zuvor das Leben genommen. „Herr Poensgen, können Sie nicht die Bewirtung bei der Prinzenkürung übernehmen?“ Uns beiden war klar, dass es eigentlich unmöglich war, so etwas in zwei Tagen zu organisieren. Doch Herr Poensgen und seine Mannschaft haben es geschafft, niemand hat etwas gemerkt, und es wurde für die Gäste ein schöner Abend.

Bemerkenswert am Rande (wünschenswert wäre so etwas auch heute noch): Der schriftliche Vertrag der Stadt Ratingen mit den Eheleuten Poensgen vom 9. Januar 1976, in dem die Stadt ihnen noch am selben Tag die Wirtschaftsräume mit Inventar der Stadthalle zur Verfügung stellte, besteht völlig unbürokratisch aus ganzen sechs Zeilen und enthält doch alles Notwendige!

Die Poensgen-Gastronomie hat dann 32 Jahre lang sehr erfolgreich die Stadthalle bewirtschaftet. „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Fragen Sie ihn, er kennt sie alle: Helmut Kohl, Rudi Carell, Hildegard Knef, Karlheinz Böhm, Roy Black, Karel Gott, den Gouverneur von Süddakota und viele andere. Wobei diese Aufzählung bei weitem nicht vollständig ist.

Wen wundert's da, dass es bei diesen prominenten Gästen dann tatsächlich auch eine Bombendrohung gab? Ich hatte die schwere Entscheidung: Räumen oder nicht räumen? Es wurde nicht geräumt, auch bei diesem schwierigen Entschluss konnte ich auf Herrn Poensgen zählen. Gemeinsam mit Polizei und Freiwilligen suchten

wir persönlich die Stadthalle einschließlich Blumenkübeln, Toilettenräumen usw. ab, allerdings immer in der Gefahr, plötzlich von einer Detonation erwischt zu werden. Verständlich war, dass man bei diesem Terroralarm Angst hatte, zumal kurz vorher die Kongresshalle in Berlin, die „Schwangere Auster“, allerdings ohne Terror, aber gleiche Konstruktion wie unsere Stadthalle, eingestürzt war. Sicher werden sich noch viele unter Ihnen daran erinnern.

1980 übernahm Herr Poensgen das Freizeithaus Ratingen West, die sogenannte „kleine Stadthalle“ und 1982 die Eissporthalle. Auch in diesem, nicht so einfachen Umfeld sorgte Hans Willi Poensgen für Jung und Alt, schuf beste Gastlichkeit.

1992 feierte Herr Poensgen sein 40-jähriges Jubiläum als Zeltwirt der Rateringer Bruderschaft. Die Schützenbruderschaft lobte seine unternehmerische Initiative, gepaart mit Fleiß und Können. Herr Poensgen leistete als Zeltwirt Besonderes für unser heimatliches Brauchtum.

Und er war nicht nur für die Bruderschaft da, sondern für die gesamte Stadt Ratingen, immer und unermüdet. Nehmen Sie deshalb heute diese Ehrenplakette der Rateringer Jonges mit einem sehr herzlichen Dankeschön entgegen. Danke und nochmals danke. Ich wünsche uns allen, dass uns seine Erfahrung, sein Können und sein großes Engagement noch lange erhalten bleiben und dazu beste Gesundheit.

Am Ende der Feierstunde bedankte sich Hans Willi Poensgen in einer kurzen Ansprache:



Das Ehepaar Maria und Hans Willi Poensgen

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Birkenkamp, verehrte Festversammlung, sehr geehrter Herr Hoberg, liebe Rateringer Jonges!

Eine Ehrung wie die Verleihung der Dumeklemmerplakette ist für jeden Bürger unserer Stadt eine ganz besondere Auszeichnung. Es kann einen schon mit Stolz erfüllen, in einer Reihe zu stehen mit vielen Persönlichkeiten, die sich um Ratingen verdient gemacht haben. Und nun kommt noch ein Wirt dazu, der versucht hat, in vielen Jahrzehnten Gastlichkeit zu bieten und damit den Menschen das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Lebensqualität zu verbessern.

Ich denke, meiner Frau und mir und nicht zuletzt meinen vielen treuen Mitarbeitern ist es gelungen, in unseren Gaststätten Menschen zusammenzuführen, ihnen ein Heimatgefühl zu geben und ihnen Freude zu machen.

Ratinger Alt zu brauen ist die Krö-

nung meiner langjährigen Arbeit, diesen Wunsch hatte ich schon Jahrzehnte vorher gehabt, aber nicht den Mut!

Eines möchte ich hier jedoch richtigstellen: Verheiratet bin ich nicht mit meinen Betrieben, sondern mit meiner lieben Maria, der ich einen großen Teil meines Erfolges verdanke. Mit ihr werde ich die Dumeklemmerplakette teilen.

Danken möchte ich der Findungskommission und dem Baas der „Rateringer Jonges“, dass ihre Wahl auf mich gefallen ist. Danke auch an Herrn Dr. Dahlmann für seine herzlichen Worte.

Auch möchte ich mich recht herzlich bei meiner Familie und meinen Freunden für ihre großartige Unterstützung bedanken.

Nun darf ich Sie bitten, auf die Verleihung mit mir im Foyer anzustossen.

Vielen Dank.

VICTORIA

Geschäftsstelle **HOBERG**

Seit 1935 Ihr Partner für Versicherungen
und Finanzdienstleistungen in Ratingen

Poststrasse 22, 40878 Ratingen
Tel.: 021 02 / 10 50 - 0, Fax: 021 02 / 10 50 - 22
E-Mail: Georg.Hoberg@Victoria.de
Internet: www.georg.hoberg.victoria.de

Am Spätnachmittag des 28. Januar 2009 verlieh der Landschaftsverband Rheinland in einer Feierstunde im Rittersaal der Burg Linn in Krefeld den Albert-Steeger-Preis 2008 an zwei junge Wissenschaftler für ihre hervorragenden Arbeiten zur Kultur und Geschichte des Rheinlandes. Während **Dr. Martin Schlemmer** über das Thema „Los von Berlin. Die Rhein-staatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg“ promovierte, beschäftigte sich der allen „Quecke“-Lesern bestens bekannte Lintorfer **Dr. Bastian Fleermann** in seiner Dissertation mit der jüdischen Alltagskultur im Herzogtum Berg von 1779 bis 1847. Das von ihm dazu vorgelegte Buch trägt den Haupttitel „Marginalisierung und Emanzipation“ und wurde bereits in der letzten Ausgabe der „Quecke“ rezensiert.

Musikalisch umrahmt wurde die sehr festliche Veranstaltung durch zwei Klaviervorträge der erst 17-jährigen Pianistin **Ai Mi Cecilia Tran Xuan**, Preisträgerin beim Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ 2005.

Nach der Begrüßung durch **Karin Meincke**, Bürgermeisterin der Stadt Krefeld, sprach der Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland, **Dr. Jürgen Wilhelm**, die Laudationes auf die beiden Preisträger. Wegen des lokalen Bezuges – Dr. Martin Schlemmer wird den Ratingern kaum bekannt sein – veröffentlichen wir hier den allgemeinen Teil der Ansprache Dr. Wilhelms mit der Laudatio auf Dr. Fleermann:

Sehr geehrte Damen und Herren,
sehr geehrter Herr Dr. Fleermann,
sehr geehrter Herr Dr. Schlemmer,

seien Sie alle recht herzlich begrüßt zu dieser Feierstunde im Rittersaal auf Burg Linn in Krefeld. In Würdigung des Lebens und Wirkens Albert Steegers stiftete der Landschaftsverband Rheinland bereits 1955 das „Albert-Steeger-Stipendium“, das im gleichen Jahr an Albert Steeger selbst verliehen wurde.

Heute sind wir in gutem Brauch auf Burg Linn zusammengekommen, um mit dem Albert-Steeger-Preis, wie wir die Auszeichnung seit einigen Jahren nennen, der durch Mittel unserer Sozial- und Kulturstiftung mit 10.000 € dotiert ist, zwei junge Wissenschaftler zu würdigen, die durch ihre Arbeiten in besonderem Maße hervorgetreten sind.

Der heutige Tag ist Anlass, auf die Lebensleistung Albert Steegers einzugehen, der am 15. März 1958, also vor etwas mehr als 50 Jahren, verstorben ist. Es stellt sich die Frage, welche Bedeutung gerade seine Arbeit für den Landschaftsverband Rheinland hat und warum sich diese Ehrung auf ihn beruft. Die kulturellen Angelegenheiten, die gemäß Paragraph 5 der Landschaftsverbandsordnung der Landschaftsverband Rheinland



Dr. Jürgen Wilhelm, Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland, überreichte am 28. Januar 2009 den Albert-Steeger-Preis 2008 an Dr. Martin Schlemmer (li.) und Dr. Bastian Fleermann (re.) Foto: Ludger Ströter

wahrnimmt, stehen in einer engen Wechselbeziehung zum ganzheitlichen Ansatz im wissenschaftlichen Werk Steegers, das Hugo Burger so charakterisierte: „Ihn zeichnete aus, dass er die nieder-rheinische Landeskunde auf vielen Feldern förderte. Ihm gelang eine Synthese zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Solcherart wuchs er zu einem Kultur-

wissenschaftler von höchster Authentizität heran.“ Und in der Tat umfasst das Schaffen Steegers die Geologie und die Landeskunde, die Vor- und Frühgeschichte, Siedlungsgeschichte und Volkskunde, die Kunst- und Architekturgeschichte, nicht zuletzt aber Naturschutz und Denkmalpflege. Darin finden wir uns in unseren Kulturinstitutionen wieder.

Mögen wir auch heute zögern, Albert Steeger einen „Universalgelehrten“ zu nennen, so bleibt doch festzuhalten, dass sein ganzheitlicher wissenschaftlicher Ansatz eben zu jener Synthese führte, die im eigentlichen Sinn die gesamte Kulturlandschaft in den Blick nahm, die Dinge als aufeinander bezogen und nicht voneinander isoliert sah. Dieses umfassende Verständnis von Natur, Landschaft und Kultur liegt auch dem vom Landschaftsverband Rheinland seit den 1990er-Jahren konsequent entwickelten Begriff der Kulturlandschaft zugrunde, und darum ist es nicht nur legitim, sondern auch folgerichtig, diesen Preis im Gedenken an diesen großen Gelehrten zu verleihen und die Impulse seines Werkes aufzunehmen und zeitgemäß umzusetzen.

Wenn wir heute die Bewahrung des kulturellen Erbes im Rheinland als Aufgabe höchster Priorität für den Landschaftsverband Rheinland ansehen, dann tun wir das, weil wir spüren, dass die Fragen von Bestands- und Substanzerhalt im Bereich der Kultur einer Antwort bedürfen. Daher haben wir in der Abtei Brauweiler das Rheinische Zentrum für Massenentsäuerung von Archiv- und Bibliotheksgut mitbegründet und vor wenigen Wochen – gemeinsam mit dem Land – den ersten Spatenstich zum Bau eines Archivs für Künstlernachlässe und ein Schaumagazin getan. Auch unsere übrigen Restaurierungs-

werkstätten dienen dem Erhalt und der Sicherung unseres Kulturguts - dem Kern einer jeglichen Zivilisation.

All das, was in unseren Museen und unseren Kultureinrichtungen erarbeitet und erforscht wird, ist nicht bloßer Selbstzweck und nicht bloß für einen kleinen aber erlesenen Forscherkreis gedacht, sondern kommt den Menschen in unserer Region unmittelbar zugute – für Generationen.

Wir sparen auch sensible Themen nicht aus, ganz gleich ob es sich um die Aufarbeitung der Heimerziehung in der Nachkriegszeit, die Reflexion des Leids der Zwangsarbeiter in unseren Einrichtungen oder die Provenienzforschung handelt.

Unser Engagement auf Vogelsang und unsere industriegeschichtlichen und kunst- und kulturgeschichtlichen Netzwerke seien ebenfalls erwähnt. Kultur ist nicht statisch, sondern in höchstem Maße dynamisch. Wir müssen uns sowohl den Herausforderungen der Vergangenheit, unserer Zeit und denen der Zukunft stellen. Themenfelder wie Migration und Integration sind nur zwei dieser gesellschafts- und kulturpolitisch komplexen Bereiche.

Die Bewältigung dieser Herausforderungen benötigt ein sicheres, ein festes Fundament. Bernhard von Chartres hat es einst so ausgedrückt: „Wir stehen auf den Schultern von Riesen, aber wir se-

hen weiter als sie!“ Das ist kein Verdienst an sich, sondern das Ergebnis kontinuierlicher Arbeit und Weiterentwicklung, und so verhält es sich auch mit dem Werk Albert Steegers.

Und wenn es noch eines Beweises für jene am Anfang zitierte Synthese Albert Steegers bedarf, so verweise ich auf das von uns entwickelte digitale Kulturlandschaftskataster (KuLaDig), das eben diese Synthese auf zeitgemäße Weise herstellt, indem alle relevanten Daten über die Kulturlandschaft des Rheinlandes digital aufbereitet, elektronisch verknüpft und für ein breites Publikum, aber auch die Fachwissenschaft, verfügbar gemacht werden. Im ganzheitlichen Ansatz und in der ganzheitlichen Betrachtung liegt die Aktualität im Werk Steegers.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

zwischen Albert Steeger und unseren heutigen Preisträgern, Herrn Dr. Bastian Fleermann und Herrn Dr. Martin Schlemmer, liegen zwar über 50 Jahre - aber in ihnen spiegelt sich das Ansinnen und das Wirken Steegers.

Zunächst zu Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Fleermann, und Ihrer Vita:

Geboren 1978 in Ratingen, haben Sie in Bonn Volkskunde, Neuere und Mittelalterliche Geschichte sowie Germanistik studiert und schlossen Ihr Studium zum Magister mit einer Arbeit über regionale Ernährungskultur im Rheinland im



Tavernaki

GRIECHISCHE SPEZIALITÄTEN

TANNENSTRASSE 19 · 40476 DÜSSELDORF
TELEFON 02 11 - 45 37 77

ÖFFNUNGSZEITEN:
MO. - FR. 11.30 - 14.30 UND 17.30 - 24.00 UHR
SA. 17.00 - 24.00 UHR · SONNTAG RUHETAG

TISCHRESERVIERUNG ERFORDERLICH

18. und 19. Jahrhundert ab. In Ihrer Forschung haben Sie stets den interdisziplinären Ansatz zwischen Volkskunde und rheinischer Landeskunde verfolgt, ganz im Sinne von Albert Steeger und dem Credo des damaligen Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn.

Ein besonderer Schwerpunkt Ihres Studiums und Ihrer wissenschaftlichen Arbeit lag auf der deutsch-jüdischen Geschichte. Hier ging es Ihnen vor allem um

das Verhältnis von Gesellschaft und Minderheiten. Darüber hinaus haben Sie sich mit der Stadt- und Regionalgeschichte, der Nahrungsethnologie des Industriezeitalters, der rheinischen Volkskultur der Vormoderne sowie mit jüdischer Regionalgeschichte beschäftigt.

Ihre Dissertation widmet sich der jüdischen Alltagskultur im Herzogtum Berg zwischen 1780 und 1850 und wurde im Sommersemester 2006 von der Bonner Fakultät angenommen.

Während seiner Promotionszeit hat Herr Dr. Fleermann vier Lehraufträge angenommen und seine wissenschaftliche Publikationstätigkeit fortgesetzt, zugleich arbeitete er während seiner gesamten Studienzeit als redaktioneller Mitarbeiter und freier Journalist bei der Rheinischen Post in Düsseldorf. Seit dem 1. April 2008 sind Sie, sehr geehrter Herr Dr. Fleermann, stellvertretender Leiter der Mahn- und Gedenkstätte der Landeshauptstadt Düsseldorf. Ihr Wirken ist ähnlich Albert Steegers Wirken als universell zu bezeichnen [...]

Nach der Laudatio und der Überreichung des Preises durch Jürgen Wilhelm dankte Dr. Fleermann in einem Kurzvortrag für die ihm erwiesene Ehrung:

Sehr geehrter Herr Vorsitzender Dr. Wilhelm,

sehr geehrter Herr Landesdirektor Voigtsberger,

sehr geehrte Frau Bürgermeisterin Meincke,

sehr geehrte Frau Dezernentin Karabaic,

sehr geehrte Mitglieder der Landschaftsversammlung Rheinland und des Rates der Stadt Krefeld, meine sehr verehrten Damen und Herren,

am Spätvormittag des 3. Novembers 1811 ritt der französische Kaiser Napoleon in die bergische Hauptstadt Düsseldorf ein. Begrüßt wurde er von einer Dreiergruppe: auf der einen Seite der katholische Stiftsdechant, auf der anderen der evangelische Pfarrer und gestützt von beiden in der Mitte: Düsseldorfs über 80-jähriger Rabbiner Yehuda Löb Scheuer, der bereits seit 1779 die Geschichte seiner Gemeinde leitete und zudem Landesrabbiner von Jülich-Berg war, als – wie es hieß – „beeindruckender Greis“. Napoleon, der – wie einer seiner Minister später notierte – von dieser Szenerie sichtlich ergriffen war, antwortete der ihm gegenüberstehenden Delegation spontan: „Ich nehme die Huldigung an und billige Ihre Gefühle. Alle Menschen sind Brüder vor Gott, sie müssen sich lieben und tragen, trotz der Verschiedenheit ihrer Religion. Sie geben dafür ein gutes Beispiel. Wachen Sie nur immer über den

Frieden und einigen Sie sich über die Mittel, die Menschen dem Gesetz zu unterwerfen, den Fürsten anhänglich und sie treu zu machen den Geboten Gottes, dessen Haushalter sie alle sind.“ Und ein Passant, ein etwa vierzehn Jahre alter Knabe, Mitglied der jüdischen Gemeinde, der das Geschehen ganz aus der Nähe beobachtet hatte, vermerkte später in seinen Erinnerungen: „[...] mein Herz schlug den Generalmarsch.“ Sie ahnen, wer dieser Knabe gewesen sein könnte: Harry Heine.

Die Hoffnungen, die die rechtsrheinischen Juden mit dem Einmarsch der Franzosen und dem Import ihrer Ideale verbanden, waren groß und sie waren nicht unbegründet. Nach Jahrhunderten der gesellschaftlichen Randstellung, der Marginalisierung, hoffte die jüdische Minderheit nun, in den Genuss gleicher Rechte zu kommen wie die nichtjüdischen Nachbarn, Freunde, Geschäftspartner und Bürger. Das Rheinland war in Aufruhr, bereits einige Jahre zuvor hatten die Franzosen in Bonn und Koblenz die Ghettos niedergedrückt und das Ende der Bedrückung für die rheinischen Juden ausgerufen.

Dem Universalgelehrten Albert Steeger, dessen 125. Geburtstag wir im kommenden Jahr feiern würden, hätte diese Begegnung der Kulturen vielleicht auch gefallen – und ich bin mir sicher, dass in seinem Sinne ein solch span-

nendes Thema nur interdisziplinär angegangen werden könnte, in einer übergreifenden kulturhistorischen und volkskundlichen Frage also, der es um mehr geht als um reine Ereignisse, eine Frage, die nicht nur die bergischen Juden betrifft, sondern universalen Charakter hat. Was sagt nämlich der Umgang mit einer Minderheit über den Stand der Mehrheitsgesellschaft aus? Wie geht man an der Schwelle zur Moderne mit kultureller Differenz um? Und welche Wege führen zu Emanzipation und Integration von Minderheiten? Auch dieser allgemeingültige Gedanke hat heute immer noch wichtigen Stellenwert.

Meine kulturwissenschaftliche Arbeit, die heute dankenswerterweise hier gewürdigt werden soll, ist diesem Diktum ganz bewusst gefolgt. Jüdische Alltagskultur im Herzogtum Berg, so der Titel meiner Studie, versteht sich als ein Einblick, der in seinen Methoden landeskundlichen, vor allem aber allgemein kulturgeschichtlichen Ansätzen gefolgt ist. Ihr Inhalt sind die Lebensgrundlagen von Menschen und die Bewältigung ihres Alltags in einer sich wandelnden Welt um 1800. Sie kommt in ihren Betrachtungsweisen dem recht nahe, was der Düsseldorfer Rabbiner Dr. Max Eschelbacher im Jahre 1910 unter dem Konzept einer „Jüdischen Volkskunde“ verstanden haben wollte. Ich zitiere: Die Geschichtsschreibung beginnt überall mit der Darstellung

der Ereignisse, die in die Augen fallen, mit der Schilderung der Katastrophen, der Haupt- und Staatsaktionen. Erst später wendet sie sich der Geschichte des Alltagslebens zu. Die Taten der Könige haben ihre Sänger gefunden, als noch niemand an das Leben des niederen Volkes dachte. Ähnlich ist auch der Entwicklungsgang der Geschichtsschreibung des Judentums. Auch sie hat mit der politischen Geschichte begonnen, mit der Erzählung von Kämpfen und Vertreibungen, mit der Schilderung des Lebens großer Männer. Allmählich erst ist sie dazu übergegangen, nach dem Tagewerk und nach dem Ergehen der breiten Volksmassen sich umzusehen.

Tagewerk und Ergehen breiter Volksmassen – das waren auch die maßgebenden Koordinaten meiner Arbeit.

Jüdische Alltagskultur zwischen dem ausgehenden 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts zu beschreiben, das heißt auch, mehrere politische Systeme zu berücksichtigen – das altrheinisch-wittelsbachische, das revolutionär-französische und das restaurativ-preußische Modell. Es heißt, Grenzen neu zu definieren, denn um 1800 war die rheinische Landkarte so wechselhaft wie selten zuvor oder danach. Zwischen Frankreich und dem, was damals Deutschland war, zeichnet sich hier ein transnationales Konzept der Moderne ab. Es heißt auch, über Konfessionsgrenzen hinweg zu denken, denn im ohnehin schon konfessionell durchmischten Berg hat es niemals eine hermetisch abgeschlossene jüdische Geschichte, sondern immer eine deutsch/christlich-jüdische Beziehungsgeschichte gegeben. Eine Interaktion von Kulturkontakt und Kulturkonflikt. Es heißt, soziale Schichtungen zu berücksichtigen, religiöse Strömungen zu verfolgen, ökonomische Spannungen auszuloten. Erst so konnte das Bild eines Alltags entstehen, der im Spannungsfeld zwischen Tradition und Aufbruch in die Moderne für die jüdische Minderheit so bestimmend war. Es zeigt sich auch ein unverwechselbarer Bestandteil der Moderne überhaupt: Aus der isolierten Korporation einer bergi-

schen Judenschaft tritt zu Beginn des 19. Jahrhunderts dann der jüdische Mensch, das in der Geschichte handelnde Subjekt hervor, ein Individuum also, das damit beginnt, die Geschichte in einer neuen bürgerlichen Gesellschaft selbst und aktiv mitzugestalten. Eine neue Identität bildet sich heraus, die sich der Entwicklung „heraus aus dem Zustand der Marginalisierung, hinein in das Zeitalter der Emanzipation, also der Befreiung“ durchaus bewusst ist. Das ist die Befreiung aus der Unmündigkeit vorangegangener Jahrhunderte. Und hiermit verlassen wir das exemplarische Feld des Bergischen Landes, hiermit verlassen wir auch die Sichtweisen rein jüdischer Geschichte, hiermit sind wir gleichwohl bei Kant und Mendelssohn, bei Habermas und Leo Baeck gleichermaßen angelangt, bei den Grundwerten heutiger Zivilgesellschaften: der Mensch als selbstbestimmter Teil der Geschichte. Es ist der bergische Kosmopolit Heinrich Heine, der hierzu die Frage aufstellt: „Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbände der Bevorrechteten.“

Das sind große Worte. Was aber heißt das konkret? Juden wurden die gleichen Rechte eingeräumt wie den übrigen Staatsbürgern des napoleonischen Modellstaates Berg. Juden mit einer wirtschaftlich innovativen Haltung zur „bürgerlichen Gesellschaft“ bot die Zeit des Umbruchs erhebliche Chancen: 1786 wurde der Metzger Samuel Coppel in die „unprivilegierte Solinger Kaufmannschaft“ aufgenommen und durfte fortan als „Markt Krämer“ einen Stand auf dem Wochenmarkt besichtigen. Später spezialisierte er sich auf den Handel mit Messern und Schneidwaren. Er war nichts anderes als ein bescheidener Handelsmann und zugleich Teil einer bis dahin randständigen Minderheit. Schon 1821 gründete jedoch sein Sohn, Alexander Coppel, in

Solingen eine Fabrik für Stahlwaren, welche bald zu den größten und wichtigsten Betrieben dieser Art in der Umgebung werden sollte. Enkel und Urenkel wurden dann großzügige Stifter, Ehrenbürger und Industrielle, sie traten in bürgerliche Vereine und sogar in die Schützenbruderschaft ein. Coppels – so zeigt es dieses Beispiel deutlich – hatten den Aufstieg innerhalb weniger Generationen geschafft. Das aufklärerische Projekt der Integration durch Fleiß und Bildung war gelungen. Zu sehen ist das nur in der Perspektive von Wirtschafts- und Kulturgeschichte, von Rechts- und Religionsgeschichte zugleich.

Mein Dank gilt heute und hier vor allem aber der Landschaftsversammlung und dem Landschaftsverband Rheinland, der meinen Kollegen Dr. Schlemmer und mich mit der heutigen bedeutenden Auszeichnung sehr beehrt. Dies bedeutet mir viel. Nicht zuletzt vermittelt doch der LVR auch das, was Gegenstand meiner Arbeit gewesen ist: eine rheinische Identität in einer global sich entwickelnden Welt. Ich betrachte den Preis mit großer Freude als eine Bestätigung meiner Arbeit, als Zeichen für das Bedürfnis nach Wissen über die Wurzeln jüdischen Lebens im modernen Rheinland, aber letztlich vor allem auch als Ansporn in einer noch jungen Forscherbiografie.

Neue Aufgaben warten auf mich, und wieder erscheint der interdisziplinäre Ansatz, mit Geschichte umzugehen und unterschiedliche Kulturen zu verstehen, als ein kontinuierlicher Stützpfiler dieser Aufgaben. Die Mahn- und Gedenkstätte der Landeshauptstadt Düsseldorf, seit dem vergangenen Frühjahr mein neues Arbeitsfeld, ist ein Ort des Lernens, des Forschens und des Gedenkens zugleich, vor allem Ort der Geschichtsvermittlung und der Begegnung, sie ist ein Archiv für das Wissen, das die Zeitzeugen am Ende ihres Lebensweges mit uns, mit der jüngeren Generation teilen, es uns anvertrauen. Diese Aufgaben haben wiederum universalen Ansatz und zugleich große Wirkung in Gegenwart und Zukunft hinein. Es bleibt – nicht nur für mich – noch viel zu tun. Ich danke Ihnen.

Grete Gärtner

Im Alter von fast 95 Jahren starb am 13. Mai 2009 unser langjähriges Vorstandsmitglied **Grete Gärtner**, fast unbemerkt, denn da sie schon vor 17 Jahren aus der aktiven Vorstandsarbeit unseres Vereins ausgeschieden war, erinnerten sich nur noch die Älteren an unsere tatkräftige, resolute und zuverlässige Mitkämpferin in der Führung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“. Ihre letzten Lebensjahre musste sie im Pflegeheim des Marienkrankenhauses in Ratingen verbringen – sie, die es gewohnt war, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, alles selbst zu regeln und in ihrer Freizeit, vor allem nach der Pensionierung, durch die weite Welt zu reisen. Doch mit zunehmendem Alter verließen sie ihre Kräfte und sie wurde schließlich fast blind. Besuchte man sie in Ratingen, freute sie sich stets, wenn sie Neues aus Lintorf, aus dem Heimatverein und von den ehemaligen Mitstreitern erfuhr, oder wenn ihr jemand aus der „Quecke“ vorlas.

Margarete Gärtner wurde am 12. August 1914 in Köln geboren. Ihre Mutter war eine waschechte Kölnerin, ihr Vater stammte aus Aussig im Sudetenland. Aus beruflichen Gründen zog die Familie Gärtner später nach Düsseldorf. Dort wohnte sie im gleichen Haus mit der Familie eines guten Bekannten, der ebenfalls aus Aussig stammte. Die Kinder beider Familien waren befreundet, und so lag es nahe, dass Grete Gärtner nach ihrer Schulzeit in der Firma des Hausnachbarn und Freundes ihrer Eltern eine kaufmännische Lehre absolvierte. Zunächst arbeitete sie dann in der Kanzlei eines Rechtsanwaltes, später war sie bis zum Kriegsende Angestellte der Stadtverwaltung Düsseldorf, wo sie lange in der Abteilung für die



Grete Gärtner an ihrem 90. Geburtstag

öffentlichen Bäder beschäftigt war. Nach dem Krieg begann sie eine neue Tätigkeit bei der Dresdner Bank und arbeitete dort bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1979.

Bereits 1970 hatte sie sich entschlossen, nach Lintorf zu ziehen, wo sie sich in der neuen Siedlung an der Broekmanstraße eine Eigentumswohnung kaufte.

War es der historische Ort, an dem sie nun wohnte – einst hatten hier Zechengebäude des alten Lintorfer Bleibergwerks gestanden – oder war es der Wunsch, neue Kontakte zu knüpfen, jedenfalls folgte sie dem Rat einer Hausbewohnerin, Mitglied im Lintorfer Heimatverein zu werden. Doch auf bloße Mitgliedschaft blieb ihr Interesse nicht lange beschränkt. Ab Oktober 1976 arbeitete sie zunächst als Gast im Archiv unseres Vereins mit. In der Mitgliederversammlung vom 17. No-

vember 1979 wurde sie dann zur KassiererIn des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ gewählt. Damit betrat sie absolutes Neuland: sie durchbrach die Phalanx der Männer und wurde das erste weibliche Vorstandsmitglied seit der Gründung unseres Vereins. Sie wusste sich aber gut zu behaupten und erwarb sich schnell die Anerkennung und den Respekt der übrigen Vorstandsmitglieder. Neben ihrem Amt als KassiererIn betreute sie auch weiterhin das Archiv und zusammen mit **Agnes Weiß** die Geschäftsstelle unseres Vereins. Nach elf Jahren legte sie in der Mitgliederversammlung vom 16. November 1990 ihr wichtiges Amt nieder, um Jüngeren Platz zu machen. Sie blieb aber bis zum Oktober 1992 Beisitzerin im Vorstand und arbeitete weiter im Archiv mit.

Während ihrer langen Zugehörigkeit zum Führungskreis des Lintorfer Heimatvereins war Grete Gärtner ein Vorbild an Zuverlässigkeit und Treue. Nur wenn sie auf einer ihrer Kulturreisen irgendwo in der Welt unterwegs war, musste sie vertreten werden. Sie war eine KassiererIn, wie sie sich jeder Verein wünscht: sparsam, genau bis ins letzte Detail und immer auf die Vermehrung des Vereinsvermögens bedacht, damit unsere „Quecke“ zu finanzieren war. Sie war sehr umgänglich und voller Humor, konnte aber auch sehr streng sein, vor allem, wenn es um die Ordnung in unserem Archiv ging.

Alle, die Grete Gärtner kannten und mit ihr zusammenarbeiten durften, werden sich gern an sie erinnern. In der fast 60-jährigen Geschichte unseres Vereins spielte sie eine wichtige Rolle.

Manfred Buer

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei. – Gäste sind herzlich willkommen.

Werner Beutling

Als ich ihn am 21. September dieses Jahres anrief, um ihm zu seinem 81. Geburtstag zu gratulieren, versicherte er mir, es ginge ihm so gut wie lange nicht mehr, und er könne sogar wieder über die Gerresheimer Höhen wandern. Dabei war es ihm vor einiger Zeit wegen einer langwierigen Krankheit schon einmal sehr schlecht gegangen. Drei Tage nach unserem Telefongespräch erhielt ich dann die Nachricht von seinem plötzlichen Tod – er war einfach morgens nicht mehr aufgewacht.

Werner Beutling, am 21. September 1928 in Gerresheim in der Nähe der Glashütte geboren, ist vielen Lintorfern als Zahnarzt in bester Erinnerung. Bis 1990 praktizierte er in seinem Haus am Breitscheider Weg. Schon bevor er sich zur Ruhe setzte, hatte er sich ein neues Betätigungsfeld gesucht, das ihn dann bis zu sei-

nem Tod ausfüllte: er schrieb Artikel und literarische Beiträge für Zeitschriften und Bücher und gab selbst ein eigenes Buch heraus. Von seinen Großeltern – der Großvater arbeitete ein Leben lang in der Gerresheimer Glashütte – hatte er das „Hötter Platt“ gelernt, eine Mundart, die eher an das norddeutsche Platt erinnert als an unsere rheinischen Dialekte. Ferdinand Heye hatte Glasbläser aus Nord- und Ostdeutschland nach Gerresheim geholt, als er dort vor 145 Jahren eine Glashütte gründete. Die Arbeiter sprachen ihre alten Dialekte weiter, und es bildete sich so eine Sprachinsel inmitten des Rheinischen, von der selbst die Sprachwissenschaftler des Amtes für rheinische Landeskunde lang nichts wussten. Es ist Werner Beutlings Verdienst, das „Hötter Platt“ durch sein Buch „Do hämm wi't all werra!“ in sei-

nem Wortschatz und seiner Grammatik bewahrt zu haben, denn als es vor 23 Jahren erschien, beherrschten nur noch ganz wenige alte Gerresheimer dieses Idiom. Werner Beutling schildert in den Erzählungen des Buches das Leben der Menschen in der und um die „Hütte“. Für seine Verdienste um die Erhaltung des „Hötter Platt“ verlieh ihm der Landschaftsverband Rheinland am 10. Mai 1994 den „Rheinlandtaler“.

Dem Lintorfer Heimatverein war Werner Beutling, seit er in Lintorf wohnte, eng verbunden. Als Autor hat er sich in vielen teils ernsten, teils humorvollen Beiträgen in der „Quecke“ verewigt. Auch in Vorträgen wusste er die Lintorfer Heimatfreunde zu begeistern. Sie werden sich gern an ihn erinnern.

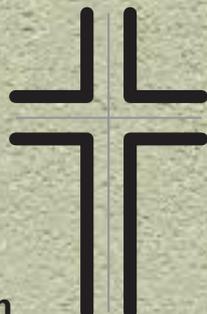
Manfred Buer

Rat und Hilfe



Bestattungen Kleinrahm

... dem Leben einen würdigen Abschluss geben



Am Heck 2

3 64 62
Tag und Nacht

Ratingen-Lintorf

Alle Bestattungsarten
Erledigung aller Formalitäten

ob einfach oder repräsentativ
individuell nach Ihren Wünschen

Alfons **Weber** GmbH
Seit 1926
Heizung · Sanitär

Heizungsbau
Solar- und Brennwerttechnik
Sanitärinstallation
Raumklimageräte
Kundendienst

Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund
Telefon: 0203 / 74 21 00
Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

Lieber Kunde,
hier schafft
der Chef
noch selbst!

Schreinerei
Schlüter & Kögler
GmbH
Rund um's Holz

Wir erarbeiten gemeinsam mit Ihnen
Ideen und Lösungen für kleine
und große Projekte rund um's Holz

Schreinerei Schlüter & Kögler GmbH · Birkenstraße 7 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: 02102 - 89 33 16 · Fax: 02102 - 89 34 12 · www.schlueter-koegler.de

Hubertus Apotheke



Dr. Jons **Aßmutat** e.Kfm.
Speestraße 47 · 40885 Ratingen
Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

Qualität und Leistung - Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-
Rolläden – Kunststoff-Kloppläden – Alu-Haustüren –
Hebeschiebesanlagen – Haustürüberdachungen –
Garagentore – Markisen – Jalousien –
E-Antriebe für Rolläden und Markisen

Reparatur-Service
Profilbau H. Wendeler GmbH
Inhaber Reinhold Scheil

40885 Ratingen-Lintorf
Am Schließkothfen 9

☎ 3 39 43 - 3 50 46

Fax 3 60 95

www.profilbau-wendeler.de



Jetzt auch mit
Ausstellung
Konrad-Adenauer-Platz 17

**K[®] maler
kohl**



Maler/Lackierarbeiten
✦ Tapezierarbeiten
✦ Außenanstriche
✦ und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf · Tel. 02102 - 175-93

LUST auf FRISUR

ANGELIKA WATERKAMP
Damen & Herren

Am Potekamp 49 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 3 55 20



WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW

Unfall • Reparatur • Autolackierung • PKW/LKW • PKW-Karosserie-Richtsystem

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen (Lintorf) • Telefon 0 21 02 / 3 11 07
Telefax 0 21 02 / 3 37 16 • E-Mail: web@buschkarosserie.de

In eigener Sache

Seit mehr als 20 Jahren wird unsere „Quecke“ jedes Jahr in der Druckerei Preuß hergestellt. Als Schriftleiter schätze ich seit ebenso langer Zeit das dort herrschende gute Betriebsklima und die hervorragende Zusammenarbeit mit den Eigentümern und den Betriebsangehörigen, von denen die meisten schon dort arbeiteten, als ich mit meiner Tätigkeit als Schriftleiter der „Quecke“ begann. Besonders eng war diese Zusammenarbeit natürlich mit dem Seniorchef **Alfred Preuß** und seiner Frau **Marianne**. Deshalb freut es mich umso mehr, dass beide in diesem Jahr gemeinsam ihren achtzigsten Geburtstag begehen konnten, nicht etwa als Rentner zu Hause, sondern immer noch zeitweise in „ihrem“ Betrieb tätig.

Gefeiert wurde mit der großen Familie, mit Freunden und Wegbegleitern am Sonntag, dem 4. Oktober 2009, im Saal der St. Johannes-Kirche.

Im Jahre 1965 hatte Alfred Preuß seinen Betrieb neben dem Ulenbroich-Häuschen gegründet, seine Frau schloss die ersten Geschäfte von einer Telefonzelle aus ab, da man damals noch lange auf einen beantragten Telefonanschluss warten musste.

Im Januar 1969 wurde wegen der guten Geschäftsentwicklung ein zusätzlicher Schriftsetzer eingestellt, der erste Angestellte der neuen Firma. **Wolfgang Böder** konnte am 27. Januar dieses Jahres seine 40-jährige Betriebszugehörigkeit feiern! Er ist es, der Jahr für Jahr unsere „Quecke“ fast ausschließlich betreut: Er setzt die Beiträge, entwirft Anzeigen und besorgt den Umbruch.

Vielen Dank für die langjährige Zusammenarbeit.

Aus dem Vorstand des Lintorfer Heimatvereins konnte unsere Schriftführerin **Felicitas Lumer** in diesem Jahr einen runden Geburtstag feiern. Seit einem halben Jahrhundert lebt sie in Lintorf, seit elf Jahren ist sie eine liebenswürdige und sehr zuverlässige Mitarbeiterin in unserer Vorstandsrunde.

Helmut Kuwertz, der langjährige Wanderbaas unseres Vereins und jetzt Vorstandsmitglied im Ruhestand, wirkte vor einigen Monaten als Zeitzeuge in einem WDR-Fernsehfilm mit. „Wie die Autobahn ins Rheinland kam“ war der Titel des Films, ein Thema, das Helmut Kuwertz für die „Quecke“ Nr. 67 vom November 1997 ausführlich erforscht und bearbeitet hatte. Sein Aufsatz hieß damals: „Von der Reichsautobahn zur A3“.

Bei den monatlichen Vorträgen, die sich auch weiterhin großer Beliebtheit erfreuen – die durchschnittliche Besucherzahl betrug im vergangenen Jahr 36 – entwickeln sich die Ortsführungen im Sommermonat August zu einem Renner.

Waren es im August 2008 weit über 100 Teilnehmer, so machten sich in diesem Jahr mehr als 80 Interessierte auf den Rundgang durch den historischen Ortskern von Lintorf.

Der Spaziergang mit Geschichte und Geschichten soll im kommenden August fortgesetzt werden.

Auch am Denkmaltag dieses Jahres, der am 13. September stattfand, verbuchte der Lintorfer Heimatverein großen Andrang. Das Jahresthema „Historische Stätten

des Genusses“ konnte in Lintorf gleich zweifach bedient werden: Die Gaststätten „**Gut Porz**“ und „**Bürgershof**“ befinden sich beide in denkmalgeschützten Häusern. Vor allem in der „Porz“ wurden die etwa 60 Besucher aus ganz Ratingen herzlich empfangen. Zur Begrüßung wurden sogar Häppchen und Sekt gereicht.

Der „Tag des offenen Denkmals“ wird seit 1993 in ganz Deutschland jeweils am zweiten Sonntag im September begangen. Von Anfang an war der Lintorfer Heimatverein in jedem Jahr dabei.

Beim ersten Denkmaltag vor 16 Jahren stellten die Lintorfer Heimatfreunde das Mühlengut Heldenstein vor. Vielen werden sicher noch die Erklärungen und Histörchen in Erinnerung sein, die Mühlenbesitzer **Heinz Fleermann** damals für die Besucher bereithielt. Auch im nächsten Jahr wird wieder die Mühle Tatort des Denkmaltages sein, und das aus einem besonderen Grund: Die **Firma Fleermann** wird ihr 100-jähriges Bestehen feiern.

Der Name „Quecke“ für unser Jahrbuch existiert zwar schon seit 1950, aber erst jetzt scheinen auch andere Firmen die Werbewirksamkeit dieses Namens er-



Historischer Rundgang durch den Lintorfer Ortskern am 12. August 2008



kannt zu haben. Unser Mitglied, Leser und Autor **Michael Baaske** entdeckte in Berlin durch Zufall mehrere Busse eines Reiseunternehmens aus Unna, das sich „unseren“ Namen einfach so mir nichts, dir nichts angeeignet hat. Leider können wir keine Tantiemen oder Sponsoring-Gelder dafür kassieren.

Wie seit 16 Jahren wurde auch am diesjährigen Unterhaltungsnachmittag des Lintorfer Heimatvereins am 7. November wieder für die „Deutsche Stiftung Denkmalschutz“ gesammelt. Durch die 520 Euro, die am Ende zusammenkamen, wurde damit der Gesamtbetrag von 10.000 Euro überschritten, der in den vergangenen Jahren an die Stiftung überwiesen werden konnte.

Herzlichen Dank!

Auch im vergangenen Jahr haben sich die Lintorfer Heimatfreunde wieder zusammen mit anderen Organisationen an gemeinsamen Projekten und Veranstaltungen beteiligt.

Unterstützt wurde beispielsweise das Projekt „Lintorfer Schreibwerkstatt“ des „Fördervereins Manege e.V.“, bei dem Kinder zwischen acht und zwölf Jahren auf eine Entdeckungsreise durch die Geschichte Lintorfs gingen. An historischen Orten erfuhren sie manches Wissenswerte, aber auch Amüsantes und Fantastisches über ihren Wohnort. Anschließend dachten sie sich Geschichten um das Gesehene oder Gehörte aus und schrieben sie nieder. Alle Geschichten sollen noch in diesem Jahr in Buchform veröffentlicht werden, bebildert

von anderen Kindern und Ratinger Künstlern.

Zusammen mit den anderen Ratinger Heimatvereinen und dem Unternehmensverband Ratingen planen die Lintorfer Heimatfreunde mit an einer Ausstellung „250 Jahre Industrie in Ratingen“, die Ende des Jahres 2010 im Industriemuseum Cromford eröffnet werden soll.

Unser Verein wird sich mit Dokumenten und Exponaten an dieser Ausstellung beteiligen, die den Zeitraum vom Beginn der Industrialisierung im Raum Ratingen (Lintorfer Bleibergwerk, Baumwollspinnerei Brügelmann) bis zu den heutigen Ratinger Firmen abdecken soll.

Auch an der Vorbereitung und Durchführung des ökumenischen Friedensgottesdienstes am 8. Mai auf dem Konrad-Adenauer-Platz war der Lintorfer Heimatverein wieder beteiligt. Der Gottesdienst stand in diesem Jahr unter dem Motto „Hoffungszeichen – Kinder in Lintorf und die Kinder im Friedensdorf Oberhausen“. Für die Liturgie waren wie in den letzten Jahren **Pfarrer Benedikt Zervosen** und **Pfarrer Frank Wächtershäuser** verantwortlich, der übrigens dieses Amt in der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund am 1. April seit 25 Jahren ausübte.

Außerdem waren beteiligt Kinder der Johann-Peter-Melchior-Schule, der Eduard-Dietrich-Schule und der Heinrich-Heine-Schule sowie **Petra Schwatlo** vom Friedensdorf Oberhausen.



**Gasthof
Gut Porz**

Unsere Öffnungszeiten:
 Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
 Küche von 18.00 – 22.30 Uhr
 An Sonn- und Feiertagen
 sind wir ab 11.00 Uhr
 durchgehend für Sie da.
 Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten!
 – Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
 Telefon 02102/93 40 80
www.gutporz.de

Durch persönliche Kontakte gelang es dem Lintorfer Heimatverein, den Schauspieler **Günter Lamprecht**, der sich stark für das Friedensdorf engagiert, zu bewegen, ein Grußwort zum ökumenischen Friedensgottesdienst zu schreiben. Er kam unserer Bitte gerne nach. Wir geben sein Grußwort hier wörtlich wieder:

Ein Grußwort von Günter Lamprecht

Botschafter von Friedensdorf International in Oberhausen

Liebe Freunde, liebe Schwestern, liebe Brüder,

ich grüße Sie alle von ganzem Herzen an diesem bedeutungsvollen Tag. Leider ist es mir nicht möglich, heute bei Ihnen zu sein, an einem Tag, einem Datum, das unauslöschlich in die Geschichtsschreibung eingegangen ist. Der 8. Mai 1945. Das Ende eines mörderischen Krieges, der soviel Leid und Elend über die Menschen gebracht hat. Mai 1945. Ich war 15 Jahre alt, als verkündet wurde: Der Krieg ist aus und vorbei. In meinem Buch „Erinnerungen“ erzähle ich, wie ich die letzten Stunden des Krieges als kleiner Hilfssanitäter in Berlin-Mitte erlebt habe.

„Die Panzersperre in der Wallstraße ist meine Anlaufstelle, Verwundete abzuholen. Es war ein Sanitäter, auf dessen Befehl hin ich mich mit ihm von dem schützenden Bunker in der Kurstraße zur Sperre durchschlagen sollte. Vereinzelt Rotarmisten hatten es geschafft, die Linie zu durchbrechen, und eröffneten nun als Hecken-schützen aus dem Hinterhalt aus zerstörten Häusern das Feuer. Wir bekamen von „unseren“ Maschinengewehren Feuerschutz und rasten, rasten los um unser Leben. Der Sani schleppte eine zusammengerollte Trage mit sich. Aber dann zurück. Die Trage beladen, rannten wir mit halbem Tempo in gebückter Haltung zurück. Während wir rannten, konnte ich plötzlich beten, laut beten, der verwundete Landser auf der Trage wimmerte und winselte vor Schmerzen. Sein rechtes Bein war zertrümmert, bestand nur noch aus einer leblosen Masse, zerquetscht und blutig.

Wir sind in unserem Bunker gelandet, und ich blutete unter dem rechten Arm. Unser schwer verwundete Landser wurde ruhig ge-

spritzt und mußte in der langen Reihe Verwundeter vor den beiden improvisierten OPs warten. Zwanzig bis dreißig Schwerverletzte lagen am Boden aufgereiht auf Matratzen. Der Sani besorgte zwei Becher Pulverkaffee, besah sich meine kleine Verletzung und sagte: „Glück gehabt, Streifschuss.“ Es war wirklich nicht der Rede wert. Und dann sagte er noch: „Det Beten is anscheinend jar nich so falsch, et hilft.“

Eine schlimme Nacht ist vorüber. Drei der von mir zu betreuenden Soldaten sind gestorben, der eine, der mit dem Bauchschuss, elendig verreckt. Ich konnte ihm nicht helfen, er schrie und bettelte um Wasser. Der Arzt hat mir aber eingeleut: „Du gibst dem nichts zu trinken.“ Mit verlogenen Worten hatte ich versucht, den Sterbenden zu beruhigen. Das Einzige, was mir blieb, war, mit ihm zu weinen, bis er für immer schwieg. Ein anderer erzählte mir seine ganze Lebensgeschichte, die war ja nicht sehr lang. Was mit den Leichen geschehen ist, weiß ich nicht mehr.

Oben, draußen, war eine unheimliche Ruhe eingekehrt, die Kampfhandlungen waren eingestellt. Der Krieg, aus und vorbei. Hier unten in den Bunkerräumen herrschte dennoch die Angst: Wir hatten alle Angst vor dem Frieden.

Ängstlich, neugierig, mißtrauisch, fast schleichend begegnete man

dem Sieger. Der thronte auf einem T 34 im Range eines Offiziers. Ziemlich besoffen, rief er immer wieder „Weuna kaputt“, was soviel hieß wie „Der Krieg ist zu Ende“.

Ich habe erfahren, was mit Kindern im Krieg passiert.

Unbeschreiblich ist es, wie groß die Bürde ist, an der diese Kinder bis an ihr Lebensende zu tragen haben.

Deshalb bin ich Botschafter des Friedensdorfes in Oberhausen geworden.

Wenn ich nur ein bisschen dazu beitragen kann, das Leben dieser geschundenen Kinder auch nur für eine kurze Zeit schöner zu gestalten, dann erfüllt mich das mit Freude.

Lassen Sie uns die Hoffnung nicht verlieren, diese Welt gemeinsam doch noch ein wenig friedlicher werden zu lassen. Mein Traum ist: Das Friedensdorf in Oberhausen sollte irgendwann keine Kinder mehr beherbergen müssen.

Ich wünsche Euch allen ein friedliches erfülltes Zusammensein.

Herzlichst



Der Schauspieler Günter Lamprecht mit Kindern des Friedensdorfes International in Oberhausen

Unser langjähriger Leser **Wilhelm A. Schmitz** aus Bietigheim-Bissingen in Schwaben bittet die Lintorfer Heimatfreunde um Mithilfe bei der Suche nach den Lebensdaten von Vorfahren seiner Familie, die aus dem Raum Ratingen stammen. Gerne kommen wir seiner Bitte nach und veröffentlichen seine Suchanzeige:

Familienforschung

Fehlende Sterbedaten zu Vorfahren gesucht, die in Lintorf gelebt haben.

Speckamp, Johann Leopold Adolph, = Lintorf 23.5.1745, † wo, wann (zwi. März 1789 und 1822)?; ∞ Ratingen 7.1.1770 **Kottsiepen**, Catharina Elisabeth * Düssel um 1745 (vor KB-Beginn), † Lintorf 15.11.1822 als Witwe im Haus Nr. 59

Holtkamp/Holz kamp, Anna Catharina, = Wattenscheid 12.11.1744, † wo, wann (nach 25.12.1817 nach 3. Ehe); ∞ am 8.1.1808 in St. Anna mit **Speckamp**, Arnold, † Lintorf 25.12.1817. – Wohnung: Haus Nr. 93.

Kamps/Kammes, Henrich, = ev. Linnep 31.12.1731, † wo, wann (nach 1766); ∞ ev. Linnep 17.1.1751
Bierbaum, Anna Christina = Mintard 30.5.1726, † wie Ehemann. – 7 Kinder wurden vom 8.4.1753 bis 1.6.1766 in St. Anna getauft.

Wilhelm A. Schmitz (geboren in Ratingen) · Haselweg 15, 74321 Bietigheim-Bissingen

Manfred Buer



Die Linneper Schlossallee

Buchbesprechungen

Rheinischer Städteatlas – Lieferung XVII Nr. 89: Ratingen, hg.v. Landschaftsverband Rheinland – Rheinische Landeskunde, Köln – Weimar – Wien 2008

Obwohl der Rheinische Städteatlas mit seinem sperrigen Format (DIN A 3) nicht ins Bücherregal passt, so ist er doch ein Muss für jeden an der Ratinger Stadtgeschichte Interessierten. Warum?

Jede Lieferung des Städteatlases besteht aus zwei Teilen, einem Karten- und einem Textteil. Im ersten werden auf vier Tafeln u.a. präsentiert:

1. die Ratinger Innenstadt nach dem Urkataster von 1839 und nach der Deutschen Grundkarte von 2003/2004 (Maßstab 1:2.500) und
2. Ratingen und Umgebung in Karten der Jahre 1824, 1843/44, 1892 und 2005 (Maßstab 1:25.000).

Ein Vergleich der einzelnen Karten bietet einen guten Einblick in die Entwicklung der Stadt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehen wir eine geschlossene Bebauung nur innerhalb des alten Mauerrings, der umgeben ist von Gärten und Feldern. Aber auch noch innerhalb der Mauern fallen die großen Freiflächen auf, so beispielsweise links und rechts der Minoritenstraße, wo heute das Rathaus steht, oder das Gebiet vor dem Kornsturm. 1892 hat allerdings die Industrialisierung ihre ersten Spuren hinterlassen. Die Bahnlinien durchschneiden das Gelände und in der Nähe der Bahnstationen haben sich mehrere Fabriken angesiedelt. Zwar sind zu diesem Zeitpunkt die Ausfallstraßen schon stärker bebaut, doch noch ist die alte Siedlungsstruktur deutlich sichtbar. Dies hat sich 100 Jahre später so total verändert, dass man schon zweimal hinschauen muss, um zu erkennen, dass die gewählten Kartenausschnitte identisch sind. Zwischen Anger und Schwarzbach ist nun eine großflächige, geschlos-

sene Siedlung entstanden, die Gärten und Felder sind alle bebaut worden. Ebenso haben sich Tiefenbroich und Lintorf bis zu den Rändern der Wälder ausgedehnt. Die verstreut liegenden Bauernhöfe, die das Bild von 1892 noch geprägt haben, sind weitgehend verschwunden und nur noch im Süden, im Schwarzbachtal, zu sehen.

Noch wichtiger als der Kartenteil, der auch noch einige (Schräg-)Luftbilder enthält, ist der Textteil, der in fünf Großkapiteln (I. Siedlung; II. Topographie; III. Herrschaft und Gemeinde; IV. Kirche, Schule, Kultur und Gesundheitswesen; V. Wirtschafts- und Sozialstruktur) eine Fülle an Informationen bietet. Wer glaubt, dass die Auflistung von Daten und Fakten eine trockene Lektüre darstellt, irrt in diesem Fall. Wer nur anfängt, das Werk durchzublättern, wird sich sehr schnell festlesen, sei es bei dem Abschnitt II.2 Siedlungsentwicklung oder bei der Baugeschichte von Peter und Paul (IV.1), sei es bei der Einführung der Reformation (IV.9), der Schulgeschichte (IV.11) oder bei der Entwicklung von Gewerbe und Industrie (V.4).

Sollten sich zukünftig Fragen zur Ratinger Geschichte ergeben, wie: Wann und wo wurde Ratingen erstmals erwähnt? Wann wurde die Bechemer Straße zum ersten Mal in den Quellen genannt? Welche Straßen hat es noch im Mittelalter gegeben? Welche Privilegien erhielt Ratingen von den Landesherren? Wann wurde der Galgen erstmals erwähnt? Welche Stadt- und -türme gab es in Ratingen? Seit wann sind Wallfahrten und Prozessionen nachzuweisen? Wann wurde die Straßenbahnverbindung nach Düsseldorf aufgenommen? usw. usw., so findet man hier eine zuverlässige Antwort, die durch eine genaue Quellenangabe belegt ist. Ja, wir erfah-

ren sogar, wie viele Schafe im Jahre 1843 gehalten wurden (220), denn der Städteatlas enthält auch zahlreiche statistische Überblicke, so z.B. über den Anteil der Konfessionen an der Bevölkerung von 1807 bis 2006, über die Bodennutzung, die Größe und Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe oder über den Viehbestand 1713 bis 2003. Die umfangreiche Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung wird ergänzt durch Berufs- und Gewerbetabellen sowie durch Auflistungen der Fabriken und gewerblichen Anlagen.

Die Vielfalt der Informationen kann im Rahmen einer Besprechung nur angedeutet, aber nicht vollständig aufgezeigt werden. Die kurze Skizzierung dürfte aber bereits einen Eindruck vom breiten Spektrum der Daten vermittelt haben.

Die Konzeption des Städteatlas sieht vor, dass sich alle Angaben nur auf das jeweilige Stadtgebiet, nicht auf das heutige beziehen. Daher werden die neu hinzugekommenen Stadtteile wie Lintorf, Hösel oder Homberg bis zur Eingemeindung nicht berücksichtigt. D.h. die Angaben zu Kirchen und Klöstern, zu Mühlen oder den Friedhöfen beziehen sich zumeist nur auf Alt-Ratingen.

Den Städteatlas werden nur wenige als abendliche Bettlektüre nutzen, aber man wird ihn immer wieder aus der Schublade ziehen, um Wissenslücken zu schließen oder um aufkommende Fragen zu beantworten. Für jeden, der sich für die Geschichte Ratingens interessiert, ist er unverzichtbar, denn nirgendwo sonst gelangt man so schnell an zuverlässige Informationen. Er ist damit - nach der vom Ratinger Heimatverein herausgegebenen Stadtgeschichte - die wichtigste lokalgeschichtliche Veröffentlichung der letzten Jahre.

Dr. Klaus Wisotzky

Familienbuch der reformierten Gemeinde Linnep 1682-1790

Ein Hinweis für Familienforscher

Ingo Löhken: Familienbuch der reformierten Gemeinde Linnep 1682-1790.

Köln 2008. 254 S. 12 €

(Veröffentlichungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde. Bd. 238)

Da die vorliegende Ausgabe der „Quecke“ sich im Eingangsteil mit dem Thema Breitscheid beschäftigt, möchte ich auf ein Buch aufmerksam machen, das Familienforschern bei ihrer Suche nach Vorfahren aus der reformierten Pfarre Linnep helfen kann. Zu den wichtigsten genealogischen Quellen gehören die Kirchenbücher, in welche die Pfarrer die Taufen, Heiraten und Sterbefälle der Pfarrangehörigen in chronologischer Reihenfolge aufgeschrieben haben.

Ingo Löhken aus Windeck hat sich nun die Mühe gemacht, die Linneper Kirchenbücher auszuwerten und die gefundenen Informationen zu einem Familienbuch zusammenzusetzen. In alphabetischer Reihenfolge werden die Eltern (alphabetisch eingeordnet nach dem Namen des Vaters) aufgeführt, anschließend folgt die vollständige Abschrift des Heiratseintrags, weil der Eintrag viele Informationen enthält. Darunter stehen zusätzliche Daten zu den Eltern, z.B.

Tod, weitere Ehen. Dann folgen die Taufen der Kinder mit den Taufpaten. Soweit es möglich war, hat Ingo Löhken dann die Daten verknüpft, d.h. er hat, falls er das ermitteln konnte, die Eltern des Ehepaars und die Ehepartner der Kinder mitangegeben, sodass man mit Hilfe des Familienbuchs leichter seine Vorfahren zusammenstellen kann, als wenn man das Kirchenbuch nach den einzelnen Personen durchsuchen müsste.

Die reformierte Kirche des Kirchspiels Linnep besteht seit 1684, die Kirchenbücher sind ab dieser Zeit erhalten. Das Familienbuch behandelt die Daten bis 1790 (Taufen, Heiraten 1682-1790, Sterbefälle 1683-1743, 1770-1790).

In der Pfarre Linnep besteht eine besondere Schwierigkeit, auf die Ingo Löhken in seiner Einleitung hinweist: „Im Kirchspiel Linnep ist für die Zeit vor etwa 1850 die am Niederrhein verbreitete Sitte der Wohnplatznamen stark ausgeprägt. Der Familienname, so wie er uns heute geläufig ist, war die Ausnahme. Die Menschen nannten sich nach dem Hof oder dem Platz, auf dem sie lebten und arbeiteten. Wohnung oder Arbeitsstelle konnten wechseln. Ein anderer Hof konnte in Pacht genom-

men werden. Folgerichtig wechselte auch der Name. Aber auch der Hofesname konnte sich ändern. So wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus dem Hof „Zu Stein“ der Hof „Zu Niederstein“, um nur ein Beispiel zu nennen.

Auch ist zu beobachten, dass das unter dem damals aktuellen Wohnplatznamen des Vaters getaufte Kind bei der eigenen Heirat plötzlich wieder den Taufnamen seines Vaters führt. Für den Familienforscher von heute ist das Verwirrspiel fast zwangsläufig vorprogrammiert.

Eine gute Hilfe bei diesem Verwirrspiel ist das vorliegende Buch. Es enthält im Anhang ein Register der Nachnamen, ein Ortsregister und ein Register der Sterbefälle, die nicht zuzuordnen waren.

Das Buch wird von der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde herausgegeben und kann bei der Geschäftsstelle der Gesellschaft bestellt werden.

Adresse:

Geschäftsstelle der WGfF, Unter Gottes Gnaden 34, 50894 Köln, Tel. 0221/508488,

E-Mail:

wgff-buchbestellung@t-online.de

Monika Degenhard

Festschrift „100 Jahre Tell-Kompanie Lintorf 1909“, Ratingen-Lintorf 2009, 63 Seiten, zahlr. Abbildungen

Zum 100. Geburtstag der Lintorfer Tell-Kompanie liegt eine besondere Festschrift vor, die mit viel Liebe zum Detail, einem glücklichen Händchen für Sprache und Umfang und einer gesunden Portion Humor entstanden ist. Schützenchef Herbert Hirsch, Präses Pfarrer Benedikt Zervosen und der aktuelle Vorsitzende, Dirk Steingen, haben der Festschrift Glückwünsche und Grußworte vorangestellt. Geschichte und Geschichten der Tell-Kompanie sowie ein Über-

blick über die Vorsitzenden und Könige und nicht zuletzt viele historische und aktuelle Fotos runden das Erscheinungsbild dieser attraktiven Chronik ab.

Am 14. März 1909 gründete eine Handvoll Lintorfer Bürger die Kompanie in der Gaststätte Mentzen. Schon kurz danach wurde Gründungsmitglied Johann Osterloo mit einem gezielten Schuss Bruderschaftskönig. Dies gelang den Tellanern erneut in den Jahren 1910 und 1912. Mit Beginn des

Ersten Weltkrieges 1914 begann der Niedergang des noch jungen Vereins, denn viele Mitglieder wurden zum Militärdienst eingezogen. Erst Mitte der 1920er-Jahre konnte das Vereinsleben wieder aufleben. Während der Herrschaft der Nationalsozialisten löste sich die Kompanie auf: Das ganze Bruderschaftswesen kam zwischen 1936 und 1948 zum Erliegen, weil sich die Lintorfer Bruderschaft nicht „gleichschalten“ lassen wollte. 1950 wurde der Verein dann

wieder gegründet. Erster Vorsitzender wurde Hermann Kockerscheidt.

Die Tell-Kompanie hat seither in mehrfacher Hinsicht beispielhafte Geschichte geschrieben. Sie war die erste Unterformation innerhalb der St. Sebastianus Schützenbruderschaft, die sich seit 1464 gebildet hatte. Heute gehören, dem Vorbild der Tell folgend, zwölf Kompanien zur Bruderschaft. Zugleich öffnete die Tell-Kompanie von Anfang an ihre Pforten auch für evangelische Schützenbrüder – ein Vorbild, an dem sich die meisten Kompanien heute orientieren. Der Erfolg spricht für sich:

14 Tellaner als Bruderschaftskönige nennt die Chronik.

Eine erfrischende Idee: Die abgedruckten Fotos aller heutigen Mitglieder zeigt diese in für sie typischen Situationen, etwa mit Utensilien ihrer Berufe oder in ihren Funktionen der Tell-Kompanie. Diese Fotos sind – so entnehmen wir dem Impressum – Walter Perpéet zu verdanken. Der Historiker Dr. Andreas Preuß fasst die Geschichte der Kompanie souverän zusammen. Übrigens ist die Festschrift ein Gemeinschaftsprodukt der Druckereien Perpéet und Preuß: Die eine sponserte das Papier, die andere den Druck. Und

diese freundschaftliche Hilfe unter Schützenbrüdern ist exemplarisch für die ganze Atmosphäre, welche die kleine Chronik versprüht: Der Rezensent hat den Eindruck gewinnen können, dass die Tellaner viel Freude an der Gemeinschaft des Schützenwesens haben und diese stets mit bester Laune auszukosten vermögen. Diese Freude springt den Leser der Festschrift geradezu an und wirkt im besten Sinne ansteckend. Der Kompanie ist nicht nur zum großen Jubiläum, sondern auch zu einer überaus geglückten Chronik aufrichtig zu gratulieren.

Dr. Bastian Fleermann

Ein Dorf in Oberschlesien

„Erinnerungen an Sabschütz – ein Dorf in Oberschlesien, das sind erste Erinnerungen an Kindheits- und Jugendtage: an Häuser, Gärten, Wege, Kirche, Schule, Menschen und Brauchtum. Das alles zusammen ist für uns Heimat. Welche Bedeutung das Wort Heimat hat, das zeigte uns die Zeit nach dem 10. Juli 1946. Es war der Zeitpunkt, an dem die Ortsbewohner ihren Heimatort für immer verlassen mussten“. So beginnt der Ratinger Autor Otto Bartsch das Vorwort zu seinem im Selbstverlag erschienenen Heimatbuch „Erinnerungen an Sabschütz – Ein Dorf in Oberschlesien“. Der seit 1960 in Ratingen lebende langjährige Vorsitzende der Ratinger Freizeitler setzt damit seine Heimat nach der Vertreibung ein eindrucksvolles und bleibendes Denkmal. Und zwar in dem Bewusstsein, dass die Angehörigen der „Erlebnissgeneration“, die die entscheidenden Jahre in ihrem Heimatort verbrachten, heute schon eine Minderheit darstellen. Für sie und ihre Nachkommen, aber auch für die Archive schrieb er deshalb das Buch, das dazu beitragen soll, dass das, was einmal war, als Teil der großen Geschichte erhalten bleibt.

Der Autor hatte das Glück, dass er vor allem in der Vor- und Frühgeschichte seiner Heimat auf die erhalten gebliebenen Vorarbeiten

zweier Pfarrer aus Sabschütz zurückgreifen konnte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trug Pfarrer Anton Schindler mit einem Bienenfleiß alle Urkunden, die überhaupt greifbar waren, für eine Chronik zusammen, und Ende des 19. Jahrhunderts fasste Pfarrer Eduard Vogt diese Vorlagen zu einer interessanten Darstellung über die Vor- und Frühgeschichte des Dorfes zusammen und führte die Dorfgeschichte bis in seine Zeit hinein mit vielen Erzählungen und Schilderungen weiter. Bevor er diese Geschichte und Geschichten in seinem Buch „Aus alten Tagen“ zusammenfasste, waren diese „Geschichtsbilder aus der Vergangenheit des Kirchspiels Sabschütz in Oberschlesien“ auf der Feuilletonseite der „Oberschlesischen Volkszeitung“ erschienen. Otto Bartsch wählte einen ähnlichen Weg. Seine Berichte und Erzählungen wurden zunächst im „Leobschützer Heimatblatt“ veröffentlicht, bevor er sie in seinem Buch zusammenfasste. Dadurch kommt es zwar zu keiner chronologisch genau nachvollziehbaren Abfolge, die einzelnen Berichte, die sich weitgehend auf eigenes Erleben oder aber auch auf die Erzählungen von Eltern, Verwandten und Freunden stützen, bieten dafür eindrucksvolle Bilder aus dem Dorfleben, von Mundart und Brauchtum, von der Schulzeit und

den Arbeitsbedingungen, von den Festen und dem Gemeinschaftsleben bis zu den Originalen, die Farbe in den teilweise doch grauen Alltag brachten.

Bemerkenswert kurz fällt das dritte Kapitel über „Ende und Abschied“ aus. Auf knapp zwölf Seiten schildert Otto Bartsch die Einnahme des Dorfes durch sowjetische Truppen, berichtet von Flucht und Rückkehr in das Dorf, die Übernahme der Heimat durch polnische Aussiedler und die spätere Ausweisung. Und auch das verbindet er wieder mit geradezu wundersamen Geschichten von den guten und schlechten Erlebnissen zwischen Alt- und Neusabschützern. Über 20 Seiten widmet er schließlich dem vierten Kapitel mit dem Titel „Wiedersehen“, der Rückkehr in die alte Heimat, berichtet von Reisen in die Vergangenheit und der Begegnung mit den neuen Bewohnern seines Dorfes.

Es ist ein versöhnlicher Abschluss, der hoffen lässt – wie er selbst sagt.

Otto Bartsch: Erinnerungen an Sabschütz – Ein Dorf in Oberschlesien, Ratingen 2008.

Elfi Lütke besorgte die Digitalisierung und Gestaltung des Buches.

Dr. Richard Baumann

An der Krippe

Wie das Lied „O Heiland, reiß die Himmel auf“ entstand

Erzählung

Wie in jedem Jahr ging er auch jetzt wieder zur Krippe. Jedes Jahr wurde sie im Seitenschiff von St. Ursula in Köln aufgebaut. Eine lange Tradition. Und immer kamen neue Figuren hinzu. Eigenhändig von den frommen Nonnen des Klosters geschnitzt. Jedes Jahr neu bekleidet mit kostbaren Stoffen.

Eine Kerze brannte und schenkte dem Gesicht des Kindes ihr Licht. Klein und zart saß es auf dem Schoß seiner Mutter und schaute ihn an. Ja, es schaute ihn an, den jungen Pater aus dem Jesuitenorden, der aus der Stadt in die Kirche geflüchtet war in der Hoffnung, hier einen Augenblick lang Gott näher zu sein. Denn die Gottferne erlebte er jeden Tag, wenn er im Gefängnis die Frauen besuchte, von denen die Richter behaupteten, sie seien Hexen. Gottferne erlebte er auch in den täglichen Berichten über den Krieg, über die gewaltigen Zerstörungen, das massenhafte Töten, die verheerenden Krankheiten, die Heimatlosigkeit der Menschen. Das ganze Elend dieser Zeit stand ihm plötzlich vor Augen. Gott war nicht da in dieser Zeit. Auch das Kind hier vor ihm war heimatlos, hatte kein richtiges Zuhause. Der Stall war Zeichen genug für die Not, in die es hineingeboren worden war. Aber war es nicht doch eine Idylle, völlig realitätsfern, wenn er sich so die Figuren ansah? Eher eine Flucht in eine andere, heile Welt – trotz Stall und Stroh?

Pater Friedrich Spee schaute das Kind an. Ein Kind, wie es täglich draußen geboren wurde. Und doch auch anders. Offen seine Augen, die Locken um sein Köpfchen einem Goldkranz vergleichbar, die Hände wie zum Segen ausgestreckt. „Wo bleibst du Trost der Welt?“ – „Bist du dieser Trost, Kind?“, kam es ihm in den Sinn bei all dem Elend draußen. Die verrottenen Stallbretter konnten da nicht mithalten.

Sein Blick ging vom Kind weg. Da waren sie – die Zeugen der Zeit, der Geburt: die Mutter, jung und schön, kostbar ihr weites besticktes Gewand und ihr weißer Schleier. Joseph, der Vater: bei aller Demut in der Haltung eher wie ein hoher Ratsherr gekleidet mit weitem weinroten Mantel und großem runden Hut, den Wanderstab in der Hand, als ob er bald wieder aufbrechen müsse.

Er sah auf der einen Seite die Propheten: auch sie vornehm gekleidet wie die reichen Bürger in der Stadt; weit geöffnet ihre Augen. Das war das Besondere, was sie auch unterschied von denen da draußen: Sie zeigen den Weg in die Zukunft, sie bringen Hoffnung zum Ausdruck, dass der Messias, der Friedensfürst, kommen werde. Frieden? Würde das kleine Kind mit den großen Augen, mit den goldblonden Locken den Frieden bringen? Hätte es die Macht dazu?

Auf der anderen Seite die Engel, die die Botschaft von der Geburt des Kindes verkünden. Solche Engel hatte er noch nie gesehen. Unwirklich schön! Sie kommen aus einer anderen Welt. Fürsten sind sie in Kleidung und Haltung. Bestickte Diademe tragen sie auf ihren Köpfen. Stolz und ganz erfüllt von ihrem Auftrag. So scheint es. So ist es.

Da sind noch die Hirten. Die sind ihm menschlich näher als die Propheten und die Engel. Denn es sind die, die er kennt aus den Gassen der Stadt, von den Feldern vor der Stadtmauer, die Armen, die nichts haben, außer dass sie sich über Kleinigkeiten freuen können. Sie tanzen vor Freude, sie zeigen aber auch Ehrfurcht. Sie beten an, Sie bringen Geschenke. Jetzt sind sie wie verwandelt. Sie sind nicht mehr die, die eben noch im Dreck lagen, die in der Kälte der Nacht froren und nicht wussten, was der morgige Tag bringen würde.

Mitten unter ihnen: Johannes, der lauthals dazu aufruft, umzukehren, den Weg zur Krippe zu nehmen. „Seht das Lamm Gottes“, schreit er und hält ein Schild hoch wie bei einer Protestversammlung. „Lamm Gottes“. Schafe, Lämmer, kleine Ziegen bringen die Hirten dem Kind zum Geschenk. Butter, Milch und Wolle. Das Leben beginnt.

Nachdenklich ist er geworden. Jede einzelne Figur, jeden Strauch und jeden Baum, jedes Tier hat er sich angesehen – auch das nicht verlöschende Feuer der Hirten auf dem Felde hat er bemerkt.

Morgen wird er mit den Frauen von St. Ursula hier an dieser Krippe meditieren. Morgen wird er die Kinder aus dem Stadtviertel sammeltrommeln, um mit ihnen zur Krippe zu gehen. Morgen wird er der Angeklagten im Gefängnis vom Kind im Stall erzählen: „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt, darauf die Welt all Hoffnung stellt.“ Wird sie überhaupt verstehen, was er meint, da ihr Gefängnis mit all dem Dreck und der krankmachenden Feuchtigkeit viel schlimmer ist als der Stall von Bethlehem?

Vielleicht schafft er es ja, etwas von der Hoffnung weiterzugeben, wie ein Prophet zu sein für die Frauen, die Kinder, die Gefangenen. Allen. Auch die mit dem harten Herzen will er nicht ausschließen.

„O Heiland, reiß die Himmel auf, herab, herab vom Himmel lauf.“ Die Propheten hatten es vorausgesagt. Die Engel hatten es verkündet. Die Menschen konnten hier finden, was es bedeutet, wenn Gott Mensch würde: „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt, darauf sie all ihr Hoffnung stellt?“ Genau diese Frage hatte er sich eben noch gestellt. Jetzt sah er sie, Propheten, Engel, Hirten und wünschte sich von ganzem Herzen, dass der Himmel sich doch einen Moment lang öffnen möge.

Der Stall ist der Himmel! Die Menschen würden hier den Himmel erleben und für einige Zeit die Welt draußen vergessen: „O Heiland, reiß die Himmel auf!“

Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Er sah das Kind an in seinem Licht: „O klare Sonn, du schöner Stern“, der Vergleich lag nahe. Ja, ansehen immer wieder ansehen

dieses einmalige Kind: „Dich wollen wir anschauen gern.“

Trost von einem Kind? Von einem Kind an die Hand genommen werden? Eine starke Kinderhand? „Hier leiden wir die größte Not.“ Gleich würde er zu denen gehen, die ohne jede Hoffnung im Gefängnis saßen. „Ach, komm, fhr uns mit starker Hand vom Elend zu

dem Vaterland.“ Die Augen würden dankbar seinen Blick, den er vom Kind in der Krippe mitgebracht hatte, in sich aufnehmen. Was blieb ihnen sonst?

Hans Müskens

Erstdruck des Liedes:

1622 im Evangelischen Gesangbuch Nr. 7, im Katholischen Gebet- und Gesangbuch „Gotteslob“ Nr. 105

Kaschubisches Weihnachtslied

*Wrst du, Kindchen, im Kaschubenlande,
Wrst du, Kindchen, doch bei uns geboren!
Sieh, du hättest nicht auf Heu gelegen,
Wrst auf Daunen weich gebettet worden.*

*Nimmer wärst du in den Stall gekommen,
Dicht am Ofen stnde warm dein Bettchen,
Der Herr Pfarrer käme selbst gelaufen,
Dich und deine Mutter zu verehren.*

*Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!
Mstest eine Schaffelmtze tragen,
Blauen Mantel von kaschubischem Tuche,
Pelzgefttert und mit Bnderschleifen.*

*Htten dir den eignen Gurt gegeben,
Rote Schuhchen für die kleinen Fe,
Fest und blank mit Ngelchen beschlagen!
Kindchen, wie wir dich gekleidet hätten!*

*Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!
Früh am Morgen weißes Brot mit Honig,
Frische Butter, wunderweiches Schmorfleisch,
Mittags Gerstengrtze, gelbe Tunke,*

*Gänsefleisch und Kuttelfleck mit Ingwer,
Fette Wurst und goldnen Eierkuchen,
Krug um Krug das starke Bier aus Putzig!
Kindchen, wie wir dich gefüttert hätten!*

*Und wie wir das Herz dir schenken wollten!
Sieh, wir wären alle fromm geworden,
Alle Knie würden sich dir beugen,
Alle Fe Himmelswege gehen.*

*Niemals würde eine Scheune brennen,
Sonntags nie ein trunkner Schädel bluten,
Wrst du, Kindchen, im Kaschubenlande,
Wrst du, Kindchen, doch bei uns geboren!*

Werner Bergengruen

Bildnachweis

- Titelbild: Udo Haafke
- Beitrag: „Die Linneper Waldkirche“
Otto Wilms, Manfred Buer
- Beitrag: „Breitscheid“
Archiv des VLH
- Beitrag: „Der Hof Unterschmalt im Norden Breitscheids“
Familie Molitor, Manfred Buer
- Beitrag: „Chronik des Wirthsnovender Hofes“
Ploennieskarte von 1715, Familienarchiv Hesselmann,
Manfred Buer
- Beitrag: „Erinnerung an Landwirt Peter Großhanten“
Monika Henrich, Familie Großhanten
- Beitrag: „Die Dröppelminna“
Maria Molitor, Manfred Buer
- Beitrag: „Die Familie Heintges aus Lintorf“
Barbara Lüdecke, Archiv des VLH
- Beitrag: „Vom Dorfschmied zum Schnapsfabrikanten“
Archiv des VLH, Udo Haafke, Manfred Buer,
Edmund von Wecus „Geschichte der Familie Stein“, 1921,
Friedrich Lau/Otto Most „Geschichte der Stadt
Düsseldorf“, 1921, Band II
- Beitrag: „Who do you think you are?“
Edmund von Wecus „Geschichte der Familie Stein“, 1921,
www.bbc.co.uk/whodoyouthinkyouare/rick-stein,
Manfred Buer
- Beitrag: „Eine niederländische Landarbeiterfamilie wird in
Ratingen heimisch“
Willi Haufs, W. Höffer (Homburg), Jupp Lamerz
- Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und
seiner Stadtteile“
Bibliothèque Royale, Brüssel; Presse- und Informationsamt
der Stadt Solingen, Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Ratingen und der Jülich-Klevische Erbfolgestreit“
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Streifzug durch Ratinger Postgeschichte“
Stadtarchiv Ratingen, Dr. Friedrich Ahrens
- Beitrag: „125 Jahre Balcke-Dürr“
Festschrift „75 Jahre Dampfkesselbau“, Dürrwerke AG, 1958
Festschrift „125 Years Full of Energy“, 2008
- Beitrag: „Die Firma HAVERA im Ratinger Süden“
Familie Venhoff, Wolfgang Diedrich
- Beitrag: „Die St. Arnold-Gruppe Ratingen im Bund Neudeutschland“
Stadtarchiv Ratingen, Hans Müskens, Manfred Buer
- Beitrag: „100 Jahre Sozialdienst katholischer Frauen“
Stadtarchiv Ratingen, Festschrift des SkF zum 100-jährigen
Bestehen
- Beitrag: „100 Jahre kfd St. Peter und Paul Ratingen“
Festschrift der kfd zum 100-jährigen Bestehen
- Beitrag: „Vor 40 Jahren verließen die letzten Schwestern
das St. Marien-Krankenhaus“
Dr. Richard Baumann, Festschrift von **Heinz Büter** zum
100-jährigen Bestehen des St. Marien-Krankenhauses (1954)
- Beitrag: „De Blasiusseje“
Pfarrarchiv St. Peter und Paul, Festschrift **Heinz Büter**
„100 Jahre St. Marien-Krankenhaus“
- Beitrag: „Die wertvolle Kanon“
Maria Molitor, Archiv des VLH
- Beitrag: „Dor reite Kniff“
Ewald Dietz, Archiv des VLH
- Beitrag: „100 Jahre Stromversorgung in Lintorf und Umgebung“
Archiv des VLH, Manfred Buer
- Beitrag: „Ein Industriegebiet entwickelt sich neu im Lintorfer Norden“
Helke Metzela, Archiv des VLH, Ernst Rieder
- Beitrag: „100 Jahre Tell-Kompanie Lintorf“
Festschrift der Tell-Kompanie 2009, Archiv des VLH
- Beitrag: „50 Jahre Prinz-Eugen-Corps“
Peter Helmut Laufs, Archiv des Prinz-Eugen-Corps
- Beitrag: „Erinnerungen und Spurensuche in Hösel“
Edi Tinschus
- Beitrag: „Dor Buur es du-et“
Manfred Buer
- Beitrag: „Erenneronge an minn alde Heimatstadt Ratingen“
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Amsel aus der Rheinprovinz“
Kläre und Werner Kall, Manfred Buer
- Beitrag: „Als Polizeibeamter in Polen“
Dr. Erika Münster-Schröer
- Beitrag: „Soziale Situation und Lebensläufe Ratinger Juden“
Stadtarchiv Ratingen, Hermann Tapken,
Dr. Bastian Fleermann, Manfred Buer
- Beitrag: „Jonas Rosner“
Klaus Hollerbach
- Beitrag: „Das Adam-Josef-Cüppers-Berufskolleg im Wandel der Zeit“
Stadtarchiv Ratingen, Archiv des AJCB, „Rheinische Post“
- Beitrag: „40 Jahre Anne-Frank-Schule“
Hans Müskens, Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „41 Jahre Hauptschule in Lintorf“
Fränzie Brockscothen
- Beitrag: „Die fuddelije Döschdeck“
Maria Molitor, Manfred Buer
- Beitrag: „Lengtörper Kall“
Udo Haafke
- Beitrag: „60 Jahre aktiver Sänger im MGV „Eintracht 02“
Werner und Eilo Frohnhoff, Archiv des VLH, Manfred Buer
- Beitrag: „Und was kam dann?“
Manfred Buer, Archiv des VLH
- Beitrag: „Meine Erinnerung an die Währungsreform“
Manfred Buer
- Beitrag: „Fünzig – Nur eine Zahl oder mehr?“
Joachim Zeletzki, Kolpingsfamilie Lintorf
- Beitrag: „Ein Lintorfer Original“
Manfred Buer
- Beitrag: „Volkram Anton Scharf“
Iduna Schnepf-Scharf, Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann
- Beitrag: „30 Jahre Club Ratinger Maler“
Elfi Lütcke, „Rheinische Post“
- Beitrag: „25 Jahre Ratinger Kinder- und Jugendchor“
Hans Müskens
- Beitrag: „Von der Ratinger Rentnerband zum Senioren-Orchester“
Senioren-Orchester, Udo Haafke
- Beitrag: „Heinz Erhardt“
Foto: Interfoto, Montage: MedienDesign
aus: „Radio“ (wdr-Radioprogramm) 10./11. Woche
- Beitrag: „Spurensuche – Integration in Ratingen“
Franz Naber
- Beitrag: „Kindernachmittag Am Sondert mit dem Spielmobil Felix“
Michael Baaske / Jugendamt Ratingen
- Beitrag: „Lüder Lüers“
Lüder Lüers
- Beitrag: „Nachtrag zur Städtepartnerschaft mit Maubeuge“
Clemens Michels
- Beitrag: „Ratinger Wahrzeichen in neuem Glanz“
Archiv der „Ratinger Jonges“, Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Laudatio zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette“
Volkmar Schrimpf
- Beitrag: „Laudatio zur Verleihung des Albert-Steeger-Preises
an Dr. Bastian Fleermann“
LVR: Foto Ludger Ströter
- Beitrag: „In eigener Sache“
Archiv des VLH, Ingrid Dilg, Manfred Buer

www.sparkasse-hrv.de/ps-sparen

Monatliche Gewinnbeträge
von 2,50 Euro bis zu
250.000 Euro.

 **PS** Sparen und gewinnen. Die Lotterie der Sparkasse.

**Clever sparen, spielend gewinnen,
Gutes tun: Das PS-Los Ihrer
Sparkasse kann (fast) alles.**

 **Sparkasse**
Hilden • Ratingen • Velbert

Immer eine gute Idee, auch als Geschenk: PS-Lose Ihrer Sparkasse. Bis zu 250.000 Euro können Sie schon mit nur 5 Euro Einsatz gewinnen. Davon werden vier Euro gespart, mit dem fünften Euro nehmen Sie an der monatlich stattfindenden Verlosung teil – und tun ganz nebenbei noch etwas Gutes für gemeinnützige Einrichtungen in Ihrer Stadt. Und das alles ganz unkompliziert per Dauerauftrag. Wir beraten Sie gern.

Die Teilnahme am PS-Sparen ist ab 18 Jahre möglich. Spielen kann süchtig machen.
Fragen zur Glücksspielsucht beantwortet unter anderem die Landesfachstelle Glücksspielsucht NRW.